This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600025848X

600025848X

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Erster Theil.

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Erster Theil.

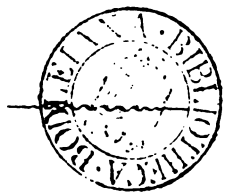
Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Erster Theil.

Griechenland, Kleinasien, Syrien.



Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

203. a. 285.

Der

Hochwohlgeborenen Frau

Elise Herz

geb. Edlen von Lämel

in verehrungsvoller Huldigung

gewidmet.

[redacted]

Der

Hochwohlgeborenen Frau

Elise Herz

geb. Edlen von Lämel

in verehrungsvoller Huldigung

gewidmet.

[redacted]

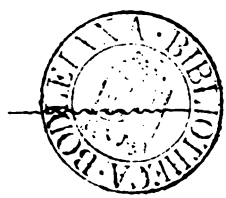
h Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Erster Theil.

Griechenland, Kleinasien, Syrien.



Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

203. a. 285.

Seite

Abſchied 115
Piräus 117
Syra 125
Smirna 129
Die Dardanellen 140
Konſtantinopel 145
An Byzanz 147
Abenteuer mit einem Schädel 150
Im Bosporus 154
In der Stadt 160
Paſſahfeier 165
Der Padiſchah 168
Harem und Gärten des Sultans 171
Die deutſch-engliſche Legion 181
Beſuch bei Omer Paſcha 188
Die Juden 194
Synagogen 200
Ezchajim 201
Bat-Halewi 202
Kadoſch Virani 203
Bene Hamikra 204
Leichenhöfe 207
Geſpenſtergeſchichten 211
Ein Geiſterfeſt 211
Die Bruſche 212
Das verwandelte Kind 215
Du für mich; ich für Dich! 215
Chalebi 217
Beim Chacham des Riſchan 220
Ein Freitagabend 227
Der Palaſt des Beliſar 231
Bruſſa 238
Salonik 242
Galib Paſcha 254
Abreiſe von Konſtantinopel 257

Der

Hochwohlgeborenen Frau

Elise Herz

geb. Edlen von Lämel

in verehrungsvoller Huldigung

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Zweck der Reise	1
Verkündende Stimmen	9
Persönliche Vorstellung	14
Johannan ben Sakai	17
Abreise	21
Corfu	25
Zante	33
Ein Sturm	39
Athen	42
Meine Nachbarn	52
Die Akropolis	57
Die Universität	62
Dichterkrönungen	67
Kolonos	73
An Hellas	75
Beim österreichischen Gesandten	77
Schulen	82
Mangabé	85
Der Nymphenhügel	89
König und Königin	94
Das Gut der Königin	98
Ein deutsches Dorf	101
Die Herzogin von Piacenza	104
Eleusis	108

Seite

Mytilene 260
Samos 264
Rhodos 270
Cypern 278
Beyrut 291
Die jüdische Gemeinde 294
Zum Fürsten des Libanon 298
Empfang in Sibne 302
Mittagsmahl 307
El it Meïs 312
Auf dem Libanon 317
Erster Tag 317
Zweiter Tag 325
Dritter Tag 332
Damaskus 340
Besuche 344
Ein Fest 347
Abd-el-kadr 357
Die Juden 365
Gesang und Kabbala 376
Zum Antilibanon 380
Erster Tag 380
Zweiter Tag 385
Baalbek 389
Beim Militärgouverneur 393
Die Tempel 397
Spaziergang 404
Gäste 408
Ein trauriger Ritt 413
Die Zedern 420
Den Libanon hinab 430
Tripolis 434
Abschied von Syrien 440

werden soll. Wenn ich mir die unvergeßliche, mir stets gütige Persönlichkeit meines Vaters vorstelle, so erscheint mir neben seinen allgemein menschlichen, trefflichen Eigenschaften vor Allem sein frommes Gemüt, seine unverbrüchliche Treue für den Glauben unserer Väter, sein im Geiste wehmütig freudiges Verweilen an den Stätten, die uns durch Religion und Geschichte unseres Volkes stets heilig, ehrwürdig und theuer bleiben werden. Mit diesen Gefühlen lebten aber auch diejenigen in ihm, welche ihn, treu und begeistert fürs Vaterland, zu den edlen und aufopferndsten Handlungen anspornten und ihn durch die Gnade eines Monarchen von Oesterreich zu den „Edlen" des Landes reihten.

„Ich beschloß denn, ihm in Palästina, in der Stadt Jerusalem selbst ein Denkmal zu errichten; keines das prunkt, aber eines das wirkt, bildet und edel macht. Ein Institut, in welchem die Anschauung der israelitischen Jugend frühzeitig wahrer Religiosität und nützlichen Gewerben zugewendet und jener Sinn wachgerufen wird, welcher der Keim ist für jede Bürgertugend und echte, begeisterte Vaterlandsliebe, zunächst für das große Oesterreich!

„Durch reisende und in Jerusalem ansässige Israeliten wurde mir, wie die Armut unserer Glaubensgenossen daselbst, überhaupt das Schicksal der Jugend, der Kinder herzerschütternd geschildert; nackt und hungernd, wenn nicht krank und elend, füllen sie die Straßen der Stadt, entbehren sie der Ueberwachung, des Unterrichtes.

„Ich habe denn beschlossen, in Jerusalem eine

Kinder-Bewahranstalt

zu stiften, und zur Begründung und Erhaltung derselben die 4½ Prozent Zinsen eines Kapitals

von 50,000 fl. Fünfzigtausend Gulden

in Staatsschuldverschreibungen zu bestimmen, mit welchen die Erhaltungskosten der Anstalt nach den folgenden Bestimmungen bestritten werden sollen:

„In der Anstalt sollen zunächst die israelitischen Kinder österreichischer Unterthanen Aufnahme finden, und um ein Zeichen

der unserem heiligen Glauben innewohnenden Duldsamkeit und Nächstenliebe zu geben — wenn kein Hinderniß dagegen von der einen oder andern Seite obwaltet — auch Kinder christlicher und mohammedanischer Eltern Aufnahme und Schutz finden. Diesen soll dann, der Zahl nach zusammen der fünfte Theil eingeräumt sein.

„Die Zahl der aufzunehmenden Kinder überhaupt wird sich nach Verhältniß der Erhaltungskosten zu den Zinsen des Stiftungskapitals richten. Die Kinder, die vom Morgen bis zum Abend in der Schule zu verbleiben haben, sollen ein einfaches, gut nährendes Mittagsmahl und die völlig Armen die Bekleidung erhalten. An dieser Kinder-Bewahranstalt, welche je nach sich ergebenden Lokalbedingungen in einem eigens anzukaufenden, oder in einem gemieteten Hause und Garten sich befindet, soll ein Mann angestellt werden, welcher mit den nötigen speziellen Kenntnissen ausgerüstet, wenigstens der hebräischen, arabischen, deutschen und möglichst auch der italienischen Sprache kundig und ein Mann von vorzüglicher Moralität und Religiosität ist. Er muß verheiratet und seine Gattin geeignet sein, ihn als Lehrerin und Kinderbewahrerin zu unterstützen. Ein Arzt soll die Verpflichtung haben, in der Anstalt selbst die Sanität zu überwachen.

„Es ist mein lebhafter Wunsch und ich hoffe, daß Sie, geehrte Herren! denselben im Interesse der Humanität und des Heils unserer Glaubensgenossen zu erfüllen geneigt sein werden: das Ehrenamt der Kuratoren dieser meiner Gründung, welche unter dem Namen:

Simon Edlen von Lämel's Stiftung

fortan in Jerusalem bestehen und blühen soll, zu übernehmen.

„Ich wünsche, daß die genannte Stiftung unter den Schutz der Regierung, unseres gnädigsten Herrn und Kaisers, der unter seinen glorreichen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, gestellt und der jeweilige kaiserlich österreichische Consul in Jerusalem beauftragt werde, die von der Anstalt regelmäßig an die Herren Kuratoren in Wien zu richtenden Berichte mit zu unterzeichnen, nach deren Einlangung erst die Zinsen zur

[illegible] sein werden. [illegible] sein, der hohen [illegible] der Enns jährliche [illegible]

„[illegible] Beruhigung [illegible] Stolzes, daß [illegible] in Palästina, der hohe [illegible] Kaisers und Herrn zu Theil werden [illegible] in der es gilt, die Herzen [illegible] die Geister treu und hell [illegible] das Vaterland begeisterte, treue, reli[illegible] werden.

„[illegible] Institut in Jerusalem zu begründen, [illegible] Jerusalem selbst die nötigen Einleitungen zu [illegible] Lehrer, den Arzt glücklich zu finden, [illegible] für die Schule aufzunehmen und einzurichten, überhaupt, [illegible] was ersprießlich ist, um das beabsichtigte Werk zu gründen und dem Giebel entgegenzubauen. Ich habe denn einen Bevollmächtigten in der geehrten Person des Dr. med. Herrn Ludwig August Frankl gefunden und habe volles Vertrauen zu ihm. Er sagte mir zu, der Arbeit und der Gefahr der Reise in den Orient sich zu unterziehen.

„Menschliches Wollen aber, kaum mächtig in der Gegenwart, ist stets vermessen, wenn es in eine ferne Zukunft und, wie es zu heißen pflegt, für ewige Zeiten wirken will. Wolle der Himmel ein Schicksal abwenden, daß durch unberechenbare, der menschlichen Vorsicht sich entziehende Weltereignisse die Existenz des dargestellten Institutes in Jerusalem in künftigen Zeiten unmöglich würde. Weil aber dies bei der Vergänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen möglich ist, so bestimme ich, wie folgt:

„Wenn die Anstalt in Jerusalem jemals durch unvorhergesehene Ereignisse zu sein aufhören müßte, soll das ganze in Wien für die Kinderbewahr-Anstalt in Jerusalem sichergestellte 4½ prozentige Stiftungskapital in Staatsschuldverschreibungen zu zwei

Stiftungen, die wieder ihrer urſprünglichen Widmung gemäß dem Unterrichte der Jugend zu Gute kommen ſollen, getheilt werden, und zwar ſoll die Hälfte: 25,000 Gulden zu einer Unterrichtsſtiftung in der israeltiſchen Kultusgemeinde in Wien, die andere Hälfte: 25,000 Gulden, zu einer gleichen in Prag verwendet werden.

„Die Herren Kuratoren der Simon Edlen von Lämel's Stiftung in Jeruſalem zahlen ſodann die genannte Hälfte des Stiftungskapitales an den Vorſtand der israelitiſchen Kultusgemeinde in Prag, welcher, ſowie der in Wien, das Stiftungskapital unter hoher Genehmigung der kaiſerlich öſterreichiſchen Regierung ſicherzuſtellen verpflichtet iſt, und zwar, wie ſie dann heißen ſoll, für die

Simon Edlen von Lämel's Unterrichtsſtiftung in Wien und Prag.

„Die Verwendung der 4½ prozentigen Zinſen beider Stiftungskapitalien à 25,000 Gulden beſtimme ich für Wien und Prag wie folgt:

„Nachdem ſich das Kapital à 4½ Prozent mit 1125 Gulden jährlich verzinſt, ſo theile ich dieſe Summe in fünfzehn Stipendien à 70 Gulden, und zwar:

Für zwei Hörer der Medizin zwei Stipendien .	à 70	fl.
Für zwei Hörer der Jurisprudenz zwei Stipendien	à 70	„
Für zwei Schüler der bildenden Künſte (Architekten, Bildhauer, Maler) zwei Stipendien . .	à 70	„
Für zwei Hörer der Technik zwei Stipendien .	à 70	„
Für zwei Hörer der jüdiſchen Theologie (Rabbinatskandidaten) zwei Stipendien	à 70	„
Für zwei Lehramtskandidaten zwei Stipendien .	à 70	„
Für zwei Lehramtskandidatinnen zwei Stipendien	à 70	„
Für einen israelitiſchen Kantor ein Stipendium .	à 70	„

„Auf dieſe Stipendien ſollen zunächſt diejenigen Anſpruch haben, die aus der Verwandtſchaft meiner ſeligen Eltern ſtammen, und zwar aus den Familien Lämel, Duſchenes, Kuina und Blau.

„Die Nennung des Namens meines seligen Vaters bei der Todtengedächtnißfeier in der Synagoge zu Jerusalem und in der Altneuschule zu Prag, wie dies bereits im Tempel in Wien durch die Anordnung des Vorstandes geübt wird, ferner das Anzünden eines Seelenlichtes an seinem Sterbetage, am 18. April 1845, wird mir nicht als Bedingung, aber doch als frommer Wunsch nicht versagt werden.

Der Himmel verleihe meinem Wollen seinen Segen!"

Der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Wien erwiderte unterm 27. August 1855:

„Hochgeehrte Frau!

„Ihre Zuschrift vom 18. dieses Monats, in welcher Sie uns Ihren Beschluß mittheilen, zum Andenken Ihres seligen Herrn Vaters Simon Edlen von Lämel mit 50,000 Gulden in 4½ prozentigen Staatsschuldverschreibungen eine Kinder-Bewahranstalt in Jerusalem zu begründen, ist uns zugekommen.

„Erlauben Sie, hochgeehrte Frau! daß wir vor Allem diesen, von edelster Pietät getragenen Akt einer menschenfreundlichen Gesinnung, diese That eines frommen Herzens und eines für Erziehung und Bildung der Jugend begeisterten Gedankens im Namen aller Derer dankbar begrüßen, die jetzt und in künftigen Zeiten der großmütigen Wohlthat theilhaftig sein werden. Sie segnen fortan das Andenken einer Frau, deren Name bereits durch vielfach wohlthätige Handlungen in den Annalen der Städte Wien und Prag glänzend eingezeichnet steht und die wir mit Stolz ein Mitglied der Kultusgemeinde nennen, die wir zu vertreten die Ehre haben. Es ist ein unvergängliches Denkmal, das Sie auf einer durch historische und religiöse Erinnerungen uns theuren Erde Ihrem seligen Herrn Vater und sich selbst errichten, zur Verherrlichung des heiligen Namens unseres Gottes, zur Wohlfahrt für die gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter. Ihrem Wunsche gemäß, in welchem wir ein Zeichen Ihres besondern Vertrauens erkennen,

und in Anbetracht einer unseren Glaubensgenossen für alle Zeit zu Gute kommenden Wohlthat nehmen wir das Ehrenamt der Kuratoren Ihrer Stiftung an.

„Indem wir für das Gedeihen Ihrer humanen großmütigen Stiftung die glücklichste Gründung und erfolgreichen Segen wünschen, zeichnen wir mit dem Ausdrucke wahrer Verehrung.

Leopold v. Wertheimstein, Joseph Wertheimer, Heinrich Sichrovsky, Moriz Goldschmiedt, Joseph Biedermann.“

Die Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde in Wien brachten am 12. September 1855 die Stiftung zur Kenntniß Sr. Exzellenz des Herrn Statthalters von Oesterreich unter der Enns mit der Bitte um Sanktionirung derselben. Zugleich wurde dem Vorstande der israelitischen Kultusgemeinde in Prag der Stiftungsbrief in Abschrift mitgetheilt, worauf am 14. Oktober 1855 dieser an Frau Elise von Herz-Lämel folgende Zuschrift richtete:

„Hochwohlgeborene Frau!

„Wir sind von der Stiftung in Kenntniß gesetzt, welche Sie, hochwohlgeborene Frau! für Jerusalem begründen.

„Da Sie hierbei auch die Prager israelitische Kultusgemeinde mit der eventuellen Zuwendung des halben Stiftungsgenusses bedacht haben, so erfüllen wir nur eine dringende Pflicht, indem wir Ihnen den tiefgefühlten Dank für diesen neuen Beweis der Großmut, der Anhänglichkeit und der werkthätigen Erinnerung an Ihre frühere Gemeindegenossenschaft aussprechen. Erlauben Sie, hochwohlgeborene Frau! aber auch, daß wir zugleich die bewundernde Anerkennung an den Tag legen, die Ihr unermüdlicher Wohlthätigkeitseifer und Ihr neuerliches, großartiges Werk verdienen und allenthalben finden. Aus dieser Ihrer Schöpfung leuchten gleich glänzend Ihre Religiosität und Menschenliebe, Ihr Patriotismus und frommes Kindesgefühl hervor, und wie Sie damit die Absicht erreichen, dem gesegneten Andenken an einen

zu Theil werden sollte. Diese Schrift unter dem Titel „Kol mebasser", verkündende Stimme, wurden nebst der österreichischen Volkshimne und einem Gebete für den Sultan in hebräischer Sprache auf fliegenden Blättern in Wien gedruckt und wird später über diese Drucksachen nicht Unwichtiges zu sagen sein.

Die beabsichtigte Stiftung wurde, da die Zeitungen von ihr Nachricht gaben, schnell in weiten Kreisen bekannt und erregte eine nicht geringe Sensazion.

Es wurden, wie stets, wenn eine von den hergebrachten Anschauungen sich abscheidende Idee, ein der Alltäglichkeit entgegengesetzter poetischer Gedanke, ein der religiösen Gleichgiltigkeit unbegreiflicher frommer Sinn auftauchen, Meinungen und Urtheile der verschiedensten Art laut, welche auf Alles scharfsinnig geriethen, was dem Verstande daran zugänglich ist. Aber die jeder Berechnung sich entziehenden Regungen eines Gemütes, seine oft durch die wunderbarsten Erlebnisse wachgerufenen Bedürfnisse, die häufig verschämt verhüllten Motive einer nicht gewöhnlich erscheinenden That werden, von der Menge nie, von einzelnen Denkern nur geahnt.

Die frommen, von poetisch religiöser Sehnsucht nach dem gelobten Lande getragenen Gemüter begrüßten den Gedanken fast zweifelhaft und dann freudig erstaunt. Die Kulturfreundlichen fühlten sich der historisch geweihten Erde näher und dachten an geistige und sittliche Erfolge. Man war verwundert, wie plötzlich aus einem bewegt frivolen Residenzleben, aus einer, wenn auch treu, doch ohne orthodoxe Färbung dem mosaischen Glauben anhängenden Gemeinde unerwartet und aus einem Frauenherzen die fromme Absicht auftauchte, in der Jehova heiligen Stadt eine Anstalt zu begründen, die in menschenfreundlichster Weise Gesittung und Lehre zu verbreiten berufen sein sollte. Die Stiftung wurde wohl auch vom politisch sozialen Standpunkte betrachtet. Wie Amerika durch Turos' Testament, England durch Sir Moses Montefiore, Frankreich durch die Familie Rothschild auf heiligem Boden für mosaische Glaubensgenossen in Wohlthätigkeit fördernder Weise vertreten sind, sollte nunmehr auch aus Oesterreich, dessen

Monarch überwiegend mehr Unterthanen mosaischen, als christlichen Glaubens in der heiligen Stadt zählt, eine materielle Wohlthat, eine geistige Erhebung kommen.

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, welche die humanitäre Absicht eine exotische nannten, was sie rücksichtlich eines fernern Welttheils, in der glanzvollen Perspektive des Morgenlandes auch wirklich war. Es ließen sich Manche vernehmen, die da meinten, daß Gesittung und Lehre in uns näher liegenden Kreisen zu verbreiten eine größere Notwendigkeit und Wohlthat wäre, und wie zu ihrer Anpflanzung und zu ihrem Wachsthume ein noch gar großer Raum im Vaterlande selbst sich darböte.

Neben solcher wohlmeinenden Aeußerung blieb auch die Gemeinheit mit der ihren nicht ferne. Eine angebliche Persönlichkeit, die sich in völlig unberechtigter, maßloser Selbstüberschätzung bei der Angelegenheit unbeachtet sah, stellte das Mißlingen der Stiftung als unausbleiblich dar. Sie konnte das, denn sie hatte Sache und Personen, bis ins innerste, unantastbare Leben derselben und ihrer Familie greifend, nach Jerusalem denunzirt. Die dortigen Bewohner erfuhren so, von einer in dergleichen Dingen sehr geübten Feder zuerst in verläumderischer und entstellter Weise, was ihnen als Wohlthat entgegengetragen werden sollte, was sie ohne diese Erbärmlichkeit mit dem tiefsten Dankgefühle schon damals aufgenommen haben würden. Statt eine edle, fromme, patriotische That, die unter allgemeiner Theilnahme vernommen, auch von den kaiserlichen Behörden mit lebhafter Gutheißung aufgenommen und unter den Allerhöchsten Schutz Sr. k. k. apostolischen Majestät gestellt wurde, statt sie pflichtschuldigst wenigstens nicht zu stören, statt eine Wohlthat frommen Glaubensgenossen nicht zu entziehen, wurde eine förmliche Bewegung in Jerusalem künstlich vorbereitet und organisirt, um sie dann, als durch den mit der Aufgabe Betrauten hervorgerufen, verläumderisch darzustellen. Es wurden nicht allein Schreiben nach Jerusalem, sondern auch nach Amsterdam, nach London gerichtet und geradezu aufgefordert, die noch nicht vorhandene Anstalt mit dem Banne zu belegen.

Die Zahl der Zustimmenden und Theilnehmenden war jedoch

[redacted]

[illegible] Gedanken faßt [illegible] Menschenfreundlichen [illegible] Dächten an [illegible] plötzlich [illegible] wenn auch [illegible] dem mosaischen Glauben an-hangenden [illegible] aus einem Frauenherzen die fromme Absicht [illegible] in der Jehova heiligen Stadt eine Anstalt zu begründen, die in menschenfreundlichster Weise Gesittung und Lehre zu verbreiten berufen sein sollte. Die Stiftung wurde [illegible] auch vom politisch sozialen Standpunkte betrachtet. Wie [illegible] durch Turos' Testament, England durch Sir Moses Mon-[illegible], Frankreich durch die Familie Rothschild auf heiligem Bo-[illegible] Glaubensgenossen in Wohlthätigkeit fördernder [illegible] sind, sollte nunmehr auch aus Oesterreich, dessen

Monarch überwiegend mehr Unterthanen mosaischen, als christlichen Glaubens in der heiligen Stadt zählt, eine materielle Wohlthat, eine geistige Erhebung kommen.

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, welche die humanitäre Absicht eine exotische nannten, was sie rücksichtlich eines fernern Welttheils, in der glanzvollen Perspektive des Morgenlandes auch wirklich war. Es ließen sich Manche vernehmen, die da meinten, daß Gesittung und Lehre in uns näher liegenden Kreisen zu verbreiten eine größere Notwendigkeit und Wohlthat wäre, und wie zu ihrer Anpflanzung und zu ihrem Wachsthume ein noch gar großer Raum im Vaterlande selbst sich darböte.

Neben solcher wohlmeinenden Aeußerung blieb auch die Gemeinheit mit der ihren nicht ferne. Eine angebliche Persönlichkeit, die sich in völlig unberechtigter, maßloser Selbstüberschätzung bei der Angelegenheit unbeachtet sah, stellte das Mißlingen der Stiftung als unausbleiblich dar. Sie konnte das, denn sie hatte Sache und Personen, bis ins innerste, unantastbare Leben derselben und ihrer Familie greifend, nach Jerusalem denunzirt. Die dortigen Bewohner erfuhren so, von einer in dergleichen Dingen sehr geübten Feder zuerst in verläumderischer und entstellter Weise, was ihnen als Wohlthat entgegengetragen werden sollte, was sie ohne diese Erbärmlichkeit mit dem tiefsten Dankgefühle schon damals aufgenommen haben würden. Statt eine edle, fromme, patriotische That, die unter allgemeiner Theilnahme vernommen, auch von den kaiserlichen Behörden mit lebhafter Gutheißung aufgenommen und unter den Allerhöchsten Schutz Sr. k. k. apostolischen Majestät gestellt wurde, statt sie pflichtschuldigst wenigstens nicht zu stören, statt eine Wohlthat frommen Glaubensgenossen nicht zu entziehen, wurde eine förmliche Bewegung in Jerusalem künstlich vorbereitet und organisirt, um sie dann, als durch den mit der Aufgabe Betrauten hervorgerufen, verläumderisch darzustellen. Es wurden nicht allein Schreiben nach Jerusalem, sondern auch nach Amsterdam, nach London gerichtet und geradezu aufgefordert, die noch nicht vorhandene Anstalt mit dem Banne zu belegen.

Die Zahl der Zustimmenden und Theilnehmenden war jedoch

zu Theil werden sollte. Diese Schrift unter dem Titel „Kol mebasser", verkündende Stimme, wurden nebst der österreichischen Volkshimne und einem Gebete für den Sultan in hebräischer Sprache auf fliegenden Blättern in Wien gedruckt und wird später über diese Drucksachen nicht Unwichtiges zu sagen sein.

Die beabsichtigte Stiftung wurde, da die Zeitungen von ihr Nachricht gaben, schnell in weiten Kreisen bekannt und erregte eine nicht geringe Sensazion.

Es wurden, wie stets, wenn eine von den hergebrachten Anschauungen sich abscheidende Idee, ein der Alltäglichkeit entgegengesetzter poetischer Gedanke, ein der religiösen Gleichgiltigkeit unbegreiflicher frommer Sinn auftauchen, Meinungen und Urtheile der verschiedensten Art laut, welche auf Alles scharfsinnig geriethen, was dem Verstande daran zugänglich ist. Aber die jeder Berechnung sich entziehenden Regungen eines Gemütes, seine oft durch die wunderbarsten Erlebnisse wachgerufenen Bedürfnisse, die häufig verschämt verhüllten Motive einer nicht gewöhnlich erscheinenden That werden, von der Menge nie, von einzelnen Denkern nur geahnt.

Die frommen, von poetisch religiöser Sehnsucht nach dem gelobten Lande getragenen Gemüter begrüßten den Gedanken fast zweifelhaft und dann freudig erstaunt. Die Kulturfreundlichen fühlten sich der historisch geweihten Erde näher und dachten an geistige und sittliche Erfolge. Man war verwundert, wie plötzlich aus einem bewegt frivolen Residenzleben, aus einer, wenn auch treu, doch ohne orthodoxe Färbung dem mosaischen Glauben anhängenden Gemeinde unerwartet und aus einem Frauenherzen die fromme Absicht auftauchte, in der Jehova heiligen Stadt eine Anstalt zu begründen, die in menschenfreundlichster Weise Gesittung und Lehre zu verbreiten berufen sein sollte. Die Stiftung wurde wohl auch vom politisch sozialen Standpunkte betrachtet. Wie Amerika durch Turos' Testament, England durch Sir Moses Montefiore, Frankreich durch die Familie Rothschild auf heiligem Boden für mosaische Glaubensgenossen in Wohlthätigkeit fördernder Weise vertreten sind, sollte nunmehr auch aus Oesterreich, dessen

Monarch überwiegend mehr Unterthanen mosaischen, als christlichen Glaubens in der heiligen Stadt zählt, eine materielle Wohlthat, eine geistige Erhebung kommen.

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, welche die humanitäre Absicht eine exotische nannten, was sie rücksichtlich eines fernern Welttheils, in der glanzvollen Perspektive des Morgenlandes auch wirklich war. Es ließen sich Manche vernehmen, die da meinten, daß Gesittung und Lehre in uns näher liegenden Kreisen zu verbreiten eine größere Notwendigkeit und Wohlthat wäre, und wie zu ihrer Anpflanzung und zu ihrem Wachsthume ein noch gar großer Raum im Vaterlande selbst sich darböte.

Neben solcher wohlmeinenden Aeußerung blieb auch die Gemeinheit mit der ihren nicht ferne. Eine angebliche Persönlichkeit, die sich in völlig unberechtigter, maßloser Selbstüberschätzung bei der Angelegenheit unbeachtet sah, stellte das Mißlingen der Stiftung als unausbleiblich dar. Sie konnte das, denn sie hatte Sache und Personen, bis ins innerste, unantastbare Leben derselben und ihrer Familie greifend, nach Jerusalem denunzirt. Die dortigen Bewohner erfuhren so, von einer in dergleichen Dingen sehr geübten Feder zuerst in verläumderischer und entstellter Weise, was ihnen als Wohlthat entgegengetragen werden sollte, was sie ohne diese Erbärmlichkeit mit dem tiefsten Dankgefühle schon damals aufgenommen haben würden. Statt eine edle, fromme, patriotische That, die unter allgemeiner Theilnahme vernommen, auch von den kaiserlichen Behörden mit lebhafter Gutheißung aufgenommen und unter den Allerhöchsten Schutz Sr. k. k. apostolischen Majestät gestellt wurde, statt sie pflichtschuldigst wenigstens nicht zu stören, statt eine Wohlthat frommen Glaubensgenossen nicht zu entziehen, wurde eine förmliche Bewegung in Jerusalem künstlich vorbereitet und organisirt, um sie dann, als durch den mit der Aufgabe Betrauten hervorgerufen, verläumderisch darzustellen. Es wurden nicht allein Schreiben nach Jerusalem, sondern auch nach Amsterdam, nach London gerichtet und geradezu aufgefordert, die noch nicht vorhandene Anstalt mit dem Banne zu belegen.

Die Zahl der Zustimmenden und Theilnehmenden war jedoch

[redacted]

von Schmerling und noch hundertundſiebenzig anderen bedeutenden Perſönlichkeiten verſehen, rüſtete ich mich zur Abreiſe.

So wichtig und erfolgreich dieſe Empfehlungen für mich waren, gewährten mir die vom Oberrabbiner der Gemeinde in Prag, Herrn Rappaport, der Kultusgemeinde in Wien, Herrn Hörwitz und der ſepharediſchen Gemeinde, Herrn Baruch, eine beſondere Zuverſicht für das Gelingen der Stiftung. Sie ſtellten das zu gründende Inſtitut vom ſtrenggläubigen Standpunkte des Judenthums mit allen jüdiſch traditionellen und religiöſen Anſchauungen im vollen Sinne übereinſtimmend dar. Und um nicht wieder auf dieſen Gegenſtand kommen zu müſſen, iſt zu bemerken, daß der nunmehr in Gott ruhende, ſtrenggläubige Oberrabbiner des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches in Trieſt, Herr Treves, der Jeruſalemitane, Herr Chazan, Oberrabbiner der joniſchen Inſeln in Korfu, der Chacham Baſchi des türkiſchen Reiches und ſein älterer Amtsgenoſſe im gleichen Sinne und auf Grundlage meiner erwähnten Anſprache: „Kol mebaſſer" die Anſtalt den jüdiſchen Glaubensgenoſſen empfahlen.

Sieben jüdiſche Chachamim — Weiſe — deren Gelehrſamkeit und ſtrengreligiöſe Obſervanz über allen Zweifel erhaben ſind, haben ſomit das Unternehmen nicht nur gutgeheißen, ſondern mit Schrift und Wort lebhaft unterſtützt.

Dieſe Thatſache muß regiſtrirt werden, um ſie raſch zur Hand zu haben, wenn ſpäter davon die Rede ſein wird, wie ein auswärtiger Zelote ſich anmaßte, in die inneren Gemeinde- und Gewiſſensangelegenheiten der Stadt Jeruſalem zu greifen und es zu verſuchen, die Gründung eines Inſtitutes unmöglich zu machen, das unter den Allerhöchſten Schutz Sr. Majeſtät des erhabenen Kaiſers von Oeſterreich geſtellt iſt.

Perſönliche Vorſtellung.

Austauſch von Viſitkarten. — Bibliſche Studien. — Der neunte Ab. — Im künftigen Jahre in Jeruſalem. — Hammer-Purgſtalls Anregung. — Sagen aus dem Morgenlande. — Der Libanon — Jochanan ben Sakai.

Es möge mir gegönnt ſein, einige Worte über meine eigene Stimmung und Beziehung zu der Reiſe im Orient zu ſagen; indem ich auf meinen Bildungsgang ein betrachtendes Auge zurückwende. Der Leſer, der die freundliche Ausdauer hat, mich auf meiner weiten Reiſe, reich an ernſten Erlebniſſen und heiteren Abenteuern zu begleiten, wird die nähere Bekanntſchaft des Reiſenden nicht ungerne machen. Dieſes Blatt mag wie eine Viſitkarte ſein, die Reiſende, wenn ſie zu Schiffe gehen, oder eine Eiſenbahn beſteigen, gegenſeitig austauſchen; ohne daß es ihnen einfiele, damit Unbeſcheidenes zu thun.

Das Erſte, was ich in frühеſter Jugend leſen und verſtehen lernte, waren die heiligen fünf Bücher in der Urſprache. Die jugendliche Fantaſie wurde mit den von heiliger Legende und Geſchichte verklärten Szenen näher vertraut, als mit den ſie umgebenden Bildern und Geſtalten. Gewiß erſchienen ihr die letzteren im Abſtich zu dem glanzvollen Morgenlande kalt, kahl und gleichgültig. Allmälig bevölkerte ſich die heimiſch gewordene, ferne Szene mit den Geſtalten der Profeten und ihre am Tage erlernten, begeiſternden Worte hallten in den Träumen des Knaben nach. Eine Sehnſucht nach dem gelobten Lande erwachte und tauſend Fragen, wie man dahin gelangen könne, wie es jetzt ausſehe, quälten meine fromme Mutter, den nicht immer Beſcheid wiſſenden Lehrer. Und

wenn der neunte Ab, der Tag der Zerstörung Jerusalems, in der Synagoge gefeiert wurde, und die Klagelieder des Propheten erklangen, weinte ich aus kindlichem Herzen. Der am Schluß des Passahfestes gesungene Vers: „Im kommenden Jahre werden wir in Jerusalem sein!“ wirkte jedesmal, weil ich ihn von den Eltern und allen Hausgenossen inbrünstig aussprechen hörte, Tage und Wochen in mir nach, denn ich glaubte an die Erfüllung.

Wie spät, wie unerwartet und in welch anderem Sinne sollte die Sehnsucht nach Jerusalem in Erfüllung gehen!

Andere Studien beschäftigten mich später als Jüngling, andere Kreise hatten mich aufgenommen und die eigentümliche Melodie, mit der die Sehnsucht nach Jerusalem so wehmütig meine Jugend umrauscht hatte, war fast völlig verklungen. Ein günstiges Geschick brachte mich in Wien in vertrauteste Beziehung zu dem mir unvergeßlichen, väterlichen Freunde Hammer-Purgstall. Er erschloß mir den Orient mit seinen brennenden Farben und Lichtern, indem er mir durch Wort und Schrift die engen Kreise des Vaterlandes meiner Väter weiter zog und die Fantasie von einer kleinen Erde, der ganzen großen des Morgenlandes zuführte. Herder, Goethe, Rückert vollendeten, was Hammer-Purgstall mächtig in mir anregte.

Weil aber eine Fantasie, welche die Lust des Gestaltens in sich spürt, nicht ins Allgemeine streben darf und sich einem Bestimmten, einem sicheren Punkte zuwenden muß, von dem aus sie wirken soll; so suchte ich die frühesten geistigen Jugendeindrücke zu verkörpern. Ich schrieb Sagen aus dem Morgenlande, deren Gestalten aber zumeist dem kleinen Lande der Urväter angehörten, während der ganze glanzvolle Orient ihr großartiger Hintergrund war. Einige derselben sind an der entsprechenden Stelle diesen Blättern eingefügt.

Das praktische Leben ergriff und brachte mich, durch eine seltsame Fügung mit den politischen und sozialen Einrichtungen meiner Glaubensgenossen in unmittelbaren amtlichen Verkehr. Die poetischen Stimmen, die nach Jerusalem riefen, waren darüber völlig verklungen und noch andere mit ihnen. Und doch sollte

ſelbſt dieſer in meinen ganzen Lebensgang greifende Umſtand nur eine Vorbereitung ſein, um dereinſt eine nazionale Aufgabe zu löſen.

Ich beobachtete einmal die bekannte, ſich ſchön mit blauen, roten und violetten Blumen ſchmückende Winde; damit ſie das ganze Fenſter mir grün beſchatte, bog ich ihre Spitzen bald herab, bald zur Seite hin. Die gebundene Pflanze mußte ſich fügen. Wenn ſie aber eine Weile ſo hinwuchs und ſie aus ſich neue Spitzen trieb, ſo richteten ſie ſich immer empor, um nach oben zu wachſen.

Es konnten meine Lebensverhältniſſe den mir innewohnenden Trieb wohl umbiegen, hemmen, aber niemals vernichten. Vielmehr entwickelten ſich aus jenem ſelbſt Zuſtände und Bedürfniſſe, an denen er ſich feſtklammern und immer wieder grün und friſch emporſchießen konnte. Ich ſchrieb einen Beitrag zur Geſchichte der Juden in Wien, ich durfte die fromme Brüderſchaft zur Erhaltung ihrer alten Denkmale veranlaſſen und beſchreibend herausgeben. Ich ſammelte alle poetiſchen Stimmen der Völker, welche die Mythe, die Legende, die Geſchichte, das Familienleben des jüdiſchen Volkes verklären. Die leſende Welt kennt das Buch für Familie und Schule unter dem Titel „Libanon."

Als ich dieſen Namen wählte, hatte ich auch nicht die entfernteſte Ahnung, daß ich ein Jahr ſpäter unter dem Schatten der Zedern des Libanons wandeln ſollte.

Als einen neuen Beweis, daß die Fantaſie mit ihren Fühlhörnern oft merkwürdig vortaſtet und profetiſch weiß, was geſchehen werde, wenn auch alle Lebensbedingungen gegen die Thatſache ſprechen, mag noch ein inneres Erlebniß hier mitgetheilt werden. Mir tauchte plötzlich einmal die Geſtalt des Mannes auf, der, als Jeruſalem zu Grunde gegangen war, vom Feldherrn ſich nur die Gnade erbat, eine Schule gründen zu dürfen. Der Stoff formte ſich mir zum Gedichte, das ſich mit ſeiner Sehnſucht und ſeinem Vertrauen hier anſchließen mag. Einige Wochen ſpäter, wie vom Himmel herab, fiel mir die Aufgabe zu, nach Jeruſalem zu gehen um auf ſeinen Ruinen ein Lehrhaus zu gründen.

Jochannan ben Sakai.

Es stürmt der Feind schon vor den Mauern,
Der Aufruhr in Jerusalem;
Bald sinkt sein Strahlendiadem
Für alle Zeit in dunkles Trauern.
Von Pfeilen sind die Köcher leer,
Verzweiflung hält nur Gegenwehr;
Kein Gottesglanz im Tempel mehr —
Den Gram will Keiner überdauern.

Nur Einer räth der weisen Väter:
„Die Waffen streckt, hier siegt kein Muth!"
Ihn schmerzt es tief, daß so viel Blut
Vergebens dampft zum blauen Aether.
Sie aber hören nicht sein Wort,
Sie rufen: „Wo ist Zions Hort?"
Sich rettend eilt ben Sakai fort,
Sie stein'gen sonst ihn als Verräther.

Und durch das Rasen der Zeloten
Zieht mit Gebet ein Männerchor,
Im Sarge tragen sie vor's Thor
Ben Sakai, als Lebendigtodten.

Gerettet, in der Römer Kreis
Steht vor dem Feldherrn bang der Greis.
„Zum Frieden rietheſt Du, ich weiß.
Sie wählen glücklich ihren Boten!“

„„O Herr! ſie bitten nicht um Gnade,
Legionen Gottes, treu dem Schwur,
Sie laſſen untergehend nur
Jehova's heil'ge Bundeslade.
Was auch Empörerzorn beginnt,
Da ſie, o Herr! doch Helden ſind —
Die Mutter ſchone und das Kind
Auf deinem blut'gen Siegespfade.““

„Ein Römer, tödt ich, die ſich wehren:
Beim Zeus! ich bin Herodes nicht!
Doch weil du ſie gemahnt zur Pflicht,
Darfſt eine Gnade du begehren.“
„„Herr! wenn dein Blitzſtrahl niederfuhr
Und du vertilgt des Tempels Spur,
In Jabneh laß mich gründen nur
Ein Haus, die Jugend drin zu lehren.““

Der Feldherr, lächelnd, winkt Gewährung,
Wie thöricht ihm die Bitte ſcheint;
Und ahnend nicht, gewährt der Feind:
Des Volkes ewige Verklärung.
Das ehr'ne Rom wird untergeh'n,
Der Völker viel der Sturm verweh'n,
Doch Juda's Geiſt wird auferſteh'n,
Ein Adler über der Verheerung.

Es forſcht und lehrt der Gottesſtreiter,
Die Jugend mehrt, was ſie erwarb;
Wenn ein Geſchlecht von Weiſen ſtarb,
Geſchlechter erben's muthig weiter,

Bis, ob umdroht von Tod und Nacht,
In tauſendjähr'ger Geiſterſchlacht
Der Bau des neuen Reichs vollbracht,
Ein für die Ewigkeit geſeiter.

O Königin Jeruſchalaim!
Thu' ab der Witwe ſchwarz Gewand,
Es krönten neu mit goldnem Band
Dich die Geſchlechter der Tanaim.
Unſterblich, wird dir nie ein Grab,
Wie Moſen keins die Erde gab,
Der mit dem wundervollen Stab
Dein Volk geführt hat aus Mizraim.

Noch ziehen deines Geiſt's Gebete,
O Königin des Zedernthrons,
Empor gleich Adlern Libanons!
Ein Dichter ſang es, kein Prophete:
„Die Taube hat ihr Neſt, der Fuchs die Kluft,
Der Menſch die Heimat, Juda nur die Gruft."
Du bleibſt der grüne Strauch voll Duft,
Wenn ihn die Flamme auch umwehte.

Und wenn in Zeiten, die verſchollen,
Der Holzſtoß flammend dich umloht,
Da ſangen ſie dich in den Tod
Mit Pſalmenklang, die Mitleidvollen!
O, ſchön're Rache ward dir nie:
Der Pſalmen heil'ge Melodie,
Von deinem Dichter borgen ſie
Die Hymnen, wenn ſie beten wollen.

Die Sänger aller Völker dichten
An deiner ew'gen Elegie,
In Stein und Farben formen ſie
Die ewig heiligen Geſchichten.

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreiſe.

Ki tow. — Peter der Einſiedler. — Trauriger Abſchied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuerſäule. — Geſellſchaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abſchied, den ich im Bahnhofe in Wien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geiſtvolle, herzlich gute Gattin, über deren Haupte ich den Todesengel ſchweben ſah, begleitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz vorbereitet ſei, ſie noch Einmal, und dann ſterben zu ſehen. — Ich fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoonharten Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechſelfällen einer ſo großen Reiſe, den Gefahren eines fremden Klimas hingab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geiſtig heiligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entziehen konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, ſprach der Schöpfer und Weltenherr, als er ſein Werk betrachtete, zweimal: daß es gut ſei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen nur einmal ſagte. Die Juden halten daher den Dienſtag für einen guten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reiſe anzutreten. „Ki tow!“

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienſtag, als ich die Reiſe antrat, um aber auch ein böſes Anzeichen zu nennen, war

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreiſe.

Ki tow. — Peter der Einſiedler. — Trauriger Abſchied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuerſäule. — Geſellſchaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abſchied, den ich im Bahnhofe in Wien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geiſtvolle, herzlich gute Gattin, über deren Haupte ich den Todesengel ſchweben ſah, begleitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz vorbereitet ſei, ſie noch Einmal, und dann ſterben zu ſehen. — Ich fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoonhaften Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechſelfällen einer ſo großen Reiſe, den Gefahren eines fremden Klimas hingab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geiſtig heiligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entziehen konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, ſprach der Schöpfer und Weltenherr, als er ſein Werk betrachtete, zweimal: daß es gut ſei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen nur einmal ſagte. Die Juden halten daher den Dienſtag für einen guten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reiſe anzutreten. „Ki tow!“

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienſtag, als ich die Reiſe antrat, um aber auch ein böſes Anzeichen zu nennen, war

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreiſe.

Ki tow. — Peter der Einſiedler. — Trauriger Abſchied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuerſäule. — Geſellſchaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abſchied, den ich im Bahnhofe in Wien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geiſtvolle, herzlich gute Gattin, über deren Haupte ich den Todesengel ſchweben ſah, begleitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz vorbereitet ſei, ſie noch Einmal, und dann ſterben zu ſehen. — Ich fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoonhaften Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechſelfällen einer ſo großen Reiſe, den Gefahren eines fremden Klimas hingab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geiſtig heiligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entziehen konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, ſprach der Schöpfer und Weltenherr, als er ſein Werk betrachtete, zweimal: daß es gut ſei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen nur einmal ſagte. Die Juden halten daher den Dienſtag für einen guten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reiſe anzutreten. „Ki tow!“

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienſtag, als ich die Reiſe antrat, um aber auch ein böſes Anzeichen zu nennen, war

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreiſe.

Ki tow. — Peter der Einſiedler. — Trauriger Abſchied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuerſäule. — Geſellſchaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abſchied, den ich im Bahnhofe in Wien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geiſtvolle, herzlich gute Gattin, über deren Haupte ich den Todesengel ſchweben ſah, begleitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz vorbereitet ſei, ſie noch Einmal, und dann ſterben zu ſehen. — Ich fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoonhaften Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechſelfällen einer ſo großen Reiſe, den Gefahren eines fremden Klimas hingab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geiſtig heiligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entziehen konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, ſprach der Schöpfer und Weltenherr, als er ſein Werk betrachtete, zweimal: daß es gut ſei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen nur einmal ſagte. Die Juden halten daher den Dienſtag für einen guten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reiſe anzutreten. „Ki tow!“

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienſtag, als ich die Reiſe antrat, um aber auch ein böſes Anzeichen zu nennen, war

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreiſe.

tow. — Peter der Einſiedler. — Trauriger Abſchied. — Winkelmann. — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuerſäule. — Geſellſchaft. — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abſchied, den ich im Bahnhofe in ien zu nehmen hatte. Eine treffliche, geiſtvolle, herzlich gute attin, über deren Haupte ich den Todesengel ſchweben ſah, beitete mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz rbereitet ſei, ſie noch Einmal, und dann ſterben zu ſehen. — h fügte zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokonten Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechſelen einer ſo großen Reiſe, den Gefahren eines fremden Klimas igab und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geiſtig ligen Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr entben konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, ſprach der höpfer und Weltenherr, als er ſein Werk betrachtete, zweimal: ß es gut ſei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen r einmal ſagte. Die Juden halten daher den Dienſtag für einen ten Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reiſe anzuten. „Ki tow!“

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienſtag, als ich die iſe antrat, um aber auch ein böſes Anzeichen zu nennen, war

Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht dein,
Es muß ſich deine Zukunft lichten.

O Volk auf deinen Dornenpfaden!
Du haſt der Denker bleichen Ruhm,
Du haſt purpurnes Märtirthum,
Und einen Bund mit Gottes Gnaden!
Zerſtreut auf deiner Erde hier,
Wir beten, ew'ger Gott, zu dir;
Gedankenſchaaren weiden wir,
Jehova's heilige Nomaden.

Abreise.

Inn. — Peter der Einsiedler. — Trauriger Abschied. — Winkel- — Die Zahl 13. — Bora. — Eine Feuersäule. — Gesell- — Trefflichkeit des Schiffes. — Glückliche Fahrt. — Sonnenuntergang.

Es war ein trauriger Abschied, den ich im Bahnhofe in zu nehmen hatte. Eine treffliche, geistvolle, herzlich gute , über deren Haupte ich den Todesengel schweben sah, be- mich; ich wußte nicht, daß mir der glückliche Schmerz bereitet sei, sie noch Einmal, und dann sterben zu sehen. — zu ihrem bewunderungswürdig tapfer bekämpften, laokoon- Leiden noch die Sorge um mich, der ich mich den Wechsel- einer so großen Reise, den Gefahren eines fremden Klimas und die Verantwortlichkeit einer mir zugekommenen, geistig Aufgabe übernahm, der ich mich nicht länger mehr ent- konnte.

Am dritten Schöpfungstage, erzählt die Bibel, sprach der Schöpfer und Weltenherr, als er sein Werk betrachtete, zweimal: es gut sei, während er dies bei den anderen Schöpfungstagen einmal sagte. Die Juden halten daher den Dienstag für einen Tag, irgend ein Werk zu beginnen, oder eine Reise anzu- „Ki tow!"

Der 11. März 1856 war zufällig ein Dienstag, als ich die Reise antrat, um aber auch ein böses Anzeichen zu nennen, war

es nach christlichem Kalender der Tag Peter des Einsiedlers, der durch seinen begeisterten Aufruf: „Gott wills!“ zum Kreuzzuge nach dem Morgenlande aufforderte. Unter den Hunderttausenden, die für eine religiöse Ueberzeugung einen schönen Tod fanden, waren aber auch viele Tausende Juden, welche ein wahnsinniger Fanatismus schlachtete. Sprach da der Herr: „Ki tow!“ daß es gut sei?

In Triest an einem kalten Tage angelangt, kehrte ich, wie schon einmal vor Jahren im Hotel grande, in erinnerungsvoller Pietät ein. In diesem Gasthofe wurde vor achtundachtzig Jahren der Aristoteles der Plastik, Winkelmann von dem wälschen Archangeli aus Habsucht erdolcht. Um dem Unsinn einen neuen Beweis für seinen Aberglauben zu bieten, sei bemerkt, daß die Stube mit der verhängnißvollen Zahl 13 numerirt ist. Der Wirt bewohnt jetzt die im zweiten Stockwerke gelegene Stube, aus der Winkelmann, aus fünf Wunden blutend, eine Treppe hinabeilte, um Hülfe zu suchen, sein Testament zu sprechen und dem Mörder, der sich gewaltsam durchrettete, zu vergeben.

In der liebenswürdigen Familie S. wurde mir ein heiteres Abschiedsfest bereitet.

Draußen stürmte eine heftige Bora und ließ nicht die angenehmste Seefahrt hoffen. Der L'loyddampfer wagte nicht auszulaufen; ich mußte einen Tag länger verweilen. Am 15. März früh halb acht Uhr ging ich an Bord der Aquila imperiale, eines neuen Schraubendampfers, der eben aus England gekommen war, um seine Fahrten ins Morgenland zu beginnen. Die See war noch sehr bewegt, die Farbe der Wellen bläulich grün, von weißen Schäumen eingefaßt. Die Höhen, an die Triest emporgebaut ist, waren eingeschneit, der Himmel sonnig blau, die Kälte empfindlich.

Um zehn Uhr wurden die Anker gelichtet und so befuhr ich wieder dieses Meer, wie einst als Pilger in das gelobte Land der Kunst, nach Italien, jetzt nach Jerusalem, in das gelobte Land der Väter. Ich stand lange auf dem Vordertheile des Schiffes

und ſchaute in die Flut. Der vom Schiffe emporgeworfene Schaumſtaub ſpiegelte eine Regenbogenſäule, die mit uns vorwärts zog und mich an die Feuerſäule mahnte, die meinen Urahnen, auch durch eine Wüſte leuchtend, voranging.

Wir hatten günſtigen Wind. Die angenehme Einrichtung kleiner Bibliotheken auf den L'loydſchiffen kam uns ſehr zu ſtatten und kein Touriſt, der mit ihnen fährt, ſollte es verſäumen, ſie durch ſein Buch, wie wir dies ſelbſt zu thun uns vornehmen, zu vermehren. Eben ſo angenehm waren die Begegnungen und Zuſammenkünfte in der Kajüte, unter Vorſitz des durch Erſcheinung und freundlichen Anſtand imponirenden Schiffskapitäns. Ein deutſcher Kaufmann, Herr Müller, der jetzt in Smirna anſäßig iſt und als Philhellene den großen Freiheitskampf mitgekämpft hatte, erzählte viel von Menſchen und Szenen. Ein junger öſterreichiſcher Conſulareleve Herr Filek, träumte von Salonik, wohin er beſtimmt war und der Schiffsarzt Herr Ruhdorfer, bildeten die Geſellſchaft des erſten Kajütenraumes. Es war eine eben eingeführte, nicht genug zu lobende Einrichtung des öſterreichiſchen L'loyd, auf jedem Dampfer einen Arzt anzuſtellen, der für die Schiffsmannſchaft unentbehrlich, für die Reiſenden eine Wohlthat iſt, wenn er ſie auch nicht vor der Seekrankheit retten kann.

Das Schiff, ein Muſter der Baukunſt, gewaltig und elegant zugleich, war eben ſo trefflich eingerichtet, jede Kabine des Nachts erleuchtet, die elaſtiſchen Betten ausgezeichnet. Es fehlte nur eine ſo leicht herzuſtellende Kleinigkeit: ein Glockenzug, um, ſeekrank im Notfalle den Diener herbei zu rufen, um eine Taſſe Kaffee, oder ſonſt eine Labung ſich erbitten zu können.

Es wurde allmälig Abend, die Sonne lag als rote Kugel auf den blauen Wogen, die mit ihr Fangball zu ſpielen begannen. Bald lag ſie einer Rieſenwelle auf dem Rücken, bald glitt ſie von ihm ab, um für einen Augenblick unſichtbar zu ſein und wieder emporgeſchnellt zu werden, bis ſie verſank und nur für kurze Zeit noch einen roten Lichtſchein zum Himmel empor warf. Dann wurde es Nacht.

Wir hatten drei Segel aufgehißt, ſchwarz vom hoch vor ihnen aufſtrebenden Schlott, aus dem rotglühender Rauch in den ſterneloſen Himmel empor ſchlug. Das Schiff arbeitete gewaltig durch die unſichtbar rauſchende See, als ein ſelbſtlebiges, wildes, flammenſpeiendes Ungeheuer.

Auf dem Verdecke war es ſtill, die Reiſenden hatten ſich unter daſſelbe zurückgezogen, nur die finſtere Geſtalt des Steuermannes ragte auf und von halber zu halber Stunde erſcholl das übliche Glockenſignal. Ich ging, noch nicht an den Tritt auf Schiffen gewöhnt, ſchwankend auf und nieder, um mich an dem ſeltenen, fantaſtiſchen Schauſpiele zu erfreuen.

Corfu.

Anblick der Stadt. — Schnee und Frühling. — Straßen und Gestalten. — Esplanade und Chiaja. — Das Land der Phäaken. — Der Erzbischof der Ebräer. — Kapistran. — Die jüdische Schule. — Geferkelte Schafe. — Heide und Hoherpriester. — Touristen verderben Alles. — Die Königin von Griechenland. — Verstummende Berichterstatter.

Am dritten Tage der Fahrt erblickten wir vor Mittag Corfu. Eine prächtige umschlossene Bai, beschützt von mittelalterlichen Kastellen, eine fremdartig aussehende Stadt mit Thürmen und Palästen, hinter denen sich die Berge der Insel bis zu den Gipfeln grün bepflanzt erheben, gewähren einen großartigen Anblick, eine freudige Anfahrt. Die wir noch kurz zuvor den Schnee der Stevermark gesehen, die Bora des Karst, den kalten Regen in Triest empfunden hatten, ergriff eine selige Empfindung, als wir uns in einem vollen grünen, duftigen Frühling befanden und über uns den warmblauen, jonischen Himmel gewölbt sahen.

Nachdem von der heran rudernden Sanitá unsere dargereichten Pässe mit einer Zange gefaßt und durchgesehen waren, begaben wir uns in einer Barke ans Land. Wir befanden uns bald mitten unter den buntesten Gruppen auf der eigenthümlichsten Szene. Wir gingen durch enge schmutzige, schlecht gepflasterte Gassen und Gäßchen mit bunten Häusern, die eine barocke Vermischung des italienischen, maurischen und orientalischen Baustils zeigen. Neben marmornen Balkonen zerbrochene Fensterläden, auf

Aushängschilden meist griechische und englische, weniger italienische Aufschriften. Die Bevölkerung größtentheils in der griechischen weiten Hose, der bunten Jacke, dem roten Fes, häufig barfuß, die Papierzigarren im Munde; in schreiender und lärmender Bewegung durch alle Gassen. Zweirädrige, mit einem Maulthiere, oder einem Pferde bespannte Karren, Esel, die prächtige Orangen und Zitronen, üppig gediehenes Gemüse, oder in Netzen die abenteuerlichsten Fische tragen, hindern häufig am Vorwärtsschreiten.

Wir gelangen auf die Esplanade, einen großen mit Bäumen bepflanzten Platz, dessen eine Seite prächtige Häuser mit Laubengängen zieren, während die andere durch das großartige Kastell begrenzt wird. Wir stiegen ein wenig empor zum weiß schimmernden, großartigen Palaste des Lord-Oberkommissärs, zu dessen beiden Seiten säulengeschmückte Thore stehen, durch die wir die schneebedeckten Berge Albaniens erblickten, im Sonnenlichte funkelnd. Wir sind an der Statue des deutschen Helden Schulenburg, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Corfu gegen die Türken siegreich vertheidigte, vorbei bis zum Palaste gelangt, vor dem rote, englische Soldaten Wache stehen. Wir wenden dem Palaste den Rücken und der glorreichste Anblick glänzt uns entgegen: die blaue, im Sonnenlichte schimmernde See.

Nur die Chiaja in Neapel ist ein dieser Esplanade zu vergleichender Spazierraum. Mitten auf demselben spielten Soldaten in Hemdärmeln Ball, Frauen und Kinder, sommerlich gekleidet, saßen im Rasen und sahen ihnen zu und klatschten zuweilen Beifall.

Aus dem Lande der Phäaken, wie der große deutsche Dichter es nennt, kommend hätte ich, in das wirkliche nunmehr gelangt, es gerne durchstreift. Hier, in Korcyra entbrannte der peloponesische Krieg, an der nahen Quelle der Kressida begegnete Ulysses der Nausikaa. Doch der Kapitän hatte uns nur wenige Stunden am Lande gegönnt und so konnten wir diese und durch andere altgriechische Legenden geweihte Stellen und Tempelreste nicht besuchen.

Von der Esplanade wieder in die engen Gassen der Stadt einbiegend, am unansehnlichen Parlamentsgebäude vorüber, gelangte ich, ziemlich tief abwärts steigend, zum stattlichen Hause des Oberrabbiners der jonischen Inseln, zu Herrn Chazan. Der Platzdiener, als ich ihm sagte, mich zu ihm zu führen, wußte Anfangs nicht Bescheid, bis er sich besann: „Ah, ihr wollt zum Erzbischof der Ebräer!“

Im zweiten Stockwerke des Hauses fand ich den ehrwürdigen Herrn in einem geräumigen Bibliothekſaale, eine hohe Gestalt in langem schwarzen, gegürteten Talare, in einem Buche lesend auf und ab wandelnd. Ein faltenreicher, schwarzer Ueberwurf, violet ausgeschlagen, ein weißer gestickter Spitzenkragen um den Hals hob die Erscheinung noch mehr hervor. Ein breitkrämpiger dem Haupte flach anliegender Hut warf auf das edle bleiche Antlitz einen malerischen Schatten.

Von dem Zweck meiner Reise bereits durch Zeitungen unterrichtet, begrüßte er mich in freudiger Weise und versprach mir sogleich die eindringlichsten Empfehlungschreiben an seine Freunde in Jerusalem, seiner Geburtsstadt. Mit glänzendem, talmudischem Wissen ausgerüstet und als theologischer Schriftsteller bekannt geworden, erhielt er einen Ruf als Oberrabbiner der Gemeinde in Rom, wo er fünf Jahre lebte und sich die italienische Sprache so eigen machte, daß er bald zu den glänzendsten Predigern Italiens gezählt wurde. Vor fünf Jahren nach Corfu berufen, genießt er auch hier großen Ansehens. Seit jener Zeit hatten wir die Freude ihn in Wien unseren Gast zu nennen; bald darauf folgte er einem Rufe als Oberrabbiner nach Alexandrien.

Herr Chazan spricht sehr lebhaft und eindringlich, wobei ihn seine geistvoll und lebhaft bewegte Physiognomie noch besonders unterstützt. Ein bleiches, lang gezogenes Antlitz, mit einem langen schwarzen Barte, funkelnde schwarze Augen unter starken und dunkel geschwungenen Brauen, eine hohe Denkerstirne und kühn gewölbte Nase geben seinem Antlitze jenen schönen Charakter, den wir einen orientalischen nennen, zu welchen Eigenschaften sich noch die Mimik der ganzen Gestalt gesellte. Ich mußte an Kapistran

denken, der in Wien vor Jahrhunderten in der den Massen unverständlichen, lateinischen Sprache predigte und durch die Gewalt seiner äußeren Erscheinung, den mächtigen Ton der Stimme und die Energie der Geberde alles Volk zur Begeisterung hinriß.

Herr Chazan sprach von sehr traurigen Verhältnissen der Juden in den jonischen Freistaaten. In Corfu leben deren 4000, auf der Insel Zante 2000. Meist Kaufleute, leben nur wenige von einem Handwerke. Wohlhabend sind blos wenige unter ihnen und sind, trotz des stolzen Titels: Jonische Freistaaten und des mächtigen Protektorats von England unfrei und bedrückt.

Die jüdischen Kinder werden in den Schulen verhöhnt, Mädchen gar nicht aufgenommen. Die Juden von Zante hatten eben eine Vorstellung an die Regierung gerichtet mit der Bitte, ihre bedauernswerten, sozialen Zustände zu verbessern.

Ich ersuchte Herrn Chazan um eine genaue Darstellung der Verhältnisse, die er mir nach Jerusalem zu senden versprach. Bei meiner Rückkehr aus dem Oriente besuchte ich ihn wieder; er entschuldigte sich, seinem Worte nicht nachgekommen zu sein, indem die Vorsteher der Gemeinde es nicht räthlich gefunden hätten, Mittheilungen zu machen, weil sie in die Oeffentlichkeit gelangen und die Regierung verletzen könnten.

Seit wann aber ist ein Parlament empfindlich gegen die Oeffentlichkeit, zumal eines das von einem Lord Oberkommissär Englands eröffnet und geleitet wird? Es ist überall das Schicksal der Bedrückten, daß sie selbst das nicht auszusprechen wagen, was ihnen das Gesetz gestattet und was der Würde einer mannhaften Gesinnung geziemt.

Herr Chazan lud mich ein, mit ihm die Gemeindeschule zu besuchen, wo mich die, von meinem Besuche durch ihn benachrichtigten Vorsteher in freundlichster Weise empfingen. In einem geräumigen Saale waren etwa achtzig Knaben versammelt, die fast alle den südlichen Ausdruck und die südliche Bildung des Kopfes zeigten. Wenige nur mahnten an die jüdische Abkunft, eine Erscheinung, die uns schon wiederholt auch in deutschen Schulen aufgefallen ist, wo wieder das blonde Haar und die blauen Augen

der Kinder, im besten Falle an das physiologisch begründete Verfahren des Erzvaters Jakob, als er gesprenkelte Schafe erzeugt haben wollte, erinnerte. Winkelmann leitet, unter anderen Gründen, die schöne Bildung des italienischen Kopfes und Leibes von dem in Italien vielfach dargebotenen Anblicke edler Gestalten der Plastik und der Farbe her. Wir müssen annehmen, daß sich die jüdischen, jonischen Frauen häufig versehen.

Ich wurde, schon hier mit echt orientalischer Hyperbolik als „primo Dottore dell' Europa" den Kindern vorgestellt, für dessen „hochehrenden und beglückenden Besuch" sie sich geschmeichelt und erhoben und zu Fleiß und guten Sitten aufgemuntert fühlen sollten.

Auf ein gegebenes Glockenzeichen des Lehrers standen alle auf und Bank für Bank heraustretend, bewegten sie sich taktgemäßen Ganges die Wände des Saales entlang und in die Bänke sich einreihend, nahm jedes Kind wieder seinen Platz ein. In dem warmen Klima, erklärte mir Herr Chazan, ist diese Uebung nötig, um die Kinder wach und munter für den Unterricht zu erhalten. Sie wurden hierauf von den Lehrern geprüft, zuerst in hebräischer, dann in griechischer und italienischer Sprache. Es fiel mir auf, daß die Kinder auch während der hebräisch gesprochenen Gebete vorhaupt blieben. Die Antworten der Kinder waren lebhaft und zeugten von guter Unterrichtsmethode.

„Das Griechische", bemerkte einer der Vorsteher, „wird als die Landessprache mit besonderer Sorgfalt und reinster, dialektloser Aussprache gelehrt. „Wir wollen nicht, auch der fehlerhaften Sprache wegen verhöhnt werden", setzte er, blos mir hörbar leise hinzu.

Nur der Lehrer des Hebräischen und der Bibel war ein Jude; die Lehrer der übrigen Gegenstände waren Griechen. Als ich fragte, ob denn keine Juden auf Corfu fähig seien, den weltlichen Unterricht zu leisten? bemerkte Herr Chazan: „Das ist ein großer Schmerz für uns, daß hier noch kein Jude die Fähigkeit besitzt. Wir hoffen aber zu Gott, daß die Bildung auch unter uns heimisch werden wird."

Und ist es den als sehr fromm bekannten Juden der Inseln kein Anstoß, ihre Kinder von Christen unterrichten zu lassen?

„Besser ein gelehrter Heide, als ein Hoherpriester, der ein Idiot ist," zitirte Herr Chazan aus dem Talmud.

Ich war durch die Aeußerung solcher Gesinnungen aus dem Munde eines strenggläubigen Rabbiners eben so überrascht, als erfreut. Ich erlaubte mir einige Fragen an die Vorsteher über allgemeine Zustände, die mir, unter bedeutungsvollen Blicken auf die christlichen Lehrer, nur sehr vorsichtig beantwortet wurden.

Der Vertreter einer deutschen Macht, dem ich empfohlen, meinen Besuch abgestattet hatte, ohne ihn in seinem Hause zu finden, suchte mich auf, bis er mich in der Schule erfragte. Die Prüfung, die er mit vieler Theilnahme anhörte, war jetzt zu Ende, und ich hatte Gelegenheit, auch ihn, aber über mehr allgemeine Zustände sprechen zu hören:

„Die Touristen schreiben alle von dem ewig blauen, jonischen Himmel, von dem milden Klima der Inseln, das schimmert und duftet Alles, und ruft die Sehnsucht wach. Vom Volke dieser Inseln aber wissen sie nichts, nichts von seinen traurigen Zuständen, von seiner geistigen Versunkenheit, seinem sittlichen und materiellen Elend. Sie könnten fragen: schwebt hier nicht die Trikolore eines Freistaates, ist sie nicht gehalten und geschützt von den Pranken des englischen Greifs, verklärt von den Phrasen des Protektorats der gebildetsten Nazion der Welt? Die Engländer kümmern sich aber nur um ihre militärische Stellung hier, sonst um nichts; weil sie sich nicht in die innern Angelegenheiten mischen wollen, sagen sie. Es scheint mir aber einer gebildeten Nazion würdig, auf die Kultur eines Landes Einfluß zu üben, über dem sie die Flagge ihrer Macht und ihres Ehrgeizes flattern läßt. Die Blicke der Jonier, des englischen Protektorats müde, wenden sich immer mehr dem griechischen Königreiche zu, mit dem sie vereinigt sein möchten. Als die Königin im Hafen auf ihrer Reise

nach Deutſchland, Anker werfen ließ, umſchwärmten ſie fort und fort Barken mit der blauweißen Flagge, und ſangen Lieder und huldigten ihr mit Muſik und begeiſterten Zurufen.

Auf den Inſeln, welche vermöge ihrer glücklichen klimatiſchen Lage und ihres geſegneten Bodens die „ſeligen“ genannt werden könnten, bleiben die Kinder ohne Unterricht, die Erwachſenen ohne Kultur, der Gerichtsſaal ohne Anſehn. Die Touriſten, mein Herr! verderben Alles.“

Ich fühlte mich, wie von einer Warnungſtimme berührt, nicht auch einen Hymnus auf den joniſchen Inſeln anzuſtimmen, und erlaubte mir die Frage: warum diejenigen, denen eine klare Einſicht in die Zuſtände gegönnt iſt, die ſie amtlich zu kennen verpflichtet ſind, nicht ſelbſt Bericht geben und unſere Anſchauungen und Vorurtheile aufklären?

„Thun wir es denn nicht? Jeder Beamte, der aus dem Abendlande kommt, iſt von der wundervollen, ſüdlichen Natur bezaubert. Perſonen und Zuſtände prägen ſich in ihrer Urſprünglichkeit und Neuheit ſeinen Sinnen unwillkürlich lebhaft ein. Er iſt gewöhnlich ein aufmerkſamer Beobachter und theilt gerne in ſeinen Berichten Anſchauungen und Erfahrungen mit. Er thut das fleißig, innerlich gedrängt ſowohl, wie im Gefühle ſeiner Pflicht, wenigſtens wird ſie in ſeiner Inſtruktzion ihm beſonders empfohlen. So thut er ſie denn Jahre lang, ohne zu ermüden, wenn er auch keine Antwort, keine Anerkennung für ſeine Mühe, keine Aufmunterung zu Fortſetzungen ſeiner Arbeit empfängt. Endlich tritt irgend ein großes, politiſches Ereigniß, wie der eben nur unterbrochene und nicht abgeſchloſſene ruſſiſch-türkiſche Krieg auf. Die Diplomaten wollen plötzlich unterrichtet ſein, und der Beamte erhält wohl gar einen Verweis, ſeine Regierung vernachläſſigt zu haben. Er merkt, daß er Jahre lang umſonſt beobachtet und geſchrieben hat, daß ſeine beſte Meinung, ſein klar entwickeltes Memoire nicht geleſen wurde. Er weiſet auf ſeine Berichte hin, die im beſten Falle in irgend einem Archive noch zu finden ſind und — ſchweigt fortan. Rußland allein kennt und verſteht die orientaliſchen Verhältniſſe und Zuſtände der Türkei genau.“

Warum veröffentlichen Sie Ihre reichen Erfahrungen und Einsichten nicht durch die Presse?

„Man stört die gute Laune oft schon durch das Memoire, soll der Beamte, der, wenn er z. B. ein Consul ist, Generalconsul werden will, an das Feuer der Oeffentlichkeit rühren und dadurch mißliebig werden? Bleiben Sie vier Wochen bei uns. Ich will Sie auf die Inseln führen, Sie werden beobachten und sehen, welcher Fluch auf diesem irdischen Paradiese lastet!"

Der L'loyddampfer fing im Hafen wieder zu heizen an, und seine stärker qualmende Rauchsäule mahnte, daß die kurze Zeit seines Aufenthaltes zu Ende sei. Ich mußte die interessanten Mittheilungen des so wohl unterrichteten Beobachters zu meinem Leid unterbrechen, und schied.

Zante.

Ein ungariſcher Flüchtling. — Ein griechiſcher Räuber. — Bunte Nachtſzene. — Hungertod für Wiſſensdurſt. — Ugo Foscolo. — Solomos. — Ein Freiheitshymnus. — Rächende Todtenklage. — Seltene Beſcheidenheit. — Lampros, kniend befreit. — Todesfeier.

Unſere Geſellſchaft auf dem Schiffe wurde durch den k. großbritanniſchen Oberſten Dirk, den ungariſchen Flüchtling vermehrt, deſſen Gefangennehmung durch einen kaiſerlich öſterreichiſchen Kommandanten ſeiner Zeit ein nicht unbedeutendes Aufſehn erregt hatte. Ein anderer Reiſender, den wir nach der Ausfahrt aus dem Hafen frei auf dem Verdecke herumwandeln ſahen, und dem zwei öſterreichiſche Gensd'armen fort und fort zur Seite gingen, war ein griechiſcher Räuber, der ſich auf öſterreichiſchen Boden geflüchtet hatte, von der griechiſchen Regierung wegen Blutſchuld zurückgefordert, ihr nun ausgeliefert wurde. Er war ſehr lebhaft, ſprach jeden Einzelnen an, und wurde uns Allen, trotz der natürlichen Scheu vor ihm, dadurch angenehm, daß er, an den Inſeln vorüberfahrend, uns jede Bergſpitze, jede Schlucht zwiſchen den Felſen zu nennen, und die beſonderſten Eigenthümlichkeiten zu ſchildern wußte, wie ſie nur einem Manne bekannt ſein konnten, der eben angewohnt iſt, in den Bergen flüchtig zu hauſen, wenn er ſeinen Handſchar rot gefärbt hat.

Wir hatten ſpiegelglatte See, und die Sonne ging, die fernen Gebirge der Inſeln verklärend, rot unter. Es folgte eine

sternenhelle Nacht. Spät nach Mitternacht wurde ich durch einen heftigen Lärm geweckt, das Schiff stand ruhig, und die immer störend laute Arbeit der Schraube war nicht vernehmbar. Ich sprang rasch vom Lager, kleidete mich an, und eilte aufs Verdeck. Wir ankerten in der Bai von Zante. Der halbe Mond hing, dem Untergange nahe, weiß und klar über einem dunklen Gebirgskamme. Sein schwaches Licht und das der Sterne beleuchtete nur matt einen Häuser-Halbkreis, der sich der Bai anschmiegt. Zwischen ihm und unserem Schiffe wogte eine Anzahl von Barken, die grell von Fackeln beleuchtet, weiße Turbane von Türken, hellschimmernde Gewänder von Albanesen mit dem Fes, mächtig rudernde, halbnackte Menschen sehen ließen. Die Barken suchten sich an Eile zu überbieten und um nicht an einander zu stoßen, und Menschen und Waaren, die sie führten, untergehen zu machen, schrieen die Ruderer so laut, und um besser gehört zu werden, die letzte Silbe so stark und gedehnt betonend, daß das Rauschen der See darüber unvernehmbar wurde. Die Schiffstreppe empor war ein gewagtes Drängen und Klettern, ein Rufen und Toben, als wäre Zante ein wüstes Eiland, von dem Gestrandete, Jahrelang auf Erlösung harrend, sich auf ein plötzlich vorüberseglendes Schiff retten wollten. Es bedurfte einer Stunde, bis alle Waarenballen und Kisten, von der Schiffsmannschaft eben so lärmend in Empfang genommen waren, und die leeren Barken wieder nach der Stadt zurückruderten, wo in einzelnen Häusern Lichter brannten, um die rückkehrenden Barkenführer zu erwarten, uns aber die unsicheren Umrisse der Stadt mehr erkennen zu lassen.

Um die vierte Morgenstunde wurde der Anker wieder gelichtet, zu früh, um die schöne fruchtbare Insel, welche man „die Blume der Levante" nennt, sehen und das Grab eines Märtirers der Wissenschaft und die Geburtsstätte zweier Freiheitsdichter begrüßen zu können.

Als der Schöpfer der anatomischen Wissenschaft, der aus deutscher Familie stammende Arzt Vesalius, wegen heimlicher Leichendurchforschung von der Inquisizion in Madrid zum Tode ver-

urtheilt wurde, rettete ihn der König, deſſen Leibarzt er war, durch ſeine Fürſprache. Das Todesurtheil wurde in das zu einer Bußefahrt ins gelobte Land umgewandelt. Vor Zante ſcheiterte das Schiff, auf dem ſich der unfreiwillige Pilger nach Jeruſalem befand; er wurde allein an einen einſamen Strand geworfen, auf dem er dem Hungertode erlag. Es geſchah dies am 15. Oktober 1564.

Zweihundertvierzehn Jahre ſpäter fuhr eine edle Venezianerin, die ihren Gatten verloren hatte, trauernd nach Zante, und gebar auf dem Schiffe, Andere erzählen ſchon auf der Inſel angelangt, einen Knaben. Auch ſein Loos war es, geiſtig zu ringen, und ebenfalls, aber auf einem belebteſten Strande der Civiliſazion, im Elend des Exils und der Armut unterzugehen.

Zwiſchen der Wiege und dem Sarge dieſes auf ſchwankenden Wogen Geborenen lag ein kampfvolles Leben, voll Liebe für die Menſchheit, voll Sehnſucht für die Freiheit, der purpurne Ruhm eines unſterblichen Dichters, der, wenn er in der Sprache ſeiner Geburtſtätte geſchrieben hätte, der erſte Dichter des neuen Hellas geworden wäre. Er zog es vor, ſein unſterbliches „Lied von den Gräbern“ in den ſüßen Lauten zu dichten, mit denen die zärtliche Mutter ihr Kind in den Schlummer ſang. Ugo Foscolo ſang Geſänge, die in den Seelen ſeines Vaterlandes Begeiſterung, in den Herzen der Mächtigen die Ahnung weckten, es könnten die Zäume der Herrſchaft, wenn ſie bei den Geſängen einſchlummerten, aus ihren Händen fallen. Ugo Foscolo mußte fliehen; er ging in das Geburtsland ſeines lorbeergekrönten Genoſſen Byron, zu einer Zeit, wo dieſer auf der alten Stätte der Freiheit weilte, und Hellas aus unwürdigen Banden mit befreien half. Foscolo verhungerte am Strande der Themſe, wohin er ſich aus London zurückgezogen hatte. An ſeinem Sterbetage beſuchte ihn der edle Capodiſtria, der eben als Präſident nach Griechenland ging. Der Herzog von Devonſhire, Lord Holland, Hudſon Churrey und andere ausgezeichnete Perſonen folgten dem Sarge des Dichters, der in ſeinen „Sepolcri“ ſang:

„Iſt denn ein Stein Erſatz verlorner Tage,
Der meine Knochen ſondert aus der Unzahl,
Welche der Tod in Meer und Erde ſäet?“

Sein Grab bezeichnet die von ihm ſelbſt geſchriebene Inſchrift: „Foscolo's Leben, Tugend, Gebein fing an, hier auszuruhen.“

Glücklicher war ein anderer Dichter, der das Licht der Welt in Zante erblickte. Graf Dioniſos Solomos begeiſterte ſich an den Thaten und Geſängen des alten Hellas und war noch ein Jüngling, als die Griechen bewieſen, daß die Schaar des Leonidas nicht die letzte geweſen iſt, die den Tod der Knechtſchaft vorzog. Er dichtete im Jahre 1823 einen „Hymnus auf die Freiheit.“ Es ſind nur 632 Verſe, jeder von ihnen aber ein blanker Stahl, eine blitzende Lanze, die im Sonnenlichte des Gedankens funkelnd, an einander klirren. Die Seelen, die dieſe kriegeriſche Muſik hören, werden zu Thaten, zu Siegen, zu Opfertoden begeiſtert! Der Dichter ſang ſeine erhabenen Geſänge, die mit denen Pindars und Byrons wetteifern, in joniſchem Dialekte. Wenn ihn dies, nicht auch in der Form, den Heroen der Dichtkunſt gleichſtellt, ſo trug er doch dadurch bei, daß ihn das Volk hörte und verſtand und daß es dieſen Helden begeiſterte und vor dem Siege ſchon, innerlich frei machte.

Dem Dichter wurde aber nicht allein das beneidenswerte Glück zu Theil, unſterblich in den Herzen ſeines Volkes zu werden; er durfte es ungeſtraft werden, er durfte die erhabenen Gedanken ſeiner Seele ſeinem Vaterlande ſagen, er durfte der moderne Tyrtäos ſeines Vaterlandes ſein. Ihm wehrte keine Macht, den Gott in ſeinem Geiſte zu offenbaren und ſich den unſterblichen Dichtern ſeines Volkes anzureihen.

Nicht ſo berühmt in weiten Kreiſen, wie ſein Freiheitshymnus iſt ein anderes Lied des Dichters, das ſeiner tiefbewegten Seele durch ein tragiſches Familienereigniß entriſſen wurde; aber es tönt rührend und melancholiſch von den Lippen aller griechiſchen Jünglinge und Jungfrauen, und bewegt ihre Herzen. Der Dichter liebte verſchwiegen eine ſchöne griechiſche Jungfrau, deren Geſtalt an die unſterblichen Gebilde der antiken Meiſter mahnte,

und die eine Seele hatte, welche von dem Gefühle der Schönheit und von den Gedanken der Dichter mittönend erbebte. Sie sprach und sang die Lieder des Solomos so schön, wie Niemand sonst auf Erden. Ein italienischer Maler rührte ihr zartes Herz zu Liebe und verrieth sie. Die Jungfrau konnte den Schmerz der Seele nicht ertragen, und machte mit Gift ihrem Leben ein Ende. Solomos war sprachlos, als ihm die Kunde wurde und verstummte lange für die Welt und seine Freunde. Erst als er vernahm, daß man den Tod der Jungfrau aus entehrenden Ursachen erkläre, da erwachte sein Geist und in ihm der rhythmische Zorn. Er rächte den Tod der Jungfrau durch ein unsterblich rührendes Lied, das schönste, das jemals Hellas hörte, und das mit den Worten beginnt: „Du sangest alle meine Lieder; dieses Lied aber, das ich jetzt dir anstimme, du wirst es nicht mehr hören! Ein Stein bedeckt dein Grab!"

Solomos lebte in Corfu. Ich fragte nach ihm, um ihn zu besuchen und ihm meine Huldigung darzubringen. Ich erhielt eine eigenthümliche Auskunft. „Er lebt" sagte man mir, „in tiefer Zurückgezogenheit. Der unerwartete Glanz, der sich um seinen Namen verbreitete, als sein Hymnus erscholl, erschreckte ihn. Ihm erschienen die seinem Genius dargebrachten Huldigungen als Abgöttereien. Der edle Jonier glaubte, wie Plato, der die jonische Musik aus seiner Republik verbannte, daß eine Nazion, die so sehr den Gesängen lauscht, verweichliche. Er hielt aber für sein Vaterland den Moment gekommen, wo spartanischer Ernst und mutige That das Schicksal der Nazion allein entscheiden könne. Er ließ fortan kein Gedicht mehr drucken, bis ihm die rührende weiche Todtenklage um die geliebte Freundin entströmte.

Sein Genius ruhte aber nicht, und das trotz seines Vorsatzes dennoch veröffentlichte Fragment eines Gedichtes „Lampros" hatte die Welt der geistvollen Lady Douglas, der Gattin des Lord-Oberkommissärs der jonischen Inseln zu danken, die davon so hingerissen ward, daß sie den Dichter — knieend bat, es seinem Volke nicht vorzuenthalten. Dieses theilte die Begeisterung der fein fühlenden Britin.

Am 21. Februar 1857 schloß der jonische Senat seine Sizzung, weil in den Versammlungsaal plötzlich die Kunde gelangte: „Solomos ist verschieden!“ Die Bevölkerungen der Inseln strömten herbei, um ein nazionales Trauerfest zu begehen. König Otto schickte einen Gesandten, um im Namen Griechenlands dem Todten die letzte Ehre zu erweisen, und seinen Verwandten den Schmerz des Vaterlandes auszudrücken. An den schmerzlichen Tod des größten, neugriechischen Dichters, der noch nicht das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte, knüpft sich die freudige, wehmütige Hoffnung, daß nunmehr alle seine Dichtungen auferstehen werden!

ich den Lohn ausdrücklich bedungen habe? Als ich ihm dies bejahte, fing ein heftiges Zanken zwiſchen ihm und dem Bootsführer an. Ich hörte zum erſten Male in ihrer Heimat, im Hafen des Themiſtokles die Sprache der homeriſchen Helden. Der Kanzliſt übergab mir das Geld: „Nehmen Sie es nur zurück! Der junge Menſch läugnet nicht, mit dem bedungenen Lohne einverſtanden geweſen zu ſein. Es iſt eben nur ein Verſuch von ihm, Sie zu prellen. Der Schlingel ſagt, es ſei ihm eine Ehre geweſen, einen ſo großen und reichen Herrn umſonſt ans Land gebracht zu haben. Nehmen Sie dieſe Großmut nur an, und kommen Sie zu uns herein; er wird bald kommen und betteln, ihm ſeinen Ruderlohn zu geben.“ So geſchah es auch.

Ein griechiſch ſchön gekleideter Mann, der ſich als Beſitzer des Hotels l'Orient ankündigte, und deſſen Ehrenhaftigkeit mir von der L'loydagenzia empfohlen wurde, nahm mich in einem der Kälte wegen geſchloſſenen Wagen auf. Wir fuhren eine Stunde lang nach Athen, durch eine Landſchaft, die mondbeſchienen, eingeſchneiete Höhen zeigte.

Athen.

Erſter Anblick. — Pluton und Chriſto. — Spaziergang. — Ein Wiener, Juſtizminiſter. — Plaſtik der Geſtalten. — 200,000 Lämmer. — Ein origineller Freund. — Klingende Steine. — Der königliche Palaſt. — Die Kapelle. — Ein gefangener Adler. — Warum die Griechen ruſſiſch ſind. — Der Zeustempel. — Ein unheimlicher Mann. — Ausſicht vom Likabetos.

Die Nacht war eine durch zu laute Nachbarn ſehr geſtörte, wir werden ſpäter von dieſen eigenthümliche Geſchichten erzählen. Lebhaftes, faſt ununterbrochenes Hundegebell mahnte daran, daß ich mich jener Stadt des Orients näher befinde, wo die Hunde einen eigenen Staat bilden, indem ſie mehr als Hunderttauſend an Zahl, in den Straßen wohnen. Nach deutſcher Gewohnheit fühlte ich mich an ein Dorf erinnert, wo Hunde die ſtets lauten Wächter ſind. Hat doch auch die Stadt, als wir beim ſpäten Abenddunkel von Pyräus einfuhren, eher den Eindruck eines kleinen Landſtädtchens, denn einer Reſidenzſtadt auf mich gemacht. Keine Stadtmauer, kein Thor, hinderte oder gewährte den Zutritt; kleine Häuschen, da und dort ein Schutthaufen, konnten keinen beſſern Eindruck hervorbringen. Die gewaltigen Denkmale des Alterthums waren durch die Dunkelheit verhüllt.

Die Aufregung der fünftägigen Seefahrt, des Gedankens, mich in Hellas, dem von den Göttern geliebten Lande, in der von der „blauäugigen Tochter des Zeus“ beſchützten Stadt des

Theseus, zu befinden, trugen wohl auch bei, mir den Schlaf fern zu halten. Wachend sehnte ich mich dem Morgen entgegen; beim ersten Sonnenstrahle trat ich an's Fenster. Mir gegenüber glänzte die Akropolis im Morgenlichte. Von ihrem Fuß, bis zu mir heran mäßig ansteigend, lag die moderne Stadt, kleine meist nur eindöckige Häuser, gelb, rötlich oder blau, selten weiß getüncht. Eine einsame Palme ragte über einer Häusergruppe empor. Zur Rechten hinaus erblickte ich den Tempel des Theseus, seine goldbraunen Säulen schimmerten im Sonnenlichte. Zur Linken auf mäßiger Höhe der weiß marmorne Palast des Königs.

Ich betrachtete lange die Szene, auf der noch die Ruhe und das Schweigen des frühen Morgens lag und deren Bauwerke so merkwürdig die antike und die moderne Welt verbinden und scheiden. Heroen und Gensd'armen, christliche Kirchen und Tempel der Götter, Platon mit der weißen Stirnbinde und Soldaten mit der bayerischen Pickelhaube, Nektar und Bier schwebten mit fantastischem Humor, wie ein wirrer Maskenzug in meiner Fantasie.

Der Hoteldiener Pluton kam, um meine Wünsche zu erfragen, und da ich ihm in einigen altgriechischen, von meinem Gedächtnisse grausam zerbröckelten Sätzen antwortete, merkte er, daß ich nicht ihn und er nicht mich verstehe. Er rief einen andern Diener, der Christo hieß, und so befand ich mich, durch den zufälligen Umstand der Namen, wieder zwischen zwei Welten, die heidnische und christliche gestellt. Immerhin ist es charakteristisch, daß in dem jetzt christlichen Athen ein Kind mit dem Namen eines heidnischen Gottes in die Taufregister eingetragen wird.

Die frühen Sonnenblicke, die mir die Szene so golden verklärten, verschwanden, und es war ein grauer, kühler Morgen, als ich das Haus verließ, mit der Absicht, die Straßen Athens zu durchwandern, ohne einen andern Führer als den Zufall. Ich befand mich, wie es mich die Aufschrift lehrte in der Aeolusstraße, die abwärts führend, schmal und lang gestreckt, mich durch eine bedeutende Länge hinabblicken ließ, bis wo sie durch den Thurm

der Winde einen Abſchluß findet. Die Straße, ſehr lebhaft durch die in ihr auf und nieder gehenden Menſchen, hat zu beiden Seiten Kaufläden und Werkſtätten, in denen ſchon der Fleiß thätig war. Mir fielen die vielen Apotheken auf, von denen ich ſpäter erfuhr, daß ſie alle anderen des Königreichs mit Arzeneien zu verſorgen haben. Die Schaufenſter eines ſtattlichen Buchladens feſſelten mich eine gute Weile. Es intereſſirte mich, unter den vielen alt- und neugriechiſchen Werken auch zwei deutſche zu finden, die beide von in Wien lebenden Schriftſtellern herrühren; das eine von meinem parnaſſiſchen Genoſſen Joh. Gab. Seidl: „Ueber das italiſche Schwergold“ und das andere von Bonitz: „Ueber die Kathegorien des Ariſtoteles.“ Die Portraits der ſeit dem Befreiungskampfe in Europa berühmten Helden, Diplomaten und Prieſter, welche Letztere zuweilen beides waren, feſſelten meine Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr, wie einzelne Szenen aus jenen glorreichen, todtvollen, freiheitsbegeiſterten Tagen. Die Portraits Napoleon I. und Friedrich II. waren mitten unter den andern griechiſchen Helden zu ſehen. Der Beſitzer des Buchladens, Herr Naſt, ein Deutſcher, lud mich, als er die Theilnahme eines Fremden an den Gegenſtänden bemerkte, in den Laden und ſtellte mir jedes Buch, das einem Fremden in Athen intereſſant ſein kann, mit freundlichſter Zuvorkommenheit während meines Aufenthaltes zur Verfügung. Eine gleiche Güte für mich hatte ſpäter Herr Botlys, ein geborner Wiener und Doktor der Rechte, der eben das Portfeuille des Juſtizminiſters von Griechenland niedergelegt hatte.

Je tiefer ich in die Straße hinabſtieg, deſto lebhafter und bunter war die Bewegung; jedoch anderer Art, als ich ſie in den ſüdlichen Städten Italiens fand. Während in dieſen Haſt und der Lärm charakteriſtiſch ſind, herrſchte hier Ruhe und Anſtand. Man kann bemerken, daß der Orient ſchon näher liegt, und der in der Erſcheinung ruhige, würdevolle Mohammedaner hier lange die Herrſchaft übte. Die Tracht erhöht noch die, den ſüdlichen Völkern überhaupt natürlichen Anlagen des Anſtandvollen und der Plaſtik in allen Bewegungen. Dieſer Adel iſt etwas, was dem

[illegible], zu befinden, trugen wohl auch bei, mir den Schlaf fern zu halten. Wachend sehnte ich mich dem Morgen entgegen; beim [illegible] Sonnenstrahle trat ich an's Fenster. Mir gegenüber glänzte [illegible] Akropolis im Morgenlichte. Von ihrem Fuß, bis zu mir heran [illegible] ansteigend, lag die moderne Stadt, kleine meist nur ein[illegible] Häuser, gelb, rötlich oder blau, selten weiß getüncht. Eine [illegible] Palme ragte über einer Häusergruppe empor. Zur Rech[illegible] [illegible] erblickte ich den Tempel des Theseus, seine goldbrau[illegible] Säulen schimmerten im Sonnenlichte. Zur Linken auf mä[illegible] Höhe der weiß marmorne Palast des Königs.

Ich betrachtete lange die Szene, auf der noch die Ruhe und [illegible] Schweigen des frühen Morgens lag und deren Bauwerke so [illegible] die antike und die moderne Welt verbinden und schei[illegible] Herren und Gensd'armen, christliche Kirchen und Tempel [illegible] Götter, Platon mit der weißen Stirnbinde und Soldaten mit [illegible] bayerischen Pickelhaube, Nektar und Bier schwebten mit fan[illegible] Humor, wie ein wirrer Maskenzug in meiner Fan[illegible].

Der Hoteldiener Pluton kam, um meine Wünsche zu erfra[illegible], und da ich ihm in einigen altgriechischen, von meinem Ge[illegible] grausam zerbröckelten Sätzen antwortete, merkte er, daß [illegible] nicht ihn und er nicht mich verstehe. Er rief einen andern Die[illegible], der Christo hieß, und so befand ich mich, durch den zufälligen [illegible] der Namen, wieder zwischen zwei Welten, die heidnische [illegible] christliche gestellt. Immerhin ist es charakteristisch, daß in dem [illegible] christlichen Athen ein Kind mit dem Namen eines heidnischen [illegible] in die Taufregister eingetragen wird.

Die frühen Sonnenblicke, die mir die Szene so golden ver[illegible], verschwanden, und es war ein grauer, kühler Morgen, [illegible] ich das Haus verließ, mit der Absicht, die Straßen Athens [illegible] durchwandern, ohne einen andern Führer als den Zufall. Ich [illegible] mich, wie es mich die Aufschrift lehrte in der Oeolusstraße, [illegible] abwärts führend, schmal und lang gestreckt, mich durch eine [illegible]ende Länge hinabblicken ließ, bis wo sie durch den Thurm

der Winde einen Abschluß findet. Die Straße, sehr lebhaft durch die in ihr auf und nieder gehenden Menschen, hat zu beiden Seiten Kaufläden und Werkstätten, in denen schon der Fleiß thätig war. Mir fielen die vielen Apotheken auf, von denen ich später erfuhr, daß sie alle anderen des Königreichs mit Arzeneien zu versorgen haben. Die Schaufenster eines stattlichen Buchladens fesselten mich eine gute Weile. Es interessirte mich, unter den vielen alt- und neugriechischen Werken auch zwei deutsche zu finden, die beide von in Wien lebenden Schriftstellern herrühren; das eine von meinem parnassischen Genossen Joh. Gab. Seidl: „Ueber das italische Schwergold" und das andere von Bonitz: „Ueber die Kathegorien des Aristoteles." Die Portraits der seit dem Befreiungskampfe in Europa berühmten Helden, Diplomaten und Priester, welche Letztere zuweilen beides waren, fesselten meine Aufmerksamkeit eben so sehr, wie einzelne Szenen aus jenen glorreichen, todtvollen, freiheitsbegeisterten Tagen. Die Portraits Napoleon I. und Friedrich II. waren mitten unter den andern griechischen Helden zu sehen. Der Besitzer des Buchladens, Herr Nast, ein Deutscher, lud mich, als er die Theilnahme eines Fremden an den Gegenständen bemerkte, in den Laden und stellte mir jedes Buch, das einem Fremden in Athen interessant sein kann, mit freundlichster Zuvorkommenheit während meines Aufenthaltes zur Verfügung. Eine gleiche Güte für mich hatte später Herr Botlys, ein geborner Wiener und Doktor der Rechte, der eben das Portfeuille des Justizministers von Griechenland niedergelegt hatte.

Je tiefer ich in die Straße hinabstieg, desto lebhafter und bunter war die Bewegung; jedoch anderer Art, als ich sie in den südlichen Städten Italiens fand. Während in diesen Hast und der Lärm charakteristisch sind, herrschte hier Ruhe und Anstand. Man kann bemerken, daß der Orient schon näher liegt, und der in der Erscheinung ruhige, würdevolle Mohammedaner hier lange die Herrschaft übte. Die Tracht erhöht noch die, den südlichen Völkern überhaupt natürlichen Anlagen des Anstandvollen und der Plastik in allen Bewegungen. Dieser Adel ist etwas, was dem

stumpfsten Beobachter, der aus dem Norden kommt, auffallen muß. Die nazionale, sogenannte albanesische Tracht ist nicht vorwaltend, aber nirgend erschien mir der Frack, in unsterblichem Wahnsinn schwänzelnd, so lächerlich wie hier. Der nazionale Grieche ist mit der Fustanella, einem weißen, in hunderte von Falten gelegten Rocke, der von den Hüften bis zu den Knieen reicht, umkleidet. Die ursprüngliche Gestalt dieses Kleidungstückes ist noch an einzelnen Inselbewohnern sichtbar, ein platt herabhängendes Hemd, das mit einem meist roten Gürtel zusammengehalten ist, vielleicht das Chiton der alten Griechen. Dem Oberleibe liegt eine blaue, oder rote, meist gestickte Weste knapp an, die vorne das blanke Hemd sehen läßt. Ueber diese Weste wird ein Kamisol mit weiten, geschlitzten Aermeln, die sich dem Arme nicht anschließen, getragen. Ein roter Fez mit blauer Quaste deckt den nicht selten schwarz gekrauſ'ten Kopf, blaue oder rote Gamaschen, zierlich gestickt, umschließen vom Knie bis zum Knöchel das Bein; rote oder schwarze Schuhe bekleiden den Fuß. Gestalten in schwarzen, oder blauen Pumphosen, den Fez etwa mit einem Tuche noch turbanartig umwunden, Sandalen an den Füßen charakterisiren den Inselbewohner. Frauengestalten sind wenige sichtbar, die meisten französisch gekleidet.

Ein lauter Ruf: „Kyrie!" Herr! mahnt, daß der Fußgänger in den eben mit Pflasterung beginnenden Straßen ausweichen muß. Ein offener viereckiger Kasten ruht auf zwei hohen Rädern und rollt, von einem Pferde gezogen, langsam heran. Im Wagen liegt vorgebeugt ein schöner Knabe mit roter, phrygischer Mütze über blond gelockten Haaren und treibt das Pferd mit einer kurzen Geißel an. Die reine Schönheit seines Hauptes ist überraschend; er wäre würdig gewesen, daß ein Adler ihn ergriffen hätte, ihn zu den Füßen des olympischen Zeus zu tragen.

Eine Gruppe kleiner Esel kommt uns entgegen; einige tragen in Körben, die ihnen zu beiden Seiten hängen, Pomeranzen, Citronen, Gemüse. Anderen, deren Korbvorrath verkauft ist, sitzt der Besitzer auf dem Rücken, die Beine zwischen den beiden Körben hoch empor haltend, oder er hat die Körbe dem Thier-

chen nach einer Seite gebunden und sitzt auf demselben, wie auf einem Stuhle.

Eine größere Menschenmenge hält unsern Gang auf, wir sind vor einem Kaffeehause, oder einer Barbierstube, welch letztere, wie schon im Alterthume ein Auskunftscomptoir über alle Stadtneuigkeiten sein sollen. Der Grieche läßt den Wangen- und Kinnbart abnehmen, und wendet nur dem langen, überhängenden Schnurrbarte besondere Sorgfalt zu, der seinem braunen Antlitze, aus welchem Nase und Kinn stark vorspringen, ein meist kriegerisches Ansehen giebt.

Durch die eleganten, albanesisch und französisch gekleideten Männer wandelt eine eigenthümlich hohe Gestalt heran; auch ihr Haupt deckt ein roter Feß, den Rücken herab fällt das zottige Fell eines Widders, Fustanella und Gamaschen sind von weißer Wolle, die Füße tragen Sandalen. Quer über den Nacken des Mannes liegt ein schneeweißes Lamm, dessen vier Beine er mit der linken Hand zusammengefaßt an seiner Brust festhält, die Rechte führt einen langen Stab. Es ist Charwoche und der Mann bringt in dieser Weise, stumm und edel daherschreitend, das Lamm zum Verkaufe. Ich erinnerte mich dergleichen Gestalten auf antiken Basreliefs gesehen zu haben. Man erzählte mir, daß Griechenland in der Osterwoche mehr als zweimalhunderttausend Lämmer schlachtet und verzehrt; das Lamm ist das Nazionalgericht der Griechen.

Wir gelangen an einen Punkt, wo die Aeolusstraße von der des Hermes im rechten Winkel durchschnitten wird; der bayrische Witz hat diese in Ladenschwengel-, jene in die Windbeutelstraße umgetauft. Uns weckten diese Namen und die anderer Straßen, die der Athene, dem Euripides, dem Themistokles zu Ehren genannt sind, andere Vorstellungen und Erinnerungen.

Wir sind am Ende der Straße angelangt und befinden uns vor dem Thurm der Winde, um ihn zu betrachten, aber nicht um wieder zu schildern, was hundert gelehrte und ungelehrte Bücher über Griechenland beschrieben haben. Ich werde nur jene

Erlebniſſe und jene Perſonen ſchildern, mit denen ich in näheren Verkehr getreten bin und die geeignet ſind, die geiſtigen und ſozialen Zuſtände der griechiſchen Hauptſtadt zu beleuchten. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit jene Leſer ſich nicht getäuſcht fühlen, die eine Schilderung und poetiſche Anſchauung der altgriechiſchen Welt erwarten. Was ich an idealer Betrachtung gewann, boffe ich in anderer Form, nicht in dieſem Reiſebuche, dem Leſer vorzulegen.

Ein albaneſiſch fein gekleideter Mann geſellte ſich zu mir und mich artig grüßend, fragte er italieniſch: „Ihr ſeid ein Fremder?“ Ja, Herr! „Aus welchem Lande?“ Aus Oeſterreich. „Alſo ſind wir Freunde? Da kann ich Euch mein trauriges Schickſal mittheilen. Ich komme von der Inſel Hygra, um beim Kriegsminiſter einen Verluſt von mehreren tauſend Thalern zu reklamiren. Habt Ihr ſchon jemals bei Miniſtern etwas geſucht? Ihr findet eher die alten Götter auf dem Olympos, als bei denen ein geneigtes Ohr. Ich muß Euch ernſtlich vor allen Miniſtern warnen und der Aufenthalt in Athen iſt ſo theuer! Wir ſind Freunde, da Ihr aus Oeſterreich ſeid, nicht wahr? Gebt mir eine Unterſtützung.“ Ich war durch dieſe Wendung ganz betroffen, denn Betragen und Anzug des Mannes ließen ſie nicht vorausſetzen, auch fühlte ich mich nicht geneigt, dem jedenfalls unberechtigten Anſinnen zu genügen. Als ich ihm denn meine Meinung ſagte, erwiderte er ganz höflich: „Wir bleiben trotzdem Freunde!“ und entfernte ſich.

Ich gelangte, mich links wendend, in ruhigere Straßen; in einer derſelben wurde ein Haus gebaut und eben die zur Bekleidung der Wände dienenden Steinplatten gemeißelt. Ich ſah und hörte der Arbeit zu. Die Steinplatten, vom Meißel berührt, gaben einen eigenthümlich klingenden Ton. In dem Zauber gefangen, den die wunderbare, alte Welt mit ihren Göttern und Mythen, mit ihrer Geſchichte und ihrer Kunſt um mich ſpann mußte ich bei dem klingenden Tone an die Lyraklänge Amphions denken, denen die Quadern ſich harmoniſch fügten, bis die unbeſiegbaren Mauern von Theben ſich erhoben.

Von ferne fing es zu läuten an, und wie vor einem

Hahnenrufe waren die schönen Geister der Götter und Heroen plötzlich entschwunden.

Langsam ansteigend, gelangte ich auf eine breite Straße, die von geschmackvoll gebauten Häusern auf der einen und vom Hofgarten auf der anderen Seite gebildet ist und der Königin zu Ehren die Amaliastraße heißt. Ich hatte den königlichen Palast vor mir und zwar von jener Seite, wo er mit seinen prächtigen Säulen sich am schönsten darstellt. Seine der Stadt zugewendete Fronte macht keinen gleich künstlerischen Eindruck. Riesige Cactus- und Baumpflanzungen zieren eine kleine Anhöhe, die zum Palaste führt. Ich trat durch den marmornen Portikus in die hohe und lichte Vorhalle und einem kleinen Zuge von Menschen folgend, befand ich mich bald in der Kapelle der Königin, die zum Gottesdienste erwartet wurde. Es war der grüne Donnerstag in der Charwache; der Altar mit einem schwarzen Tuche, auf dem sich ein weißes Kreuz befand, verhängt. Zwei silberne Leuchter brannten vor demselben. Die Wände der Kapelle von blaßrosigem Marmor mit roten Flachsäulen, deren Kapitäle vergoldet sind, tragen eine blaue Decke, welche durch weißgoldenes Gebälk in Felder getheilt ist. Vor den Fenstern wiegten sich blühende Orangen- und Oelbäume, zu denen der im Hintergrunde aufragende und mit Schnee bedeckte Likabetos einen eisigen Gegensatz bildete. Man wies mich in einen der Betstühle und reichte mir ein Gesangbuch. Die Versammlung war nicht groß. Männer und Frauen, alle in französisch modernem Anzuge.

Um 10 Uhr erschien die Königin in der dem Altar gegenüber gebauten Loge und der Gottesdienst begann. In einer Ecke der Kapelle, zur Rechten des Altars stand ein kleines tragbares Organon, vor das sich ein deutsch blonder Mann setzte, ihm zur Seite zwei andere, dann sieben Mädchen und vier Knaben. Jedes von ihnen war anders und in bunte Farben gekleidet, was den feierlichen Eindruck eben so störte, wie das nur wie zufällig hingestellte Organon. Als ob der Künstler einen Raum für eine Orgel anzubringen vergessen hätte. Es begann ein schönes Lied:

„O mein Herz! warum ſchwankſt Du noch?
Was hilfts Dir, zu ringen
Nach irdiſchen Dingen,
Noch immer zu ziehen am Joch?“

Der Paſtor beſtieg ſodann die Kanzel zur Linken des Altars und las, was in dieſem Lande von beſonders eigenthümlicher Wirkung und frappanter Vergegenwärtigung iſt, den Brief des Apoſtel Paulus an die Korinther. Dann ſprach er eine ſalbungsvoll monotone Rede, die es nicht zweifelhaft ließ, daß, ſich keine feurige Zunge auf die Hörer niederſenke.

Rührend aber war es mir, als der Prediger den Segen ſprach: über das ganze Land, über die See und die Inſeln, über das Volk und das Königspaar, daß er nur einen Segen nicht ſprechen konnte, welcher der ſchönſte für ein Weib iſt und nach dem das Volk der Griechen ſich nicht weniger, als die geiſt- und anmuthsvolle Königin ſehnen mag.

Der Gottesdienſt war zu Ende und ich ging in den Garten, der hinter dem Palaſte ſich ausdehnt. Nach abwärts geſtreckt enthält er in phantaſiereicher Anlage eine Muſterpflanzung aller Bäume und Blumen faſt der ganzen Erde. Künſtlich bewäſſert, gedeiht Alles raſch und vortrefflich. Wir freuen uns, daß wie wir eben leſen, die wenigen Palmen durch ein chevaleresk Geſchenk des Dei von Tunis für die Königin um 200 Palmen, alſo um einen ganzen Wald, vermehrt werden ſollen. Durch die labirintiſchen Anlagen hinwandelnd, war die Landſchaft oft durch hohe Bäume verdeckt, zumeiſt aber offen liegend und da die Einfriedigung des Gartens eine niedere iſt, ſcheint die Landſchaft nur der weit hinaus ſich dehnende Garten. Einen traurigen Eindruck machte auf mich ein Adler an der Kette. Das Bild iſt von Dichtern oft gebraucht für eine ſonnenhafte Natur, welche wie der königliche Dulder Prometheus

„Am Aether hängt
Und in Banden ſchmachtet“

und den die „Gewalt“ und die „Nothwendigkeit“ feſſeln.

Ich erinnerte mich an die fremden Schiffe, die ich in Piräus sah, die das stolze, gerne aufstrebende Volk der Griechen im Zaume hielten. Der geistvolle Redakteur der „Elpis“ Hoffnung, Herr Levidis, sagte mir später: „Europa irrt sich, wenn es glaubt, daß die Griechen russische Sympathien haben, wenn sie auch durch gleiche religiöse Anschauungen mit ihnen verbunden sind. Die Griechen sind russisch, weil Rußland der Feind der Türken ist. So tief wurzelnd ist aber der Türkenhaß in jedem Griechenherzen, daß es mit jeder Nazion der Erde sympathisiren wird, welche das Schwert erhebt, um den Türken zu schlagen.“

In Gedanken aller Art verliert, gelangte ich in den prächtigen Gartenräumen auf eine kleine, künstliche Anhöhe. Vor mir ragten plötzlich die ewigen Säulen des Jupitertempels empor und hinter ihnen, zwischen grünen Bergeinschnitten glänzte das himmelblaue Meer; zur Rechten die Ruinen der mächtigen Akropolis. Dieser eine Anblick und Moment ist allein wert, eine träge Heimat zu verlassen, über Länder hin zu reisen und eine stürmevolle See zu durchschiffen.

Ich konnte mich von dem Anblicke lange nicht trennen, und als ich es that, mußte ich wieder zurückkehren und noch einmal, um lange gefesselt wieder in Betrachtung zu versinken.

Von fern her erklang türkische Musik und ich machte mich auf, um wieder empor gegen das Schloß zu kommen. Ein ältlicher Mann grüßte mich und schritt, ohne weiter zu reden, neben mir her. Ich blieb stehen, um eine fremde Pflanze zu betrachten, er that es auch. Ich eilte ihm voran, er erreichte mich. Ich ging langsamer, um ihm den Vortritt zu gönnen, er hemmte seine Schritte ebenfalls. So folgte er mir schweigend, durch alle Windungen des Gartens, in welchem außer uns beiden Niemand sichtbar war. Plötzlich hinter einem dichten Gebüsche fragte er mich, wie viel Uhr es sei, er möchte seine Uhr gerne nach der meinen richten. Ich erklärte ihm keine zu besitzen, schwang wie spielend meinen Stock, und war herzlich froh, mich wieder am Palaste zu befinden. Der Mann murmelte unverständliche Worte,

die wie ein Fluch klangen, und fing mit dem Wachpoſten am Portale des Palaſtes zu reden an.

Mich lockte es nach den nahen Likabetos empor.

Der Berg erhebt ſich faſt kegelförmig aus der Ebene, ich hatte ihn in dreiviertel Stunden erſtiegen, und genoß von der Georgskapelle aus, die auf dem Gipfel ſteht, der ewig ſchönen Ausſicht über die Stadt, das Meer, über die Ebene von Attika, und die ſie umgränzenden Berge.

Meine Nachbarn.

Ein Wahnſinniger. — Ein Abenteuerer. — Das Caſino. — Gedrückte Stimmung. — Byrons letzte Stunden. — Napoleon und Byron. — Das Mädchen von Athen.

Ich wohnte in dem beſten Hotel Athens l'Orient zwei Treppen hoch. Die ſchöne Ausſicht aus meinem Fenſter habe ich geſchildert. Nicht ſo gut wurde mir es in der Stube ſelbſt; zu meiner Linken, wenn ich im Bette lag, ſang eine Männerſtimme fort und fort ein und daſſelbe griechiſche Lied; zur Rechten deklamirte eine andere Stimme eine griechiſche Rede. Sänger und Deklamator konnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören, Uebungen fortſetzen, nur für den, der in der Mitte lag, vermiſchten ſich Geſang und Deklamazion in ein unangenehmes Lärmen. Es wollte nicht aufhören, da wendete ich mich zur Rechten und rief dem Deklamator zu: „Mein Herr! ich bin von den in Ihrer Rede vorgebrachten Gründen bereits durchdrungen. Ich danke Ihnen recht ſehr!“ Dann wendete ich mich zur Linken und rief dem Sänger zu: „Mein Herr! Ich habe mir bereits die Melodie gemerkt. Ich danke Ihnen für die Wiederholung.“ Ich rief ihnen dieſe Bitten italieniſch zu und, indem ſie plötzlich verſtummten, konnte ich bemerken, daß ich verſtanden worden war.

Mit beiden Nachbarn trug ſich am folgenden Tage Folgendes zu.

Als ich von einem Spaziergange zurückgekehrt war, fand ich das Hotel von Gensd'armen beſetzt. In der Stube meines nach-

barlichen Sängers waren zwei Schüsse gefallen und als man in dieselbe eilen wollte und sie verschlossen fand, wurde die Thüre eingebrochen. Ein junger Mann von einer griechischen Insel, der seit mehreren Tagen hier wohnte und durch sein stilles, fast scheues Wesen auffiel, war eben mit dem Laden einer Pistole beschäftigt. „Ich habe mich" sagte er den gewaltsam Eindringenden ganz ruhig, „zweimal verfehlt und muß nun zum dritten Male schießen, stören Sie mich nicht, meine Herren!" Man erkannte bald, daß man es mit einem Geistesirren zu thun habe und brachte ihn in Sicherheit.

Als sich der Lärm im Hause beruhigt hatte, und ich in meine Stube ging, trat ein eleganter, intelligent aussehender, junger Mann bei mir ein, der sich als der Nachbar zur Rechten aufführte, Herr D. von der Insel Ithaka, dem einstigen Besitze des schlauen und länderkundigen Odysseus. Er überreichte mir eine in italienischer Sprache geschriebene, in Malta gedruckte Broschüre, die er mir, seinem Kollegen als Schriftsteller, wie er höre, mittheile. Er selbst stehe in Unterhandlung mit England, um dahin eine Bestimmung zu finden; Griechenland sei zu klein für seine Pläne, sein Herz umfasse die Welt, und da er sich eben in einiger Verlegenheit befände, möchte ich ihm etwas — Geld leihen.

Als ich ihm eine kleine Summe übergab, dankte er mir sehr verbindlich sich verneigend: „Gottlob! jetzt kann ich doch durchgeh'n! Denn leider ist es nicht so viel, um den sechswöchentlichen Aufenthalt zu 8 Francs täglich, zu bezahlen. Sie haben meinen Geist befreit, mein Herr! Ich gehöre wieder den Ideen an. Als ich etwas verblüfft fragte: „Werden Sie wenigstens dem Gastwirte nicht sagen, daß Sie ihm später —" Herr D. lächelte: „Sie sind ein Poet und kennen die praktische Welt nicht. Sage ich es dem Wirte, so begeht er gewiß im Zorne die Dummheit und läßt mich einsperren und ich kann ihn doch nicht bezahlen. Bin ich aber frei, so kann ich wirken, arbeiten, verdienen und er kommt um keinen Kreuzer. So wahr ich ein Galantuomo bin!" Er verneigte sich — und ging.

Herr D. war am folgenden Tage verſchwunden. Auf die Broſchüre ſchrieb er mir: „All Eccellente Dottore Frankl per la memoria di D. —

Wenn wir uns im ſchönen Saale des Hotels, der mit Szenen aus dem griechiſchen Freiheitskriege geſchmückt iſt, um den lodernden Kamin zum Kaffee verſammelten, hatte ich einen intereſſanteren, ernſten Nachbar, den königlich griechiſchen Oberſten Epaminondas Vaſili. In Wien geboren, der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, hatte er viele freundliche Aufmerkſamkeit für mich und führte mich im Caſino ein.

Wir traten in eine Vorhalle, in der eine breite lichte Treppe emporführt. In einer Niſche iſt die Büſte des Gründers aufgeſtellt, des in der neueſten Geſchichte des Landes bekannten Kalergis. Die gebildetere Geſellſchaft Athens hatte außer unbedeutenden Kaffeehäuſern keinen Vereinigungspunkt, bis mehrere Säle dieſes Hauſes zu Converſations- und Spielzimmern eingerichtet wurden. Die Zimmer des zweiten Stockwerkes werden zu Leſezimmern benützt. Die Säle, anſtändig bequem eingerichtet, zeigen an den Wänden Szenen und Geſtalten aus dem Befreiungskampfe. Jede Woche ein oder zweimal ſpielt Militairmuſik. Hier begegnen ſich Offiziere und Profeſſoren, Staatsbeamte und Kaufleute, Einheimiſche und Fremde zu freundlich heiterer Geſelligkeit. Ich hatte dieſen Kreiſen manche liebenswürdige Zuvorkommenheit und Belehrung über die mannigfaltigſten Zuſtände und Verhältniſſe des Landes zu danken und ruhte des Abends meiſt hier, von den oft anſtrengenden Wanderungen des Tages aus.

Die Stimmung der Geſellſchaft von Athen war im Allgemeinen, namentlich aber die der Offiziere, eine gedrückte. Im Piräus lagen die fremden Kriegſchiffe und dem Kommandanten rühmte man nicht den ritterlich galanten Geiſt ſeines Volkes nach. Das Nationalgefühl fühlte ſich durch den Anblick der fremden Truppen fort und fort verletzt und manche Hoffnung, die noch kurz zuvor von einer wünſchenswerten Vergrößerung des Königreiches träumte, ſchien für den Moment wenigſtens unerfüllt blei-

ben zu ſollen. Mit theilnahmsvoller Anhänglichkeit blickt das Volk auf ſeinen König.

„Er iſt ganz Grieche geworden" ſagte mir ein Nationaler als höchſtes Lob von ihm. Die Königin lebhaft, energiſch, tugendhaft, gefällt dem kühnen, tapferen Griechen; aber die Zukunft des Landes — wer wird dereinſt die goldenen Zäume der Herrſchaft faſſen? Es iſt dieſelbe Unruhe in dem Gemüte des Volkes, welche ſich im einzelnen Menſchen erzeugt, wenn ſich zum Gedanken der ſorgensvollen Gegenwart auch der an eine ungewiſſe Zukunft geſellt.

Eines Abends war im Caſino wieder Herr Dr. Treiber, der oberſte Stabsfeldarzt der griechiſchen Armee, mein Nachbar. Wenn ſchon die bedeutende, allgemein geachtete Perſönlichkeit dieſes Mannes mich anzog, ſo war ſie mir noch von ganz beſonderem Intereſſe. Dr. Treiber war der Arzt eines der edelſten Kämpfer für die Freiheit Griechenlands; er drückte Lord Byron die Augen zu.

Byron hatte kein Vertrauen zu ſeinem jungen, italieniſchen Arzte, der dem Kranken eine Ader ſchlagen wollte, was übrigens nach viertägiger Krankheit durch einen engliſchen Arzt dennoch, aber zu ſpät geſchah.

Am ſechsten Tage wurde Dr. Treiber zu einer Berathung eingeladen. Byron war noch bei vollkommenem Bewußtſein.

„Beobachten Sie mich" ſagte er, „ſo viel Sie wollen, nur fragen Sie mich nicht viel!" Als am ſiebenten Tage der letzte Augenblick für den Dichter herankam, waren nur Dr. Treiber und Dr. Mayer, ein Arzt aus Baſel, bei ihm. Der Wunſch des Dichters, den er in ſeinem letzten Gedichte niederſchrieb:

„Zeit wär's, daß dies mein Herz ſei unbewegt"

erfüllte ſich. Dr. Treiber ſagte: „Drücken wir ihm jeder ein Auge zu." Und ſie thaten es mit tief ſchmerzlichem Gefühle, denn ſie wußten, daß eine Leuchte der Welt erloſchen war.

Die Sektzion der Leiche zeigte alle Organe vollkommen geſund; Byron hätte ein langes Leben leben können. Die Stirn war wunderbar entwickelt und es verdient bemerkt zu werden, daß Byrons und den er zumeiſt auf Erden haßte, Napoleons Gehirn

das ſchwerſte Gewicht unter allen Gehirnen hatten, die bis jetzt gewogen worden ſind.

Der Zufall fügte es, daß ich wenige Tage nach dieſem Geſpräche in dem alten Stadttheile mit einem Profeſſor der Univerſität ging. Wir begegneten einem Weibe, das mit Flittern geputzt, jenen widerwärtigen Eindruck machte, wenn längſt verſunkene Schönheit noch die Blicke auf ſich lenken will. Das Weib ſah uns mit großen, ſchwarzen, wilden Augen an, die Haare flatterten grau und ungeordnet, um ihren Mund zuckte es wie einſt ſüß geweſenes Lächeln. Mein Begleiter ſagte mir: „Dieſe iſt das von Byron beſungene „Mädchen von Athen.“ Er kaufte, als er das erſte Mal in Griechenland war, die ſchöne Blüte.“

Die Akropolis.

Pitakkis. — Elginmarbels und Child Harold. — Eine Thurmuhr. — Entführung von Kunstschätzen. — Ein Landsmann Thorwaldsens. — Ein geraubter Gott. — Kein Museum. — Die Regierung zu großmütig. — Ewiger Gewinn. — Ein Marmorfragment.

Mit einer Empfehlung des Herrn Levidis stellte ich mich dem Conservateur der Alterthümer des Königreichs vor, um mir eine Einlaßkarte in die Akropolis, die Jedem unentgeltlich verabfolgt wird, zu erbitten. Ich fand in Herrn Pitakkis einen kleinen, hagern, ältlichen Mann mit feurigen Augen, französisch, fast ärmlich gekleidet, in der Hermesstraße in einer kleinen Stube, zwischen Hunderten von Marmorfragmenten und Büchern und Manuskripten arbeitend. Herr Pitakkis fertigte mir in zuvorkommender Weise die Eintrittskarte aus und sagte: „Sie können zu jeder Stunde, jeden Tages die Akropolis betreten; aber auf ihrem ersten Gange dahin gestatten Sie mir die Freude, Sie zu begleiten. Das Entzücken des Fremden ist der schönste Lohn meines Hüteramtes und den lasse ich mir nicht entgehen."

Herr Pitakkis erzählte mir auf dem Gange zur Akropolis, den wir in einer Viertelstunde vollendet hatten, Einiges von seinem Lebensgange. Zur Theologie bestimmt, lebte er in Athen und wählte seine Wohnung so, daß er die Akropolis immer vor Augen hatte. Es war zu seiner Jugendzeit nicht gestattet, die Burg zu betreten und so konnte der Jüngling mit immer sehnsuchtsvolleren Blicken an den ewig heiligen Ruinen hängen, bis

ihm der Franzoſe Fauvel den Eintritt erwirken, aber nicht vor mancher Mißhandlung roher türkiſcher Soldaten ſchützen konnte. Er durchkletterte, durchſuchte alle Räume, hob jeden Stein von der Erde, legte zuſammen, verbarg, ja vergrub manche Fragmente, wenn er ſich allein wußte. Vieles in ſeinem Gedächtniſſe ſammelnd, ſchrieb er, was er oben nicht hätte wagen dürfen, in einzelnen Notizen nieder. Während des Befreiungsaufſtandes mußte er nach Corfu flüchten, wo er, von den Engländern geſchützt, mediziniſche Studien trieb, vor Allem aber ſein archäologiſches Wiſſen zu bereichern ſtrebte. Zurückgekehrt nach Athen, verweilte er, nur des Nachts die Lagerſtätte ſeiner Wohnung ſuchend, ununterbrochen auf der Akropolis im Dienſte der Alterthümer; Anfangs unentgeltlich, dann, um nur nicht zu verhungern, um 25 Thaler jährlich. Herr Pitakkis ſpricht wie jener römiſche Kaiſer: „Ich habe einen Tag verloren!“ wenn er, zufällig gehindert, die Akropolis nicht betreten hat. Er kennt jeden Stein und bemerkt es, wenn Jemand, ein Stück berührend, es zufällig verſchoben hat. Die gelehrte Welt verdankt ihm die Mittheilung von 2800 Inſchriften antiker Denkmale.

Als einen eigenthümlichen Zufall erzählte Herr Pitakkis, daß die erſte Bombe, die von den Freiheitskämpfern gegen die Akropolis geſchleudert wurde, jenes Stück einer Säule herunterſchlug, in welchem der Tempelräuber Elgin ſeinen Namen eingemeißelt hat. Herr Pitakkis bewahrt dieſes Fragment, das britiſche Muſeum den Raub, faſt alle Kunſtakademien Europa's — nur die von Athen nicht — die Gypsabgüſſe, welche, um den Namen des ſchottiſchen Vandalen zu verewigen, die „Elginmarbels“ heißen.

In einer Straße Athens ragt ein Thurm mit einer Uhr — der einzigen öffentlichen in der Stadt — empor, auf welchem zu leſen iſt: „Comes Elgin dedicat Atheniensibus“ et volat ſetzte mein Begleiter hinzu. Höher und unvergänglicher ragt aber die Säule empor, welche der größte engliſche Dichter nach Shakeſpeare, in ſeinem Child Harold aufgerichtet und mit der Inſchrift verſehen hat:

„Wen hat am roheſten man plündern ſehn?
Von Schottlands Sohn, von keinem Briten iſt's geſchehn.
Der neue Pikte prahlt zu ſeiner Schmach
Mit dem, was nicht die Zeit, der Türke nicht verbrach."

Selbſt der Türke, erzählt Lord Byron, war nicht unempfindlich, als er bei Herabnahme der Metopen das Untergebäude ſtürzen ſah; er nahm die Pfeife aus dem Munde und ſagte bittend: „Genug!"

Das Schiff, als die Kunſtſchätze fortgeführt wurden, ſcheiterte im Archipelagus.

Die Entführung von Kunſtſchätzen hat aber in Griechenland nicht aufgehört, wiewohl ein Geſetz ſie auszuführen ſtreng verbietet. Herr Pitakkis erzählte mir, daß die Franzoſen während der Okkupazion im Jahre 1855, leider auch in dieſer Beziehung auf die Engländer eiferſüchtig, unbefugte Nachgrabungen in Pythion und Phyläon auf der heiligen Straße nach Eleuſis unternommen und Statuen und Inſchriften fortgenommen haben.

Aber auch Einzelne entblöden ſich nicht, griechiſches Eigenthum fortzutragen. Vor mehreren Jahren wurde von Landleuten in der Nähe von Korinth eine ſehr wohlerhaltene Statue gefunden, von einer bekannten Perſönlichkeit gekauft und auf ein fremdes Kriegſchiff gebracht. Herr Pitakkis, dem davon Kunde wurde, machte ſogleich, wie es ihm die Pflicht gebot, dem Miniſter Anzeige hiervon. Dieſer dankte dem treuen Hüter griechiſcher Kunſtſchätze, meinte aber bedauernden Tones: „Soll ich mit der Macht, welcher das Kriegſchiff gehört, einen Notenwechſel beginnen?" Die polytechniſche Schule in Athen beſitzt einen, wie zur Ironie dankbarſt hingeſtellten Gypsabguß dieſer einzigen Statue, die, aus pariſchem Marmor gemeißelt, einen Apollo oder Horus darſtellt; ein Seitenſtück zu Lord Elgins Thurmuhr. Als ich Herrn Pitakkis mittheilte, daß ich in einem europäiſchen Kabinete dieſe Statue ausgeſtellt und um den Preis von 20,000 Gulden feilgeboten ſah, bemerkte er: „Und den Bauern wurde ſie um 1000 Drachmen, d. i. 300 Gulden, abgehandelt.

Zehn Invaliden bewachen die Akropolis und jeden Fremden

begleitet einer von ihnen; nichtsdestoweniger wird mancher Vandalismus verübt. Ein englischer Seeoffizier schlug einer Statue die Nase ab, wurde aber vom Admiral verurtheilt, 60 Thaler zu zahlen und drei Jahre nicht den Bord zu verlassen. Ein dänischer Architekt schlug einer Basreliefstatue den Kopf ab, um ihn mitzunehmen in die Heimat Thorwaldsens.

Athen besitzt noch kein Museum, und dieser Nachtheil ist der Fantasie des Beschauers günstig. Die Gegenstände sind da aufgestellt, wo sie gefunden worden sind. Es machte mir immer einen schmerzlichen Eindruck, die Häuser in Pompeji kahl und leer zu sehen und die Gegenstände, die sie füllten, außer allen lebendigen Zusammenhang gebracht, im Museum zu Neapel suchen zu müssen.

Die griechische Regierung ist übrigens viel zu uneigennützig, die Besichtigung der Kunstschätze zu gewähren. Zur Zeit, als ich Neapel bereis'te, mußte jeder das Königreich betretende Fremde 2 Thaler und ebenso, wenn er abreis'te, 2 Thaler für die Visirung seines Passes bezahlen. Dieses Geld wurde, theilte man mir mit, zu neuen Ausgrabungen verwendet, und so hatte nicht allein die Kunst, sondern jeder nachreisende Kunstfreund, indem er immer wieder mehr Kunstschätze fand, Vortheil und Genuß davon. Zugleich konnte ein ausreichend überwachendes Personal angestellt werden.

Einen liebenswürdigeren Cicerone gibt es nicht als Herrn Pitakkis. Nicht nur, daß er jeden Stein kennt und seine Geschichte weiß, er liebt ihn auch und hat, wiewohl er jeden tausendmal betrachtet und berührt hat, die Begeisterung für ihn nicht verloren. „Ich bin nur ein fleißiger, treuer Sammler," bemerkte Herr Pitakkis, „es werden einmal Künstler kommen, die sollen zusammenfügen, Schriftsteller, die sollen beschreiben und die Geschichte der Kunst bereichern." Als er mich von all dem Großen, das in seinen Trümmern größer als alles Ganze auf der Erde ist, erschüttert sah, reichte er mir die Hand: „Ihr seid ein frommer Pilger in Hellas!"

Ich weiß den gelehrten Forschungen über die erhabenen Alterthümer nichts Neues hinzuzufügen und will die tausend Schil-

derungen von Poeten und Reiſenden nicht vermehren. Nur Eines ſei dem Leſer vertraut: wer den Parthenon ſah, wer auf den Trümmern wandelte, die wie Grabſteine der Schönheit hingeſäet ſind, und all dies durch die purpurgoldene Mythe, durch die erhabenen Geſtalten der helleniſchen Welt ſich bevölkern und lebendig machen konnte, wer hinausſah in die weite Ebene, auf die von Licht und Erinnerungen verklärten Berge, auf dieſe himmelblaue See — er kann nicht mehr ganz unglücklich werden. Das Erhabene iſt fortan der Schild, der ihn gegen die Alltäglichkeit, gegen die Gemeinheit des Lebens ſchützt. Wer auf der Akropolis ſtand, iſt zum Zeitgenoſſen unſterblicher Geſchlechter und Gedanken geworden.

Ich bat Herrn Pitakkis um ein Stückchen Marmor, um es, weil er mich einen frommen Pilger nannte, in die Heimat tragen zu können, als Zeichen, daß ich im Heiligthume geweſen. Er ſuchte am Boden und reichte mir ein kleines Fragment, das zu einer Rinne gehörte und ſo, wenigſtens die Spur des Meißels zeigte. Als ich es dankbar empfing, nahm er mir es wieder aus der Hand und ſprach es wehmütig betrachtend an: „Geh, du drittbalbtauſend Jahre altes Stück! Vielleicht, daß dich die Hand des Perikles berührte, ſein Auge dich geſehen hat. Trotz aller Zerſtörung bliebſt du noch ſo lange hier, und jetzt ſollſt du fort, in das Land der — Barbaren! Nehmt mir dieſen Ausdruck nicht übel, Herr! alle Welt iſt das Barbarenthum, wenn von Hellas die Rede iſt!“ Ich wollte, da ich ſah, wie ihm die Trennung ſchmerzlich ſei, den Stein nicht annehmen. „Ich habe es überwunden — nehmt, nehmt!“

Wir ſtiegen ſchweigend die Akropolis herab. Fortan beſuchte ich ſie jeden Tag während meines athenienſiſchen Lebens, vierzehnmal. Eine Nacht oben zuzubringen, wie ich gewünſcht hatte, iſt nicht geſtattet.

Die Universität.

Der Geist als Eroberer. — Deutschland dankbar. — Die Klinik. — Doktorpromozion. — Ein antiker Schädel. — Gesellschaft der Aerzte. — Mein Vortrag. — Zum Mitgliede erwählt. — Einladung des Dimarchen.

Auf einer mäßig angebauten Fläche, die ringsbin noch wenige zerstreut hingebaute Häuser zeigt, sehen Meister und Schüler, wenn sie aus den lichten, hohen Sälen des Universitätsgebäudes in die marmorne Vorhalle treten, sich der Akropolis gegenüber. Sie sehen den Hügel Kolonos, die ölbaumbepflanzte durchsilberte Akademie des Plato, den Areopag, das Gefängniß des Sokrates, und hinter all dem den Berg, auf welchen die dreißig Tyrannen fliehen mußten, als sich das Vaterland befreite. Vor den Blicken der Jugend liegt die ganze große Szene einer untergegangenen Welt, liegt Hellas in Hellas, wie die Alten Athen nannten. Noch immer feiert es geistig seine Auferstehung in der Bildung unseres Welttheiles, sein Glanz verklärt, noch aus den Gräbern herauf unser Leben. Der Lehrer der Geschichte an der Universität zu Athen darf nur peripatetisch mit seinen Schülern durch diese Räume wandeln und sie auf die vor ihnen aufgeschlagene Ebene, auf diese Berge, auf die Tempelüberreste und die blaue fernrollende See aufmerksam machen, um ihren Geist mit erhabenen Gedanken der Staatsweisheit und mit der Kraft des Heldenthums zu erfüllen, ihr Gemüt für Kunst und Vaterland höher zu stimmen.

Nicht alle Griechen, die den Freiheitskampf kämpften, sind frei geworden; noch leben viele unter türkischer Herrschaft. Die

Bewohner der jonischen Inseln und alle jene Griechen, die zerstreut in Europa leben, durch gleiche religiöse Anschauungen, durch Sitten und Sprache mit den Griechen des Königreiches verbunden, blicken auf diese Universität und überhaupt auf alle geistigen Institutionen dieses Landes als auf einen idealen Mittelpunkt. Gedanken und Lehren, die von hier ausgehen, können geistige Gesandte des jungen Staates, jeder Schüler der Universität kann ein politischer Apostel werden für die Idee eines künftigen Großgriechenlands.

Bildung ist der moderne Eroberer, durch sie allein können auch kleine Völker groß werden. Und ist diese jüngste Universität Europa's nicht auch anzusehen, wie ein geistiger, vorgeschobener Posten gegen den Orient? Von Vaterlandsliebe durchdrungene geistvolle Lehrer und Dichter, wie der eben hingeschiedene Solomos, sind die Bildner der griechischen Zukunft.

Noch ist das Räthsel nicht gelöst, welches die beiden weißmarmornen Sfinxe, symbolisch vor den Pforten der Universität lagernd, aufzugeben scheinen.

Die meisten der jetzt angestellten Lehrer sind in Deutschland, in München und namentlich die Aerzte in Wien gebildet. So ist Deutschland Gelegenheit geboten, jenem Lande sich dankbar zu erweisen, in dessen Weisheit und Kunst es selbst großgezogen worden ist, dessen Feldherren, Filosofen, Heroen und Dichter der deutschen Jugend noch unüberbotene Muster der Vaterlandsliebe, der Weisheit und der Begeisterung für Kunst und die des Schönlebens sind.

Der ebenso gelehrte, als liebenswürdige Dr. Makkas, klinischer Professor, hatte die Güte, mich durch die Räume der Universität zu begleiten. Die Bibliothek im ersten Stockwerke des Universitätsgebäudes enthält 70,000 Bände. Die meisten Werke sind deutsch; ihnen schließen sich, der Zahl nach, die französischen, italienischen, englischen und endlich die griechischen an. Fast alle wurden aus europäischen Staaten von Bibliotheken und Privatleuten hierhergespendet. Ein Bibliothekſaal, der die Gypsbüsten

[illegible]

[illegible] genannt, [illegible] [illegible] auf sie [illegible] selbständig [illegible] der empfangene [illegible] aneignet.

Bei der Promotion eines Doktors der Medizin zugegen, fand ich im Promotionssaale [illegible] versammelt. [illegible] die Profes- soren, nicht der Griechen [illegible]. Es sollten zwei Kandidaten promovirt werden. Professor [illegible], als Dekan, und Professor [illegible], als Rektor [illegible] Sprache [illegible] der beiden Kandidaten vor und fragten dann die Professoren, ob sie dieselben würdig meinen, zum Range eines Doktors erhoben zu werden? Als diese Herren dies durch Emporheben der Hände bejahten, lasen die Kandidaten den Eid, worauf ihnen der Dekan das Doktordiplom übergab und ihnen die Hand reichte, indem er sie Kollegen nannte und zur Kollegialität ermahnte. Der junge Doktor muß nach seiner Promotion noch ein halbes Jahr ein Spital besuchen und, um zur Ausübung seiner Kunst zugelassen zu werden, sich dann noch einer Staatsprüfung unterwerfen.

Das pathologische Museum unter der Leitung des Dr. Stawrinaki ist im Werden begriffen und verspricht von Bedeutung zu werden.

Als ich Herrn Stawrinaki mittheilte, daß ich von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften den Auftrag habe, für das pa-

thologiſche Muſeum in Wien Schädel verſchiedener Raçen aus dem Oriente mitzubringen, trug er mir, in dankbarer Erinnerung an die Vorträge Hyrtels und Rokitansky's ſogleich einen antiken, griechiſchen Schädel an. Es wurde bei der Grundausgrabung für ein Haus in Athen ein antikes Grab entdeckt, in welchem ſich ein vollkommen erhaltenes Skelett vorfand. Bei der Berührung jedoch zerfiel es, bis auf den ſchöngeformten Schädel, der in den Privatbeſitz des Herrn Stawrinaki gelangte. Ich werde ſpäter ein abenteuerliches Geſchick dieſes Schädels zu erzählen haben.

Die k. griechiſche Geſellſchaft der Aerzte und der Naturforſcher verſammelte ſich, um, wie alljährig, einen neuen Präſidenten zu wählen; der als ſolcher jetzt fungirende Leibarzt des Königs, Herr Hofrath Dr. Röſer, lud mich ein, dem feierlichen Akte anzuwohnen. Auf dem Univerſitätsplatze iſt noch ein zweites Gebäude, das Blindeninſtitut, aufgeführt, das, ſehr zweckmäßig eingerichtet, eines der vielen Wohlthätigkeitsinſtitute iſt, deren Athen ſich durch die Sorgfalt der Regierung und die Großmut von Privaten zu erfreuen hat.

Ich trat zur feſtgeſetzten Stunde im Saale ein, in welchem von den vierzig athenienſiſchen Mitgliedern neunundzwanzig verſammelt waren. Ich wurde von dem ſtets geiſtig bewegten, haſtig anregenden Präſidenten mit den Worten erſchreckt: „Ich habe einen Vortrag von Ihnen, als dem Verfaſſer des „Hippokrates“ angekündigt. Sie müſſen ſprechen.“

Als ich ihm meine Verlegenheit ausdrückte und äußerte, unvorbereitet vor einem ſo gelehrten Kreiſe nicht ſprechen zu können, erwiderte Dr. Röſer raſch:

„Ich habe bereits dem Könige von einem Vortrage von Ihnen, zu dem ich Sie einladen wolle, geſprochen; Sie werden,“ fuhr er heiter fort, „mich nicht kompromittiren. Der Bericht und die Präſidentenwahl nehmen eine Stunde in Anſpruch. So lange haben Sie Zeit, über einen Gegenſtand nachzudenken.“

Ich hielt, nicht ohne Zagen, hervorgerufen durch den Schauplatz, auf dem und den gelehrten Kreis, zu dem ich ſprach, da

ein medizinischer mir naheliegender Gegenstand gewählt werden mußte, einen kurzen Vortrag über den Einfluß der Bewahranstalten auf die Gesundheit der Kinder. Der zagende Gedanke trat noch hinzu, daß die Hörer durch mich an die weltberühmte medizinische Schule Wiens, deren Schüler ich mich nannte, erinnert, größere Ansprüche an mich stellen, mich wohl gar einen flüchtigen Moment für einen Repräsentanten derselben halten würden. Ich fühlte die große Verantwortlichkeit und die Ueberzeugung, daß diese Schule, die ich, statt sie dankbar ehrerbietig nachzuahmen, mit einer Satire zu geißeln den Mut hatte, mich gar sehr verleugnen möchte.

Nach dem Vortrage, den seine attische Höflichkeit mit Beifall überhäufte, trug der Präsident darauf an, mich zum Ehrenmitgliede der k. Gesellschaft zu ernennen, was mit Akklamazion aufgenommen wurde.

Am folgenden Tage erhielt ich die Einladung des Dimarchen von Athen des Herrn Galates, eines schönen Greises, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge durch sein schneeweißes Haar noch erhöht wurden. Er hatte von meinem Vortrage gehört und erbat sich denselben, um zu sehen, ob das Institut der Kinderbewahranstalten nicht segenreich auch für die Stadt werden könnte.

Dichterkrönungen.

Drei Richtungen griechiſcher Poeſie. — Klephtenlieder. — Kein griechiſches Theater. — Zalakoſta. — Sprachekampf. — Panagiotis Suzzo. — Eine Muſe mit Augengläſern. — Schiller bewundert. — Plaſtiſches Andenken.

Wie unpoetiſch auch die Graduirung eines Doktors an der Univerſität zu Athen iſt; ſo begeht ſie doch eine Feierlichkeit, welche faſt an allen Univerſitäten des Mittelalters geübt wurde und jetzt nur in Athen wieder heimiſch geworden iſt, eine Dichterkrönung.

Der Großhändler Herr Ragli in Trieſt, ein Grieche von Geburt, ſetzt ſeit dem Jahre 1852 einen Preis von 1000 Drachmen für die beſte Dichtung aus. Ein Verein von gelehrten und kunſtſinnigen Männern der Univerſität übt das Preisrichteramt, aus deſſen Mitte ein Sprecher auf der Aula jeden 25. Mai über die zur Bewerbung eingeſendeten Dichtungen einen kritiſchen Bericht öffentlich erſtattet und den Dichter, der den Preis errungen hat, nennt. Zum erſten Male überreichte der König ſelbſt dem Dichter Zalakoſta für ein epiſches Gedicht „Miſſolungi“ den Lorberkranz. Während meiner Anweſenheit war es kein Geheimniß mehr, daß 13 Dichtungen um den Lorber rangen, darunter 3 lyriſche Gedichte von einer Dame, 2 Dramen: „Jephta“ und „der Türke und der Seefahrer“. Unter den übrigen, ſich der epiſchen Form nähernden, bezeichnete man „die Hochzeit des Alexander“ als das

ohne Vergleich bedeutendſte Gedicht, welches aber den Preis nicht erhalten konnte, weil es in populär griechiſcher Sprache geſchrieben iſt und die Bedingung beſteht, daß nur ein Gedicht in der reinſten Schriftſprache den Preis erhalten könne.

Es ſind drei Richtungen, die ſich in der modern poetiſchen Literatur Griechenlands geltend machen: die eine eifert der antiken Form nach, ſie erkennt Gedichte der alten Welt als einziges Muſter an, und redet zu der gebildeten Welt. Die Modernen borgen vom Volke den markigen, neuen Ausdruck, der ihm und der Bildung zugleich verſtändlich iſt. Der größte moderne Dichter Griechenlands, den es ſeinen Dante nennt, ſchrieb wie wir bereits bemerkt haben, im joniſchen Dialekte. Zwiſchen beiden Richtungen halten Diejenigen eine ſchwankende Mitte, welche deren Vortheile zu vereinigen ſtreben, ohne die volle Gunſt der einen, oder der andern zu gewinnen.

Gewiß iſt es, daß die in den Bergen von den Klephten frei geſungenen Lieder, noch immer die der gebildeten Dichter an Kraft und Naivität, an Herbheit und Süßigkeit übertreffen.

Die Richtung der neugriechiſchen Poeſie iſt eine vorzugsweiſe lyriſche und epiſche und ſtrebt nazional zu ſein. Am ſparſamſten iſt das Drama vertreten und meiſt aus dem Grunde, weil Griechenland, von deſſen antiker Bühne die ewigen Tragödien ausgingen, kein Theater hat. Jedes griechiſche Weib würde ſich für entehrt halten, auf der Bühne zu erſcheinen, wie auch in der alten Welt keines, ſelbſt nur vor derſelben als Zuſchauerin erſchienen iſt. Jeder Mann hielte es unter ſeiner Würde, als Schauſpieler aufzutreten, und ſeine Freiheitskämpfer durch Knaben dargeſtellt zu ſehen, würde ihm lächerlich vorkommen. So ernſt und keuſch in dieſer Beziehung ſich der nazional ſtolze Charakter auch darſtellt, iſt doch die Kunſt die Blüte jedes Volksthumes.

Bis jetzt erfreuen nur italieniſche Opernſänger die Athenienſer. Die Opern in griechiſcher Sprache ſingen zu laſſen, wäre ein Beginn; ein Heranziehen von italieniſchen Schauſpielern würde die Griechen an das Drama gewöhnen und allmälig das Vorurtheil, ſelbſt die Bühne zu betreten, verſchwinden machen. Darſtellende Talente

fänden Anregung und würden auftauchen, mit ihnen Poeten, die sich jetzt mehr zur epischen Dichtung hinneigen, sich für das Drama begeistern. Wenn es schon Christine von Schweden und in unserer Zeit der König von Preußen versuchten, antike Tragödien aufzuführen; so wäre ein solches ästhetisch anachronistisches Behagen nirgend natürlicher als in Athen, wo die Szene der Dramen noch dieselbe ist, wie vor dritthalbtausend Jahren. Die Fantasie der Dichter, wie des Volkes wäre angeregt, nur müßte ein rasches Ergreifen moderner, historisch griechischer Stoffe, heiterer Darstellungen aus dem Volksleben selbst, bald folgen, um ein nazionales Theater zu schaffen.

Uebersetzungen von fremd sprachlichen Dramen wären wenigstens Anfangs, wenn sie nicht von Heroen der daramatischen Kunst herrühren, fern zu halten.

Eines Tages beehrte mich der Dichter Zalakosta mit seinem willkommenen Besuche. Er ist auf den Bergen von Epirus, unfern Janina im Jahre 1806 geboren und Kapitän im Quartiermeisterstabe der k. griechischen Armee. Außer dem bereits genannten, errang noch ein zweites Gedicht von ihm den Lorber „die Armatolen und die Klephten" das mit den schönen Worten anhebt:

„Ich durchbreche die Finsterniß eines Jahrhunderts, ich will zeigen die Stapfen der Sklaverei auf dem heiligen und geweihten Boden von Epirus. Zeit und Tod, ihr Zerstörer der Welt und ihr Jäger des Lebens öffnet vor mir einen doppelten Reichthum: eure geheimnißvollen Thaten und eure kalten Gräber."

Wie dieses epische Lied athmen alle Gesänge des Dichters Liebe und Begeisterung für das Vaterland, Haß und Zorn gegen Knechtschaft, die immer wieder aus seinen nazionalen Stoffen, die er wählt, hervorleuchten und seinen Namen berühmt machen.

Herr Zalakosta will vom Volke, in dessen Sprache er schreibt, verstanden werden und wählt wie Solomos zuweilen die Dialektsprache, so in seinem epischen Liede „der Fall Konstantinopels" und „Fotos und Frosso." Seine hellen Augen fangen zu leuch-

ten an und die feinen ſchmalen, ſich rötenden Wangen laſſen mehr Jugend in ihm aufleuchten, als ſein ſchon graues, ſchlicht anliegendes Haar vermuten läßt, wenn er von Poeſie und Sprache redet.

„Die griechiſche Sprache hat durch den Lauf der Jahrhunderte ihren antiken Glanz verloren; aber immer blieb ſie die echte Tochter der antiken Sprache, wenn ſich ihr auch durch die fremde Herrſchaft und durch die reiſenden Kaufleute fremde Wörter beimiſchten. Unter dem Landvolke, zumal auf den Bergen war die Sprache derber, aber reiner als in den Städten. Während der langen Zeit der Sklaverei fehlte den Griechen Alles: Waffen, Feſtungen, Anſehen, Wiſſenſchaften und all dies erhielt von dem Machthaber die Benennung in ſeiner Sprache. Alles aber, was er nicht uſurpiren konnte: der Himmel, die Erde, das Meer, Bäume und Früchte, Blumen und Thiere behielten ihre antiken Namen bei. Es wurden verſchiedene Dialekte geſprochen, die nicht ſtark von einander unterſchieden waren. Die Erhebung des Volkes im Jahre 1821, welche den Sklaven die Freiheit und ein Vaterland gab, mußte auch auf ihre Sprache einen reinigenden Einfluß üben. Heutzutage ſpricht das freie Griechenland eine ſchöne, ausdrucksvolle Sprache; befreit von Fremdwörtern, iſt ſie reich durch ihre eigene Kraft und geſchmückt mit antikem Zauber. Dieſe Sprache iſt die der Dichter und der Journaliſten, ſie war bereits die aller Schriftſteller. Da tauchte im Jahre 1853 die Laune des Dichters Panagiottis Suzzo auf, die griechiſch antike Sprache wieder lebendig zu machen, indem er alle ihre Wendungen und Wortfügungen in einer eigens geſchriebenen Grammatik empfahl. Es gelang ihm, der Muſe pedantiſche Augengläſer aufzuſetzen und ſich als das Haupt einer neuen Schule zu erklären. Man lachte. Wie aber das Neue, wenn es kühn vorgetragen wird, und durch Geiſt zu blenden weiß, immer ſich Jünger zu erwerben verſteht, ſo ergriff namentlich einige Profeſſoren der Univerſität, eine epidemiſche Luſt ſo zu ſchreiben, daß, wenn ſie mit denſelben Redensarten im geſellſchaftlichen Leben ſprächen, man ihnen ins Geſicht lachen würde. Wir wollen nicht die Dialektſprache zur allgemeinen erheben, wiewohl ſie die Sprache des Her-

und des Gefühles ist, eignet sie sich doch nur für kleinere Gedichte, die sich gerne der Musik fügen, für das Lied. Aber was nützt ein Buch mit dem trefflichsten Inhalte, wenn das Volk es nicht versteht? Die Mode wird vorübergehen, wenn nur die Dichter und Journalisten nicht aufhören, die Richtung, welche die Sprache zur Zeit des Befreiungskrieges genommen hat, zu verfolgen und die Sprache des Volkes, durch langsame Entwickelung zu heben. Die Frage wäre lange schon entschieden, welcher Weg der richtige sei, aber der Einsichtvollen sind wenige und entbehren einer einheitlichen Leitung. Die neue Schule hat einen berühmten Namen an der Spitze und der Dichter Solomos, der allein die ganze Schule ist und seinen Ruhm in der Volkssprache sich errungen hat — schweigt."

Zu diesem Kampfe, den fast jede Literatur aufzuweisen hat, gesellt sich aber in Griechenland ein für die Dichter namentlich nachtheiliger Mangel, daß sich kein Buchhändler findet, der ihre Schriften verlegt. Die Dichter, deren Gesänge gekrönt wurden, müssen sie, um ihnen einige Verbreitung zu verschaffen, auf eigene Kosten drucken lassen. Zudem ist die griechische Gesellschaft „seelenlos für den Dichter" er muß seine Lieder verschenken, um — gelesen und — keiner Aufmunterung theilhaftig zu werden. Zalakostas schönes Lied „die Armatolen und die Klephten" ist ins Italienische übersetzt und würde es wohl verdienen, den Deutschen es anzueignen. Er selbst kennt nur einen deutschen Dichter, aber für den er begeistert ist — Schiller, in französischer Uebersetzung! Ich rieth ihm, da er sich schon einer Uebersetzung bedienen müsse, zu der in italienischer Sprache von Mafei, um unsern Dichter besser würdigen zu lernen.

Ich hatte die Freude noch oft mit Zalakosta zu verkehren, der mir jedesmal den wohlthuenden Eindruck einer edlen, nazionalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung, welche Saite in ihm eben zu tönen begann, hervorrief.

Am Tage meiner Abreise brachte er mir einen hölzernen Becher, den ein junger Mensch aus Akarnanien, ein entschiedenes Talent für Plastik, geschnitzt hat. Adler und Greife von ener-

giſchem Ausdrucke ſind kunſtreich auf dem Becher erhaben geſchnitten, und enden und beginnen in den geſchmackvollſten Arabesken.

„Nehmt den Becher“, ſagte Zalakoſta, indem er mir herzlich die Hand zum Abſchiede ſchüttelte, „und wenn Ihr an die kaſtaliſche Quelle auf Eurer Reiſe kommt, ſchöpft mit ihm aus derſelben und trinkend denkt an Zalakoſta.“

Kolonos.

Die Ebene von Attika. — Sophokles Geburtstätte. — Ein Chorgesang im Oedipos. — Ottfried Müllers Grabstelle. — Vandalismus.

An einem sonnigen Morgen ging ich zur Stadt hinaus in die schöne Ebene, um den Olivenhain und den Zypressengarten zu suchen, in welchem die Akademie des Platon sich befand. Die Oelbäume gaben angenehmen Schatten, kein Nachtigallengesang, wie einst im Alterthume, war hier zu vernehmen, nur, wie ihn Sophokles nennt, der „nomadische" Kephyssos blitzte silbern da und dort auf, wie er eben durch den Gau von Kolonos sich windet. Gräber und Strauchwerk umgeben einzelne Gärten, in denen Rebstöcke, noch nicht grün, wie schwarze Schlangenklumpen lagen, oder Gemüse angebaut war. Nur wenige Arbeiter, meist Frauen waren in diesen Gärten beschäftigt, selten begegnete mir eine Gruppe, oder ein einzelner Mensch, der nach Athen ging. Mehrere Esel auf denen Frauen, ihr Kind vor sich haltend, saßen, wurden von Männern geführt oder nur begleitet. Es war Sonntag, und die mir so begegnenden Familien zogen zur Kirche. Sonst war es stille und trotz des Sonnenglanzes traurig in der Landschaft und die Einsamkeit, die über sie ausgebreitet war, erhöhte noch eine feierliche Stimmung.

Ich näherte mich dem antiken Hippios Kolonos, dem Geburtsorte des Sophokles, wo er die tragischen Schrecken seines Oedipos spielen läßt."

Er verherrlichte dieſe ſeine Geburtſtätte mit einem der ſchönſten Chorgeſänge. Als ihn ſein Sohn Jophon der Schwachſinnigkeit anklagte, um ihm die Verwaltung ſeines Beſitzes zu entreißen, unterließ Sophokles jede Vertheidigung und las den Richtern nur dieſen Chorgeſang vor. Dieſe von der Schönheit der glanzvollen Dichtung ergriffen, geleiteten ihn im Triumphe nach Hauſe.

Ich beſtieg den Hügel, auf dem eine kleine weiß und weithin ſchimmernde Kapelle gebaut iſt, und ſetzte mich vor dieſelbe hin. So ſah ich denn das einſt Götter- und Heroenbevölkerte Land vom Berge Parnaß, vom Hymettos und Likabet in weitem Halbkreiſe begränzt. Vor mir lag Athen, aus der ſich die Akropolis mit ihren erhabenen Säulenreſten erhob. Hinter ihr ſchimmerte das blaue Meer und erhoben ſich aus ihm die Felſenufer von Salamis. Wie fern auch all das, ſchien es durch den durchſichtigſten glanzvoll bebenden Aether doch ganz nahe gerückt.

Wer ſich jenes Chorgeſanges des Sophokles erinnert, wird merken, wie er in meine Gedanken hineinſpielend mir ein Lied an Hellas eingab.

Eine kleine Strecke vor mir erhob ſich ein zweiter Hügel, auf dem ein weiß marmornes Monument die Gebeine Ottfried Müllers deckt. Ein ſchöneres Grab kann einem begeiſterten Freunde des griechiſchen Alterthums nicht zu theil werden. Rings umher blüht rotblau, die ſchon von Homer beſungene, altgriechiſche Todtblume und ſtark duftender Quendel.

Schmerzlich aber war mir der Anblick des Monumentes in der Nähe. Tauſend ſchwarze Punkte und Flecke bedeckten es, als hätte der Mutwille das Monument zur Zielſcheibe gewählt und nach ihm mit Schrotkörnern geſchoſſen. Da und dort iſt ein Stück losgebrochen, einzelne Buchſtaben der altgriechiſch abgefaßten Inſchrift zerſtört; dafür mancher Namen eines vandaliſch Reiſenden eingemeißelt. Eine Einfriedigung gebietet die Pietät.

An Hellas!

Glanzvolles Kolonos!
Ein Fremdling bab ich pilgernd Dich erreicht,
Wo ſchlummerlos Kephyſſos Woge ſchleicht
Und blaulig grün die Oelbaum-Waldung ſproß.

Hier weilten Muſen gern,
Und lenkte Aphrodite ihr Geſpann;
Hier ſaß Dein edler Dichter, ſang und ſann
Bei Nachtigallenliedern nah und fern.

Des Krokos goldner Glanz,
Noch ſind dir die Narziſſen nicht geraubt;
Wo aber iſt der Göttin blondes Haupt
Es zu umwinden mit dem blauen Kranz?

Roßſprangend Land!
Dein edelſter, dein Weltruhm jagt nicht mehr
Mähnenumflattert, ſtolz auf dir einher,
Poſeidons mutiges Geſchenk verſchwand!

Der Berge Schönheit nur,
Dir blieb das glorreich aufgerollte Meer,
Und drauf der Schiffe leicht beſchwingtes Heer,
Dir blieb des Himmels ſtrahlender Azur!

Dein iſt der Mythe Glanz!
Dein der zerbrochnen Tempel Säulenſchaft;
Und größer ſind ſie, noch ruinenhaft,
Als Alles, was auf Erden prunkt als ganz.

Und Deiner Söhne Mut,
Vergaß er, was die Termopylen ſind?
O, jede Blume ſprießt, gewiegt vom Wind,
Aus dem für Freiheit hier vergoßnem Blut.

Es ſteigt ſichtbarer Duft
Aus ſolchen Blumen in der Sommernacht,
Von bleichen Funken eine weiße Pracht,
An Geiſter mahnt ſie, ruhend in der Gruft.

Neuhellas! als dein Sohn
Sank in des Hades Finſterniß,
Die Helden grüßten ihn von Salamis,
Als ebenbürtig die von Marathon.

Und kommen wirſt du einſt
Glanzvollſter Tag, den Hellas ſchon geſehn,
An dem du, die getrennt und ferne ſtehn
Zu einem glorreich großen Volk vereinſt.

Wie tauſend Adler wird
Es dann die Flügel dehnen ſeiner Macht —
Die in Byſanz verſunkne Kronenpracht,
Ich ſeh ein Haupt mit ihrem Glanz geziert.

habe und von Räubern entführt worden sei. Diese forderten in einem Briefe an den französischen Kommandanten in Pyräus ein Lösegeld von 20,000 Frcs., an einen bestimmten Ort hinterlegt, worauf sie den Gefangenen freigaben. Durch die in Griechenland mitempfundene Aufregung des türkisch-russischen Krieges war die Sicherheit des Landes für einige Zeit gefährdet, selbst in der Hauptstadt. Der Gesandte ließ mich jedesmal, wenn ich spät Nachts aus seinem Theezirkel heimkehrte, durch seinen Gensd'armen begleiten.

Die Absetzung des katholischen Pfarrers in Pyräus durch den Bischof von Syra beschäftigte eben die Gesellschaft von Athen. Der französische Gesandte glaubte hinter eine Verschwörung in Athen gekommen zu sein: daß die Griechen nämlich in der Charfreitagnacht alle Katholiken erschlagen wollten. Um seinem Berichte Nachdruck zu geben, forderte er den Pfarrer, einen österreichischen Italiener, auf, ein die Thatsache bestätigendes Zeugniß zu geben. Padre Constantino, dem von einer Feindseligkeit zwischen Griechen und Katholiken nichts bekannt war, der vielmehr von dem guten und freundlichen Zusammenleben der Beiden zu sprechen wußte, verweigerte eine Aussage, die den diplomatischen Bericht bestätigen sollte. Kurze Zeit darauf wurde der Pfarrer von seinem Bischof, welcher der, die Katholiken besonders beschützenden Macht natürlich geneigt ist, abgesetzt und ein neuer an seine Stelle eingeführt. Der österreichische Gesandte verweigerte konsequent, den neuen willigeren Mann bei sich zu empfangen. Ohne Unterstützung von österreichischer Seite wäre Padre Constantino geradezu dem Hunger preisgegeben gewesen.

Dr. Lindemayer, der Leibarzt der Königin, lenkte das Gespräch vom politischen Gebiete ab durch eine Mittheilung seiner naturhistorischen Beobachtungen auf der Insel Euböa. Er beklagte im Allgemeinen, wie wenig noch das Land rücksichtlich seiner Boden- und Kulturzustände gekannt sei; griechischer Fleiß wäre aber nicht die Wünschelruthe, um sich des möglichen Reichthums zu bemächtigen. Er meinte, durch eingehende Darstellungen könnten die Blicke der Industriellen „von Europa her" auf Griechenland gelenkt wer-

den, und wenn auch nicht abhold den archäologiſchen Forſchungen und den großen Erinnerungen wäre es gut, wenn auch Reiſende kämen, die, allenfalls um Mythe und Geſchichte völlig unbekümmert, dem Grund und Boden ihre volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden verſtünden.

Es wurde mitgetheilt, daß eben eine ſardiniſche Geſellſchaft ſich an die Kammer gewendet habe um das Recht, die bisher völlig unbenutzte Zwiebel des Asphodelos — der antiken Todtenblume, die nach Homer ſelbſt im Hades blühte — zur Liqueurfabrikazion ausbeuten zu dürfen.

Als die Bemerkung aufgeworfen wurde, daß etwa dreißig in Athen erſcheinende Zeitungen, Bücher und Broſchüren hinlängliche Kunde über Land und Leute gäben, wurde dagegen eingewendet, daß dieſe Stimmen nicht weit über das Königreich ſelbſt hinausdrängen, ſchon weil die Sprache derſelben keine Weltſprache ſei; daß es hingegen im Intereſſe Derer liege, die eine ſolche reden, oder in ihr ſchreiben, die allerdings noch in der Entwickelung liegenden Zuſtände beſtens zu verleumden. Der Fortſchritt iſt überall hin erkennbar, und wenn er nicht ſo gewaltig und ſo raſch iſt, wie ihn die Ziviliſazion wünſchen muß, ſo läge die Schuld gerade an Denen, die dieſen Vorwurf am Lauteſten erheben. Griechenland iſt zu klein und müßte wenigſtens ſeine Grenzen ſo weit ausdehnen, als England ſie dachte, ſo lange man einem Koburg das Königreich verleiben wollte.

Dr. Lindemayer, ein Schüler Okens, iſt durch eine gelehrte Arbeit in der Iſis über die Vögel Griechenlands bekannt geworden und theilte uns manchen intereſſanten Vergleich mit, den er zwiſchen den Vögeln des Ariſtoteles und den jetzt in Griechenland lebenden zieht. Die wiſſenſchaftliche Welt wird dieſer naturhiſtoriſchen Studie ſich bald zu erfreuen haben.

Anziehend waren mir manche Mittheilungen aus dem Volksleben, umſomehr als ich von dieſem, aus Unkenntniß der neugriechiſchen Sprache, völlig geſchieden war.

Der Grieche begreift nicht, wie man Jemanden in ſeinen Rechten dem Andern nicht gleich halten könne. Im Himmel ſei das

freilich anders, da könne nur der Grieche ſelig werden. Die im Auslande reiſend, ſich Fürſten und Grafen nennen, führen dieſe Titel in der Heimat gar nicht, oder höchſt ſelten. Der Grieche kennt noch von der türkiſchen Herrſchaft her keinen Adel und keinen Ständeunterſchied. Die einfachſte und mäßigſte Lebensweiſe iſt ein charakteriſtiſches Merkmal des griechiſchen Familienlebens.

Rührend war die Schilderung eines Leichenbegängniſſes, das einer der Anweſenden in einem griechiſchen Dorfe mit angeſehen hatte: Eine Mutter trug ihr todtes Kind, weiß angethan, weinend zum Begräbnißplatze. Ein griechiſcher Pope folgte mit dem Kreuze in der Hand, mit dem er zuweilen einen neben ihm gehenden, mit einem Holzbündel beladenen Eſel antrieb. Die Popen ſind ſehr arm und treiben, wie einſt die Apoſtel, meiſt ein Handwerk neben ihrem heiligen Berufe. Der eben erwähnte war ein Tiſchler und verband ſo den heiligen und profanen Beruf in naivſter Weiſe. Niemandem, wo die Gruppe vorüberzog, wandelte ein Lächeln an.

Schulen.

Künſtlerpreiſe. — Die Maler Vitalis, Pollak und Pig. — Gypsabgüſſe. — Der äginetiſche Apoll. — Ein alter Bekannter. — Ein Mädcheninſtitut.

Wie der Poeſie und Wiſſenſchaft an der Univerſität von patriotiſchen Griechen Preiſe gewidmet ſind, ſo hat auch ein reicher Kunſtfreund, Herr Kontoſtavlos, zweitauſend Drachmen für das beſte Oelgemälde, das beſte plaſtiſche und architektoniſche Modell beſtimmt.

Die Regierung läßt es ebenfalls nicht an Stipendien und Auszeichnungen fehlen, um die Kunſt und die techniſchen Fächer zu fördern. Das Inſtitut der polytechniſchen Schule, unter der Leitung des tüchtigen, kunſtliebenden und ſchaffenden Direktors Kavtanzoglou geht einer ſchönen Entwickelung entgegen. Wenn bis jetzt auch noch keine Künſtler von Ruf aus dieſer Schule hervorgegangen ſind, ſo reift doch unter den hundertundfünfzehn Schülern, die ſie im Jahre 1856 zählte, manches ſchöne Talent heran.

Dem Inſtitute iſt das Haus, wo die Regentſchaft ihren Sitz hatte, geweiht. Einen Stock hoch, macht es in ſeinem etwas vernachläſſigten Aeußern keinen beſondern Eindruck, namentlich wenn man früher die Univerſität und die Sternwarte geſehen hat. Das Gebäude enthält die Lehrſäle für die verſchiedenen Fächer der Kunſt und der Technik und die theils vollendeten, theils im Werden begriffenen Arbeiten.

Die Richtung, die den jungen Künſtlern gegeben wird, iſt, wie billig, eine nazionale.

Als bedeutend fielen mir die Arbeiten zweier Brüder Vitalis auf. Eine von ihnen stellte einen Arnauten dar, der, hinter einem Felsblocke stehend und in die weite Landschaft hinausspähend, die Augen vor der Sonne mit der Rechten schützt und mit der Linken nach der neben ihm stehenden Flinte greift. Der Feind wird der Kugel nicht entgehen, so scharf und ruhig ist der Blick, so zornig das Kinn emporgeworfen und so sicher der Griff nach der Flinte. Friedlicher ist das Bild des andern Bruders: in einer griechischen Landschaft ein Flöte spielender Hirtenknabe. Ich wurde an den berühmten Hirtenknaben meines Vetters und Landsmanns Leopold Pollak gemahnt, den er während meines Aufenthaltes in Rom vor Jahren vollendet hat und der durch Kupferstich und Lithographie ein schönes Eigenthum aller Welt geworden ist.

Auffallend ist es, daß kein Künstler einen längern Aufenthalt in Griechenland nimmt; die meisten, und es kommen nicht viele, sind nur flüchtige Gäste. Wenn auch die Geschichte Griechenlands, bis die neueste, vielfach dargestellt ist, so gewährt die griechische Landschaft, das sie belebende Genrebild eine reichste Mannigfaltigkeit, die noch gar nicht genug ausgebeutet ist. Keine öffentliche, keine private Galerie Wiens z. B. hat griechisches Leben in Bildern aufzuweisen.

Ich fand nur einen fremden Maler in Athen, der seit einem Jahre daselbst ansäßig ist, Herrn Franz Anton Pig aus Gries in Tirol. Von Sr. Heiligkeit dem Papste für ein allegorisches Gemälde „der Triumph der Kirche" ausgezeichnet, hatte er eben, im Auftrage der kunstliebenden Königin von Griechenland, für eine Kapelle in der Nähe Athens die Geburt, die Auferstehung und die Himmelfahrt vollendet. Mit einem Altarblatte für die Kapuzinerkirche in Syra, die Taufe Christi darstellend, war er eben beschäftigt.

Das Museum der Schule zeigt in Gyps die schönsten Statuen und Gruppen aus dem Palazzo burbonico, ein Geschenk des Königs von Neapel. Das britische Museum, das sehr freigebig war, Abgüsse des Akropolisraubes in fast alle Museen Europa's

zu ſenden, verſchonte das griechiſche mit einer den Engländern nicht ehrenvollen, den Griechen aber gewiß ſchmerzlichen Erinnerung.

Nicht ſo verſchämt war der Beſitzer des äginetiſchen Apolls. Ich grüßte wieder hier ſein ſüßfades Lächeln, ſeine ich glaube von Pompeo Marcheſi reſtaurirte Steifheit in Gyps. Ob dieſe Statue ein Horus oder ein Apollo ſei, darüber entſpann ſich ſeiner Zeit in den von mir redigirten „Sonntagsblättern" ein kunſtkritiſcher Streit zwiſchen Hammer-Purgſtall und Prokeſch-Oſten.

Wir beſuchten noch das Mädcheninſtitut des Herrn Apoſtolos Arſakis, eines in Bukareſt anſäßig griechiſchen Arztes. Auch er iſt einer von jenen außerhalb des Königreiches lebenden, vaterländiſch geſinnten Männern.

Die Gründung dieſes Inſtitutes hatte aber noch eine andere Veranlaſſung. Herr Arſakis ſandte ſeinen einzigen Sohn, zu deſſen Ausbildung nach Paris und hatte ſpäter Grund, ihm einen ſcharfen Brief wegen leichtſinniger Lebensweiſe zu ſchreiben. Der Jüngling, deſſen Ehrgefühl noch ſtärker als ſein Leichtſinn war, erſchoß ſich, und der Vater widmete zu ſeinem Andenken das Erbtheil, das ihm einſt zufallen ſollte, 350,000 Drachmen, zur Gründung des Erziehungsinſtitutes. Das Gebäude iſt palaſtartig. Eine bedeutende Anzahl von Lehrern und Lehrerinnen unterrichtete, zur Zeit meiner Anweſenheit, vierundachtzig Mädchen, die im Hauſe wohnen und völlig verſorgt werden, und vierhundert, die nur am Unterrichte theilnehmen. Die geiſtvolle Vorſteherin veranlaßte, um mich die Lehrmethode kennen zu lehren, kleine Prüfungen in den einzelnen Sälen. Die Kinder waren trefflich unterrichtet. Die blanke Ordnung des Hauſes war eine wohlthuend heitere.

Rangabé.

Der k. Minister des Auswärtigen. — Uhland und Rückert. — Das deutsche und das wirkliche Athen. — Schlacht von Lepanto. — Der Volksführer. — Der Wladika von Montenegro. — Goethe und Schiller ungriechisch. — Prosodiekampf. — Nazionale Dichter. — Theater. — Biografisches.

Herr Kavtanzoglou hatte die Freundlichkeit, mich dem Dichter Alexander Rizos Rangabé vorzustellen.

Unfern des Palastes auf einem freien Platze traten wir in ein Haus, das wie alle neuen Häuser Athens, wenn man sie von der Straße aus betritt, einen Garten, oder sonst verzierten Vorplatz hat. Es führte eine mäßig hohe, freie Treppe empor in ein Vorzimmer, aus welchem wir in einen kleinen Saal gelangten, der durch die einfachste Einrichtung ausgezeichnet war. Ein Diener, der sich hier aufhielt, meldete uns und öffnete die Thüre eines Kabinetes, das, ebenso einfach wie der Saal eingerichtet, auf einem Tische Papiere und Bücher und einen Schreibtisch mit gleichen Gegenständen sehen ließ.

Herr Kavtanzoglou trat, da es kühles Wetter war, im Mantel ein; ich selbst, seinem Beispiele folgend, ohne den Ueberrock abzulegen. So einfach und ohne Zeremonie war der Besuch.

Hinter dem Schreibtische hervor trat ein kleiner hagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen.

Ich stand vor Sr. Exzellenz, dem Minister des k. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten.

Nachdem Herr Kavtanzoglou mich mit einigen griechiſchen Worten vorgeſtellt hatte, reichte mir Herr Rangabé freundlich die Rechte und redete mich gewandt in deutſcher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Uhlands und Rückerts; ſeien Sie mir herzlich willkommen!“

Ich freue mich, eine Erſcheinung im wirklichen Athen wieder zu ſehen, die uns im deutſchen an der Ilm erfreute: ein Dichter, der Miniſter iſt und den Spruch Schillers verwirklicht: Es ſoll der König mit dem Dichter gehen.

„Sie huldigen der epiſchen Muſe? Meines Wiſſens hat, außer Ihnen noch kein Dichter die große Schlacht mit den kleinen Folgen in unſerem Golfe von Lepanto beſungen.“

Doch Exzellenz, der —

„Sagen Sie Herr Rangabé, da ich gern vorausſetze, daß Sie den Dichter und nicht den Miniſter zu beſuchen gekommen ſind.“

Der ſpaniſche Dichter der „Aurakana“ widmet der Schlacht einen ganzen Geſang.

„Sie lieben die Helden zur See und ſchildern das Meer mit Vorliebe. War es dankbar und Ihnen günſtig?“

Bis zum Kap Matapan. Doch als ich Europa verließ, begann ſein Zorn. Sie ſehen, ich ſpreche ſchon, wie die Athenienſer, die ſich nicht mehr zu den Europäern zählen.

„Die frühere morgenländiſche Herrſchaft brachte ſo viele Sitten und Gebräuche in unſer Land, daß wir uns außer Europa fühlen mochten. Sagen Sie nicht auch in Oeſterreich „draußen“, wenn von Deutſchland die Rede iſt?“

Ich ſtaune über Ihre Kenntniß dieſes lächerlichen Ausdrucks.

„Ich ſtudirte in München und da machte ich die Bekanntſchaft manches Oeſterreichers.“

Ich habe es zu beklagen, nicht der neugriechiſchen Sprache kundig zu ſein, und ſo kenne ich nur eines Ihrer Werke, die Satire: „Die Hochzeit des Kutrulis“, die Sanders verdeutſcht hat.

„Ich habe ſo eben die Mittheilung erhalten, daß auch einer Novelle von mir, „der Fürſt von Morea“, die Ehre zu Theil wird, in die Sprache Leſſings übertragen zu werden.“

Was Sie bescheiden als eine Gunst ansehen, scheint mir nur eine erwiedernde Dankbarkeit, nachdem Ihre griechischen Uebersetzungen vieler Gedichte von Goethe und Schiller berühmt geworden sind.

„Es ging mir damit leichter, als mit der Uebersetzung des Euripides und des Homer, wenigstens kampfloser. Ich wagte es, die Odyssee in Hexametern zu übersetzen, die aber nicht der antiken Prosodie huldigen, sondern dem Akzente der neugriechischen die Quantität der alten Sprache opfern. Es entstand ein literarischer Kampf darüber, der noch nicht ausgefochten ist, wiewohl mein Beispiel immer mehr Nachahmung findet."

Herr Rangabé holte aus einer Bücherſammlung, die neben seinem Schreibtische stand, zwei Bände seiner Dichtungen hervor, die vor zwei Jahrzehnten unter dem Titel: „Diaphora poiemata" erschienen sind. Seinen Namen einschreibend, verehrte er sie mir zum Andenken. „Wenn Sie einen Freund haben, der griechisch und deutsch liest, so lassen Sie sich, da Sie das Epische mehr angeht, mit dem Gange und einigen Stellen meines Gedichtes: „Der Volksverführer" bekannt machen. Der Held gehört der neueren Geschichte an, es ist der montenegrinische Mönch, der unter Katharina II. lange die Rolle des Zaren Peter III. spielte."

„Denselben Stoff behandelte der verstorbene Vladika von Montenegro, aber dramatisch. Sein Trauerspiel, über das ich von ihm einen charakteristischen Brief besitze, ist von erschütternder Wirkung. Es liefert mir diese Thatsache wieder den Beweis, daß es keinen vorbestimmt epischen, oder dramatischen Stoff gebe. Das Genie des Dichters entscheidet. Wir wissen, daß Goethe lange Zeit in Gedanken den Wilhelm Tell episch formte, bis er ihn Schiller überließ, der ihn zum Helden eines unsterblichen Dramas machte.

„Wir müssen es in allen Formen versuchen, das Nazionalgefühl zu wecken, das erwachte lebhaft zu erhalten. Nur der nazionale Dichter kann gelten, er verhöhne, wenn er nur vaterländisch fühlt, wie unser Sutzos, Helden und Volk, oder er begeistere es, wie Solomos durch seinen Freiheitsgesang."

Wäre darum und vor Allem ein griechiſches Theater nicht zu ſchaffen?

„Vor Allem! Aber das Nazionalgefühl, um es redlich zu ſagen: die Unbildung ſträubt ſich noch dagegen. Ich gehe ſeit lange mit dem Gedanken um.“

Ein eintretender Diener berief den Miniſter zu Hofe; unſer Geſpräch mußte unterbrochen werden. Es wurde mir der geiſtige Gewinn zu Theil, mit dieſer im Leben und in der Kunſt bedeutenden Perſönlichkeit noch in wiederholte, freundliche Berührung zu kommen.

Neueren Nachrichten zufolge iſt ein griechiſches Theater in Athen mit Schillers Trauerſpiel: „Kabale und Liebe“, überſetzt von Rangabé, eröffnet worden.

Rangabé iſt der Sohn eines Gelehrten, der ſich durch eine Statiſtik Griechenlands einen literariſchen Ruf begründet hat. Der Dichter war bis zu ſeiner Berufung in das k. Kabinet Profeſſor der Archäologie in Athen.

Die von ihm begründete „archäologiſche Zeitſchrift“ in griechiſcher Sprache, ſeine franzöſiſchen „Antiquitées Helléniques“ haben ihm ebenſo den Ruhm eines geiſtvollen Forſchers erworben, wie ſeine Dichtungen die Begeiſterung der Nazion. Kühnheit des Gedankens, Glanz der Sprache, vor Allem ein in beiden ſchlagendes Herz fürs Vaterland zeichnen die Poeſien dieſes Dichters aus. Er ſingt: „Alle Griechen müſſen nur ein Herz, eine Seele, ein Ziel und einen Feind haben.“

Das Ziel iſt vielleicht der erneute Thron von Byzanz!

Der Nymphenhügel.

Sternwarte. — Blumen und Haare. — Obolus. — Markt. — Ein Atlante. — Gusle und Homer. — Haiduken und Klephten. — Serbiſches und griechiſches Volkslied. — Die Schweiz und Tyrol. — Romaika und Kolo. — Fallmerayer. — Ein Kind.

An einem ſonnigen Nachmittag wanderte ich in Begleitung des Profeſſor Makkas zu den altehrwürdigen Stätten des Muſeion, zur Pnyx, zum Kerker des Sokrates, zum Areopag. Um des Sonnenuntergangs zu genießen, beſtiegen wir zuletzt den Nymphenhügel.

Er ſcheint in ſeiner ziemlichen Ausdehnung und Höhe nur ein Felſen zu ſein. Baum- und pflanzenlos, iſt er von einem architektoniſch ſchönen Gebäude gekrönt, von einer Sternwarte, die der Freiherr von Sina ſammt dem aſtronomiſchen Apparate für 300,000 Drachmen vor einigen Jahren herſtellen ließ. Es iſt auch dies ein großartiges Beiſpiel des lebhaften Antheils, den die außerhalb des Königreichs lebenden Griechen für die Kultur und Entwickelung deſſelben immer empfinden. Das vergoldete, freiherrliche Wappen iſt über der Pforte angebracht, und erinnert an die ſchöne, geiſtige That des Vaters, zu welcher der Sohn eben jetzt großmütig den Bau einer Akademie der bildenden Künſte fügt.

Der Nymphenhügel, deſſen Beſtimmung im Alterthume nicht bekannt iſt, führt nur darum dieſen Namen, weil auf ſeiner

Höhe neben der Sternwarte einem Felsstücke die Worte eingeschrieben sind: *Ιερος Νυμφης Δεμος*. Auf einem andern Felsstücke, beiläufig in der Mitte des Hügels sind die Worte *Ορος Δεος*, nur schwer leserlich, noch zu erkennen.

Am Fuß des Hügels ist etwa eine zwei Klafter hohe und vier Fuß breite Stelle am Felsen zu bemerken, die glatt und glänzend, wie grau roter Porphir polirt ist, und oben einen eben so polirten Sitz zeigt. Im Alterthume ließen gesegnete Frauen sitzend von diesem Felsen sich niedergleiten. Noch jetzt ist unter den Frauen im Volke der Aberglaube nicht verschwunden, daß sie schmerzloser Mütter werden, wenn sie Nachts heimlich an diese Stelle hingehen und den Felsen immer mehr und mehr glätten.

Nichts wurzelt tiefer, als der Aberglaube; nach Jahrtausenden, wenn die Erinnerungen an die erhabensten Thaten in einem Volke erloschen sind, haften seine feinsten Fasern noch in dessen Gemüt und Fantasie.

Noch bringen junge Mädchen, wenn sie unerwiederte Sehnsucht im Herzen fühlen, im Frühling Blumensträuße am Nymphenhügel als Opfer dar. Das Schlachten eines schwarzen Hahns im Kerker des Sokrates soll, einer unverbürgten Kunde nach, noch vorkommen, um das Haus vor Unheil zu schützen. Da und dort in Griechenland legen sie dem Todten noch eine kleine Münze unter die Zunge für den antiken Fährmann. Der geistreiche Hettner hat in seinen Reiseskizzen die eigenthümliche Charfreitagsfeier, bei der ein aus Wachs geformtes Christusbild bei Kerzenlicht und Trauergesängen Nachts durch die Straße getragen wird, mit den eleusinischen Festzügen, sogar dem Inhalte nach verwandt gefunden.

Wir gelangten durch den ärmeren Stadtheil zurück, wo — trotz des Sonntags der streng orthodoxen griechischen Christen, der lebhafteste Markt und Verkehr war. Mich, den Pilger aus Norden, zogen zumeist die aufgeschichteten Berge von Orangen und Zitronen an, und da und dort die mich fremd anglotzenden Augen von kleinen Seeungeheuern. Männer und Frauen in den

bunten und malerischen Trachten des Landes, jene energisch und entschlossen aussehend, diese völlig unbedeutend, meist unschön, bewegten sich kaufend und verkaufend durch die engen Gassen.

In diesem ältesten Theile der Stadt sind häufig antike Säulenstücke, Kapitäle eingemauert zu sehen. In dem Hofe eines der Häuser befindet sich der Torso eines riesigen Atlanten, in einen Fischschweif endend. Der Torso ist zur Hälfte in die Erde eingesenkt. Ein seiner Größe entsprechendes Postament liegt unter Mist im Hofe. Es sei dieses Torsos darum besonders erwähnt, weil ich in mehreren Werken über Athen vergebens um eine nähere Nachricht über denselben suchte. Mich machte der geistvolle, k. preußische Legazionssekretair von Felsen, mit dem ich eine archäologische Wanderung unternahm, auf diesen antiken Atlanten aufmerksam.

Als wir eine Kaserne durchschritten, bot sich uns ein eigenthümliches Schauspiel dar. Griechische Reiter, leider in keiner nazionalen Uniform, tanzten im weiten Hofraume die Romaika. Ein blinder Bettler spielte eine kleine, monochorde Kniegeige, die Gusle der Serben, und sang ein näselnd monotones Lied dazu. Man hätte keine besser Parodie des alten blinden Homeros erfinden können.

Für mich hatte die Erscheinung eine andere mehr moderne Beziehung:

Wie die Haiduken in den Bergen Montenegro's, Serbiens und der Herzegowina die Heldenlieder erfinden, die dann zumeist von blinden Bettlern auf den Jahrmärkten gesungen werden; so sind die Klephten in den Gebirgen der griechischen Inseln die freien Dichter des Volksgesanges. Wie wir eben sahen, ist auch ein blinder Bettler hier der Sänger dieser Lieder. Auffallend aber ist auch die Gleichheit des Instrumentes.

Ich wage nicht, was vielleicht der Zufall hier als eine Ausnahme fügte, als ein allgemein Bestehendes auszusprechen. Jedenfalls ist es interessant, die serbische mit der neugriechischen Poesie in gleicher Weise entstehen zu sehen. Daß jene in ihrer einfachen Erhabenheit, in ihrer plastischen Gewalt den homerischen Gesän-

[illegible] Es [illegible] eben nur [illegible] Hauch von [illegible] Dichtungen, der [illegible] Gem[illegible] [illegible] unsterblich [illegible] Zu[illegible] [illegible] einem Kunst[illegible] der einzelnen Ge[illegible] [illegible].

Die Berge [illegible] Wiegen der Lieder [illegible] Krakau und Mon[illegible] [illegible] Bergen der Rusen und der Hellenen [illegible] [illegible] und [illegible] es auffallend, [illegible] der Schweiz es [illegible]

„[illegible]
[illegible]"

[illegible] haben und daß die [illegible] Tyroler, [illegible] Bergen [illegible] „Schnaderhüpfel" den Ausdruck ihrer Gefühle finden. Kein [illegible] Gesang ist in diesen Bergen der Begleiter der [illegible] und heldenhaften Thaten ihrer Bewohner.

Doch wir wollen den Reitern in der Kaserne zusehen, wie sie tanzen.

Die Männer faßten sich an den Händen und bildeten einen weiten Kreis. Wieder wurde ich an den serbischen „Kolo" einen Kreistanz erinnert. Die Griechen halten die Romaika für einen antikgriechischen Tanz, trotzdem sie ihm, gleichsam sich ihrer großen Abkunft schämend, einen römischen Namen gaben.

Der geniale Fallmeraier wird die hier nur flüchtig angedeuteten Vergleiche des südlichen Liedes und Tanzes, mit dem der südlichen Slaven zu deuten wissen.

Die Männer bewegten sich bald nach rechts, bald nach links im Kreise, beim Takte des von der Gusle begleiteten Liedes. Zuweilen hoben sie den einen, dann den andern Fuß und stampften ihn auf die Erde. Die Bewegungen waren gemessen,

langsam und ohne Feuer. Die Gesichtszüge der Tanzenden blieben gleichgültig, theilnahmlos ernst. Ohne Mannigfaltigkeit der Bewegungen dauerte der Reigen eine halbe Stunde lang, während welcher Zeit mancher Tanzende aus dem Kreise trat, und ein Anderer ihn wieder ersetzte.

Professor Makkas hatte die Güte, mir ein Lied des blinden Geigers zu verschaffen; er sang:

„Jenseits von Kjabeses Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
Die zwei Ochsen zu verwerten,
Und das Geld dafür zu geben
Meinem Liebchen, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet,
Sagt, ich hätte mich vermälet;
Wenn sie fragt, wer meine Lust,
Sprecht: drei Kugeln in der Brust,
Sechs in meine Arm' und Beine.
Fragt sie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Krähen und die Raben,
Kamen als Verwandte, haben
Alles fressend fortgenommen."

Ich fand zu meiner Freude dieses Lied in den trefflichen „Albanesischen Studien" Hahns in der gewandten Uebersetzung von C. L. B. Wolf wieder.

König und Königin.

General Nagaras. — Handschuhetikette. — Athen und Resina. — Don Juan de Austria. — Ein Zweifel der Königin. — Elise Herz. — Kinderbewahr-Anstalten. — Trachten und Erscheinung. — Handkuß.

Ich verfügte mich um 7 Uhr Abends in den königlichen Palast, und trat, angewiesen von einem Offizier, in einen hell erleuchteten Saal, dessen Marmorwände die funkelnden Lichter des Kronleuchters spiegelten.

General Nagaras, der Hofmarschall, trat nach einer kleinen Weile im Nazionalkostüme mir entgegen. Eine hohe, heldenhafte Gestalt, mit einem ausdruckvollen Gesichte. Er redete mich neugriechisch an; als ich ihm französisch, das er nicht verstand, oder nicht zu verstehen scheinen wollte, antwortete; wiederholte ich mein Bedauern in italienischer Sprache, ihm nicht in den schönen Lauten seines Landes antworten zu können. Er schellte, und es trat ein Ordonnanzoffizier ein, der fortan unser Gespräch dolmetschte, das sich in heiter höflichen Formen bewegte, und mich um so mehr bedauern ließ, daß es nicht direkt geführt werden konnte.

Nach einem Blicke auf die Uhr ging der Hofmarschall durch eine hohe Thüre in einen zweiten Saal, der tiefer und größer, als derjenige in dem wir uns befanden, einen intensiven Lichtglanz zu uns hereinwarf. Bald gingen beide Flügelthüren auf,

der Adjutant hieß mich, militäriſch grüßend, eintreten, und ich ſtand vor dem Könige und der Königin von Griechenland.

Der König in weißem, reich mit Silber geſtickten Nazionalkoſtüme, mit zwei Sternen an der Bruſt, ſtand in der Mitte des Saales, ihm zur Rechten, einen Schritt hinter ihm die Königin. Sie trug ein ſchwarzrot geſtreiftes Seidenkleid, eine Haube, welche die glatt geſcheitelteten Haare faſt ganz ſehen ließ, und von der zwei ſchmale Bänder zu beiden Seiten des Kopfes herabhingen. Ihre Augen ſind blau und warm wie der joniſche Himmel, der Mund, wenn er lächelt, „ſäet Perlen“ wie es in einem griechiſchen Volksliede heißt. Um ihre glänzende Büſte wanden ſich Schnüre großer Perlen, als ob ein dem Olymp entſtiegener Gott der ſchönen ſterblichen Königin Freudenthränen an den Hals geweint hätte. Eine Agraffe von feiner Arbeit glänzte an der Bruſt. Sie hielt die rechte über ihre linke Hand unter der Bruſt gelegt, der Handſchuh hing nur an den Fingerſpitzen, ſo daß die äußere Handfläche ſichtbar war; ein Zeichen, wie man mich früher unterrichtete, daß ich den Handſchuh meiner rechten Hand abzulegen habe, um mit ihr die Hand der Königin zu faſſen und zu küſſen.

Der König redete mich an:

„Wie gefällt Ihnen mein Athen?“

Ich bin erſtaunt über die Ausdehnung der Stadt, die ſie nach ſo wenigen Jahren gewonnen. Zu beklagen ſind nur die vielen, in der Erde liegenden Alterthümer, die, wenn nicht die Stadt durch ein gewaltiges Naturereigniß zu Grunde geht, was der Himmel verhüten möge! für alle Zeiten verloren ſind. Wie das prachtvolle Herkulanum verloren iſt, durch die über es gebauete Stadt Reſina.

„Es iſt ein griechiſches Geſetz, daß jeder Grund genau unterſucht werden muß, ehe ein Haus auf demſelben aufgeführt iſt. Es werden auf dieſe Weiſe fort und fort ſchöne Ueberreſte der alten Welt zu Tage gefördert.“

Eines erfreute, Majeſtät! mein Auge unter den modernen Bauten, daß die Wiſſenſchaft in Athen, ſo ſchön wie der König wohnt.

Der König [illegible] freundlich das Haupt, und dem Gespräche eine andere Wendung [illegible], fragte er: „Sie haben ein Gedicht geschrieben, das im [illegible] von Lepanto [illegible]?"

Don Juan de Austria, Majestät!

Der König fragte: „Haben Sie den Golf von Lepanto gesehen?"

Meine Reise führte mich nicht des Weges.

„Sie müssen den Sonnenaufgang sehen, den Sie nur mit der [illegible] [illegible], und den schönen Isthmus von Korinth, damit das [illegible] [illegible] auf Sie Bewegung habe."

Der König [illegible] auf das [illegible] [illegible] [illegible] licet [illegible] Leben [illegible] Korinth zu [illegible] [illegible] das Leben des Auges und das [illegible] der Phantasie [illegible].

Der König [illegible] das Wort: „Sie [illegible] in den [illegible] [illegible] und zwar für [illegible]"

[illegible]

[redacted]

reichische Monarchie, deren viele hundert, und fort und fort sind neue im Werden. Ihre oberste Schutzfrau ist Ihre Majestät die Kaiserin Mutter von Oesterreich.

„Welche Schriften sind außer Don Juan und Colombo von Ihnen erschienen?“

Ich nannte sie, und erbat mir die Erlaubniß, dieselben Ihrer Majestät der Königin überreichen zu dürfen.

Das Gespräch nahm jetzt, durch den König wieder aufgenommen, eine die allgemeinen Weltzustände streifende Richtung. Der orientalische Krieg schien beendet, manche Hoffnung nicht erfüllt, und ein überraschender Ausspruch war von so offenbar vertrauensvoller Art, daß ich mir es versage, ihn zu wiederholen.

Der König ist hoch, schlank, Augen und Haare sind dunkel, der Ausdruck der Züge ist ein wohlwollender, der noch durch den Umstand gewinnt, daß er, um theilnahmvoller zu hören, den Kopf dem Sprechenden zuneigt.

Die Königin blickt lebhaft, und Verstand leuchtet aus allem anmutvollen Gesichtsausdrucke. Sie blickte jetzt den König freundlich an, indem sie den Handschuh von den Fingerspitzen der rechten Hand zog, und so das liebenswürdige Zeichen zum Abschiede gab. Ich ergriff ihre plastisch schön geformte Hand und nicht, wie man mich belehrte, die Fingerspitzen, ich küßte herzhaft die Hand der schönsten Frau in Griechenland.

Der König verneigte sich, der Hofmarschall, der während der Audienz an der Thüre, sowie eine Hofdame tief im Hintergrunde des Saales stand, öffnete die Flügelthüren, und ich befand mich wieder im Vorsaale.

Das Gut der Königin.

Modell für Byron. — Eine Wienerin. — Parodie türkischer Hareme. — Eine Musterwirtschaft. — Die fleißigste Frau in Griechenland. — Die Königin zu Pferde.

Der königliche Leibarzt, Herr Dr. Lindemayer lud mich ein, mit ihm nach dem Landgute der Königin zu fahren.

Ein Engländer, der die ganze Erde bereiset hatte, kaufte vor einigen Dezennien ein großes Grundstück in der attischen Ebene an, und erbaute auf demselben einen Thurm im Stile schottischer Bergschlösser, um ihn einsam zu bewohnen und den reichen Begebenheiten seines Lebens träumerisch nachzusinnen. Vielleicht ein Mann, der Byron als Modell zu einem seiner unheimlich geheimnißvollen Helden hätte dienen können. Plötzlich wurde er der Einsamkeit müde und bot im Jahre 1849 seinen Besitz zum Kaufe an. Die Königin ließ Thurm und Grundstücke dem seltsamen Manne abkaufen, der still wie er vor Jahren gekommen war, wieder ging und verschollen ist.

Nach einstündiger Fahrt auf schön gebauter, mit Bäumen umgebener Straße, wurden wir eines zierlichen Schlößchens ansichtig, das im Stile des Thurmes fortgesetzt, einen heitern, schönen Anblick gewährt. Im ersten Stockwerke nahm uns ein geräumiger Saal auf, geziert mit den Wappen Griechenlands und

Oldenburgs, zwiſchen denen die Statuetten von zwölf Männern aus dem Stamme Wittelsbach angebracht ſind. Neben dem Saale befindet ſich, holzgetäfelt und wie eine Kajüte zierlich gebaut, ein kleines Toilettezimmer der Königin. Aus dem Saale traten wir auf einen marmornen Balkon hinaus, wo uns ein feiner Regen die entzückende Fernſicht nur ahnen ließ.

Im weitläufigen Hofraume, wo es von unzähligem Flügelviehe aller Art, wie in einer Meierei wimmelte, wurden wir in der Wohnung des Verwalters mit trefflichem Bier und mit Brot, das im Hauſe nach deutſcher Art gebacken war, bewirtet. Eine gehäbige Frau reichte es mir um ſo herzlicher dar, als ſie vernahm, daß ich aus Wien komme. „Aus mei gueten Wien! Wie ſchaut denn d'Kaiſerſtadt jetzt aus?“ rief ſie. Sie hatte ihre Geburtſtadt vor fünfunddreißig Jahren verlaſſen und wanderte im Jahre 1821 — wir haben nicht erfahren ob als Philhellenin — in Griechenland ein.

In den Ställen bewunderten wir vierzig prächtig gepflegte Kühe. Zwei gewaltige Stiere bewohnen mit den Kühen den Stall und erſchienen uns, als ſimboliſche Anachronismen der Paſchas und ihrer Hareme in Athen.

Die Gärten ſind reich bepflanzt und von jenem Hauche der Ordnung und Anordnung umweht, der einen Garten zum Kunſtwerke erhebt. Auf dem ganzen Gebiete ließ bereits die Königin 2500 Olivenbäume, 3000 Zipreſſen, 500 Fruchtbäume pflanzen, ſo daß es nur eine Fortſetzung der Gärten ſelbſt erſcheint und wie eine ſchöne Oaſe ſich aus der attiſchen Ebene hervorhebt.

Zu dieſer reizenden Beſitzung reitet faſt täglich die Königin hinaus; ſie ordnet an, ſchafft, pflanzt wohl auch ſelbſt, pflegt der Blumen, ſieht nach in Keller und Stall und findet Freude daran, als Schaffnerin zu walten. Alle Rechnungen müſſen ihr vorgelegt werden, ſie revidirt ſie bis ins Kleinſte und ſchon beginnen die Einnahmen die Ausgaben mäßig zu überſteigen. Es leitet die

„Königin der Griechen und der Frauen“

wohl auch der Gedanke, eine Muſterwirtſchaft herzuſtellen, um dem

[illegible] durch ein [illegible] zu ziehen und seine gesegnete Erde [illegible] vermag, wenn sich ihr Fleiß und Ausdauer [illegible].

Die Königin, [illegible] nur ihre Stellung, ist eine außerordentlich thätige Dame. Als sie in Abwesenheit des Königs die Regentschaft führte, stand sie täglich des Morgens um 3 Uhr [illegible] und arbeitete, [illegible] durch Audienzen, die sie gab, sich unterbrechend, bis in die späte Nacht. Sie schlief nur 3 Stunden. Die Königin ist die gewandteste Frau in Griechenland. Zu Pferde [illegible] ist sie ein [illegible]; sie bekommt Kopfschmerzen, wenn sie mehrere Tage nicht reitet und ist die kühnste Reiterin des Königreichs. Ich sah sie eines Tages im braunen Reitkleide ein prächtiges Thier besteigen und den steilen Abhang vom Palaste hinunter sprengen, wie eine Gestalt in den Dichtungen der mittelalterlichen Minnesänger.

Ein deutsches Dorf.

[illegible]. — Krankenbesuch. — Unsicherheit. — Die Kirche. — Ein [illegible], der nicht deutsch spricht. — Besitz der Kolonie. — Verfehlte [illegible]. — Politisches Motiv. — Der Wein. — Trauriger Zustand.

An einem Nachmittage holte mich Herr Hofrath Dr. Röser [illegible] Wagen ab, um mit ihm nach dem Dörfchen Herakli, zu deutsch [illegible], zu fahren und den deutschen Kolonisten einen Besuch abzustatten. Wir mußten die Wagenfenster geschlossen halten, so stürmte und regnete es und ich verlor den Anblick der Landschaft ganz.

Nach einer fast zweistündigen Fahrt, auf theilweise grundlosem Wege, langten wir in Herakli an. Auf einem ebenen viereckigen Platze sind 23 ebenerdige Häuschen, eines an das andere im rechten Winkel gebaut, was der Sicherheit wegen gegen Feinde von außen zweckmäßig sein mag. Bei einer Feuersbrunst rettet diese Bauordnung die ganze Kolonie preis und scheint zu sehr auf nur gute Nachbarn berechnet zu sein. Mehrere dieser Häuschen fanden wir geschlossen, ihre Bewohner wanderten in tiefer Armut fort, oder lagen begraben, ohne daß ein Nachfolger die Flammen auf dem Heerde wieder neu anschüren mochte. Da und dort neigten vor einem Fenster in einem Gartengeschirre deutsch gemütliche „Gelbveigelein" ihr Haupt.

Dr. Röser besuchte mehrere Häuschen, wo Kranke lagen. Die innere Einrichtung war in allen gleich: aus einer Küche gelangt

man in eine kleine Stube, aus dieser in eine zweite. Die Reinlichkeit derselben hob die beschränkte Armut noch hervor. Während war die Bemerkung des Arztes auf den Rezepten: „Aus Erbarmen des Königs", um anzudeuten, daß das Medikament unentgeltlich zu verabreichen sei.

Wir besuchten auch eine Wöchnerin, für welche das Medikament dringend angezeigt war und doch sollte es erst am folgenden Morgen anlangen. Ich that den Vorschlag, daß ein Knabe mit uns nach Athen fahre, dann könne er wieder in einigen Stunden zurück sein. „Das ist nicht zu wagen" bemerkte die Hebamme. „Der Knabe könnte in der Dunkelheit auf dem Rückwege gefährdet werden."

Wir besuchten hierauf die kleine, in gothischem Stile erbaute Kirche, die mit einem Altarblatte, den heiligen Lukas darstellend, von einem Fräulein von Linden aus Basel geziert ist.

In der Wohnung des jugendlichen Pfarrers Georgi Brindisi wurden wir mit trefflichem, griechischem Weine, der von den Kolonisten gewonnen wird, bewirtet. Der Pfarrer, vom Bischof von Syra bestallt, bezieht monatlich 80 Drachmen und wohnt in einem sehr nett gebauten Pfarrhause. Er ist der fünfte im Amte hier und fast unglaublich erschien es mir, daß der Seelsorger, der Tröster in Not und Sterben, der Lehrer der Jugend der deutschen Kolonie, weder ein deutsches Wort spricht noch versteht.

Die Kolonie, ursprünglich 36 Familien, ist auf 23 zusammengeschmolzen, die 60 Seelen zählen. In den letzten 3 Jahren kamen nur eine Trauung und drei Geburten vor. Die Kolonie besitzt 14 Pferde, 3 Esel, 5 Kühe, 12 Ochsen, 60 Schafe und ihr Haupterwerb und vielleicht ihr — Verderb ist der — Weinbau. Mehrere Jahre schon hat der Schauer den Segen der Rebe zu Grunde gerichtet und die Kolonisten dem Verderben nahe gebracht. Keine Hilfe der wohlwollenden, aber in ihren Hilfsmitteln begränzten Regierung reicht aus und es wird allgemein als ein Mißgriff erkannt, daß man die Kolonie in der unfruchtbarsten Gegend Attika's, statt in Eleusis ansiedelte. Während eine andere deutsche Kolonie in Argos bei Nauplia bereits verkommen

iſt, geht die von Herakli einem gleich traurigen Schickſale entgegen.

Die Kolonie wurde, urſprünglich aus politiſchen Urſachen begründet, um einem deutſchen, treuen Elemente in der Nähe der Hauptſtadt Raum zu geben; etwa wie der Papſt in Rom Schweizer als Leibwache beſoldet. Meiſt waren es ausgediente, deutſche Soldaten, die im griechiſchen Heere Dienſte genommen, ſich der Heimat entfremdet hatten, und die man durch Grund und Boden, Haus und Geräte belohnen wollte.

Müde Soldaten, dem Ackerbaue, wenn ſie ihn überhaupt jemals betrieben haben, entwöhnt, unter einem ungewohnten Klima, auf unfruchtbarem Boden, von den Bewohnern des Landes als Fremde unfreundlich behandelt, konnten ſie die Kolonie niemals emporbringen und mochten wohl auch von der Rebe, die ſie ernähren ſollte, in traurigem Mißmut mehr genoſſen haben, als dem Fremden zuträglich iſt.

Es trat ein trauriger Zuſtand ein. Wir ſahen nur bleiche eingefallene Wangen; diejenigen, mit denen wir ſprachen, fanden nur Worte der Klage und Hoffnungsloſigkeit. Das weder von der beſorgten Regierung, noch von den Koloniſten verſchuldete Unglück rückt allmälig, aber ſicher an die Kolonie heran, etwa wie ein Gletſcher, den die Wanderluſt ergriffen hat, langſam vorrückt und immer mehr grünes Land unter ſich begräbt.

Die Kolonie weiß, daß ſie ſterben wird und das lähmt noch den letzten Reſt der Thatkraft, der in ihr lebt.

Händen der Türken blieb, und erſt als Griechenland befreit war und ſich zu ordnen begann, übergeben worden iſt. Spaniſche Flüchtlinge, nach einer andern mir vom Conſul von Hahn auf Syra gewordenen Mittheilung, waren es Männer aus Venedig, die ſich vor 600 Jahren in Chalkis niederließen und eine Gemeinde gründeten, die jetzt 300 Seelen zählt; ſie ſprechen ſpaniſch und griechiſch. Sie ſind ſehr arm; die Meiſten ernähren ſich als Handwerker und als Früchthändler. Eine kleine ärmliche Synagoge verſammelt die ganze Gemeinde des Morgens und des Abends, ihr Rabbiner heißt Benjamin Cohen. Sie betheiligen ſich an den Wahlen der Deputirten für die Kammer und nichts ſtände im Wege, wenn einer von ihnen die nötige Bildung beſäße, in die Kammer gewählt zu werden. Sie leben mit den ſie umgebenden Griechen, unter denen ſie eine eigenthümliche, verlorene Kolonie bilden, in beſtem Einvernehmen und nur ihre Armut hindert ſie, Ackerbauer zu werden, indem ſie keinen Grundbeſitz ſich aneignen können.

In Athen ſelbſt lebten bis zum Jahre 1854 nur zwei deutſche jüdiſche Familien, ſeit dieſer Zeit haben ſich noch acht bis zehn von der Inſel Zante hier angeſiedelt. Sie bilden noch keine Gemeinde und verrichten ihren Gottesdienſt an hohen Feſttagen in einer improviſirten Betſtube. Als ſich ein Todesfall ereignete, wurde die Leiche auf dem chriſtlichen Friedhofe beerdigt.

Eine fantaſtiſche Erſcheinung war die Herzogin von Piacenza in Athen. Die Gattin des Mitconſuls von Napoleon Buonaparte lebte ſie mit ihrer Tochter in der griechiſchen Hauptſtadt, wo ſie ſich, durch ihr wunderlich ſeltſames Weſen immer wieder das Befremden und das Lächeln der Geſellſchaft erwarb. Selbſt als man an das Fremdartige dieſer Dame ſich gewöhnt hatte und ſie minder zu beachten ſchien, lenkte ſie durch eine Sonderbarkeit, durch einen Prozeß, durch irgend eine Handlung, die es zweifelhaft ließ, ob ein geſunder Sinn, oder ein fantaſtiſcher Dämon ſie beherrſche, immer wieder die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Ihre äußere Erscheinung unterschied sie von allen Bewohnern des Landes: sie trug stets ein weites, weißes Kleid. Ein weißer Schleier, der graue flatternde Haare kaum zusammenhielt, verhüllte ein todtblasses, feines Gesicht, aus dem lebhafte und unstäte Augen funkelten. Sie kaufte in Athen und in der Umgebung Grund und Boden und fing, nach von ihr selbst entworfenen Plänen, Häuser zu bauen an, die sie meist nicht vollendete, um wieder andere zu beginnen. Dabei gerieth sie mit den Architekten in manchen Streit, der vor die Gerichte gebracht, meist ihr ungünstig endete. Noch ragen diese modernen Ruinen neben den antiken in Athen empor. Als sie einmal einen Eid zu leisten aufgefordert wurde, erklärte sie, eine Jüdin zu sein und sprach denselben öffentlich nach der den Juden vorgeschriebenen Formel. Der Pentelikon, wo der Marmor für die Akropolis gebrochen wurde, war ein Lieblingsort der Herzogin, hier baute sie drei kastellartige Mauerwerke, deren Zweck Niemand errathen konnte und einen „Misbeach" wie sie, in hebräischer Sprache einen Altar dem einzigen und unsichtbaren Gotte errichtet, nannte. Wiederholt lud sie einen Glaubensgenossen in Athen zu sich, um ihm einen Grund zu einer Synagoge in Athen und ein Stück Boden zu einem Gottesacker zu schenken. Er hütete sich jedoch, mit der Dame, die häufig schenkte und das Geschenk wieder bereute und zurückforderte, in nähere Beziehung zu treten.

Ihre Tochter wollte sie an den bekannten Mauro Michalis verheiraten und schenkte ihm den Nutzgenuß von 3000 Oelbäumen auf 90 Jahre, was einen sehr hohen Wert hatte. Nach einem Jahre forderte sie die Schenkungsurkunde zurück, desgleichen that sie, nachdem sie dem modernen, klassischen Geschichtschreiber Griechenlands, Herrn Trikupi, 2000 Oelbäume mittelst Notariatsakts verehrt hatte. Mit einem Arzte schloß sie einen zehnjährigen Vertrag. Nach einem halben Jahre seiner überdrüssig, sagte sie ihm: „Gehen Sie! bis ich Sie wieder rufen lasse." Nach einem Jahre ließ sie ihn holen und empfing ihn mit den Worten: „Ich entlasse Sie." Der Arzt verneigte sich, ging zu den Gerichten, welche entschieden, daß die Herzogin dem Arzte, wenn

ſie ihn auch entlaſſe, den für zehn Jahre vertragsmäßig zugeſicherten Gehalt zahlen müſſe.

Die Herzogin unternahm mit ihrer Tochter eine Reiſe nach Syrien, wo dieſe dem Klima unterlag und ſtarb. Die tief gebeugte Mutter konnte ſich von der Leiche ihres Kindes nicht trennen und that ſie in ein mit Spiritus gefülltes Faß. So brachte ſie, über die gefährlichen Höhen und durch die ſchauerlichen Abgründe des Libanon reitend, ihr Kind nach Athen zurück. Lange und ſorgfältig bewahrt ſie die traurigen Ueberreſte, an denen ihr Schmerz und ihre Liebe hing, in einem ihrer Häuſer, bis bei einer zufälligen Feuersbrunſt das Haus ſammt der fromm gehüteten Reliquie verbrannte.

Als Cremieux nach vollendeter Reiſe nach Aegypten in der berüchtigten Damaskusgeſchichte Athen beſuchte, bat ſie ihren jüdiſchen Landsmann, ihr Teſtament zu verfaſſen. Sie ſtarb im Jahre 1854 und wurde am Pentelikon begraben, wo ihr ein Monument errichtet iſt. Haus und Garten, nicht weit hinter dem königlichen Palaſte, wo ſie wohnte, vermachte ſie ihrem Arzte Dr. Röſer, der durch unermüdete Sorgfalt und menſchenfreundlichſte Theilnahme der einſamen Frau Jahre lang mit aufopfernder Geduld zur Seite ſtand.

„In ihrer Bibliothek“ erzählte mir Dr. Röſer, „fand ſich eine Sammlung aller Religionslehren; ſie war eine ſtrenge Deiſtin, ſehr unterrichtet und las viel. Ihre Hunde und ihre Pferde, die ſie teſtamentariſch verſorgte, werden, glaubte ſie nach mohammedaniſcher Anſchauung, mit ihr im Paradieſe ſein. Die Sekzion zeigte eine ungeheure Zerſtörung; die Varoliſche Brücke war kaum zu erkennen.“

Eleusis.

Die nazionale Tracht entweiht. — Himmel und Frauen. — Parodie und Polizei. — Daphni und Daphne. — Eine Nonne. — Herzogsarkofage unter Ziegenmist. — Meer. — Schwäne. — Levsina. — „Antos sakramentales". — Eleusinische Geheimnisse. — Tracht der Weiber. — Spartanisches Mahl. — Lammsbraten und Räuber. — Museum.

Ein Wagen stand vor der Thüre des Hotels, der Kutscher in nazionaler Tracht machte durch diese einen traurig-komischen Eindruck auf mich, wie immer, wenn ich diese Fiaker Athens sah. Auge und Fantasie sind gewöhnt, in dieser Tracht die Freiheitskämpfer Griechenlands zu sehen und sie schien mir jedesmal entwürdigt, wenn ich sie einen Lohnkutscher, oder einen Lakeien tragen sah.

Herr Bernau, Agent des L'loyd in Athen, dem ich viele Freundlichkeit zu danken hatte, war mein Begleiter nach Eleusis.

Wir fuhren am 30. März des Morgens fort, nicht ohne des wärmenden Mantels entbehren zu können, wie ich denn überhaupt während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Athen viel von kaltem Wetter und Regen zu ertragen hatte. Zwei Dinge in Griechenland: einen ewig blauen Himmel und eine schöne Griechin, sah ich nicht. Das Erstere gestanden mir die Athenienser zu, indem sie selbst, schon im Februar mit Sommerkleidern angethan, über die Rückkehr des rauhen Wetters sehr betrübt waren. Von den Frauen behaupteten sie, daß echt nazionale Köpfe und Ge-

halten nur mehr auf den Inseln und in den Gebirgen zu finden seien. So ziehen sich in Griechenland der echt nazionale Gesang des Dichters und die altberühmte Schönheit des Weibes immer mehr, wie vor dem Feinde, aus der Ebene in die freien Berge zurück.

Am botanischen Garten vorbei, gelangten wir in einen Olivenwald, den der Kephissos bewässert. Ueber ihn führte im Alterthume eine Brücke, vor welcher die heilige Prozession, die von Athen nach Eleusis ging, vom Landvolke angehalten, mit derben Späßen in Wort und Spiel empfangen wurde. Es mochte dieser Gebrauch aus demselben Gefühle und aus derselben Anschauung hervorgehen, welche auf der Bühne der heiligen Handlung der Tragödie die verhöhnende Posse unmittelbar folgen ließ. Oder wie dem im Triumfe ziehenden Imperator, in späteren Zeiten zu Rom Gaukler folgten und Spottlieder auf ihn sangen. Die das Heilige und Große parodirende Lust ist eine dem Menschen eingeborne und sie bricht in allen Zeiten, wo ihr die sichere, aber gewiß unpoetische Polizei nicht wehrt, frisch und fröhlich zu Tage.

Eine nur mit verkrüppeltem Strauchwerke bewachsene Bergschlucht nahm uns auf und führte uns über die nackten, graugrünen Felsen des Berges Aegaleos, bis zu dem Kloster Daphni. Dieses steht an der Stelle, wo einst der Tempel des pythischen Gottes gebaut war und erinnert durch seinen Namen noch an die vor dem Gotte fliehende, in einen Lorberbaum verwandelte, schöne Daphne.

Der ganze, von einer verfallenden Mauer umgebene Raum ist mit kleinen Wohnungen umbaut, welche zur Sommerzeit einigen athenensischen Familien einen still angenehmen Landaufenthalt bieten. Wir wurden von einer schwarz gekleideten, griechischen Nonne im Hofraum empfangen; sie führte uns in eine in Kreuzform gebaute, kleine Kirche. In der Kuppel befindet sich noch das kolossale, aus Mosaik geformte Brustbild des Salvators fast unversehrt, während die einstigen Malereien der Wände nur mehr durch undeutliche Spuren erkennbar sind. In einer Seitenkammer der

Kirche lag sorgsam eingesammelter, für Düngung des Feldes bestimmter Ziegenmist fast bis an die Decke aufgehäuft, unter welchem, berichtete die Nonne, Marmorsärge, auf denen Kreuze und die französischen Lilien gemeißelt sind, liegen. Man hält diese Sarkofage für die der Herzöge von Athen, die aus dem französischen Adelsgeschlechte der La Roche stammten. Die frommen Nonnen mögen kaum ahnen, daß sie, wie einst die alten Hellenen an der Brücke des Kephissos, das Heilige mit Humor behandeln, indem sie Dünger legen auf

„Die Saat, gesät von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen."

Am Hochaltare lagen kleine Blumensträußchen, aus denen der die Berge hier reich umkleidende Quendel stark hervorduftete. Sie reichte uns von den Sträußen und nahm ein kleines Geschenk mit freundlichem Danke an.

Hinter Daphni schlägt plötzlich und glanzvoll das Meer sein himmelblaues Auge auf. Zur Linken erheben sich die hohen und nackten Felsen von Salamis. In tiefem Hintergrunde ragen die Höhen des Kithäron auf.

Der Weg führt nun abwärts an Mauerwerk vorüber, dessen einzelne gemeißelte Blöcke, Nischen und zerstreute Inschriften den Tempel der Aphrodite erkennen ließen, welche Meinung durch den Fund von schön geformten Tauben aus Marmor und Erz, den Lieblingsvögeln der Göttin, sich noch mehr befestigte.

Wir gelangten endlich in die Ebene, die sich zur Rechten hinaus vor uns hinzog, während sie die See in weitgedehntem Halbkreise bespülte. Eingeschlossen von den Felsen von Salamis und der Ebene erscheint hier das Meer wie ein großer Landsee, welcher Eindruck durch die völlig ruhigen Wellen noch mehr erhöht wurde. Einige Schwäne zogen ziemlich fern vom Ufer ihre Kreise. Unser Kutscher warf mit flachen Steinen nach ihnen, nicht ohne uns früher auf die Kraft seines Wurfes aufmerksam zu machen; sie wird von den Griechen viel geübt. Unglücklicher Weise traf er

wirklich den Hals eines dieſer ſchönen Thiere, und die ſegelnde, weiße Gruppe tauchte nieder, und war unſeren Augen entſchwunden.

Die Fahrt war eine fort und fort einſame, wir begegneten weder Menſchen noch Thieren. Um ſo aufmerkſamer betrachteten wir einen Hirten, der mit ſeiner Schafheerde zu unſerer Rechten auftauchte. Es war an den beiden vom Alterthume her bekannten, durch einen Hügel geſchiedenen Teichen, die von Salzquellen geſpeiſt, eingedämmt ſind und eine jetzt verfallene Mühle trieben. Der Hirt trug ein langes Hemde ohne Gürtel und hatte über den Rücken das langzottige Fell eines Widders hängen. Er hielt ein ſchneeweißes Lamm, etwa wie eine Mutter ihr Kind auf ſeinen Armen. Es lag auf dem Rücken, die ſchlanken Beinchen empor haltend und ließ ſich, wie es ſchien, gerne die Küſſe des Hirten gefallen. Eine Heerde von meckernden Ziegen und Schafen umgab die Geſtalt des arkadiſchen Schäfers.

An den Salzſeen traten wir aus der attiſchen in die eleuſiniſche Ebene, die weit gedehnt von den Bergen Kithäron und Parneß begränzt, vom Kephiſſos und einigen kleinern Bächen durchrieſelt, eine der fruchtbarſten in Griechenland iſt. Sie iſt völlig baumlos, von vielen Oleanderbüſchen bepflanzt, die zur Zeit der Blüte ihr ein liebliches Anſehen geben mögen; jetzt waren die Felder noch kahl und gaben der Landſchaft ein herbſtliches Anſehen.

Von ferne kündigte ſich auf einem langgeſtreckten Hügel Levſina, weiß ſchimmernd, mit einem Thurm und einer Windmühle an. Wir erreichten es nach einer vierſtündigen Fahrt. Den Wagen verlaſſend, gingen wir, wie es Wallfahrern geziemt, zu Fuß in die ehemals herrlich mit Tempeln und Burgen geſchmückte Stadt, an deren Stelle jetzt ein elend gebautes Dorf ſteht. Viele ſeiner Hütten ſind in antike Ruinen hinein gebaut, von Außen nur Steinhaufen ſcheinend, die durch eine niedere Oeffnung Licht und Zugang haben. Wir ſtiegen den Hügel hinan zwiſchen Marmorfragmenten, zerbrochenen Säulen und Kapitälen; vor Allem fiel uns eine Art Schild, oder koloſſales Medaillon mit unkenntlich gewor-

denen Skulpturen auf, bis wir die Höhe erreichten, wo sich unsere Zelte befanden.

Das tiefe Stillschweigen, das den in die eleusinischen Geheimnisse Eingeweihten bei Todesstrafe geboten war, ist wohl Schuld daran, daß wir von jenen so wenig unterrichtet sind. Wagte es doch der genial freche Aristophanes, dem die Göttin selbst nicht zu heilig für seinen Spott schienen, die Eleusinien mit Ehrfurcht zu nennen. Nur jene Männer wurden zu den Weihen zugelassen, die durch Andacht, geistige Versenkung in sich selbst, durch tief geweckte Sehnsucht nach dem, was heilig ist, vorbereitet waren. Nachts, Myrten bekränzt zogen sie in das von Iktinos wunderbar gebaute Heiligthum ein, um die Autos sakramentales der Göttin Demeter und ihrer Tochter Proserpina an sich vorüberziehen zu sehen, und auf fantasievolle Weise, im Gemüthe mehr denn im Geiste, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die elisäischen ewigen Freuden zu empfangen. Das in die Erde versenkte Korn, welches die Scholle durchbricht und sich zu neuem, grünendem Leben erhebt mochte wohl das Symbol für die Unsterblichkeitslehre sein, dargestellt durch das schöne Mystenspiel von Demeter, die hier den Heros Triptolemos den Ackerbau lehrte, und mit der in die Unterwelt geraubte Proserpina durch die verhängnißvollen Kerne des Granatapfels getrennt und verbunden bleibt. Eine, wie sich die heutige Anschauung ausdrückt, rationalistische Auffassung und Erklärung der Symbole und Mythen mag dem in die größern Mysterien Eingeweihten entgegen getreten sein. Während das Volk an den Symbolen hing, wurde der Wissende des sie beseelenden Gedankens theilhaftig.

Bald hatten sich meist Weiber und Kinder um uns versammelt und betrachteten und besprachen unser Thun. Wir waren die Helden aus der Ferne, sie der beschauende und urtheilende Chor. Die Weiber trugen alle ein langes, weißes Kleid ohne Aermel und ohne Gürtel, das an der Brust mit silbernen Spangen zusammengehalten, den Formen des Körpers sich wenig anschloß. Am Rücken waren diesem Kleide meist zwei schwarze Streifen eingewebt. Ueber dieses Kleid trugen sie ungegerbte Lammsfelle. Die

Füße unbeschuht, folgten sie uns über den steinigten Boden, wohin wir gingen und entfernten sich einzeln, um irgend ein Gefäßfragment oder eine Münze zu holen, die sie uns zum Kaufe anboten; so wurde unter andern eine schöne antike Silbermünze, die Eule Athens darauf geprägt, mein.

Wir kehrten in einem Hause, das aus einer Stube und einem Stalle bestand, ein. Die Stube war geräumig ohne Fenster und Dielen und durch einen langen Tisch in zwei Theile geschieden, auf dem wie bei einem Krämer, der zugleich Gastwirt ist, alle möglichen, für den Hausbrauch nötigen Dinge lagen und über ihm hingen. Wir ließen uns gesalzene Fische mit Oliven, Eier, in Oel getunkte Käseklümpchen zu vortrefflichem weißen Brote schmecken; nur der homerisch mit Harz versetzte Wein war mir bitter wie Wermut. Mein Begleiter, wie die Griechen daran gewöhnt, fand ihn sehr mundend und ließ mich lächelnd mit Raki, einem aus Weinreben gezogenen Branntwein bewirten, dem ein orientalisch bereiteter schwarzer Kaffee folgte.

Unser Chor hatte uns auch jetzt nicht verlassen, nur hockte er schweigend um das heilige Mahl nicht zu stören, da. Ein alter Hirt brachte uns ein junges, lebendiges Lamm, um es für uns braten zu lassen. Wir belohnten seine Gastfreundschaft mit einer Silbermünze. Das Lammfleisch in Griechenland ist von einer außerordentlichen Zartheit, die wir in Deutschland nicht kennen und wie ich sie nur einmal in den Pontinischen Sümpfen schmeckte, wo ich der unwillkommenen Ehre genoß, der Gast zweier kalabresischer Räuber zu sein.

Nach dem Mahle besuchten wir noch das dem heiligen Zacharias geweihte Kirchlein, welches auf der Stelle, wo der Tempel des Triptolemos stand, erbaut ist. Das Kirchlein ist zugleich das Museum von Eleusis. Hier lehnt, auf den Hals gestellt, ein Riesentorso, drei verstümmelte Statuen, deren eine der Gewandung nach für eine Ceres gehalten werden könnte. Ein sehr verletztes Basrelief, eine Isis mit unleserlicher Inschrift u. dgl. Wie angenehm es für den Reisenden ist, hier wo sie ausgegraben wurden,

denen Skulpturen auf, bis wir die Höhe erreichten, wo ſich antike Ziſternen befinden.

Das tiefe Stillſchweigen, das den in die eleuſiniſchen Geheimniſſe Eingeweihten bei Todesſtrafe geboten war, iſt wohl Schuld daran, daß wir von jenen ſo wenig unterrichtet ſind. Wagte es doch der genial freche Ariſtophanes, dem die Götter ſelbſt nicht zu heilig für ſeinen Spott ſchienen, die Eleuſinen nur mit Ehrfurcht zu nennen. Nur jene Männer wurden zu den Weihen zugelaſſen, die durch Andacht, geiſtige Verſenkung in ſich ſelbſt, durch tief geweckte Sehnſucht nach dem, was heilig iſt, vorbereitet waren. Nachts, Myrten bekränzt zogen ſie in das von Iktinos wunderbar gebaute Heiligthum ein, um die Autos ſakramentales der Göttin Demeter und ihrer Tochter Proſerpina an ſich vorüberziehen zu ſehen, und auf fantaſievolle Weiſe, im Gemüte mehr denn im Geiſte, den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele und an die eliſäiſchen ewigen Freuden zu empfangen. Das in die Erde verſenkte Korn, welches die Scholle durchbricht und ſich zu neuem, grünendem Leben erhebt mochte wohl das Symbol für die Unſterblichkeitslehre ſein, dargeſtellt durch das ſchöne Myſtenſpiel von Demeter, die hier den Heros Triptolemos den Ackerbau lehrte, und mit der in die Unterwelt geraubte Proſerpina durch die verhängnißvollen Kerne des Granatapfels getrennt und verbunden bleibt. Eine, wie ſich die heutige Anſchauung ausdrückt, razionaliſtiſche Auffaſſung und Erklärung der Symbole und Mythen mag dem in die größern Myſterien Eingeweihten entgegen getreten ſein. Während das Volk an den Symbolen hing, wurde der Wiſſende des ſie beſeelenden Gedankens theilhaftig.

Bald hatten ſich meiſt Weiber und Kinder um uns verſammelt und betrachteten und beſprachen unſer Thun. Wir waren die Helden aus der Ferne, ſie der beſchauende und urtheilende Chor. Die Weiber trugen alle ein langes, weißes Kleid ohne Aermel und ohne Gürtel, das an der Bruſt mit ſilbernen Spangen zuſammengehalten, den Formen des Körpers ſich wenig anſchloß. Am Rücken waren dieſem Kleide meiſt zwei ſchwarze Streifen eingewebt. Ueber dieſes Kleid trugen ſie ungegerbte Lammsfelle. Die

Füße unbeschuht, folgten sie uns über den steinigten Boden, wohin wir gingen und entfernten sich einzeln, um irgend ein Gefäßfragment oder eine Münze zu holen, die sie uns zum Kaufe anboten; so wurde unter andern eine schöne antike Silbermünze, die Eule Athens darauf geprägt, mein.

Wir kehrten in einem Hause, das aus einer Stube und einem Stalle bestand, ein. Die Stube war geräumig ohne Fenster und Dielen und durch einen langen Tisch in zwei Theile geschieden, auf dem wie bei einem Krämer, der zugleich Gastwirt ist, alle möglichen, für den Hausbrauch nötigen Dinge lagen und über ihm hingen. Wir ließen uns gesalzene Fische mit Oliven, Eier, in Oel getunkte Käseklümpchen zu vortrefflichem weißen Brote schmecken; nur der homerisch mit Harz versetzte Wein war mir bitter wie Wermut. Mein Begleiter, wie die Griechen daran gewöhnt, fand ihn sehr mundend und ließ mich lächelnd mit Raki, einem aus Weinreben gezogenen Branntwein bewirten, dem ein orientalisch bereiteter schwarzer Kaffee folgte.

Unser Chor hatte uns auch jetzt nicht verlassen, nur hockte er schweigend um das heilige Mahl nicht zu stören, da. Ein alter Hirt brachte uns ein junges, lebendiges Lamm, um es für uns braten zu lassen. Wir belohnten seine Gastfreundschaft mit einer Silbermünze. Das Lammfleisch in Griechenland ist von einer außerordentlichen Zartheit, die wir in Deutschland nicht kennen und wie ich sie nur einmal in den Pontinischen Sümpfen schmeckte, wo ich der unwillkommenen Ehre genoß, der Gast zweier kalabresischer Räuber zu sein.

Nach dem Mahle besuchten wir noch das dem heiligen Zacharias geweihte Kirchlein, welches auf der Stelle, wo der Tempel des Triptolemos stand, erbaut ist. Das Kirchlein ist zugleich das Museum von Eleusis. Hier lehnt, auf den Hals gestellt, ein Riesentorso, drei verstümmelte Statuen, deren eine der Gewandung nach für eine Ceres gehalten werden könnte. Ein sehr verletztes Basrelief, eine Isis mit unleserlicher Inschrift u. dgl. Wie angenehm es für den Reisenden ist, hier wo sie ausgegraben wurden,

einige antike Kunstwerke zu finden, würden sie uns doch in Athen besser aufbewahrt scheinen.

Der Himmel hatte sich stark umwölkt und drohte mit Regen. Wir mußten, um vor Abend in Athen einzutreffen, rasch in den Wagen, und weil sich ein Regen wirklich bald ergoß, die Wagenfenster schließen, wodurch es mir versagt war, die ewig schönen und denkwürdigen Szenen noch einmal und tiefer in die Seele zu schauen.

Abſchied.

Miſſion für Nazaret. — Memoiren. — Letzter Gruß.

Der Tag meiner Abreiſe rückte heran; für mich nicht ohne [illegible] Bewegung. Denn ich ſollte aus einem Kreiſe der erhabenſten Denkmale der Kunſt, der ſchönſten Erinnerungen der Geſchichte und von bedeutenden und intereſſanten Perſönlichkeiten ſcheiden, die mich mit zuvorkommendem Vertrauen und mit der echten Gaſtfreundſchaft ehrten.

In einem Abendzirkel des Profeſſor Makkas, den die Dame des Hauſes durch Anmut beherrſchte, ſah ich zum Abſchiedsgruße noch eine Anzahl von Profeſſoren der Univerſität faſt aller Fakultäten. Hofrath Röſer brachte mich in intereſſante Beziehung zum k. Miniſter der inneren Angelegenheiten, Herrn Demetrio Bulgaris, zum Hofpfarrer Herrn Arnet, zum Privatſekretair des Königs, Herrn Wendland, zur Hofdame von Pluſchkow u. ſ. w. und betraute mich beim Abſchiede mit einer eigenen Miſſion für Nazaret, die ein daſelbſt zu errichtendes Monument zum Zwecke hatte und von dem wir ſpäter zu erzählen haben werden.

Es ließen ſich noch manche Blattſeiten mit einem mir übermittelten, bedeutenden Inhalte füllen. Er wird ſich ſpäter, an einem anderen Orte in eine ſeiner würdige Form gießen; namentlich die wichtigen Memoiren, die mir übergeben worden ſind. Ich grüße deren geiſtvoll beobachtenden Verfaſſer durch dieſe Andeutung.

Wie aber den Reisenden, drängt es auch den Schilderer der Reise, dem Ziele näher zu rücken und zu ihm zu gelangen:

Nach Jerusalem!

Den letzten Tag meiner Anwesenheit, an dem Professor Makkas mich noch nach dem Pentelikon begleiten wollte, was ich zu schmerzlichem Bedauern ablehnen mußte, war ich von einem Kreise neu gewonnener Freunde und Bekannten umgeben, denen ich noch gerne im Leben wieder begegnen möchte.

Der letzte Gruß, der mir kurz vor meiner Abreise zukam, war der des Königs selbst: durch das Ritterkreuz des k. griechischen Ordens.

Piräus.

Griechenland und Deutschland. — Wein von Samos. — Vier Dichter und. — Wallfahrer nach Tinos. — Ein weiblicher Irrenapostel. — Die IX. — Vergebliches Harren. — Kriegschiff Radetzky. — Abfahrt.

An einem grauen, kalten Tage, am 2. April verließ ich Athen um 11 Uhr Vormittag und langte um 12 Uhr in Piräus an.

Hier wurde meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Das Schiff, das heute anlangen und mich nach Konstantinopel bringen sollte, kam erst am dritten Tage nach Mittag in Sicht. Eine Rückkehr nach Athen war nicht möglich, denn das Schiff konnte zu jeder Stunde eintreffen.

Der erste halbe Tag verging ziemlich vergnügt. Vier junge Aerzte aus Athen begleiteten einen Freund, der mit mir in den Orient reiste. Wir saßen im Gasthause munter beisammen. Dr. Demetrios Anazitos, der seine Studien in Wien vollendet hatte, ging, als die Cholera in Missolunghi von 7000 Einwohnern 300 wegraffte, freiwillig dahin und erhielt eben für die aufopfernde That das Ritterkreuz des Erlöserordens. Dr. A. Lyzitas erwartete im griechischen Kloster zu Jerusalem als Arzt angestellt zu werden. Dr. Panos Pissas und Ant. Moschates waren ebenfalls in Deutschland, in Heidelberg, Berlin und Wien gebildet. Alle sprachen vollkommen deutsch.

Nachdem Herr Lyzitas auf mein und Anazitos Wohl, als die jüngsten Ritter des griechischen Ordens, ein Glas mit rot gol-

denem Wein von Tinos geleert hatte, nahm ich das Wort: „Die Sehnsucht meiner Jugend hat sich erfüllt, die Fantasie darf fortan in mir sich nicht abmühen, die Stätten des alten Ruhmes, der alten Kunst, der alten Freiheit sich lebendig zu machen; ich sah sie selbst, wenn auch mit Trümmern bedeckt. Noch eines aber ist für mich, wie schon früher auf der Universität in Athen und auch in diesem engern Kreise eine mich beglückende Erscheinung: so viele Bildung in der Sprache meines Vaterlandes mir entgegen sprechen zu hören. Deutschland zahlt dankbar so, den tausendsten Theil wenigstens von dem zurück, was es von griechischer Weisheit, von griechischer Kunst, von griechischer Begeisterung empfangen hat. Heil Hellas, dessen heiligen Boden ich trauernd und dankbar wieder verlasse; aber nicht allein und einsam: die Bilder seiner geistigen Söhne, in deren Mitte ich mich jetzt froh und heiter fühle, werden meine Begleiter sein und in meiner Erinnerung fortleben."

Herr Panos Pissas erhob sich und erwiederte: „Lassen wir das Alte, es sind, wenn noch so schöne, doch nur Ruinen, die den willkommenen Gast bei uns begrüßen und die alte Welt mit der Gegenwart verbinden. Lassen Sie uns von dem reden, was uns zunächst angeht. Unsere Gegenwart säugt sich groß an den Brüsten deutscher Wissenschaft. Hoch Deutschland!"

Diesen Toasten folgten noch andere, auf das Königspaar, wohl auch ein gesprochenes oder gesungenes Lied. Schön erschien mir die Sitte, daß sich selbst in unserem kleinen Kreise jedesmal mit dem Sprecher alle von ihren Sitzen erhoben und stehend seine Worte hörten, was dem Trinkspruche eine Art von feierlicher Stimmung gab.

Ich ließ Wein von Samos, weil ihn Byron besang, bringen und an diesen Umstand anknüpfend, sprach ich: „Lassen Sie uns auf alt klassischem Boden den Manen des großen Dichters, der für Griechenland gestorben ist, ein Weinopfer bringen. Weil wir aber gemahnt worden sind, nicht immer der todten, vergangenen Welt zu gedenken; so seien die goldenen Tropfen den begeisterten Dichtern des neuen Hellas, die es mit ihren Gesängen feiern und

verklären, gebracht. Hoch Solomos, Rangabé, Sutzo, Zalokosta!"

Und wir tranken das goldene Blut der Helios geliebten Erde von Samos.

Der Abend bot kein anderes Schauspiel als jede Hafenstadt. Die Laternen an den Masten ließen die dunkeln Schiffe nur schattenhaft erscheinen, zwischen Buden mit Eß- und Trinkwaaren ein lärmendes Treiben von Matrosen, Soldaten, Weibern und Kindern.

Um das Gebäude der Lloyd-Agenzie lagerten mehrere hundert Landleute, Männer, Weiber, Kinder, welche ebenfalls das Schiff erwarteten, um nach einem berühmten Wallfahrtsorte auf der Insel Tinos zu gelangen. Sie hatten bei später Abendstunde sich unter freiem Himmel auf ihrem Gepäcke zum Schlafen eingerichtet und waren so der empfindlichen Kälte der Nacht preisgegeben.

Im Saale des Hauses wurden uns, da keine Zimmer sonst da waren, Divane zum Ruhen improvisirt. Eine blonde Dame von imposanter Gestalt, die in ihrer Jugend durch Schönheit fesselnd gewesen sein mochte, war mit in unserer Gesellschaft und harrte, wie Alle, mißmutig des Schiffes. Es mochte ihr in der rauchenden Männergesellschaft, nur der englischen und kaum der französischen Sprache mächtig, eben nicht behaglich sein. Der Wirt, von dem sie etwas verlangte, verstand sie nicht und so näherte ich mich, ihr meine Dienste anzubieten.

Miß Dorothea L. Dix hatte ihr Vaterland, Nordamerika, in einer eigenthümlichen Mission verlassen. Sie erbarmte sich der Menschen, deren Geist verdunkelt und die irre, traurig leben und sterben. Sie trug ein Ideal einer Irrenheilanstalt, das durch ernstes Nachsinnen und vielfältige, genaue Betrachtung sich ihr dargestellt hat in ihrem menschenfreundlichen Herzen; sie führte Pläne von Häusern, Schilderungen, Zeichnungen von den mannigfaltigsten Gerätschaften mit sich, um sie als Muster den europäischen Staaten vorzulegen und auf Verbesserung der Irrenanstalten hin-

zuwirken. Sie kam eben von Rom, wo ihr Streben einen raſchen und frappanten Erfolg hatte. Sie erzählte mir:

„Ich beſuchte die Irrenanſtalt und mein Herz empörte ſich bei dem Anblicke. Ich ſah nicht kranke Menſchen, deren ſich der Menſch erbarmt, Unglückliche, die man zu heilen ſich bemüht; es waren Thiere an Ketten, deren Stallungen niemals noch gereinigt ſchienen. Ich wurde mehrere Tage nach dem Beſuche des Irrenmarterthums Sr. Heiligkeit dem Papſte vorgeſtellt, der den Zweck meiner Reiſe kannte. Der Papſt fragte mich in freundlichſter Weiſe, ob ich ſchon das Irrenhaus in Rom beſucht habe? Ich hatte den Mut zu antworten: „Ja und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Eure Heiligkeit es noch nie beſucht haben.“ Pio nono hob raſch den Kopf empor und fragte nur mit einem ausdrucksvoll aufmerkſamen Blicke. Ich verſtand ihn und erzählte mit bewegter Stimme von dem Entſetzen, von dem Barbarenthum, von — ich wagte, zitternd in mir, den kühnen Ausdruck, von der unchriſtlichen Behandlung der unglücklichſten Menſchen. Der Ehrfurcht gebietende Mann der Chriſtenheit hörte ernſter Ruhe voll zu und ſagte, als ich geendet hatte, kurz: „Kommen Sie in acht Tagen wieder zu mir“ und ich war entlaſſen. Meine Unruhe war unſagbar groß. Die Proteſtantin, die Fremde, hatte vielleicht zu viel gewagt. Wenn ich mir auch meiner redlichen Abſicht in innerſter Ueberzeugung bewußt war, hatte ich doch eine ſchlafloſe Nacht und einen ihr folgenden, innerlich bewegten Tag. Es erregte Aufſehen, daß der heilige Vater, zwei Tage nachdem ich ihm vorgeſtellt worden war, plötzlich auf einer Spazierfahrt vor den Pforten der Irrenanſtalt halten ließ und eine Stunde in derſelben verweilte. Der achte Tag kam heran und ich ſtand, wie er mir befohlen hatte, wieder im Vatikan dem heiligen Vater gegenüber. Eben ſo ernſter, als milder Ruhe ſagte Pio nono zu mir: „Ich habe eine Kommiſſion ernannt, welche mir Vorſchläge über die Errichtung einer, den Geſetzen der Menſchlichkeit und der Moral entſprechenden Heilanſtalt für Irre in kürzeſter Zeit machen ſoll. Wenn Sie Rom wieder beſuchen, werden Ihre gerechten und frommen Wünſche erfüllt ſein. Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen. Der Him-

mei wird Sie ſegnen!“ Ich beugte tieferſchüttert, nicht vor dem Haupte der katholiſchen Chriſtenheit, aber vor dem weiſen Fürſten, vor dem guten Menſchen meine Knie.“

Es war nahe an Mitternacht, jeder von uns ſuchte auf den Divanen eine Lagerſtatt. Die Miß befand ſich in nicht gewöhnlicher Verlegenheit. Ihr Haupt verhüllend, nahm ſie in einem Lehnſtuhle Platz und brachte ſitzend und wie ſie mir des Morgens ſagte, ſchlaflos die Nacht zu.

Sie war ſpäter unſere Reiſegefährtin bis Konſtantinopel, wo ich ihr an einige ärztliche Freunde Briefe nach Wien gab, das ſie im Mai 1856 beſuchte. Sie ließ einen Brief, in welchem ſie ſich höchſt befriedigend über die großartige Irrenanſtalt der Reſidenz ausſpricht, für mich zurück.

Wo weilt jetzt die edle Miſſionärin, eine Dame, die von der Heimat, aus dem Kreiſe der Familie ſich losreißt, die allein eine Weltreiſe unternimmt, um erbarmenvollen Herzens die unglücklichſten der Menſchen aufzuſuchen, und ihnen Troſt und Hilfe zu bringen.

Am Morgen noch kein Vapor in Sicht! Die frommen Wallfahrer lagen frierend im Freien und wir, die noch viele Stunden hätten angenehm in Athen verleben können, wir ſannen darüber nach, wie wir die Zeit hinbringen ſollten. Die Stadt, die ſich mit anſehnlichen Gebäuden in weitem Halbkreiſe dem prächtigen Hafen anſchließt, war bald beſehen. Ein ſchöner freier Platz, von den Franzoſen in eine Gartenpromenade umgewandelt, ladet den von der See Kommenden freundlich ein und ein Brunnen auf demſelben trägt eine koloſſale Büſte des Themiſtokles, ſowie das Bergebirge die Ueberreſte von ſeinem Grabe. Die Kirche, mit roſa und weißen, Marmor nachahmenden Streifen, gewährt einen freundlichen Anblick, der durch das Helle des Innern noch erhöht wird. Die Straßen der Stadt ſind breit, zwiſchen ſchönen Häuſern geſtreckt und es erweckt die Stadt durch ihre Ausdehnung

Erstaunen, wenn man bedenkt, daß der moderne, ungleich größere und schöne Theil in kaum einem Vierteljahrhundert entstanden ist.

Ich trat in ein Kaffeehaus und wurde, um an die Nähe des Orients gemahnt zu werden, gefragt, ob ich ein Nargile rauchen wolle? Ich ließ es mir reichen. Ungewohnt der Art und Weise des Rauchens wurde ich von den, rings um mich gekreuzter Beine sitzenden Griechen belächelt und gutmütig berathen, wie ich die Wasserpfeife behandeln müsse. Es waren einige Männer in einem lebhaften Gespräche begriffen. Mein Begleiter übersetzte mir den Hauptgedanken ihrer Reden. Ein Mann mit grauem Barte und Fustanella und Feß, der den Befreiungskampf Griechenlands mitgekämpft hatte, beklagte bitter die Anwesenheit der französischen Kriegschiffe; ihre Maste erschienen ihm als Galgen, an welchen die Freiheit, zu Schmach und Schanden des Vaterlandes aufgeknüpft sei. Ein Anderer, der Besitzer einer Krämerbude in Piräus war, fragte dagegen: „War es seit lange so sicher im Lande, als seitdem die Franzosen uns belagern? Schützen sie nicht Handel und Wandel, kaufen sie nicht für blankes Gold und Silber unsere Waaren? Pflanzen sie nicht Gärten, die sie doch nicht in ihre Heimat mitnehmen können?“

Kanonendonner unterbrach plötzlich das Gespräch. Der Nazionale schlug an seine Hüfte mit einer Handbewegung, als ob ein Schwert an ihr hinge. Wir eilten in den Hafen. Der Kriegsdampfer „Radetzky“ lag vor Anker und begrüßte die Schiffe, die den Gruß bald erwiederten.

Ich setzte mich in ein Boot und ließ mich, da ich noch nie das Innere eines Kriegschiffes gesehen hatte, an dasselbe herarudern. Commodore Freiherr von Bourguinon befehligte das Schiff. Ich schickte aus dem Boote meine Karte an ihn mit der Bitte, das Schiff besteigen und sehen zu dürfen. Er ließ mich in seine Kajüte laden und gewährte mir die freundlichste Aufnahme und die interessantesten Mittheilungen über die allgemeinen europäischen und die griechischen Zustände. Seine Sprache war eine staatsmännische Improvisazion, die von dem imposanten Mann vernommen, noch an Bedeutung gewann. Er erkannte das Vergeb-

Höhe der Hunderttauſende von Opfern, die dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege fielen und was Jeder jetzt weiß, er ſprach es ſchon damals aus, daß die Wirren begonnen, aber nicht geendet haben, wenn es auch Friede ſcheint. Ich beklage es, Mittheilungen, die auf inniger Bekanntſchaft mit entſcheidenden Perſonen und Zuſtänden beruhten, hier nicht wiederholen zu dürfen; manche noch nicht ganz begriffene, oder falſch aufgefaßte Erſcheinung würde in klarer Beleuchtung da ſtehen.

Der Commodore ſah nach der Uhr. „Sie ſollen ſehen, wie bald das Schiff blank iſt.“ Er übergab mich einem jungen Kadetten, Herrn Frank aus Fünfkirchen in Ungarn, um mir alle Schiffsräume zu zeigen und zu erklären. Ein Glockenzeichen wurde gegeben, die Muſik des Schiffes begann zu ſpielen und die Matroſen ſingen ſchweigend, weil ſie bei derſelben nicht reden dürfen, die Arbeit an. Es begann eine ernſte, gemeſſene und doch raſche Bewegung in den koloſſalen Räumen des Schiffes. Das ging und kam, einzeln und in Gruppen, hinauf und hinab, ein Tragen und Ablegen, alles beim Takte einer lebhaften Muſik. In zwanzig Minuten war die Arbeit gethan: das Deck blank geſcheuert, alles Eiſen und Meſſing makellos glänzend, Taue, Tackelwerk und Segel in ſtrengſter Ordnung und alles bereit, wenn das Kommandowort ertönen würde, die Anker zu lichten.

Der Commodore empfing mich noch einmal beim Frühſtück und ließ mich, herzlich Abſchied nehmend, im Boote des Kriegſchiffes an das Land zurück rudern.

Es war am dritten Tage des Harrens und noch war kein Vapor in Sicht. Die Sorge, daß er verunglückt ſein könnte, fing an ſich in der Agenzie des L'loyd geltend zu machen. Ich brachte die meiſte Zeit im Bureau des eben ſo freundlichen, als zuvorkommenden Agenten des L'loyd, Herrn Ivich und des Kanzlers, Herrn Beck, leſend oder ſchreibend zu.

Die Wallfahrer, wie mäßig ſie auch lebten, hatten ihr Geld zur Wegzehrung gebraucht und durch Obdachloſigkeit in der em-

pfindlichen Kälte gelitten. Sie kehrten zurück und der Lloyd verlor einige hundert Passagiere, wir aber die Geduld und ebenfalls Geld. Eine auf dem Agenziegebäude aufgehißte Flagge wäre als Signal, daß der Vapor in Sicht sei, in Athen mit Hilfe eines Fernrohres leicht sichtbar und der Reisende könnte, bei der Nähe von Piräus, leicht bis zur vorletzten Stunde der Abfahrt in Athen weilen.

Nachmittag wirbelte ein leiser Rauch auf der offenen See und näherte sich. Es kam der Lloyddampfer „Europa", der uns nach Asien tragen sollte.

Wir fuhren Abends 8 Uhr aus dem Hafen.

Syra.

Die Nymphen. — Herr von Hahn. — Hat Humajum und Tanſimat. Fortſchritte in Griechenland. — Padre Conſtantino. — Jüdiſche Nachrichten. — Maler Greſſel. — Die Juno von Syra. — Abſchied.

Es leuchtete wieder ein glorreicher Morgen auf der See. Silberne Wogen und in jeder eine Sonne. Wir begrüßten, das zur Rechten, koniſchen, ſteilen Berg hinabgebaute Syra, das mit ſeinen weißen, flach bedachten Häuſern von der Sonne grell beſchienen, wie eine Stadt aus eitel pariſchem Marmor gebaut erſchien.

Wir ankerten um 8 Uhr früh im Hafen; und hatten vier Stunden Zeit die Stadt zu ſehen. Der Agent der L'loydagentie, Herr Marinich, wies mir in zuvorkommenſter Weiſe einen Diener an, um die Höhe der Stadt zu erſteigen und mich dann zum berühmten Verfaſſer der „albaneſiſchen Studien", der als k. k. öſterreichiſcher Conſul in Syra fungirt, zu Herrn von Hahn zu führen.

Syra iſt nicht auf Felſen gebaut, vielmehr ſcheint es in ſie hineingeſchnitten. Die Straßen ſind ſchmal und zwiſchen hohen, ſchattengebenden Häuſern zuſammengedrückt; breite, platte Flieſe laſſen nirgend den Boden ſehen, oder vielmehr iſt dieſer der Felſen ſelbſt. Als wir ziemlich hoch durch die Stadt geſtiegen waren, gelangten wir vor dieſelbe hinaus, und hatten noch eine ſonnige, kahle Höhe

vor uns liegen, die mit einer Kirche und dem Hause des Bischofs gekrönt ist.

Zur Linken hinab und ziemlich fern grünte eine [redacted], aus welcher einzelne Weiber, in zweihenkligen, irdenen Krügen, die sie auf dem Kopfe festhielten, Wasser emportrugen. Noch rieselt hier frisch und lebendig eine Quelle aus dem Felsen hervor, in welcher, einer heiligen Legende nach, zu der seligen Götter Zeiten die Nymphen badeten.

Wir gelangten in der brennendsten Sonnenhitze nach einer halben Stunde zur Kirche empor und genossen hier der beglückendsten Aussicht auf die See, auf die Inseln, auf die Berge und die Stadt.

Zurückgekehrt fand ich bei Herrn von Hahn die gastlichste Aufnahme. Wenn man durch die hohe Thür des Hauses tritt, befindet man sich in einer Art Einfahrt, ohne Ueberdachung, und steigt von dieser zu einer Terrasse empor; sie ist durch südliche Bäume in einen schwebenden Garten umgewandelt. In diesem Garten leben Adler und Aaßgeier friedlich neben Turteltauben, singen Vögel mit fremd glänzendem Gefieder, spielt ein zierlich schlankes Steinböcklein. Ich stand in einer neuen, prächtigen Welt und fühlte mich wie verzaubert. In diesen Räumen und mit dem Blicke hinaus in die See, aus der in bläulichem Dufte die Felsen von Delos und Naxos emportauchen, treibt Herr von Hahn homerische Studien, sammelt er griechische Märchen und beherrscht er die antike und moderne Gedankenwelt Griechenlands.

In einen hohen luftigen Saal geführt, wurde ich von dem Herrn des Hauses herzlich willkommen geheißen. Ein nicht hoher Mann mit blondem, leicht grau durchschimmerten Haare, rotem Schnurrbart und eindringenden hellen Augen trat er mir entgegen.

Die große orientalische Frage war bald Gegenstand unseres Gespräches. „Der Hat Humajum" äußerte Herr von Hahn „und die in ihm ausgesprochene Gleichstellung der Konfessionen ist möglich; aber in — türkischer Weise, langsam und erst nach langer Zeit. Was auch die Welt gegen den Tanfimat sage, doch hat er

seine Wirkung gehabt und äußert sie noch fort und fort. Die Verhältnisse in der Türkei sind seitdem ganz anders geworden. Die Türken klagen zwar über ihre Zustände, wenn man aber ins Einzelne geht und ihnen die guten Folgen an besonderen Fällen nachweiset, dann sagen sie: Ja, das ist wahr! Ebenso ist der Zustand Griechenlands in fortgesetztem Vorschreiten begriffen; man bemerkt das deutlich, wenn man die Anfänge gesehen hat. Nur muß man nicht den europäischen Maßstab an die hiesigen, weltverschiedenen Zustände anlegen."

Wir wurden durch einen Besuch des Pfarrers Don Constantino unterbrochen, von dem wir im Abendzirkel des österreichischen Gesandten in Athen reden hörten. Ich freute mich den würdigen und ehrwürdig aussehenden, alten Mann kennen zu lernen.

Wir nahmen in einer kühlen Stube ein mir fast völlig neues Frühstück ein. Besonders wurde mir gepreßter Fischroggen und die Zunge eines eigenthümlich bereiteten Fisches empfohlen. Ich ließ mir vom Gesetzgeber der albanesischen Sprache gerne symbolisch von der Zunge reichen, die zu Wein von Kreta trefflich schmeckte.

Meine Anspielung auf die Studien und Arbeiten meines liebenswürdigen Wirtes führte unser Gespräch auf literarische Zustände. Ich fragte ihn, ob er nicht auch griechische Volkslieder sammle, da er schon einen reichen Schatz griechischer Volksmärchen beisammen habe? „Volkslieder" erwiederte Herr von Hahn, „sind nicht mein Fach und wenn man älter wird, darf man sich nicht zerstreuen, da gilt es die Kraft auf einen Punkt zu sammeln. Was die Märchen betrifft, so wird an ihnen die außerordentliche Aehnlichkeit mit den deutschen frappiren, und sie dürfte zu manchen kühnen, philologischen Kombinazionen Anlaß geben.

Als ich Herrn von Hahn um jüdische Gemeinden in Griechenland fragte, versprach er mir freundlichst, an seinen Agenten nach Chalkis zu schreiben, wo seines Wissens die einzige jüdische Gemeinde existire, und mir die empfangenen Nachrichten mitzutheilen.

Ein deutscher Maler, Herr Gressel, der im Hause des Consuls seit einiger Zeit lebt, um Studien für Bilder zu machen, gesellte sich zu uns, als wir Tschibuk und Kaffee nahmen. Ich

ſprach gegen ihn die Klage aus, daß ich nun heute von Griechenland ſcheide, ohne einer weiblichen Schönheit begegnet zu ſein; er erwiederte, daß er nach Monaten ſich in demſelben Falle befinde. Herr von Hahn erzählte, daß er ſelbſt, ſeit ſeinem langjährigen Aufenthalte ſich nur zweier Schönheiten erinnere. Eine von ihnen, ein Bauermädchen, nannten Alle, wenn ſie kam, die Juno, und wer dieſe ſah, dem kann kein anderes Weib auf der Erde ſchön erſcheinen.

Die mir zur Abfahrt bezeichnete Stunde rückte heran, und ich wollte aufbrechen. Herr von Hahn beruhigte mich, daß das Schiff nicht eher die Anker lichte, bis ſein offizielles Packet dem Kapitän übergeben ſei. So blieb ich noch einige Zeit mit dem geiſtig vielfach bewegten Manne zuſammen; zu kurz, um mich an ſeinen vielſeitigen Gedankenrichtungen vollkommen zu erfreuen, zu lange, um eben den Verluſt zu begreifen, nicht länger mit ihm verkehren zu können.

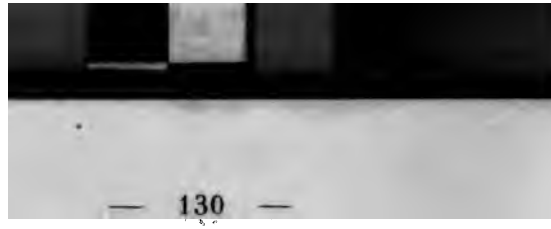
Smirna.

Die Fürſtin Anatoliens. — Ein Traum Alexander des Großen. — Die jüdiſche Gemeinde. — Lichtberg der Ewigkeit. — Windmühle und Weinſchenke. — Morgenländiſche Reminiszenzen im Abendlande. — Eine betende Mutter. — Gruppen und Geſtalten an Bord. — Abfahrt.

Wir hatten eine glückliche Fahrt, und ſahen am 6. April des Morgens die Fürſtin der Städte Anatoliens vor uns fremd und glänzend emportauchen. Als wir uns in der meilenweiten Bai befanden, ſahen wir rechts einen Berg mit weißen, flachen Steinen beſäet, eine Begräbnißſtätte, hinter der ſchwarzgrün ein Zypreſſenwald in den blauen, warmen Himmel emporragte. Die hohen, dunklen Baumpiramiden boten einen ſchönen Gegenſatz zu dem weißen, ſteinernen Walde der Minarete, die zwiſchen einem braunen Häuſermeere, neben kühn gewölbten Kuppeln, aufſtrebten.

Weiße Finger, die dem Moslem in den Himmel zeigen!

Ueber die Häuſermaſſen, die in weit geſchwungenem Halbkreiſe dem Meere angebaut ſind und ſich immer mehr die grünen Berge emporheben, ragt ein mittelalterliches Kaſtell, wo einſt die Akropolis der Stadt ſtand. Wenn der Blick von dieſer Höhe herab ſich wieder zum Meere ſenkt, ſo ſieht es daſſelbe mit Schiffen bedeckt, auf denen die Flaggen faſt aller Nazionen flattern. Kleinere Schiffe mit weißen Segeln ziehen mit uns in den Hafen ein, andere laufen aus; Boote mit beturbanten Ruderern fliegen pfeilſchnell zwiſchen durch.



Wenn man das ganze große Bild der prächtigen Stadt in's Auge faßt, so glaubt man, dem Pausanias gerne, daß ihre Gründung durch einen Traum des großen Makedonierkönigs veranlaßt worden sei.

In einen märchenhaften Traum von tausend und einer Nacht glaubt sich aber der nordische Fremdling wirklich versetzt, wenn er das Land betritt. Wir begegnen Menschen in allen Trachten und Farben des Morgenlandes, manche leicht, viele reich in Waffen, Frauen in langen, weißen Gewändern, meist mit einem schwarzen, undurchsichtigen Schleier vor dem Antlitze. Langsam einherschreitende Kameelzüge, Mulatten, Neger, Herren in feiner, französischer Tracht, ehrwürdige, armenische Priester mit lang wallenden Haaren, Juden in polni[illegible]ge, Reiter zu schön gesattelten Eseln machen die Str[illegible]unt und belebt. Diese Gestalten und Gruppen sind beinahe ein Ausschnitt aus einem kolossalen, immer wechselnden, fantastischen Gemälde. Ein verwirrender Sprachenreichthum lärmt und schreit aus der wunderlichen Menge hervor. Im Bazare, weil es Sonntag war, hatten die Christen ihre Läden geschlossen, dagegen war es in denen der Mohammedaner und Juden um so lebhafter. Die geschlossenen Läden waren aber von armen griechischen Christen, die selbst keine Läden halten können, benützt und mit dem buntesten Krame behängt. In vielen Läden war das Handwerk türkisch bequem thätig: die Arbeiter verrichteten ihr Geschäft, gekreuzter Beine sitzend und Nargile rauchend. Die engen Straßen alle schmutzig, da und dort ein ganzes gebratenes Lamm, süße Kuchen, Fische, Berge von Orangen und Zitronen zum Kaufe ausgestellt.

Durch alle diese Szenen und Gruppen mich durchwindend, gelangte ich, mit einem ehrenwerten Landsmanne aus Böhmen, Herrn Barbièr, der in Smirna als angesehener Kaufmann lebt, in das Judenviertel, das zwischen dem der Mohammedaner und dem der Armenier liegt. Ihr Zusammenwohnen geschieht aus freier Wahl, wie auch die Bekenner der anderen Religionen es vorziehen, beisammen zu wohnen.

Wir besuchten den Oberrabbi, den wir in einer mit zerschlissenen Teppichen bedeckten, ärmlichen Stube, eines winkeligen, unansehnlichen, hölzernen Hauses fanden. Einige hölzerne Truhen ringsumher waren die einzigen Einrichtungstücke und enthalten, wie mir Herr Barbiér erklärte, die Habseligkeiten der Familie. Die Brände in Smirna, da fast alle Häuser, namentlich die der Türken, aus Holz gebaut sind, mahnen zur Vorsicht. Die Truhen werden, sobald ein Feuersignal in einem Stadtviertel ertönt, rasch davongetragen und in Sicherheit gebracht. Der Oberrabbi, eine ehrwürdige Erscheinung mit langem, vollem Barte, saß gekreuzter Beine auf einem niedrigen Divane zwischen Polstern. Uns wurden zwei Stühle ihm gegenüber angeboten und süß kandirte Früchte und frisches Wasser von der lebhaft redseligen Frau des Oberrabbi's freundlichst gereicht.

Bald kamen noch drei Rabbinen und der Kanzler der Gemeinde. Sie küßten dem Oberrabbi die Hand, welche Huldigung er damit erwiederte, daß er seine Hand an Brust und Stirne legte. Meine Reise nach Jerusalem war ihnen von Corfu her bereits bekannt geworden, und ich gab jedem der Herren meine Ansprache an die jüdischen Bewohner Palästina's. „Kol mebasser". Alle fingen sogleich zu lesen an; ich bat den Oberrabbi die Lesung für eine andere Zeit zu verschieben, und mir, was mich sehr interessire, einige Verhältnisse seiner Gemeinde mitzutheilen.

Die Zahl der jüdischen Bewohner in Smirna ist 15,000; die Stammfamilien wanderten aus allen Provinzen des türkischen Reiches in Asien und Afrika und aus Venedig ein; sie bilden seit 287 Jahren eine Gemeinde nach spanisch-portugiesischem Ritus, und sprechen, nebst der türkischen Sprache die spanische. Die Gemeinde wurde von mannigfachem Unglücke fort und fort bedrängt.

Die Juden litten in vergangenen Jahrhunderten durch den Fanatismus der Moslems, und mußten immer für Leben und Gut zittern; als die Regierung milder und gemäßigter wurde, haben sie wieder die Elemente mit Vernichtung bedroht. Um nicht früherer Unglücksfälle zu gedenken, sei nur der großen Brände im Jahre 1841 und 1852 erwähnt, die selbst die Wohlhabenden

in Armut stürzten. Die Gemeinde besaß ein steinernes, nach allgemeiner Aussicht feuerfestes Haus, in dieses trugen, wer nur einen leicht tragbaren Besitz hatte, die Juden Gold, Silber, Edelsteine und Waaren. Das Haus enthielt einen Wert von vielen Millionen Piastern und war nach einer Stunde ein Aschenhaufen. In diesem Brande gingen 15,000 Bücher, darunter alte, kostbare Druckwerke, und unersetzliche Manuskripte verloren. Die Gemeinde drückt seit jener Zeit eine Schuldenlast von 600,000 Piastern, es sind Waisen- und Armengelder; andere Beträge schuldet sie einigen Reichen in Smirna und in Jerusalem, von wo aus sie durch die heimische, türkische Behörde sehr gedrängt wird.

Aber noch eine andere, sie völlig erdrückende Last — neben den Zinsen des genannten Kapitals, das sie nie zurück zahlen zu können hoffen dürfen — läßt die Vorsteher in eine traurigere Zukunft blicken. Die Gemeinde hat eine fünffache Armut zu versorgen, vor allen 100 Rabbinen, die sich ausschließlich mit dem Studium der heiligen Schrift beschäftigen, dann 100 verschämte Arme, von einst sehr reichen Familien und 400 wirkliche Bettler. Von der Mildthätigkeit der Gemeinde hängen ferner 1000 Waisenkinder ab, und das Spital und Versorgungshaus für Kranke und Verkrüppelte nimmt jährlich 10,000 Piaster in Anspruch. Andere Auslagen, die Armen zu beerdigen, ihre Gräber zu bezahlen, nehmen noch weitere 10,000 Piaster in Anspruch. und jede der neun Synagogen in Smirna ist 15,000 Piaster schuldig.

„Rette uns!“ sagte der Oberrabbi am Schlusse seiner Mittheilung, „rette uns! Erzähle, wenn Du glücklich nach Europa zurück gekehrt sein wirst, von unserer Not, von unserer hoffnungslosen Verzweiflung. Der Gott der Heerschaaren wird mit Dir sein auf Deinen Wegen und Dich schützen und behüten.“

Alle Anwesenden, darunter die Gattin des Chacham Baschi. sagten „Amen!“

Die Gemeinde wird von 4 Vorstehern — früher von 6 — geleitet, die jährlich gewählt werden; diese ernennen 4 Armenvor-

ſteher und eine Sitten- und Religionspolizei. Die letztere hat die Pflicht ihr bedenklich ſcheinende Zuſtände und Angelegenheiten der Gemeinde ſowohl, wie einzelner Perſonen dem Rabbinentribunal, an deſſen Spitze der Chacham Baſchi ſteht, mitzutheilen. Dieſes bewacht auch die beſtehenden 25 Lehranſtalten für hebräiſche Sprache und Talmud.

Als ich über die große Anzahl dieſer Anſtalten mich erſtaunt äußerte, ſagte mir der Oberrabbi: „Darin ſind wir jeder Stadt im Orient voraus, und Du wirſt eben ſo erſtaunen, wenn Du nach Jeruſalem kommſt, dort nicht eine Talmudthora zu finden.“

Als ich um die Zahl der Geburten, Heiraten und Sterbefälle fragte, wurden mir die erſten auf 500, die zweiten auf 300 bezeichnet. Die Sterblichkeit, weil ſehr viele Kinder und Arme ſterben, für die keine Gräber bezahlt werden, konnte mir nicht angegeben werden. Die Bezahlung für Grabſtätten iſt die einzige ſtatiſtiſche Controlle. Vor einem Jahrzehnt befahl der türkiſche Gouverneur die Anlegung einer Matrikel; der Oberrabbi bemerkte türkiſch naiv: „Sie unterblieb aber, weil Niemand die Arbeit zahlte.“ Wenn es gerichtlich nötig iſt, nachzuweiſen, ob jemand verheiratet, wie alt ein Kind, wann jemand geſtorben ſei, läßt das religiöſe Tribunal „Besdin“ 10 Männer kommen, die um die Sache wiſſen können, und ſtellt auf Grundlage der Ausſage dieſer Vertrauensmänner ein Zeugniß aus.

Herr Chajim Palatſchi iſt als Schriftſteller bekannt, und erwiederte meine von dem Dichter Letteris überſetzten Elegien „Nach der Zerſtörung Jeruſalems“ mit zwei ſeiner gelehrten Werke. Der Kanzler der Gemeinde, Herr Chajim Krisjin, verehrte mir ſeine unter dem Titel „Schir meliza“ veröffentlichten Gedichte; ich hatte ihn ſomit als meinen doppelten Collegen zu begrüßen.

Der Chacham Baſchi ließ mich, auf meinen Wunſch, nach dem Hospitale, in einige Synagogen und auf den Leichenhof durch zwei ſeiner Diener geleiten.

Ueber der Pforte des Hospitals glänzte mir eine rote Marmortafel mit hebräisch goldener Inschrift entgegen; sie verkündet, daß der verstorbene Freiherr Salomon von Rothschild, der den Ruhm seiner materiellen Macht durch den der Freigebigkeit und Barmherzigkeit versöhnte, auch hier die Mittel bot, um diese Zufluchtstätte menschlichen Elends erbauen zu helfen. Das nur mit einem Erdgeschoß versehene Haus hat in die enge Straße, in der es schmutzig steht, keine Fenster. Der Eintretende befindet sich in einem viereckigen, mäßig großen Hofraume, der mit Bäumen und Blumen bepflanzt, einen angenehmen Eindruck macht. Entlang den Mauern dieses Raumes sind Thür an Thüre, die zu den Zellen der Kranken, oder Siechen führen. Ich trat in fünf derselben, die bewohnt waren, und es bedurfte eines, an den Ekel der Wohnungen des armen, kranken Elends gewohnten Mannes, um beim Eintritte nicht zurückzuschrecken. Die Zelle erhält nur Licht, wenn die Thüre offen steht, der Kranke befindet sich, wenn das Wetter rauh ist, und er sie schließen muß, im Finstern. Auf fetzenhaften Decken lagen, oder saßen die Kranken im verwahrlosesten Zustande. Die Luft war durch den unsagbaren Schmutz der Zelle unerträglich.

Als ich mir eine Bemerkung über diesen Zustand erlaubte, schien ich nicht recht verstanden worden zu sein, und es trat mir hier, in der ersten orientalischen Stadt die Erscheinung entgegen, die ich dann fort und fort Gelegenheit zu bemerken hatte: daß dem Orientalen der Sinn für Reinlichkeit, insofern sie sich nicht auf seinen Körper bezieht, abgeht. Wie könnte sonst der Arzt, übrigens ein griechischer Christ, täglich diese Anstalt besuchen, und nicht einen Umstand beseitigen, der selbst gesunde, an Reinlichkeit und frische Luft gewöhnte Menschen nur krank machen kann.

In einer größeren Zelle saßen einige Frauen und Mädchen, und lasen Waitzen aus, um ihn zum Osterbrotbacken rein zu haben. Der Anzug der Frauen, die etwa in zwanzig zerrauften Zöpfchen herabhängenden Haare der Mädchen, die wenig blanken Hände ließen mich glauben, daß der Waitzen vielmehr durch sie erst schmutzig werde. Die hundert Rabbinen Smirna's, erzählten

mir meine Begleiter, haben die Pflicht, wenn es Erntezeit ist beim Schnitte des Waitzens anwesend zu sein und den durch Austreten der Aehren gewonnenen Waitzen zu verwahren, aus diesem werden, wieder unter ihrer Aufsicht, Osterbrote für sie und den Oberrabbi gebacken. Die Gemeinde selbst kauft das ungesäuerte Brot auf dem Bazar.

Ich sah in einer andern Stube aufbewahrtes Osterbrot, das nicht wie in Deutschland rund und dünn, sondern zu viereckigen, sehr dicken Scheiben gewalkt und durchstochen ist. Als osterliches Luxusbrot werden Mazot aus feinstem Mehle, das mit Wein geknetet ist, gebacken.

Wir nahmen ein Boot, um an den Fuß des Berges Pagus zu gelangen, auf dem sich die Begräbnißstätten der Juden, Mohammedaner und Christen befinden. Wir gelangten durch den Wald von Schiffen, die im Hafen ankerten, an der großartigen, durch den roten Ziegelbau sich grell auszeichnenden Militärkaserne vorbei, in zwanzig Minuten an den jüdischen Begräbnißplatz. Die Leichen müssen zu Land dahingetragen werden, eine Strecke, die aus dem Judenviertel nahe zwei Stunden Zeit in Anspruch nimmt. Bei der furchtbaren Glut der Sommersonne und dem Umstande, daß die Verwesung meistens schon in zwei, höchstens drei Stunden eintritt, ist ein Gang nach diesem Friedhofe eine fromme, aber schwere, und unter gewissen Verhältnissen eine gefährliche Arbeit.

Der Berg erscheint von der Tiefe bis hoch zum Gipfel, von flach den Gräbern anliegenden Steinen, wie gepflastert. Alle sind aus weißem Marmor und glänzten im Sonnenlichte, so daß der Berg in der Ferne, wie überschneit und von Millionen Schneekrystallen funkelnd erschien.

Ein Lichtberg der Ewigkeit!

Ich ging zwischen den Grabsteinen hin, deren Inschriften nur selten, dann aber mit Gold hervorgehoben, mit schön gemeißelten Blumen und Arabesken geschmückt waren. Auf einigen ist

ein Buch, oder ein Schreibzeug, wie es die Orientalen im Gürtel tragen, gemeißelt, als Zeichen, daß ein Schriftgelehrter in dem Grabe ruhe. Auffallend war mir auf einigen Grabsteinen die Abbildung eines Sessels. „Unter solchen Steinen" erklärten meine Begleiter, „liegt ein Jüngling, oder eine Jungfrau, die verlobt, vor Eingehung der Ehe gestorben sind." Den Grund dieses Symbols konnte mir keiner meiner Begleiter erzählen, als ich sie um denselben fragte, meinten sie: „Es ist so von Alters her Gebrauch."

Der Friedhof ist ohne Umfangsmauer und dehnt sich um den ganzen Berg herum, dessen Spitze eine Windmühle trägt, in welcher das Waitzenmehl zum Osterbrote gemahlen wird.

Zwischen den Gräbern spielten Kinder, und schlugen eine Gruppe türkischer Soldaten Ball.

Zurückkehrend gingen wir am mohammedanischen Friedhofe vorbei, wo reiche Monumente, mit Turbanen geschmückt, in Gold und Farben prangend, weiß marmorn aus schwarzgrünem Zipressendunkel hervorleuchteten. Neben der Pforte dieses Leichenhofes war heiteres Leben in einer Weinschenke laut.

Dort der Wind zwischen den Flügeln einer Mühle gefangen, hier die Glut des Weines, gleichsam die Hüter der Todten. Dort der kahle, baumlose Berg, hier ein Zipressenhain und Farbenpracht. Mir erschien die asketische und paradiesische Anschauung des Todes des einen und des andern Volkes, wie sie hier zufällig hart neben einander sich ausprägten, symbolisch ausgedrückt und allerlei Gedanken denkend, bestieg ich das Boot und ließ mich zurück in die Stadt rudern.

Ich besuchte zwei der größeren Synagogen. Man gelangt ein Treppe hoch, in einen hellen, weiten und hohen Saal; in ziemlicher Höhe an drei Seiten sind mit engen, bunt gemalten Holzgittern versehene Logen für die Frauen. Die Holzgitter genau so, wie ich sie oft in böhmischen Landsynagogen im ersten

Stockwerke ſah, wo die Frauen unſichtbar hinter ihnen beten. So konnte ich in dieſem unbedeutenden Umſtande eine Reihe von Bemerkungen beginnen, wie Hunderte von kleinen und mannigfachen Gewohnheiten der Juden im Abendlande aus dem Oriente ſtammen, und da erſt begriffen werden können. Bauart, Tracht, Bewegungen, Mimik, Speiſen gewähren die gleiche Beobachtung, und wir werden in dieſen Blättern noch oft Gelegenheit haben, ſie auszuſprechen.

In der Mitte der Synagoge, zu beiden Seiten einige Stufen empor, erhebt ſich der Almemer, der Tiſch, auf dem die Thora geleſen wird. Ihn umgeben, ebenfalls wie in unſern Landſynagogen geſchmacklos gewundene Säulen und Säulchen mit dicken Knäufen, daſſelbe bunt bemalte Drechslerwerk. Vor der Bundeslade, die dem Eintretenden gegenüber gegen Sonnenaufgang, wie in allen Synagogen der Welt angebracht iſt, hängen ſchwere, ſeidene Vorhänge, auf denen das Wappen Judas, ein Löwe geſtickt iſt, der in ſeinen Pranken das Schild Davids, den „Magendavid" oder eine Krone hält, denn „die Thora iſt die Krone des Lebens." Welcher Jude im Abendlande hat nicht dergleichen häufig geſehen? Die Ezchajim, die ſilbernen Lebensbäume, welche die Thorarollen zieren, und in kunſtreich gearbeitete Granaten, den Symbolen der Fruchtbarkeit im gelobten Lande, auslaufen? Eine ſilberne Hand, mit genau ſo vorgeſtreckt geformtem Zeigefinger, weiſt dem die Thora Vorleſenden die Worte vor. Iſt dieſe Sitte nicht eine plaſtiſche Illuſtrazion des Wunders in Egypten, wo die Zauberer ſagten: „Da iſt Gottes Finger dabei?" Die Gelehrten mögen dieſe archäologiſche Betrachtung der „Jad" näher unterſuchen.

Unter dem Almemer läuft, ebenfalls wie bei uns, eine Bank den Wänden entlang. Zwiſchen dieſen und dem Almemer ſind weder Sitze noch ſogenannte „Ständer" hohe Pulte für die Gebetbücher. Dadurch gewinnt die Synagoge an freiem Raum und gewährt keinen ſo unordentlichen Anblick, wie bei uns, wo die in Kirchen üblichen Betbänke nachgeahmt worden ſind.

In einer andern Synagoge, die so wie die eben geschilderte gebaut und eingerichtet war, trat mir eine Erscheinung von wunderbar erschütternder Wirkung entgegen. Als wir die Treppen emporstiegen, scholl uns, es wäre schwer es anders zu bezeichnen, ein jauchzendes Wehklagen, ein schmerzvoller Jubel entgegen. Dann war es still, um, nach einer Minute sich wieder zu erheben.

Wir traten in die Synagoge. Im ganzen, weiten Raume nur zehn still betende Rabbinen in der schönen falten- und farbenreichen Tracht des Orients. Vor der offenen Bundeslade standen drei Frauen in weiten, weißen Gewändern, die das Haupt bedeckend die ganze Gestalt faltenreich umhüllten. Sie standen mit dem Angesichte gegen die Bundeslade gewendet; von ihnen ging das laute Wehklagen, das schreiende Gebet aus. Dann wandten sie sich gegen die Rabbinen. Eine Matrone zwischen zwei jungen Frauen streckte die Arme aus, während diese ihr die Arme hielten, daß sie nicht sinken. Die Gruppe stand da, wie aus weißem Marmor gemeißelt.

Ich mußte an den Profeten denken, wie er von der Höhe herab der Schlacht zusah und mit ausgestreckten Armen betete und die beiden Männer ihm die Arme hielten, damit sie nicht sinken und auch der Herr sein Volk nicht sinken lasse.

Hier flehte eine Mutter ebenfalls um einen Sieg des Lebens über den Tod. Sie betete Psalmen für die Genesung ihrer im Sterben liegenden Tochter.

Um 1 Uhr nach Mittag an Bord zurückgekehrt, fing sich die Bevölkerung des Schiffes bunt zu vermehren an. Meist waren es Türken und Griechen, die sich zur Fahrt nach Konstantinopel eingefunden hatten; diesmal auch türkische Frauen. Die Moslems mit Polstern und Teppichen, sogar mit Kochgeschirren versehen, nahmen alle den dritten Platz auf dem offenen Verdecke ein; selbst die Reichen unter ihnen, um jeden Verkehr mit Christen zu vermeiden und in ihren Gewohnheiten nicht gestört zu sein. Die Sklaven breiteten improvisirte Divane aus und reichten unver-

weilt ihren Herren den Tſchibuk, oder das Nargile. Eine kleine Kaffeeküche bekam ſogleich vollauf zu thun, um nach türkiſcher Weiſe Mokka zu bereiten und in kleinen Täßchen umherzureichen. Es waren Gruppen von Ziegen und Schafen mit auf das Verdeck gekommen, deren Zahl ſich bis Konſtantinopel bedeutend verminderte, ſie fielen unter dem Meſſer der türkiſchen Köche. Auch eine Zigeunerfamilie hatte ſich eingefunden und in einem kleinen Kreiſe gelagert. Die Zigeuner im Oriente, türkiſch und arabiſch ſprechend, treiben keine Muſik und wahrſagen ſelten; meiſt leben ſie auf den Bergen, ſammeln heilbringende Kräuter und kommen nur in die Städte, um die Pflanzen und Wurzeln an Apotheken zu verkaufen. Die vielen ſich zur Reiſe Anſchickenden waren von ſo vielen Freunden und Bekannten begleitet, daß kaum ein Platz auf dem Verdecke zu finden war. Das Schiff umwimmelten hundert bunt bewimpelte Barken.

Stunden vergingen in dieſem bunten, neuen Gewühle in der angenehmſten Weiſe. Aus ihm heraus ſchweifte das Auge wieder über die Stadt, die Berge, die Zipreſſenwälder, die Kuppeln der Kirchen, die Minarete und das ganze bewegte Leben in dem großartigen Hafen.

Ein prächtiger Dampfer des öſterreichiſchen Lloyd „Meſſina" ankerte mit uns. Aus einem Schlotte wirbelte immer mächtiger eine Rauchſäule empor zur Fahrt nach Alexandrien; wir lichteten die Anker nach Konſtantinopel. Die Boote, welche die Schiffe ſchwankend umkreiſten, fuhren jetzt in alle Richtungen hinaus, kleine bunte Welten von einer größeren Welt ſich loslöſend, glitten ſie ſtrahlenhaft in alle Richtungen hin. Die „Meſſina" und unſer Schiff, mit ihren ganzen Bevölkerungen auf den Verdecken, grüßten einander und dann flogen ſie hin und die Stadt verſank allmälig in blau goldener, duftiger Ferne.

Die Dardanellen.

Möven. — Venus und Aronstab. — Leuchten der See. — Mytilene. — Tenedos. — Die Dardanellenschlösser. — Schiller, Grillparzer und Byron. — Xerxes, Alexander und Suleiman. — Gallipoli. — Eine mohammedanische Schule.

Wir fuhren durch die himmelblaue See. Hinter uns her flogen Möven, wie Geier groß und schreiend. Ein im Schleudern sehr gewandter Neger warf ihnen Brotstücke hoch empor; die Möven ließen sie erst ruhig in die See zurückfallen, dann stürzten sie, ein weißer Blitz, ihnen nach und selten ging ihnen ein Stück verloren. Andere schossen pfeilgerade über den weißen Schaum der Wogen hin und, immer wieder in Gruppen sich sammelnd, waren sie dem Schiffe nahe, um wieder auseinander zu fliegen und uns das heiterste Spiel zu bereiten. Ihre Zahl wurde immer größer und schwebte, wie eine weiße Wolke, uns nach. Ich hatte seit meiner Reise meine Pistolen noch nicht entladen und mehr, um die Vögel zu erschrecken, brannte ich sie los. Blutend stürzte eine Möve in die See, schreiend flogen die übrigen auseinander.

Allmälig senkte sich die Sonne dem Horizonte zu und sank als rotglühende Scheibe in die Wellen. Die Nacht brach rasch ein und „Venus" ging leuchtend groß über den Felsen der schönsten der Sporaden, über Lesbos, auf. So funkelte sie einst in das schwimmende Auge Sappho's und des Dichters Alkäos, die beide hier geboren wurden, die wollüstig süße Musik der Lesbier berühmt machten, und selbst unsterblich geworden sind. Ein anderes

ders. um die wunderbare Erſcheinung der brennenden Wo-
: und fort und näher zu betrachten. Die zwiſchen den
n Wogen ſcharf gezogene Lichtſtraße erſchien, wie ein vom
beſchienener, leiſer Nebel, durch welchen einzelne Sterne
. Oder wie die Milchſtraße, durch einen Tubus betrachtet.
i zuckten elektriſch auf, kreuzten ſich mit anderen, erloſchen
rübten. Manche blitzten weißbläulich aus der Flut empor
gen, wie Glühwürmer in einer lauen Sommernacht.

Die Erſcheinung war mir nicht neu; ich hatte ſie vor Jahren
m Golfe von Neapel beobachtet und ſpäter wiſſenſchaftlich
agen; doch feſſelte mich dieſes Feuer im Waſſer bis ſpät
r Nacht.

Müde von dem anſtrengenden Tage in Smirna und all den
n bunten und neuen Erſcheinungen zog ich mich endlich in
enen und elegant ausgeſtattete Kabine zurück. Ueber mir
es an zu ſingen, ſchlafloſe Moslems ſtimmten einen monoto-
langgedehnten Geſang an, den die aufgeweckten Schafe und
n meckernd, wie ein Chor, begleiteten. Das Schiff wiegte
reich in den ſtark rauſchenden Wogen der See.

Am Morgen hörte ich, daß wir Nachts zwölf Uhr vor Les-
dem heutigen Mytilene gehalten hatten, um Reiſende und

und der beiden Hügel zieht sich ein hoher Berg hin, der ein zerfallenes Kastell und zwei im Schwunge begriffene Windmühlen trug.

Wir schifften vorüber.

Nach einigen Stunden sahen wir Troja. Ich konnte durch's Fernrohr gewaltige Trümmer eines Bauwerkes erkennen, welches die Matrosen, als die Ueberreste des Palastes des Priamus bezeichneten.

Die Dardanellenschlösser fesselten bald unsere Aufmerksamkeit. Drei Dichter haben die That des Liebenden, der von Sestos nach Abydos schwamm und unterging, verklärt: Schiller mit seinem pompösen Gedichte „Hero und Leander", Grillparzer mit dem süßesten, deutschen Liebesdrama „des Meeres und der Liebe Wellen", und Byron, indem er selbst die kühne That des Liebenden nachahmte und den Hellespont in einer Stunde und zehn Minuten hinüberschwamm.

Gewaltiger ist die Erinnerung an drei andere Thatsachen: Hier schlug Xerxes die Brücke, hier setzte Alexanders Heer nach Asien über, hier richtete Suleiman die erste Halbmondstandarte in Europa auf.

Der Himmel wurde grau, ein starker Wind bewegte die See, wir fuhren, alle Segel aufgespannt, rasch vorwärts. Dampf- und Segelschiffe und Hunderte von Booten begegneten uns, bald flatterten die weißen Segel, klein, wie Möven, in der Ferne, bald mit großen, flatternden Schwingen in unserer Nähe. Und immer tauchten am Horizonte wieder neue auf, wenn andere verschwanden. Wir konnten merken, daß wir uns einem Welthafen nicht mehr sehr ferne befanden.

Nachmittag warfen wir, weil die See bewegt war, Angesichts der beiden Häfen von Gallipoli Anker.

Der Agent des L'loyd, Herr Siderides, holte unseren Schiffsarzt, den Korfioten Herrn Dr. Luziano, zu seinem kranken Bruder. Ich benutzte die Gelegenheit, die Stadt zu sehen, die sich aus der

Ferne, wie jede türkische Stadt, schön und stattlich darstellt. Nach dem Krankenbesuche durchwanderten wir den Bazar, der ziemlich lebhaft war und die engen, schmutzigen Straßen, in denen uns Büffel vor zweirädrige, Waaren führende, Wagen gespannt und Lasten tragende Kameele begegneten.

Die griechische Aufschrift des einzigen Gasthauses in Gallipoli erregte unsere Heiterkeit: „Hier wohnt ein berühmter Arzt, der Hunger und Durst zu heilen versteht."

Durch die zerbrochenen Fenster der Moschee that ich zum ersten Male einen Blick in eine solche; einzutreten wagten wir nicht.

In der Nähe der Moschee lockte uns ein lärmendes Schreien von Kindern. Wir kamen zu einem kleinen Gartenraume, in welchem eine Anzahl türkischer Grabmonumente stand, zu dem wir einige Stufen empor gelangten. Zur Linken, mit einem offenen Portale gegen den Friedhof befand sich eine große Stube. An hundert Kinder saßen in derselben, gekreuzter Beine auf Strohdecken. Der Lehrer, ein beturbanter Moslem, ertheilte ihnen, Nargile rauchend, Unterricht im Koranlesen. In einer Ecke der Stube, die zugleich das Studir-, Eß- und Schlafzimmer des Lehrers war, befand sich ein kleiner, offener Heerd, auf dem eine große Blechkanne zwischen glühenden Kohlen dampfte. Der Lehrer lud uns zum Sitzen ein, reichte uns den Tschibuk und goß uns Kaffee aus der Kanne ein.

Ich bat den Lehrer, den Unterricht fortzusetzen. Mit näselndem Singen las er einen Koranvers vor. Die Kinder fielen rasch ein und ihren Oberleib nach vor- und rückwärts beugend, wie Juden beim Gebete pflegen, schrieen sie den Vers nach. Die Kinder, namentlich die Mädchen, keines über acht Jahre alt, sahen gesund aus, sie hatten rote Wangen und blickten uns mit ihren rund großen und schwarzen Augen neugierig an. Die Augenbrauen waren hoch und fein geschwungen, die Wimpern schattig. Der Ausdruck der Züge, ein lebhaft bewegter, zeigte nichts von der eigenthümlichen Müdigkeit, die ich später häufig auf allen orientalischen Gesichtern zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein durchgreifendes Pfeifen wurde vernommen. Dr. Graziano erkannte das Signal, das die am Lande befindlichen Reisenden an Bord rief. Die Kinder grüßten uns, indem sie die Händchen an Stirne, Mund und Herz legten und wir eilten in den Hafen. Ein Mann bot uns einen Korb mit 500 Austern an und dankte sehr verbindlich, als der Doktor ihm 2½ Piaster d. i. 10 Kreuzer dafür reichte.

Die Bewegung der See hatte zugenommen; die Wogen wälzten sich, lang und breit, grünweiß schäumend. Wir mußten ein Boot mit vier Rudern nehmen, um an das Schiff zu gelangen. Die Ruderer kämpften mächtig mit den Wellen, die wiederholt uns als Regenguß über die Köpfe fielen. Unser Augenmerk war, indem wir uns im Boote an den Bänken festhielten, immer auf unser Schiff gerichtet. Ein Matrose klomm den Hauptmast empor, um ein Segel zu befestigen; plötzlich sahen wir ihn häuptlings hinabstürzen. Es entstand ein Zusammenlaufen auf dem Verdecke. Dr. Graziano war in Verzweiflung, nicht am Bord zu sein. Unsere Ruderer, angespornt durch einen größern Fahrlohn, arbeiteten mit allen Kräften, das Boot rascher vorwärts zu bringen. Erst nach einer halben Stunde langten wir an der Schiffstreppe an, auf einem Wege, den wir früher in 10 Minuten zurück gelegt hatten.

Der Matrose lag bereits entkleidet auf dem Deck. Seine Kameraden gossen fort und fort Wasser über ihn, um ihn aus der durch den Sturz veranlaßten Betäubung zu erwecken. Wir untersuchten ihn sorgfältig; er hatte sich nicht verletzt und nach einer Stunde kletterte er wieder munter im Tackelwerk herum.

Konſtantinopel.

Erſter Anblick. — Das bleiche Profetenthum. — Aja Sofia. — Genien als Erbauer.

Ich verließ um 4 Uhr Morgens die Kajüte und erbat mir vom Kapitain Herrn Raſſol die Erlaubniß, neben ihm auf der Brücke des Schiffes zu ſtehen und ſo, anfahrend, den vollen ganzen Anblick der großen türkiſchen Hauptſtadt zu gewinnen. Zur Rechten erhoben ſich die Marmoraberge, ſie waren mit Schnee bedeckt. Schiffe jeder Größe und aller Flaggen kamen uns, jemehr wir uns dem Lande näherten, immer zahlreicher entgegen. Der Morgen war grau und im Fernrohre zeigten ſich die ſchattenhaften, zitternden Umriſſe einer weithin gedehnten Stadt. Sie wurde uns allmälig, wie die Bilder eines Schattenſpiels, näher gerückt und größer.

Immer noch war das ganze großartige Gemälde bleich wie das untergehende Profetenthum und wie es wohl der Padiſchah geworden iſt, als ihm die moskowitiſche Kunde zukam: daß er krank und es Zeit ſei, zu ſterben! Jetzt glomm ein morgenroter Strahl auf und ſpiegelte ſich in den Scheiben einer gewaltigen Kuppel; ſie allein glühte in einem farbenloſen Häuſermeere, es war die Aja Sofia.

Die Frühwolken verflogen und immer heller entfaltete es ſich vor unſeren Augen: groß, fantaſtiſch, fremd, unüberſehbar. Der

Blick flog empor und hinab und in alle Richtungen hinaus und kehrte müde, wie die Taube in die Arche zurück, denn er fand keinen Platz zum Ausruhen. Die Fantasie rang vergebens, irgend ein Gesetz zu finden, nach welchem dieses Chaos von Wundern sich aufgebaut hat. Es schien, als ob Dämonen- und Genien, die mit einander im Kampfe lagen, wettstreitend gebaut und gepflanzt hätten, diese Welt von Palästen, Zipressenwäldern, Kuppeln, Minareten, Gärten, goldenen Zinnen und unbesiegbaren Mauern.

An Byzanz.

Ein Aar auf breiten Flügeln,
Wie Rom auf sieben Hügeln,
So thronst auch du, Byzanz!
Zwei Welten dir zu Füßen,
Zwei Meere, dich zu grüßen
Mit ihrem blauen Glanz.

Es zitterten nicht selten
Die Licht- und Abendwelten,
Wenn du die Flügel schlugst,
Bei heiligen Gesängen
In deinen starken Fängen
Des Blutes Fahne trugst!

Die goldnen Kreuze sanken,
Im Westen die Gedanken
Vor dem Barbarenthum —
Und Beute, Gold und Sklaven,
Du führtest heim zum Hafen
Die Schande dir als Ruhm.

Und endlich, müd' vom Zorne,
Ruh'ſt du am goldnen Horne,
Wohl tauſend eine Nacht;
Wenn nickend in Gebeten,
Von weißen Minareten
Der Muezim nur wacht.

Was kümmert dich der Morgen?
Mag der Profete ſorgen,
Allah, der Herr iſt groß!
Bei kühler Brunnen Schäumen,
Du liegſt in ſüßen Träumen
Der Wolluſt in dem Schooß.

Die Pracht der Gärten zittert,
Von Stäben goldumgittert,
Vor ihnen wacht der Mohr;
In marmor'nen Haremen,
Umglänzt von Diademen,
Der Frauen ſchöner Chor.

Sie kamen, unterdeſſen
Im Schatten der Zipreſſen
Du ſüß berauſcht geruht,
Und haben, dich zu zügeln,
Die Federn aus den Flügeln
Gerupft mit frevlem Mut.

Dich zu beſitzen, kamen
Die Völker aller Namen,
Die Götter ſchon und Gott.
Es trieben Wunderthäter
Und weiſen Sinn's Verräther
Mit dir ſchon ihren Spott.

In Hallen, alabaſtern,
An Sprachen reich und Laſtern,
Wirr träumſt du, Babylon!
Der Moskowit in Wettern,
Er nahet, zu zerſchmettern
Den kranken Nimrod ſchon.

Doch der iſt mehr kein Jäger,
Kein wilder Chriſtenſchläger,
Kein Mann aus Stahl und Erz;
Der beſte Mann des Reiches,
Nur Liebe will ſein weiches,
Sein ſanftes Aug' und Herz.

Was ſelber ſie nicht wahren,
Sie wollen vom Barbaren:
Ein Allen gleiches Recht.
Ein gnädiger Vertheiler,
Wenn er des Reiches Pfeiler
Auch durch die Gabe ſchwächt!

Proſeten aller Zeiten
Sprachen, ihr Volk zu leiten,
Von ewigem Beſtand —
Du höre auf den deinen:
„Der letzte Tag erſcheinen
Wird jedem Volk und Land!“

Abenteuer mit einem Schädel.

Türkische Mautbeamte. — Moslemitisches Fatum. — Farbige Schädel. — Haß bis auf die Knochen. — Giaur. — Ein Säbelhieb. — Backschiesch.

Geblendet und betäubt von dem großartigen, unsterblichen Anblick der türkischen Hauptstadt, über welche in meiner Fantasie alle Glorien des kaiserlichen Byzanz schwebten, verließ ich das Dampfschiff und fuhr mit meinem Gepäcke nach Galata.

Ich sollte von dem verrufenen, türkischen Zollamte eine andere Meinung erhalten. Schon der Landung nahe, erreichte uns ein Boot, in welchem sich ein bewaffneter Beamter befand, der uns ernst und ruhig zur Einfahrt in das Zollamt aufforderte. Der Klang von Silber übte den sonst unfehlbaren Zauber nicht aus, der im Zollhause durch meinen Dragoman versucht, eben so erfolglos blieb. Der Beamte gab übrigens die großmütig naive Zusicherung, Backschiesch, wenn er erst Alles genau durchsucht haben würde, annehmen zu wollen Ich war über diese Güte sehr gerührt, die wohl die trostreiche Bedeutung hatte, daß der Beamte nur der Form genügen wolle.

Für mich aber hatte die nunmehr unvermeidliche Durchsuchung meiner Reisekoffer, die nichts enthielten, was einer Steuer unterworfen sein konnte, etwas peinlich Gefährliches. Zwischen meiner Wäsche, sorgfältig eingepackt, lag der für die kaiserliche Akademie

der Wiſſenſchaften in Wien, aus Athen mitgenommene Schädel. Dem Orientalen iſt ein ſolcher Gräberraub eine entſetzenerregende Entweihung und ſchwerlich hätte der Mautbeamte begriffen, daß er in dem heiligen Dienſte der Wiſſenſchaft begangen worden ſei.

„Nichts kann geſchehen, was nicht vorbeſtimmt iſt und der Menſch kann das Schickſal, das über ihn verhängt iſt, nicht ändern.“ Der Koran, auf deſſen Boden ich mich nunmehr befand, predigt dies und ich ließ meinen Koffer durchſuchen.

Als hätte ihn eine Schlange geſtochen, fuhr der Beamte mit der Hand zurück, als er, ein Tuch entrollend, den Schädel berührt hatte. Er ſah mich mit glotzenden Augen erſtaunt und ſprachlos an. Ich blieb äußerlich vollkommen ruhig und ſah dem erſchrockenen Mann gleichgiltig ins Auge. Dergleichen war ihm gewiß noch nicht vorgekommen und in ſeiner Inſtruktzion mag ſchwerlich für einen ſolchen Fall vorgeſehen geweſen ſein. Man ſieht, jede Geſetzgebung hat Lücken.

Der Türke ſah ſich nach ſeinen Amtsgenoſſen um und rief ſie herbei. Daſſelbe Staunen, wie es ihn ergriffen hatte, war auch in ihren Phyſiognomien ausgedrückt. Einer nur zeigte den Ausdruck des Zornes. Alle fingen nun an zu ſprechen und wie es ſchien, zu berathen.

Zu meiner Pein antwortete mir mein Dolmetſch nicht, indem er ſich in aufmerkſamem Zuhören der Verhandlung nicht ſtören laſſen wollte. Ich konnte aber aus den heftiger werdenden Bewegungen und lauteren Reden bemerken, daß die Situazion für mich eine bedenkliche werden könne. Ich ließ den Männern mit beſtimmter Stimme ſagen, daß ich aus dem Lande des Kaiſers von Oeſterreich ſei und verlange, daß ſein Geſandter von dem Falle unterrichtet werde.

Der Dragoman rieth mir zu ſagen, daß ich ein Franzoſe, oder ein Engländer ſei, denn dieſe, als die Verbündeten des Großherrn im ruſſiſch-türkiſchen Kriege ſtünden jetzt in Konſtantinopel in größtem Anſehen, vorzüglich ſeitdem ihre Truppen ſich in der türkiſchen Hauptſtadt befänden.

Ich befahl ihm ſo zu ſprechen, wie ich es ihm geheißen hatte.

Die Männer beriethen wieder und Einer von ihnen, den wir als den zornig tobhafteſten bezeichnet hatten, ließ an mich die Frage richten, ob ich Denjenigen erſchlagen habe, deſſen Schädel ich als Siegesbeute mit mir führe?

Ich ließ ihn auf die tief braune Farbe des Schädels aufmerkſam machen, die ihm beweiſen könne, daß der Menſch, dem er eigen war, lange vor uns, die wir hier verſammelt ſind, gelebt habe.

„Der Schädel iſt braun, weil er einem Mulatten angehört hat.“

So naiv unwiſſend dieſe Bemerkung war und unter andern Umſtänden mein Lachen erregt hätte, ſo ließ ich doch ganz ernſthaft antworten, daß dieſer Schädel in einem zufällig aufgewühlten Grabe in Griechenland gefunden worden ſei.

„Iſt es der Schädel eines Griechen?“

Es iſt der Schädel eines Menſchen aus jenem Volke, das den Koran verachtet und das jeder Türke haßt. Du ſiehſt den Schädel Deines ewigen Feindes, eines Griechen.

Die Worte waren kaum gedolmetſcht, ſo zog der erzürnte Moslem ſeinen krummen Säbel und hieb mit dem Rufe: „Giaur!“ ſo wuchtig auf den Schädel, daß er in hundert Stücke zerſplitterte.

„Gut! Gut!“ ſagten die Umſtehenden und ſahen ſich gegenſeitig befriedigt lächelnd an und ich ſagte mir ſtillſchweigend: Allah iſt groß und Mohammed ſein Profet.

Wie unerſetzlich auch der Verluſt war, ſo hatte er doch das Gute, daß die Stimmung der Moslems eine heitere wurde, denn ihnen gefiel die Entſcheidung mit dem Schwerte, als eine witzig geiſtreiche, gar wohl.

Der Beamte, der den verhängnißvollen Schädel, der vielleicht zwei Jahrtauſende in griechiſch geweihter Erde gelegen, gefunden hatte, half mir nun in höflichſter Weiſe Alles wieder im Koffer in Ordnung zu bringen, um ihn bequem ſchließen zu können. Dann aber hielt er die Hand hin und ſagte: „Effendi, Bakſchieſch!“

lich gelangte ich durch das rasende Gewühl von Galata
höher gelegenen Pera hinauf. Ich fand durch die Em-
des Herrn Barbièr in Smirna, in dem Hause seines
, der als angesehener und allgemein geachteter Kaufmann
tantinopel lebt, gastfreundliche Aufnahme. Immer wieder,
h aus dem tobenden und betäubenden Gewühle der mich
den Welt zurückkehrte, fand ich in dem schönen Familien-
s ruhig klare Bild einer liebenswürdigen, glücklichen Häus-

Im Bosporus.

Ein ewiger Hat Humajum. — König Salomo besiegt. — Mosaik an eine serbische Dichterin. — Konstantinopel und Venedig. — Das schwarze Meer. — Türkisches Lobgedicht.

Nachdem ich mich dem kaiserlich österreichischen Internuncius, an den ich Briefe mitbrachte, vorgestellt und durch ihn die Mittheilung erhalten hatte, daß rücksichtlich der Gründung der beabsichtigten Anstalt in Jerusalem der geeignete Auftrag an den kaiserlichen Consul bereits ergangen sei, eilte ich, mir ein klareres Bild der Stadt zu gewinnen, die so fremd fantastisch und gewaltig bei der Auffahrt auf mich wirkte und mich verwirrte.

Ich sprang in einen Kajik, ein langes schmales Boot, das man nicht ohne Gefahr betritt, wenn man nicht gleich in seine Mitte gelangt und das Gleichgewicht herstellt. Tausend solcher Schiffchen fliegen, wie weiße Pfeile über die blaue Fläche des Bosporus. Zu einer Treppe, die vom Ufer sicher und bequem zum Wasserspiegel führte, hat es die uralte, reiche Hauptstadt noch nicht gebracht, ebenso nicht zu einer Pflasterung, Benennung, oder gar Beleuchtung der Straßen, wie überhaupt zu wenig, was auf einen wohlthätig wirkenden Gemeinsinn hinwiese.

Doch wir wollen uns nicht verſtimmen und das große Ganze betrachten.

Der erſtaunte Gaſt, wenn er durch das weiße Meer anlangt und von dem großartigſten Bilde ergriffen, in das goldene Horn einfährt und dann nach rechts wendend weiterzieht, gelangt auf der Waſſerſtraße nach zwei Stunden in ein neues, das ſchwarze Meer. Der Bosporus erſcheint nur als ein rieſig breiter Strom, der die beiden Meere verbindet.

Welch ein Strom und welche Ufer!

Zwei Welttheile, Aſien und Europa, bilden ſeine Geſtade und dieſe ſind von den Höhen herab und vom Waſſer empor nicht mit einzelnen Paläſten, Thürmen, Minareten, Mauern, Zipreſſen, Kuppeln und Gärten beſäet, es ſind volkreiche Städte, deren Häuſer bunte, fantaſtiſch gebaute Paläſte ſind, die bald auf den ſonnigen Bergen, bald zurücktretend in ihren Thälern ſichtbar ſind und Auge und Fantaſie zugleich anregen und verwirren. Es ſind nicht einzelne goldene Kuppeln, tauſend von ihnen leuchten empor und mehr denn tauſend Minarete, wie Rieſen-Silberpappeln im Mondſchein, ſtreben in den Himmel. Neben ihnen und zwiſchen den Domen und Paläſten ſtehen ihre ſchwarzen Genoſſen, die Zipreſſen, hoch und ernſt und beide mahnen an ſchwarze und weiße Menſchengeſtalten, denen man hier am Fuße der beiden Welttheile häufig begegnet. Bald fließen blaue Buchten zwiſchen die Berge hinein, um wieder einen unerwartet neuen Anblick zu gewähren. Eine unausſprechliche fantaſtiſche Schönheit iſt überall ausgebreitet und bezwingt den Blick und erfüllt die Seele.

Der Bosporus aber ſelbſt, den wir befahren, iſt mit einer doppelten Reihe von Schiffen eingeſäumt, drei bis viertauſend mit allen Flaggen der Welt bilden das niegeſehene Spalier von Mastenwäldern, von unbeſiegbaren Armaden. Alle Winde der Erde haben ſie, in dieſe flutende Brücke zu zwei Meeren, hierher getragen, um der geborenen Beherrſcherin zweier Welttheile zu huldigen, der Metropole des römiſchen und tatariſchen Kaiſerreiches, der byzantiniſchen und osmaniſchen Welt!

Wenn einmal alle Völker der Erde zum großen Friedenskongresse sich versammeln, ihre Lichtmenschen mit den prosetischen Geistern, die Gesetzgeber, Weisen und Dichtergenien, weiße Fahnen tragend und schwingend, voranziehen werden; hier wäre der einzige würdig große Raum für die Millionen, um sich nach ihren Religionen, Völkerschaften, Sprachen und Trachten zu lagern und der großen, heiligen Handlung mit Andacht und Wethe zu lauschen. Wenn tausend Flotten, die im Bosporus Anker würfen, ihre Nazionen ausgeschifft hätten, würden sie sich hüben und drüben auf den sonnigen Bergen zweier Welttheile mit Posaunentön begrüßen. Dann zöge tief zu ihren Füßen ein wunderbares, goldenes Schiff, mit einer riesigen, weißen Flagge, auf der „Friede und Liebe", glanzvoll geschrieben, zu lesen wäre. Jeder Buchstabe ein Stern und alle zusammen eine leuchtende Sonne. Auf dem Verdecke stünden die Gedankenfürsten aller Völker in weißen, wallenden Gewändern, funkelnde Kronen auf dem Haupte und mit leuchtenden Augen. Vor ihnen stehen Knaben in himmelblauen Gewändern; sie tragen die vier Bücher der Welt: die Bibel, die Zendavista, das Evangelium, den Koran und alle Symbole verklärter Gottesgedanken. Ein schöner Jüngling folgt ihnen und trägt ein langes Schwert in beiden Händen, wie eine Fahne, von der Blitze schießen. Silberne Posaunen erklingen und die Völkerschaften auf den Bergen verstummen plötzlich und die beiden Meere bewegt kein Lufthauch. Eine erhabene Gestalt tritt aus dem Chore; wir können sie nicht erkennen, so sonnenhaft umflossen ist sie; sie nimmt das Schwert aus den Händen des Jünglings, hebt es gegen den Himmel empor, so daß das weißflutende Gewand der Arme Schwingen zu sein scheint, und sie zerbricht das Schwert wie ein leichtes Rohr und alle Völker rufen: Amen! Dann nimmt sie die Bücher und die goldenen Symbole von den Knaben und legt sie auf einen Altar und die Sonne Gottes fällt in Flammen und Stralen auf sie, wie auf ein dem Weltenherrn gefälliges Opfer. Die Völker der Erde müssen die Augen schließen vor dem flutenden Glanze und es ertönen Donnerlaute, wie vom Berge herab in der Wüste, als der Herr sich auf ihm niederließ und

ſprach zu ſeinem Propheten, und mit diamantenem Finger die Worte in ſteinerne Tafeln grub.

Das iſt der künftige Hat Humajum, den aber der höchſte Herr den allerhöchſten Herren, den Völkern der Erde verkünden wird. — —

In der Moſchee Aja Sofia, bei deren Anblick der ſie erbauende Konſtantin rief: „Salomo, ich habe dich beſiegt!“ löſen ſich von den koloſſalen Moſaiken der Decke einzelne vergoldete und verſilberte Glasquadrate los und werden ſorgfältig geſammelt und den Beſuchern verkauft. Wie würde meine ſchöne Freundin, die ſerbiſche Dichterin Miliza Stojadinowitſch gelächelt haben, als ich ihr einige ſolcher Glasfragmente, zu einem heiligen Schmucke geformt, ſendete, wenn ich ihr geſchrieben hätte: „Jetzt haben Sie einen Begriff von der unſterblich ſchönen Aja Sofia.“

Wie wäre Konſtantinopel zu ſchildern um Dem, der es nich geſehen hat, ein Bild davon zu geben? Im glücklichſten Falle wäre es das eines Rieſenkaleidoſkopes, aber jede leiſeſte Bewegung des Bootes, auf dem wir fahren, jede Welle, die wir vorwärts kommen, gibt ſchon neue Szenen, unerwartete Gruppen, überraſchende Anblicke.

Als ich durch den Bosporus fuhr, tauchte mir, wie ein Seegeſicht, eine andere Königin der Meere auf, die durch ihren neunzigjährigen Seehelden dieſes ſtolze Byzanz einſt beſiegte. Ich verſtand erſt Venedig in Konſtantinopel. Dieſes iſt das gewaltige Original, jenes eine kleine, wenn auch künſtleriſche Nachahmung; ein Stück orientaliſche Architektur in die Lagunen des adritiſchen Meeres getragen.

Nach ſtundenlanger Fahrt langte ich in Bujukdere an; ich war am Geſtade des ſchwarzen Meeres, auf dem Schauplatze der modernen Kriegsflotten, von denen man meinte, daß ſie die Geſchicke der Nazionen entſcheiden würden. Sie entſchieden allerdings über das Leben von Hunderttauſenden, die ſie in den Tod führten, und über ſonſt nichts!

Keine Stadt der Welt wurde so oft geschildert und besungen als Konstantinopel von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Ich habe alle ihre Wunder gesehen, ich betrat unbeschuht ihre Moscheen, ich sah das einst mit zehntausend Statuen geschmückte Hippodrom, ich stieg zu der Tausendsäulen-Zisterne hinab und den höchsten Thurm empor. Mich entzückte die Aussicht vom Berge Bulgurlu und die bunte Gesellschaft an den süßen Wassern. Ich mengte mich in das Weltgewühl der Bazare und versuchte die wonnevolle Qual der türkischen Bäder. Die entsetzlich naiven Schwänke der Karagös, ich sah sie und hörte den Märchenerzählern in den Kaffeehäusern zu. Ich erlebte selbst eine kleine Feuersbrunst. Wie die Neapolitaner sagen, wenn der Vesuv eine mäßige Eruption hat, „für die Fremden!" Das alte Serail und das riesige Arsenal, ich habe sie durchwandert und befand mich mit einem werten Freunde aus Wien zwei Tage lang glücklich auf den Inseln der Seligen, die jetzt Prinzeninseln heißen.

All dies wurde tausendmal geschildert und ich werde nicht wiederholen, was kaum ein schreibender Reisender sich entgehen läßt. Es sollen dem Leser hier nur einige Erlebnisse mitgetheilt werden, die eben als solche von keinem Andern geschildert werden können und Zustände sollen zur Darstellung kommen, denen sich bisher keine, oder nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit zuwandte.

Wir wollen dieses Kapitel mit einer vergessenen, orientalischen Schilderung der großen Weltstadt schließen; mit einem Fragmente aus dem Lobgedichte des türkischen Dichters Jahjabeg auf Konstantinopel:

„Zwei Meere nahmen Zuflucht hier zum schönen Land,
Aufstehend hat die Stadt sich ihnen zugewandt.

So prächtig, groß ist und gewaltig sie,
Die Meere reichen ihr nur bis zum Knie.

Ein schönes Weib, mit Vollmondangesicht,
Der Mauern Gürtel sich um ihre Lenden flicht.

Wie Sphären ſich an Sphären drängen in dem Himmel,
So drängt ſich Bau an Bau in dieſer Stadt Getümmel.

Es ſteigen Dome, Minaret und Kuppeln auf,
Wie Schiffe anzuſehn mit voller Segel Lauf.

Es iſt die Stadt der Wangenglanz der Welt,
Der Sternenhimmel nur ihr dunkles Zelt.

Die Luft iſt Moſchus, Kampher iſt der reine Staub,
Das Feld iſt Licht, es lauſchen Huris in dem Laub.

Man iſt im Paradieſe hier, dem wahren,
Selbſt in den Himmel will von hier aus Niemand fahren.

In der Stadt.

Verschwundener Zauber. — Gräber und Brunnen. — Galata. — Die Brücke nach Stambul. — Sirat.

Wer das größte Bild der Welt in seiner Seele aufnehmen will, er fahre durch den Bosporus von einem Meergestade zum andern, ohne die wunderbare Stadt zu betreten. Es ist mit ihr wie mit Zauberpaläſten, die, von ferne gesehen, auf Gold- und Silbersäulen ruhen und mit diamantenen Kuppeln überwölbt sind, dem neugierig Nahenden als garstiger Mörtel erscheinen.

Alle Pracht und Herrlichkeit Konstantinopels verschwindet, wenn man das Schiff verläßt und in die engen, schmutzigen Gäßchen tritt, die von ärmlichen, hölzernen Häusern gebildet werden, wo entweder ein rasendes Gewühl, oder auch bange Einsamkeit herrschen, heiser aufbellende Hunde und Aeser, der Verwesung preisgegeben, lagern.

Eigenthümlich berühren den durch diese Gassen wandelnden Fremden, wenn er plötzlich mitten in dem Leben einige Grabsteine, deren jeder mit einem Turbane geziert ist, aufragen sieht; oder wenn mehrere dergleichen Monumente in einem eingefriedeten Gärtchen eines Hauses stehen.

Der Moslem wohnt gern unter seinen Todten und er sieht auf ihre Monumente, wenn er im lebhaftesten Verkehre des Lebens steht.

Neben den ſchlechten, hölzernen Häuſern der Lebenden fallen die marmornen, häufig mit Gold und Farbe verzierten Wohnungen der Todten beſonders auf.

Wie rührend poetiſch klagt manche ihrer Inſchriften:

„Kaum angelangt, ſchon mußt ich fort in Haſt,
Ein Reiſender, doch blieb ich nicht zu Gaſt.“

„Jede Seele wird den Tod verkoſten.“

„Als eine Nachtigall zu Gaſt
Kam meine Seele in des Daſeins Ring,
Ein Veilchen ſang ſie in dem Weltpalaſt
Und flog davon als Schmetterling.“

Einen der erhabenſten Grabſprüche übertrug der berühmte Orientaliſt von einem Leichenacker Konſtantinopels auf ſein orientaliſch geformtes Monument in Weidling, das neben dem Gruftſteine Lenau's unter Zypreſſen ſich erhebt:

„Alle Reiche gehn zu Grunde,
Aller Menſchen harrt die Stunde,
Ihn allein, den Alllebendigen,
Kann die Zeit, der Tod nicht bändigen.“

Prachtvoll ſtellen ſich oft unerwartet marmorne, mit Kuppeln überwölbte, kleine Dome dar. Wenn man durch ihre Fenſter blickt, ſo liegen darin mit ſchwerem roten oder grünen Damaſt überhängte Sarkofage, zu deren Häupten vergoldete, verſilberte oder purpurne und grüne Turbane prangen.

Es ſind Gräber der Sultane.

So verbannt der Moslem nirgend das Bild des Todes auf die einſamen Plätze vor die Thore ſeiner Städte. Ueberall predigen ihm Gräber Mäßigung und fordern ihn gleichzeitig zum Genuſſe des Lebens auf.

Doch wir wollen vom Tode zum Leben übergehen, von Gräbern zu Quellen.

Die Mohammedaner ſind rückſichtlich der Kosmogenie Neptuniſten, denn der Koran ſagt: „Von Waſſer iſt alles Weſen

lebendig.“ Ein frischer Labetrunk im heißen Morgenlande ist gesegneter denn überall auf der Erde. In den schmutzigsten Winkeln oft wird ein Brunnen mit der schönsten, gewöhnlich weißen Marmoreinfassung und mit Gold gegrabener Inschrift geehrt.

Dem Moslem schmeckt jede frische Quelle, wie aus dem Wasserbecken des Paradieses geschöpft, das nach dem Koran Gott selbst den Seligen schänkt, und es ist ihnen, als ob sie Milch und Honig, als kristallene Perlen schlürften.

Oft sind aber die Brunnen von schönen Marmorkuppeln überwölbt, mit vergoldeten Eisenstäben umgeben, und würden die schönste architektonische Wirkung hervorbringen, wenn ihnen der unaussprechliche Schmutz der Umgebung nicht jeden Zauber rauben möchte.

An einigen der geschilderten Mausoleen befinden sich an vergoldeten Gitterstäben metallene, mit kurzen Kettchen befestigte Trinkbecher. Der Wächter des Grabmals hat die Pflicht, diese Trinkschalen immer frisch mit Wasser zu füllen, damit die, welche vorübergehen und durstig sind, trinken können. Diese Brunnen und Becher sind von irgend einem frommen, dahingeschiedenen Moslem gestiftet, wie etwa die Weizenkörner für die Tauben auf dem Platze San Marco in Venedig; oder, wie Heinrich Frauenlob befahl, in die eingenieschten vier Ecken seines flach liegenden Grabsteines Fruchtkerne und Wasser zu gießen, damit die Vögel gerne herabkommen und singen auf dem Grabe des Sängers.

Niemand ist dankbarer als der Durstige, wenn ihm im heißen Sonnenlande ein frischer Trunk gereicht wird. Mit Liebe denkt er gewiß des Todten, der vor Jahrhunderten schon für eine frische Labe gesorgt hat.

Wir verlassen die stillen Gräber und kühlen Brunnen, die Schatten der Zypressen und die einsam blühenden Mandelbäume, und begeben uns wieder in den Strom des belebtesten Stadttheiles, nach Galata.

Wir haben uns durch das Gewühle durchgewunden, das von hunderttausend Menschen, die hier gehen, arbeiten, schleppen, schreien und stoßen, hervorgebracht wird.

Mittendurch ziehen ochsenbespannte Wagen, Reiter zu Pferd und zu Eseln, Menschen mit unglaublich schweren Lasten, schreiende Wasserverkäufer und Kameele, oder Maulthiere mit Wasserschläuchen. Niemand ruft auszuweichen; niedergeworfen und getreten zu werden ist das Schicksal eines Jeden, der nicht fort und fort nach vor- und rückwärts aufmerksam ist. In Einbiegungen der Straßen, jeden Augenblick gefährdet, vernichtet zu werden, liegen Früchte, Fische, Gemüse, Kuchen, Fleisch und Süßigkeiten, die mit dem lärmendsten Geschrei zum Kaufe angeboten werden. In den Buden, die zu beiden Seiten der Straße, eng und klein, offen stehen, sind alle Handwerker thätig.

Wer alle die Sprachen verstünde, die an das Ohr klingen, gurgeln, schrillen, näseln, singen, gluchzen und lärmen!

Wir sind vor der hölzernen Brücke, die vom leichtsinnigen Konstantinopel nach dem orthodoxen Stambul führt. Keine unübersehbare Menge, kein einzelnes Volk bewegt sich hinüber, es ist eine Völkerwanderung, die von zwei entgegengesetzten Weltseiten zusammenströmt in rasender Brandung. Zu Pferde hinübergehen ist das beste Mittel, um weniger gestoßen und getreten zu werden.

Wehe, wenn man in einem Momente eintrifft, wo die Brücke in ihrer Mitte sich öffnet, um ein großes Schiff passiren zu lassen. Dann ist vor einer halben Stunde nicht möglich, weiter zu kommen, während welcher die Menschenmassen immer mehr anwachsen und das Weilen auf der Brücke geradezu gefährlich wird.

Der Reiter muß nun ruhig halten, wenn es nicht geschieht, daß er sammt dem Pferde gehoben wird. Die Fußgänger werden die Beute einer raschen Industrie. Es kommen nämlich einige Boote, welche die Fußgänger aufnehmen und durch zwei Ruderschläge an die gegenseitige Verbindung der Brücke bringen.

Wie aber hinab und wieder hinaufgelangen? Es beginnt ein Klettern, Sichanklammern, Springen und Schweben, das wirklich lebensgefährlich ist.

Ich mußte an die Scheidungsbrücke „Sirat" des Korans denken, die über die Hölle scharf wie die Schneide eines Schwertes, dünn wie ein Haar, gespannt ist. Sie ist dreitausend Jahre

ein Jahrtauſend ſteigen die Seelen der Hingeſchiedenen den Bogen wieder hinab, jenſeits anzulangen. Die Seelen theilen ſich nach ihrem verſchiedenen Glauben in Legionen und beten: „Rette uns, Herr! die Flammen der Hölle ſchlagen wie empörte Meerflut zu uns empor. Führe uns glücklich hinüber!“ Der Gang der Seelen aber iſt nicht gleich: die Profeten ſchreiten mit der Schnelligkeit des Blitzes, die Gottesgelehrten mit der des Sturmwindes hinüber. Die für ihren Glauben den Tod erlitten haben, fliegen wie Pferde beim Wettrennen, die Frommen gehen in gutem Trabe. Die böſen und die ungläubigen Seelen keuchen, wie Eſel unter der ſchweren Laſt ihrer Sünden, verlieren das Gleichgewicht und ſtürzen in die Flammen der Hölle, die wie Wogen der ſturmempörten See emporſchlagen.

Passahfeier.

Macht und Reichthum. — Sehnsucht nach Jerusalem. — Ein Witz Josef II.

Den ersten Abend der Passahfeier brachte ich in der Familie des reichsten jüdischen Kaufmanns im Oriente, des Herrn Ca- mondo zu, den sie den Rothschild des Ostens nennen.

Eine lange Tafel war mit kostbaren, silbernen Blumenvasen, goldblinkenden Bechern und eben solchen schweren Schüsseln und Tellern bedeckt. In der Mitte ragte ein hoher Aufsatz, mit den bitteren Osterbroten und darüber hing eine gründamastene, reich mit Gold gestickte Decke. Hundert Wachskerzen spiegelten in all der goldenen, silber- und goldmetallenen Pracht.

An der Tafel saßen vier Geschlechter. Der Patriarch des Hauses in bunt seidenen Gewändern auf einem von purpurnen und goldenen Polstern errichteten Thron. Ihm zur Rechten seine Söhne, zur Linken drei Töchter; eine stattliche Anzahl von Enkeln ihm gegenüber, und eine zehnjährige Urenkelin fragte mit feinem Stimmchen jene bekannte Frage: „Warum unterscheidet sich diese Nacht von allen Nächten?“ Worauf der Urgroßvater in seltsam singendem Recitativ sang: wie wir Sklaven waren im Lande der Aegyptaenen und Gott uns mit starker Hand in das Land der Freiheit geführt hat.

In einer Ecke des großen, mit feinsten Teppichen belegten Saales saß die Mutter dieser Kinder, Enkel und Urenkel einsam

auf einem prächtigen Diwane. Sie trug ein weites Beinkleid aus rotem Atlas, darüber einen kurzen weißen seidenen Rock. An den Füßen gelbe Pantoffeln. Ein bunt seidener Gürtel umschlang die Lenden, eine grüne Atlasjoppe mit weiten Aermeln und goldenen Stickereien umkleideten den Oberleib. Das Kostbarste jedoch war die Hauptbedeckung: einem roten Feß schmiegte sich ein weiß seidener Shawl schön gewunden an und war mit Perlen, grünen und weißen Edelsteinen übersäet. Die alte Dame ist seit Jahren des Augenlichtes beraubt und saß, weil sie einer besondern Bedienung bedurfte, nicht an der Tafel.

Bei der wundervollen Geschichte vom Lande Mizraim, die so traurig beginnt und dann mit dem Himmel anjauchzenden Triumpf und Siegesliede endet, neigte und wiegte die Dame fort und fort ihr geisterhaft bleiches Gesicht und die Edelsteine auf ihrem Haupte funkelten und blitzten, wie tausende von Thautropfen die in Regenbogen spielen.

Als der letzte sehnsuchtsvolle Vers gesungen wurde: — „Im künftigen Jahre werden wir, in Jeruschalaim sein" fühlte ich eine freudige Bewegung in mir, denn ich sollte dieses Heiles noch in diesem Jahre, in wenigen Wochen theilhaftig werden.

Nach der Tafel öffnete sich ein zweiter Saal, noch kostbarer an Teppichen, wo den Herren und den Frauen der Tschibuk gereicht wurde; jeder einzelne mit gewaltigen Bernsteinspitzen, umringt von blitzenden Diamantsplittern.

Herr Camondo, der kurz zuvor das Ritterkreuz des österreichischen Franz Josephordens erhalten hatte, erzählte mir die Veranlassung, durch die er österreichischer Unterthan wurde. Herrn Camondo's Großvater sollte, um seine großen Reichthümer zu konfiszieren, hingerichtet werden. Er flüchtete sich in das Haus des österreichischen Gesandten, der ihm nach Wien verhalf. Hier wurde er dem Kaiser Joseph II. vorgestellt, er fiel auf die Kniee und berührte den Estrich mit der Stirne vor dem Monarchen, und flehte um Schutz. Joseph II. befahl dem in knieender Stellung Verharrenden sich zu erheben und versprach ihm gnädig, um

was er flehte. Wieder warf sich Herr Camondo auf die Kniee und berührte den Estrich mit der Stirne, dann faßte er das Kleid des Kaisers und küßte dasselbe, zufällig an der Stelle, wo die Tasche angebracht war. Der Kaiser ließ lächelnd dem Schutzflehenden durch den Hofdolmetsch sagen: „Küsse Du lieber deine eigene Tasche, in der steckt mehr Geld, als in der meinen."

Spät nach Mitternacht begleiteten mich zwei bewaffnete Diener des Hauses mit großen Laternen in mein Haus. Die Sicherheit in der Hauptstadt war eine geringe; ich hörte während meiner Anwesenheit wiederholt von Morden und Mordanfällen erzählen; nicht selten sind es Malteser, die man als die gefährlichsten und durch den englischen Schutz unerreichbarsten fürchtet.

Der Padiſchah.

Eine Odaliske. — Der Sultan. — Sein Schreibelehrer. — Kaligrafische Gebete. — Der Vogel Simurgh.

Der Sultan beſucht jeden Freitag eine Moſchee, es iſt gewöhnlich Tags zuvor ſchon bekannt welche. Ich verfügte mich an Ort und Stelle um 11 Uhr Mittags zum neuen Palaſte.

Eine buntere Menſchenmenge, bunt durch die Farben des Antlitzes, wie der Trachten, iſt kaum wieder zu ſehen. Die neue Moſchee, die der Padiſchah heute beſuchte, iſt hart am Ufer des Bosporus gebaut. Vor derſelben befindet ſich ein großer Platz, welcher an der, dem Ufer entgegengeſetzten Seite durch einen kahlen Bergabhang begränzt iſt. Dieſer war nur von Frauen und Kindern bedeckt, die in blauen, roten, grünen, gelben, violetten, ſchwarzen Gewändern und tief verſchleiert ſaßen, und der Ankunft des Sultans harrten. Es war, als ob ſich ein Regenbogen, tief ſenkend auf den Berg gelagert hätte.

Auf dem Platze ſelbſt war ein brauſendes, fremdartiges Gewirre von Menſchen aus allen Welttheilen: Neger und Tuneſen bis an die Zähne bewaffnet, Mulatten, Bettelmönche, engliſche, franzöſiſche, türkiſche Soldaten, Derwiſche an der gelben runden und hohen Mütze, Indier an ihren ſpitzigen ſchwarzen Hüten erkennbar, Griechen in der weißſchimmernden Fuſtanella, Juden von weiten orientaliſchen Gewändern umfloſſen, zerlumpte Laſtträger und halbnackte Schiffer, und hundert andere Geſtalten. Da und dort drängt ein Reiter um näher heran zu kommen, Kameele hal-

ren mit ihrer Laſt; Hunde lagern gruppenweiſe und einzeln mitten in der Menge, die ihre Ruhe nicht ſtört.

Mitten durch dieſes Gewühle drängen halbnackte Männer mit blechernen großen Kannen und ſchenken in Kaffeetaſſen Waſſer ein, namentlich den Frauen, die im Gewühle von ihren Sklavinnen, welche die Kinder der Gebieterin tragen, begleitet ſind. Die Sklavinnen ſind meiſt ſchwarze und braune Frauen und Mädchen, die, wenn auch verſchleiert, doch ſorgloſer den Schleier fallen laſſen, während es nie gelingt das Angeſicht einer Moslemin zu erblicken.

Frauen und Männer in franzöſiſcher Tracht ſind ebenfalls zahlreich anweſend. Ihr Anzug zwiſchen den orientaliſchen, weiten, falten- und farbenreichen Gewändern erſcheint hier in ſeiner ganzen, uns unglaublichen Lächerlichkeit.

Die ganze Menſchenmenge, ſie mag 10,000 Köpfe zählen, iſt durch eine breite Straße geſchieden, die von türkiſchen Soldaten gebildet wird; durch dieſe wird der Sultan ziehen. An der einen Reihe der Soldaten ſteht ein eleganter niederer Wagen, deſſen Pferde abgeſpannt, prächtig geſchirrt hinter der Soldatenreihe gehalten werden. Die Spiegelſcheiben, die den Wagen rings umgeben, laſſen in ihm eine Dame erblicken, deren fein geſchnittener Kopf vom durchſichtigſten Schleier bedeckt iſt. Ueber runden großen ſchwarzen Augen ſchwingen ſich kühne Brauen, die Wangen ſind von lilienhafter Bläſſe, die Lippen rot geſchnitten. Das Antlitz iſt länglich und von jener Feinheit, mit der engliſche Stahlſtiche Odaliſken darzuſtellen pflegen. Der Blitz von Diamanten an der Stirne ſtört die ruhige Betrachtung. Die feine kaum ganz ſichtbare Geſtalt war von einem ſeidenen himmelblauen Kleide umfloſſen. Die etwa ſechzehnjährige Dame iſt eine Lieblingsfrau des Sultans. Neben ihr ſaß ein ſchönes, etwa dreijähriges Kind, den beiden gegenüber zwei Damen in weißen Gewändern. Zwei reichgekleidete Neger, Eunuchen ſtanden ſchön bewaffnet, hinter dem Wagen.

Es entſteht nach langem Harren eine heftige Bewegung, geſammelte Pferde, koſtbar gezäumt, werden von reichgekleideten Skla-

ven geführt, dieſen folgen andere mit gezogenen krummen Säbeln, Muſik ertönt und die ungeheuere Menſchenmenge wird lautlos.

Der Sultan, in einem langen blauen Mantelkragen, der bis an die Knöchel reicht, reitet in langſamſtem Schritte auf einem Eiſenſchimmel, deſſen Zügel er, weiß behandſchuht hält. Der Mantel iſt am Halſe von einer großen diamantenen Agraffe feſtgehalten. Das Antlitz des Sultans iſt weißblaß, die Naſe etwas lang, die ſchwarzen Augen weich und mild. Das Haupt iſt von einem roten, mit einem diamantenen Sterne geſchmückten Feß bedeckt. Unbeweglich in der Haltung, faſt wie ohne inneres Leben, in die Menge blickend, zieht der Herr aller Gläubigen feierlich als Erſcheinung vorüber.

Die Moslem ſenken die Augen, die Fremden blicken unverwandt auf die Geſtalt, bis ſie in der Moſchee langſam verſchwindet.

Eine Reihe von Sklaven folgt, die Muſik hört zu ſpielen auf, die tumultuariſche Bewegung der Menge beginnt wieder.

Gewöhnlich bringt der Sultan der Moſchee, die er beſucht, ein kaligrafiſches Gebet als Spende mit. Er iſt ein Meiſter der Schreibekunſt und der berühmteſte Schüler des öſterreichiſchen Deſerteurs Michael Latas̆, den die Welt jetzt mit dem Range eines Serdars, eines Fürſten und Feldmarſchalls bekleidet, unter dem Namen Omer Paſcha kennt.

Am Ufer lag der mit bunten Teppichen geſchmückte Kajik des Großherrn, deſſen Vordertheil mit einem maſſiven, ſilbernen Vogel geſchmückt iſt. Iſt es die Abbildung des Vogels Simurgh, der im Gebirge Kaf der weiſe Miniſter von 70,000 voradamitiſchen Sultanen war?

Zwölf braune Sklaven, in blendend weißen Muſſelin gekleidet mit rotem Gurt, die ſehnigen Arme und Beine nackt, lagen an den Rudern und harrten, um den Sultan über den glanzvollen Bosporus zu rudern.

Harem und Gärten des Sultans.

en. — Armeniſcher Leichenzug. — Herr Seſter. — Eine purpurne
lle. — Der Thronſaal. — Der Rauchkiosk. — Das Bad. —
l. — Saal der Odaliken. — Das Schlafgemach des Sultans. —
Gärten. — Kein Moſes. — Der Sultan.

Durch den jetzigen türkiſchen Geſandten in Neapel ſeinem
de, dem Hofgärtner des Sultans, Herrn Chriſtian Seſter
len, ritt ich eines Tages nach Ortaköi, um ihm meinen Be-
bzuſtatten. Ein freundlicher junger Mann, Herr G., hatte
ute mich zu begleiten. Wir mieteten Pferde in Pera, ein
iſcher Knabe, Achmet hieß er, nur die Lenden umſchürzt,
Feß auf und rote Pantoffeln an, lief neben uns her, oder vor-
nd rief, um durch das Gedränge Bahn zu machen, faſt un-
rochen: „Weicht aus ihr Sterblichen!“ — „Ein von Gott
ter Mann kommt!“ — „Weicht aus ihr Sterblichen!“

Anstrengung an ihm sichtlich gewesen wäre. Wir begegneten, als wir uns schon weit von der Stadt entfernt hatten, einer Gruppe reichgekleideter Neger auf prächtig geschirrten, weißen Pferden. Es waren ältere Männer, völlig bartlos — Eunuchen des kaiserlichen Harems. Wenn auch nicht so fremdartig, doch lustiger war ein Reiterzug, Soldaten zu Pferde, die nach Art unserer Uhlanen Lanzen führten, an denen rote Fähnchen flatterten. An einer einsamen Stelle wurden Soldaten einexerziert, was nicht ohne einen seltsamen Lärm geschah. Die Rekruten begleiteten jedes Tempo mit einem gleichzeitig ausgestoßenen Rufe, einer Art barbarischem Gesange, der die Bewegungen nach dem Takte leitete.

Wir gelangten endlich auf eine völlig einsame Anhöhe, wo die Steine eines offenen armenischen Friedhofes lagen und eine weißgetünchte weitläufige Mauer einen Theil der kaiserlichen Gärten einschließt. Wir mußten Halt machen, um einen armenischen Leichenzug an uns vorüber ziehen zu lassen. Zwölf Knaben in schwarzen Chorröcken und rotem Feß trugen brennende lange Kerzen. Zwölf Priester folgten in langen schwarzen Gewändern, das Haupt mit schwarzen Baretten bedeckt, von denen schwarze Schleier herabhingen. Ihre Haupthaare, lang wie die der Frauen, fielen auf den Rücken herab. Der Todte in einem weißschwarzen Gewande wurde hinter den Priestern, unverhüllten Antlitzes getragen. Zu seinem Haupte und den Füßen lagen so dichte Lorber- und Blumenkränze, daß er eigentlich auf einer Bahre von solchen zu ruhen schien. Zwei Knaben, wie die voranschreitenden, folgten mit brennenden Kerzen der Leiche, dann ein Zug von Leidtragenden, unter denen keine Frau zu sehen war. Der Zug bewegte sich stumm und feierlich und das Antlitz des Todten, auf das der heiße grelle Sonnenschein fiel, war unheimlich anzusehen.

Vor dem stattlichen Thore eines einsamen Hauses gaben wir die Pferde Achmet zu halten und gelangten durch dasselbe in einen zierlich bepflanzten Raum, in welchem zwei freie Treppen zu einem architektonisch geschmackvollen, steinernen Hause emporführten.

In Konstantinopel wird, wo Feuersbrünste an der Tagesordnung sind, wenn von Häusern die Rede ist, es jedesmal aus-

drücklich bemerkt, wenn ſie von Stein aufgeführt ſind. Das ſchöne Haus in welchem wir uns befanden, hat der Sultan, der Herrn Seſter liebt und auszeichnet, ihm erbauen laſſen.

Wir trafen den in ſeiner Sybäre genialen Mann in einem großen Saale, deſſen Fenſter den tief liegenden Bosporus mit der unüberſehbaren Stadt, als ein Rieſenbild einrahmen. Er begrüßte uns ſitzend, indem er ſich mit ſeiner Gebrechlichkeit entſchuldigte, die eine Folge eines ihm zweimal, aus Eiferſucht auf die Gunſt ſeines Herrn, beigebrachten Giftes iſt. Herr Seſter iſt ein ernſtblickender Mann, an dem die orientaliſche Ruhe angenehm auffällt, weil ſie nicht durch Gedankenloſigkeit herbeigeführt iſt.

Wir fanden den Arzt des deutſchen Hospitales, Herrn Dr. Stolle und noch einige Herren bei ihm. Das Geſpräch nahm, wie unter den damaligen großen Zeitereigniſſen begreiflich, bald eine denſelben zugewendete Richtung. Wenn auch nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß das Tanſimat ſehr langſam, aber doch einigen Fortſchritt herbeigeführt hat; ſo iſt der Hat Humajum „ein Blatt Papier zwiſchen dem Großherrn und ſeinem Volke.“ Es wird Einiges, ſo lange die Weſtmächte die Hauptſtadt ſchützen, das heißt belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonenkugel an Mehlſäcken, an dem trägen Widerſtande der türkiſchen Regierung zu verſiechen. Der Hat greift zu ſehr an die religiöſen Grundfeſten des Reiches und ſcheint mit der, vielleicht ſogar der türkiſchen Regierung nicht verſchwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar ſei, gefordert werden zu ſein. Die Weſtmächte opferten dafür nicht weniger Menſchenleben in zwei Jahren, als die Kreuzzüge in zwei Jahrhunderten. Dieſe bezweckten aber in heiligem und fantaſievollem Eifer wirklich die Befreiung der heiligen Stätten; während unſere Zeit, eigentlich nur Ein Menſch, das Heiligſte ſeinen ehrgeizigen Plänen als einen Mantel umhing. Dem großen Blutſtrome, der zum Himmel dampfte, dem Elende von hunderttauſend Familien, dem Verluſte von Milliarden gegenüber, mußte, um die Welt, die aus innerer Bewegung an dem großen Kriege keinen Antheil nahm, wenn nicht zu verſöhnen, doch zu täuſchen, irgend ein groß-

artiger Erfolg hingestellt werden. Nur eine solche Absicht, oder die völlige Unkenntniß des Orients, bezüglich seiner politisch-religiösen Verfassungen und seiner gesellschaftlich patriarchalischen Zustände kann meinen, daß der Hat Humajum zur Ausführung kommen werde. Der Czar allein, in dem seiner Zeit berühmt gewordenen Gespräche mit dem englischen Gesandten ist wahr gewesen. Er kannte die Zustände des türkischen Reiches besser und genauer, als Derjenige, der sie beherrscht, was eben von keiner tiefen Kenntniß zeugen würde; er kannte sie aber auch besser als Alle, die trotz theuer bezahlter Gesandtschaften, das Schwert zum — nichts entscheidenden Kampfe zogen.

Herr Sester hörte dem Gespräche schweigend zu und wenn wir auch seine Anschauung der Dinge, die durch manches nur ihm, mit noch Wenigen bekannte Motiv zu hören gewünscht hätten, so konnten wir doch sein Schweigen nur ehren.

Bald trat die Frau des Hauses, eine durch ihre originelle Schönheit ausgezeichnete Armenierin, mit ihrem kleinen Mädchen auf dem Arme herein. Die strengen Züge des Vaters wurden plötzlich mild und weich und es ging ein Leuchten des Glückes über dieselben.

„Sehen Sie, meine Herren! Das ist mein Reich und in ihm herrscht wirklich ewiger Friede, was man nicht jedem orientalischen Friedensschlusse nachsagen kann.“

Eine jüngere Dame trat ein; ihr griechisch edel geschnittener Kopf, der bräunliche Teint, die ruhig großen, schwarzen Augen ließen mich eine Orientalin vermuten, bis sie Herr Sester mit den Worten: „Meine deutsche Nichte!“ vorstellte.

Wir wurden nach orientalischer Weise gastfreundlich bewirtet; doch war uns auch Gelegenheit geboten, bei edelstem Rheinwein der deutschen Heimat zu gedenken.

Herr Sester trug mir an, den neuen Palast des Sultans, den dieser in einigen Wochen beziehen sollte, und die Gärten zu sehen; eine Begünstigung, die nur er in solcher ausgedehnten Weise, wie sie mir zu Theil wurde, gewähren konnte.

Ich traf zur bestimmten Stunde vor dem Palaste ein. Ein junger Mann mit rotem Feß und dunklem Kleide, nach Art des modernen, türkischen Waffenrockes, kam, von einigen Dienern ehrerbietig begleitet auf mich zu, und begrüßte mich zu meiner Ueberraschung im reinsten Deutsch. Es war der Bruder der jungen Dame, die wir im Salon des Herrn Seßer kennen gelernt haben.

Wir traten in einen großen, mit eisernen, vergoldeten Stäben abgeschlossenen Hofraum, und gelangten, eine breite Treppe emporsteigend, in eine auf Säulen ruhende, hohe Halle, deren Kuppel mit Rubinglas gedeckt, einen roten, blendenden Glanz verbreitete. Das Auge mußte sich an den zauberhaften Anblick erst gewöhnen. Die Säulen, die Kapitäle, die Wände, zwei freie, gewaltige Treppen, die zu den Gemächern führen, der Boden, alles aus weißem Marmor leuchtete und schien durchsichtig, wie aus rotem Edelstein, den Genien in unergründlichen Schachten gebrochen und gemeißelt haben.

In dieser Halle, vielmehr in diesem purpurnen Tempel wird es bald zum Schmerze, zu verweilen, so gewaltig ist der Lichteindruck, und man muß unwillkürlich die Augen schließen.

Der Thronsaal ist ein hohes Längenviereck, das von einer auf Säulen ruhenden Decke glanzvoll überwölbt ist. In bedeutender Höhe ziehen sich auf allen vier Seiten Galerien hin. In der Mitte hängt der kolossale Glaslüster, der auf der Pariser Weltausstellung das Staunen aller Gäste erregte. Der Koran drückt sich, um tiefste Finsterniß zu bezeichnen aus: Es lag Nacht auf Nacht in Nacht. Wenn in den hunderttausend Glaskristallen, aus denen der prächtige Lüster geformt ist und die zehntausend Flammen, die an ihm entzündet werden können, brennen, könnte wohl der entgegengesetzte Ausdruck gelten: Licht auf Licht in Licht.

Der gewöhnliche Empfangsaal und das Arbeitszimmer des Sultans, zu denen säulengezierte Pforten führen, sind aus blankem Marmor, der bei näherer Betrachtung nichts anderes als wohlfeilerer Stuck ist. Der Boden ist mosaikartig, besteht aus bunten Marmorwürfeln und wird wohl selten sichtbar sein, da er mit

koſtbaren Teppichen belegt werden ſoll. Neben hohen Spiegeln ſind große, gläſerne Kandelaber für Gasflammen eingerichtet.

Der Rauchkiosk iſt mit einer prachtvollen Ausſicht nach allen Seiten, wie eine koloſſale Laterne gebaut. Die zwiſchen den Kriſtallfenſtern freien, ſchmalen Wände ſind von Marmor und Gold glänzend. In den Feldern der Frieſe ſind landſchaftliche Darſtellungen von unkünſtleriſchem Werte angebracht. In der Mitte dieſes Kiosks, vom Boden aus Porzellan, erhebt ſich ein hoher Springbrunnen aus Kriſtall, der in eine weite, glänzende Schaale ſeine funkelnden Waſſerſäulen aufſteigen und nach allen Richtungen in hundert Wölbungen niederregnen läßt, Trauerweidenbäume aus flüſſigem Silber.

Das Bad des Sultans erſchien uns als das Koſtbarſte und Geſchmackvollſte, das wir in dem prächtigen Palaſte geſehen haben. Zwei hohe Zimmer, die von oben ein magiſches Licht empfangen, ſind völlig mit gelbem, egyptiſchem Alabaſter, Boden, Wände und Decke belegt, der mit ſeinen mannigfaltigen, weißaderigen Zeichnungen in eigenthümlichen Lichtbrechungen ſpielt. Das Bad iſt, wie jedes türkiſche, ein Dunſtbad, und in zwei Säle durch ein Mittelzimmer getrennt. In dem Saale, wo ſich die dem Eſtrich eingefugte Wanne befindet, iſt ein kleines Fenſter aus dem Mittelzimmer angebracht, durch das die Diener dem Großherrn ſilberne Becken mit kaltem Waſſer, oder duftigem Oele reichen, die Linnen, und weſſen ſonſt ein Badender bedarf. Aus der Wannenſtube führt eine kleine Pforte zu einem Kabinete, das in ſeiner Einrichtung es noch nicht zur europäiſchen Bequemlichkeit gebracht hat und merken läßt, daß es im türkiſchen Reiche keine ſich unterſcheidende Ariſtokrazie giebt.

Wir gingen eine Treppe hinab, und gelangten zu einer weitläufigen Halle, die auf niederen, gedrückten Säulen ruht. Es iſt der Verſammlungsort für die Verſchnittenen und die Sklavinnen des Harems. Wir traten in viele Säle und kleine Gemächer, die mit ſchönen Teppichen belegt waren und beſtimmt ſind, die Frauen aufzunehmen. Von Pracht war hier kaum etwas zu bemerken, dagegen fiel, im Gegenſatze zu den lichtvollen, oberen Räumen, eine unangenehme Dun-

keit auf. Im Ganzen ſtand in allen Gemächern und Sälen des Palaſtes der Reichthum des Marmors, Alabaſters, des Goldes und der Farben in ſeltſamem Widerſpruche zu den Holzeinrichtungſtücken. Kein koſtbares Holz, kein künſtleriſches Schnitzwerk, keine reichen Stoffe waren zu ſehen, und ein reicher Großhändler in Wien z. B. würde es verſchmähen, Meubles in ſeinen Salon zu ſtellen, wie ſie hier im Thronſaal und ſonſt aufgeſtellt waren. Die Summen mögen allerdings ungeheuer ſein, die für die Sachen verrechnet worden ſind, und man hätte für dieſelben das Prachtvollſte anſchaffen können. Der ganze Palaſt koſtet zwei hundert Millionen Piaſter, und man behauptet, daß geradezu die Hälfte, als ein ſelbſt verſtändliches „Bakſchieſch“ betrachtet worden iſt, das die verſchiedenen Bauleiter für ſich in Abzug gebracht haben. Der Wechſel der Bauleiter iſt auch Schuld daran, daß der Stil des, mehr durch ſeine Maſſen großartigen Bauwerkes, kein einheitlicher iſt. Im Ganzen iſt der Renaiſanceſtil vorwaltend, und nicht ohne Grund gewählt, weil er dem türkiſchen Geſchmacke durch ſeine Schnörkeleien, ſeine ſteifen Verzierungen und angeſtrebten maleriſchen Effekte, nicht ganz entgegengeſetzt und fremd iſt und doch in großen Dimenſionen ausgeführt eine imponirende Wirkung hervorruft.

Der Sultan erſchien oft im Palaſte und freute ſich an dem werdenden Werke, das nur zu langſam für ſeine Ungeduld ſich vollendete. Er weilte oft Stunden lang hier, ſah der Arbeit zu, und ordnete wohl auch Manches an.

Ich wurde mit einem feinen Lächeln aufmerkſam gemacht, daß ich nun das Geheimnißvollſte zu ſehen bekommen ſolle. Wir traten in einen Saal, der von Divanen aller Formen, breit und üppig, mit niedern Tiſchchen und Tabureten überfüllt war. Die Divane waren hochrot überzogen, der Boden mit bunteſten Teppichen belegt. Hier empfängt der Sultan ſeine Frauen im Abendzirkel, hier ſchallen die Handtrommeln und Glöckchen, tönen Lieder, ſchlingen ſich Tänze, duften die Wohlgerüche, funkeln die Augen und Edelſteine der Odalisken. Hier bereiten ſich die Freu-

den des Paradieses vor, um im vergänglichen Bilde die ewigen Wonnen zu spiegeln.

Nur durch einen Corridor getrennt ist das Schlafgemach des Sultans. Wenn man eintritt, an der linken Wand, sind unmittelbar auf den Estrich schwellende Matratzen in ein großes Viereck gelegt, und mit feinsten Teppichen und Damasten bedeckt. Ueber dieser Lagerstatt ist in einiger Höhe ein flacher Thronhimmel mit goldenen Quasten angebracht. Die Wand, an der dies Ganze lehnt, mit rotem Sammt und Gold bekleidet, zeigt die Tugra, die verschlungene Namensunterschrift, des Sultans.

Ich traf einen glücklichen Moment, wo der Palast, ehe er sich mit seinen Geheimnissen für alle, oder doch für eine lange Zeit schließen wird, so weit vollendet war, daß ich die ganze Szene sehen konnte, welche bald die entschleierten Gestalten, die finstern Neger, tausend Sklavinnen aller Farben bevölkern werden.

Der Palast ist unmittelbar dem Bosporus angebaut und von ihm nur durch einen Gartenvorplatz, den vergoldete Eisenstäbe einzäunen, getrennt, auf dem sich zwei kleine Teiche befinden. Wir brauchten eine Viertelstunde, um von einem Ende bis zum andern zu gelangen. Eine Ansicht des ganz aus weißem Marmor aufgeführten Riesenpalastes ist, nur wenn man den Bosporus befährt möglich, und da stellt sich der traurige, architektonische Fehler dar, daß der Bau für seine ungeheure Länge nicht hoch genug erscheint. Mit dem Spiegel des Bosporus in gleichem Niveau, führen keine Treppen großartig hinan.

Die beiden kleinen Teiche — keine solchen dürfen bei einem türkischen Prachtbaue fehlen — sind hier, Angesichts des großen Wasserspiegels, der bis an den Unterbau des Palastes seine Wellen trägt, geradezu geschmacklos.

In einer weitläufigen Säulenhalle, die dem Palaste zur Seite angebaut ist, ist ein Garten mit allen Pflanzen, Blumen und Bäumen der Erde angelegt. Lauben, Wasserfälle, dunkle Gänge, Alles für Kühle an heißen Sommertagen berechnet, bilden ein fantasievolles Ganze, ein Kunstwerk des Herrn Sester.

Seine Schöpfung sind auch die weitläufigen Gärten des Sultans, die nicht allein, sondern zu denen auch das Terrain geschaffen werden mußte. Felsige Hügel wurden gesprengt, um zwischen durch kühle, grünende Schluchten zu führen. Um eine beherrschende Aussicht zu gewinnen, mußten Hügel von Erde aufgeführt, die Bäume so in Gruppen gestellt werden, daß sie kolossale Rahmen zu den glorreichen Bildern des Bosporus, und zu seinen gewaltigen Hintergründen bildeten. Wir brauchten eine ganze Stunde, um dieses Gartenparadies, das auf einen meist kahlen, unwirtlichen Boden gepflanzt ist, zu durchwandern. Leider war die Vegetation kaum so vorgerückt, wie im halben April in Wien, zu welcher Zeit ich die Gärten durchschritt. Herr Sester beklagte dies sehr, weil ein Hauptzauber seiner Schöpfung in der Malerei des Gartens besteht, in der Anordnung der Baumgruppen, je nach ihren helleren oder dunkleren Blätterfarben und verschiedenartig schimmernden Blättern.

In diesen Räumen ist der Sultan häufig und schreitet neben Herrn Sester einher, der seiner ihm angegifteten Gebrechlichkeit wegen, einen kleinen Esel reitet, oder in einem Wägelchen fährt. Interessant ist der Zug, durch den Herr Sester sich die Gunst Sultan Mahmuds erworben hatte. Als diesem ein Vorschlag zu einem Gartenbaue vorgelegt und Herr Sester um seine Meinung gefragt wurde, erklärte er zum Ingrimme der kaiserlichen Ingenieure, daß die Sache um die Hälfte des Geldes herzustellen sei.

„Gut, so baue Du," sagte Sultan Mahmud.

Als es sich später darum handelte, Wasser zu gewinnen, das Stunden weit hätte geleitet werden müssen, was ungeheure Kosten veranlaßt hätte, sagte ihm der Sultan: „Du mußt nähere Quellen auffinden." Herr Sester ließ dem Sultan durch den Dolmetsch kurz und gut antworten: „Ich bin kein Moses, Herr!" Die Umgebung des Sultans erblaßte, der Dolmetsch wagte nicht, diese kühne Antwort zu dolmetschen; es entstand eine Pause. Da sagte Sultan Mahmud: „So lieb Dir Dein Leben ist, übersetze nur treu, was der Mann gesagt hat?" Der Dolmetsch über-

ſetzte. Dem energiſchen Fürſten, deſſen Perſönlichkeit eine ſo gewaltige war, gefiel die männlich gerade Antwort. Mit den Worten: „Du biſt ein redlicher Mann!“ verließ er den Garten, und Seſter genoß fortan ſein volles, und wie wir bemerkt haben, gefährliches Vertrauen.

Wir näherten uns einem geſchmackvollen, einen Stock hohen Gartenhauſe, das auf einem Hügel ſteht. Mein junger Begleiter machte mich aufmerkſam, unbefangen einherzugehen und nur verſtohlen zu den Fenſtern empor zu blicken; hier wohne die Lieblingsfrau des Sultans, eine ſiebenzehnjährige Cirkaſſierin. Niemand war an den Fenſtern zu ſehen, auch keine Diener ſtanden außerhalb des Hauſes; es ſchien, als ob es völlig unbewohnt wäre.

Ein Reiter ſprengte in der Ferne den Weg zu dieſem Hauſe empor. Mein Begleiter erſchrak ein wenig, und ſagte mir: „Wir müſſen uns hinter ein Gebüſch verbergen. Der Reiter kommt, um die Ankunft des Sultans der Favoritin anzukündigen.“

Wir legten uns hinter einen Strauch, und ſahen bald denſelben Weg, den der Reiter heraufgeſprengt war, den vierſpännigen Wagen des Sultans, dem einige Reiter folgten, herauffahren.

Wir zogen uns hinter Gebüſchen fort, und verließen raſch den Garten.

Die deutſch-engliſche Legion.

Ida Pfeiffer. — Ein engliſcher Soldat. — Jo. — Zipreſſenwald. — Ein Feenpalaſt. — Ein Schriftſteller als Delikateſſenhändler. — Fremde betrogene Leute. — Wo iſt des Deutſchen Vaterland? — Ein Flammenfeſt.

Ich begab mich auf die Brücke, deren maſſenhafte Bewegung wir geſchildert haben. An ihr legen die kleinen türkiſchen Dampfſchiffe an, die zu gewiſſen Stunden den Bosporus befahren; oder vielmehr zu ungewiſſen. Man muß es eben treffen, denn keine Uhr beſtimmt die Zeit, keine Ordnung hält ſie ein. Ueber Ankunft und Abfahrt der Schiffe, eine für den Reiſenden ſo wichtige Angelegenheit giebt kein Maueranſchlag, keine Zeitung Nachricht. Der Mangel einer geregelten Ordnung, einer allgemein zur Kenntniß kommenden Ankündigung iſt bei der rieſenhaften Ausdehnung der Stadt um ſo empfindlicher, weil Jeder oft Stunden weit gehen muß, um zu einer Nachricht, die überdies noch immer nicht ganz ſicher iſt, zu gelangen.

Um von der Brücke an Bord zu kommen, muß man über ein ganz ſchmales Bret, unter heftigem Drängen der Nachfolgenden gehen. Iſt man, ohne zu verunglücken, hinüber gekommen, ſo iſt es ſelten möglich, einen Platz zum Sitzen zu finden. Die türkiſchen Frauen ſchließen ſich gewöhnlich in der Kajüte ab; alle übrige Schiffsbevölkerung bleibt auf dem Verdecke. Das Schiff

legt an der Brücke jeder Vorstadt an und der Kassirer fertigt erst während der Fahrt, gegen einen übrigens mäßigen Preis, die Fahrkarten aus, ohne die Niemand das Schiff verlassen darf. Kaffee wird fort und fort auf dem Decke bereitet und nebst Kuchen und Süßigkeiten feilgeboten.

Einem solchen Schiffe hatte ich mich anvertraut, um nach Skutari zu fahren, wohin ich für eine Nacht zu einem Feste geladen war.

Das Schiff, nachdem es einige hundert Menschen ausgeladen hatte, fuhr weiter. Ich ließ das Gewühle sich verlaufen, und harrte auf den Mann, der mich erkennen und zu meinem Gastfreunde bringen sollte. Ich wartete vergebens eine volle Stunde und befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Das Schiff kehrte nicht mehr am selben Tage zurück, um mich nach Konstantinopel zu bringen, ein Kajikführer war nicht zu erblicken, auch wäre es schwer gewesen, mich mit ihm zu verständigen.

Ich ging denn auf gut Glück in die bunt belebte Hauptstraße von Skutari, die wie Konstantinopel und Rom, auf sieben kleinen Hügeln ruhende Goldstadt der Alten, in welcher die in eine Kuh verwandelte Jo, durch den Bosporus schwimmend, ausruhte; welcher diesen Namen, der Ochsenfurt bedeutet, seit jener Zeit bekommen hat. Die mir immer noch neue Szene, die fantastischen Gruppen, die eigenthümlichen Verkaufsbuden fesselten lange meine Aufmerksamkeit. Ich war der einzige Frangi in der wogenden Menge und trotz meines sich streng abscheidenden Anzuges wurde ich nicht beachtet.

Ich war endlich vom Auf- und Niedergehen müde geworden und der Gedanke, wo ich die Nacht zubringen solle, trat mir als eine nicht geringe Sorge entgegen. Ein Gasthaus giebt es in einer türkischen Stadt nicht und jedes andere Haus ist dem Fremden streng verschlossen, selbst dann, wenn er sich verständlich machen kann. Ich befand mich denn in einem andern Welttheile, in einer fremd redenden Stadt, unter einer fanatisch moslemitischen Bevölkerung, völlig allein und verlassen.

In ähnlichen Fällen, auch später richtete die Erinnerung an

eine verehrte Freundin mich immer frisch und mutig empor; an eine Frau, die, wenn sie die Lust überkommt, allein und wehrlos mitten unter die Menschenfresser geht, in den gefährlichsten Momenten durch Geistesgegenwart sich zu helfen weiß und nach dreimaliger Weltumsegelung immer wieder zur Freude ihrer tausendfältigen Verehrer und Bewunderer zurückkehrt. Wo weilt jetzt die kühnste und interessanteste Bürgerin Wiens?

Und ich hätte als Mann, Angesichts des nahen europäischen Gestades, einer Weltstadt, die so viele sichere Gesandtschaften und Pässe vidirende Generalconsulate besitzt, verzagen sollen? Im schlimmsten Falle war ich entschlossen, in dem uralten Zypressenwalde, der Stunden lang sich über den Gräbern und Monumenten von Skutari hinzieht, zu übernachten.

Da bemerkte ich einen jungen Mann in der Menge; er trug eine rote Jacke mit einer weißen über die Brust gehenden Kuppel, auf der die messingenen Buchstaben F. B. L. zu sehen waren, und an der ein kurzes Schwert hing. Das Beinkleid war schwarz, das Haupt bedeckte eine kleine Kappe. Ich war entzückt über die Erscheinung des Soldaten Ihrer Majestät der Königin von England.

Ich redete ihn an, worauf er mir etwas Unverständliches entgegen murmelte. „Verdammte Aussprache, blödes Geflüster dieser zwischen den geschlossenen Zähnen durchziſchenden Schlangen der englischen Sprache!“ dachte ich bei mir und raffte die populärsten Phrasen des Vikar of Weakfield in meinem Gedächtnisse zusammen. Der blonde, blauäugige Krieger ließ mich zu Ende quälen, dann sagte er verdrüßlich:

Ich rede nur deutsch.

„Zum Teufel! warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

Herr Breyer war guter Leute Kind aus Breslau, sein Vater aus Böhmen, also mein Landsmann, die Mutter aus Sachsen. Er selbst ließ sich zur deutsch-englischen Legion anwerben, die im Bosporus auf einem Berge, in Külöli ihre weißen Zelte aufgeschlagen hatte, und mismutig über den eben bekannt gewordenen Friedenschluß, einem ihr noch unbekannten Schicksale entgegen harrte.

„Sind Sie in Skutari bekannt?“

Unſer Lager iſt nur eine Stunde fern von hier, wir kommen oft herüber.

„Gut. Wir wollen den Zypreſſenwald ſehen und dann — können Sie mich im Lager dieſe Nacht beherbergen?“

Wenn Sie mit mir und mehreren Kameraden unter einem Zelte ſchlafen wollen, werden Sie uns ein willkommener Gaſt ſein.

„Kennen Sie den Kapitän Strecker?“

Er iſt mein Kapitän.

„Vortrefflich.“

Ich hatte vor wenigen Tagen in dem geiſtvollen Abendzirkel des königlich preußiſchen Geſandten Herrn von Wildenbruch ſeine Bekanntſchaft gemacht und war von ihm in freundlichſter Weiſe eingeladen worden, ihn im Lager zu beſuchen. Der Zufall fügte es alſo ganz gut.

Wir wanderten durch den Zypreſſenwald, der die ſchönſten, mohammedaniſchen Gräbermonumente überſchattet, denn der Boden Skutari's iſt geweiht, als das aſiatiſche Vaterland, von dem aus die Lehre des Islams nach Europa kam.

Hervorgetreten aus dem Walde befanden wir uns auf einer Anhöhe, wo noch hunderte von hölzernen, bunt bemalten Häuſern mit vergitterten Fenſtern des weithin ſich erſtreckenden Skutari ſtanden. Am Ende derſelben lag ein armeniſcher Friedhof mit flach die Gräber bedeckenden Grabſteinen. Eine Heerde Ziegen von einem Neger gehütet, der auf einer Art Flöte wunderliche Melodien blies, ſuchte ſpärlich zwiſchen den Grabſteinen hervorgewachſenes Gras auszurupfen.

Wir gingen auf dem Kamme der Berge, die das aſiatiſche Geſtade des Bosporus bilden, bald mäßig empor ſteigend, bald durch eine vertiefte Schwingung, um immer wieder ein anderes Bild der jenſeit des Bosporus liegenden Rieſenſtadt zu gewinnen. Oft verſchwand die ganze große Ausſicht. Einmal ſahen wir zwiſchen zwei grünen Bergen durch, die bis zum Waſſerſpiegel reichten, den weiß marmornen Palaſt des Großherrn, da und dort

von einer Palme oder Zipreſſe übergrünt. Schiffe mit weißen Segeln zogen an ihm vorüber. Aus der Tiefe und Ferne reichten weder Stimmen, noch das Rauſchen der Flut bis zu uns empor. Um uns ſelbſt war kein Lebendes ſichtbar und tiefes Schweigen lag über der ganzen märchenhaft prächtigen Szene. Es war als ob da unten ein Feenpalaſt ſtünde, an dem die Geiſterſchiffe vorüberziehen, um einen unbewachten Moment zu erſpähen und durch die glänzenden Pforten einzudringen.

Bald ſahen wir, weiterſchreitend, ein kleines Dorf in einer Bergſchlucht eingeklemmt, das ſich bis zum Waſſer hinabzog.

Wenn uns das ganze Bild durch vorgeſchobene Anhöhen entzogen war, zeigten uns Rauchwolken die Waſſerſtraße an, welche die zahlreichen Dampfſchiffe zogen; bis wir wieder die Stadt, die glorreich an zwei Meeren liegt, unüberſehbar, märchenhaft, auftauchen ſahen mit ihren lichtſpiegelnden Kuppeln, den tauſend Minareten, den Gärten, den Paläſten, den Zipreſſen und den Ruinen.

So großartig und mannigfaltig das Panorama vor uns war, ſo fingen wir doch an von dem Gange müde zu werden. Der Soldat Ihrer Majeſtät der Königin von England geſtand mir, daß er dieſen Weg noch nicht gegangen ſei, daß aber der andere richtige gewiß nur eine Stunde Zeit in Anſpruch genommen haben würde. Wir hatten noch eine Anhöhe zu überſteigen, die ganz mit weißen Grabſteinen überſäet war. Die Inſchriften der Steine waren hebräiſch.

Wir ſtiegen endlich einen ſchroffen Abhang hinunter und befanden uns nach einem dreiſtündigen Gange in dem Dorfe Külöli.

Als wir das Ende erreicht hatten, lag ein weitläufiges viereckiges Gebäude, eine türkiſche Kaſerne vor uns. Ihren weiten Hof durchſchreitend, gelangten wir an einen Berg, auf dem, vom Fuße bis zur Höhe hinan an tauſend weiße Zelte ſchimmerten. Beim erſten Poſten war das Marketenderzelt, wir ruhten müde und heiß wie wir waren, vor demſelben aus. Ein Mann trat hervor und bot uns Bier an. Wie ſollte das, wo Deutſche

lagern, fehlen? Brot und Butter wurde dazu gereicht, aber weder Gläser noch Messer. Als ich nach ihnen verlangte, erklärte der Wirt: „Mir trinke hier nur aus de Flasche und die Messen werde alle gestohle.“ Das Bier war aber eigentlich schon ziemlich guter Essig und mein Landsmann strich mutig auf das, den gesundesten Zähnen nur knackbare, Brot mit dem Zeigefinger die ranzige Butter.

Als er sich gesättigt hatte, schickte ich ihn mit meiner Karte an den Kapitän Strecker, der nach einer kurzen Zeit mit einer Anzahl Offizieren erschien, um mich, den Landsmann, herzlich willkommen zu heißen. Der Kapitän lud mich in sein Zelt, ich sollte diese Nacht sein Gast sein.

Die Sonne war schon untergegangen. Wir saßen bei einem frugalen Mahle, zu welchem ein blonder, interessant aussehender Mann durch seinen Diener trefflichen Champagner bringen ließ.

Als er eintrat, sah er mich betroffen an und rief endlich: „Frankl! Sie in Konstantinopel?“ Nun war das Staunen meinerseits, bis ich den edlen Germanen erkannte, der sich in der Schlacht bei Eckernförde ausgezeichnet hatte, und später als Mitarbeiter eines großen Blattes in Wien saß. Er war auf den Kriegschauplatz gegangen; als aber den Berichterstattern durch Omer Pascha manche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, entschloß er sich rasch seinen kriegslustigen Landsleuten statt des geschriebenen Geistes, flüßigen zu liefern und jene Delikatessen zu reichen, die das einzige Labsal der Offiziere in dem müßigen Lagerleben auf dem Berge von Külöli waren.

Mehrere Offiziere kamen, um uns zu einem Bacchanal einzuladen, das sie einigen sardinischen Kameraden gaben, die morgen auf einem Kriegschiffe in die Heimat segeln sollten.

Kapitän Strecker mußte der Einladung folgen, doch versprach er, weil ich es, ermüdet wie ich war, vorzog, im Zelte auszuruhen, bald wieder zu kommen.

Die Stimmung der Offiziere war eine trübe. Mit allen Hoffnungen auf einen mutigen Feldzug, auf glänzende Thaten waren sie müde gemacht durch ein unthätiges Lagerleben. Der

ündete Friedenſchluß hatte alle fantaſievollen Hoffnungen eichnung und Beförderung zu nichte gemacht. Die drei en F. B. L. „Foreigne Britiſh Legion“ auf den weißen nen deuteten ſie humoriſtiſch „Fremde Betrogene Leute.“ nd deutſche Männer, die fern der Heimat auf einem kahlen n Bosporus unter Zelten lagen, ſahen in eine ungewiſſe

Keiner wußte, was in den nächſten Tagen ſein Schick- werde und nur ein dunkles Gerücht ließ ſie vermuthen, ans Cap der guten Hoffnung würden eingeſchifft werden. ihrend die Herren mir ihren traurigen Zuſtand darſtell- ann die Regimentsmuſik vor dem Zelte des Kommandanten trumente zu ſtimmen. Und als hätte dem Geſpräche natiſcher Aktſchluß gegeben werden ſollen, begann es zu

„Wo iſt des Deutſchen Vaterland?“

ir traten vor das Zelt. Konſtantinopel ſtand in hundert- Flammen, der Bosporus ſpiegelte ſie, und bunte Lichter durch den wolkenfinſteren Himmel. Der Anblick war ein ltigend ſchöner. Stambul und Skutari feierten das Bei- Alle Moſcheen funkelten, von Minaret zu Minareten bunte, leuchtende, vom Winde hin und her bewegte Lam- ie Edelſteine an Schnüre gereiht. Auf den Schiffen glänz- nale.

Wir ſtanden ſprachlos in den Anblick verſunken und merkten daß das deutſche Vaterland verklungen war wie ein Traum — s fingen ſchwere Tropfen zu fallen an, wir zogen uns in elt zurück. Bald goß ein Regen in Strömen nieder, die und aber tauſend Lichter, die ganze märchenhafte Licht- war ausgelöſcht. Vom Bachanal herüber wehte ein heftiger einzelne Takte der Muſik:

„Du haſt die ſchönſten Augen,
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

Das Zeltdach war bald durchnäßt und hing ſchwer tropfend . Ich hüllte mich feſter in den Mantel.

Beſuch bei Omer Paſcha.

Emine. — Ein Schwertfeger Paſcha. — Dr. Rödelberger, Ali Bei. — Paſcha Kutſchkowsky. — Arabiſche Pferde. — Frau von Herz-Lämel. — Omers Portrait. — Die Türkei republikaniſch. — Empfehlungſchreiben.

Die neueren Kriegsereigniſſe haben die Perſönlichkeit dieſes durch ſeine eigenthümlichen Schickſale bekannten Mannes in den Vordergrund geſtellt.

Michael Latas̆, als kaiſerlich öſterreichiſcher Kadet im Jahre 1828 ein dem Kriegsgericht verfallener Deſerteur, iſt nach zwei Jahrzehnten oberſter Befehlshaber der türkiſchen Armee, Serdar, d. i. Fürſt und Paſcha von drei Roßſchweifen.

Als ich nach Konſtantinopel kam, ging Omer Paſcha eine neue Ehe mit Emine — welcher Name Sicherheit bedeutet — der vierzehnjährigen Tochter des reichen Hafis Paſcha ein, deſſelben, der die Schlacht bei Nisib verloren hat und ſo den Klingen, die er vor ſeiner Erhebung, als Schwertfeger, ſchmiedete, wenig Ehre brachte. Ich hörte viel in der chriſtlichen Geſellſchaft Konſtantinopels von dieſer Ehe ſprechen, ſie wurde allgemein mißbilligt. Man wußte, daß der Vater ſeine Tochter dem alternden Manne erſt dann gab, als der Sultan ſelbſt durch ſeinen ausgeſprochenen Wunſch der Freiwerber für Omer Paſcha wurde. Das Schickſal der noch lebenden Frauen, einer Türkin, einer Griechin, einer ſiebenbürgiſchen Sachſin war zudem bekannt.

Wer zweifelt noch, daß Omer Paſcha ein rechtgläubiger Muſelmann ſei, und was die europäiſche Geſellſchaft ſittlich verdammt, in den Augen der Moslems, kann die Ehre des berühmten Renegaten nicht ſchmälern.

Der Arzt des Marſchalls, Dr. Ali Bei, der aus Kaden in Böhmen gebürtig und ein Schüler der Hochſchule in Wien iſt, hatte die Freundlichkeit, mich beim Paſcha anzuſagen.

Ich kam zur beſtimmten Stunde. Omer Paſcha beſitzt ein Haus in der Galata gegenüberliegenden Vorſtadt. Durch ein Thor eingetreten, befand ich mich auf einem großen, ſich emporziehenden Vorplatze, der eben in einen Garten umgewandelt wurde. Ein weitläufiges, ein Stockwerk hohes Gebäude mit vielen Fenſtern ſah mir auf der Höhe des Vorplatzes entgegen, deſſen linker Flügel hinter verhängten Fenſtern das Harem iſt.

In einer Vorhalle des rechten Flügels, wo Offiziere, Diener, Sklaven aller Trachten und Farben müßig ſaßen und rauchten, ſtieg ich eine breite, mit blühenden Pflanzen geſchmückte Treppe empor. Ich befand mich im Vorzimmer des Paſcha's, in welchem ein treffliches Billard aufgeſtellt iſt.

Ich trat mit Dr. Ali Bei in den Empfangſaal, der, groß und licht, keine andere Einrichtung als Divane, entlang der vier Wände hatte. Omer Paſcha ſaß in einer Divanecke, am Fenſter vor ihm ſtand Müchlis Paſcha, der ehemals preußiſche Offizier Kutſchkowski, der als Lehrer der türkiſchen Offiziere nach Konſtantinopel kam und, ohne ſeinen Glauben zu verleugnen, General und Paſcha wurde. Zwei ältere türkiſche Offiziere, ebenfalls Gäſte, ſaßen auf dem Divan, dem Paſcha gegenüber. Omer Paſcha ſtand bei unſerem Eintritte auf und reichte mir die Hand: „Willkommen, Doktor!“

Er winkte uns zu ſitzen; zwei reich gekleidete Diener traten ein: der eine reichte den Tſchibuk, deſſen prachtvoll wolkige Bernſteinſpitze mit Diamanten umringt war, der andere, in goldenen Bechern den Kaffee. Ein blauſeidenes, mit ſilbernen Franſen geſäumtes Handtuch hing über ſeiner Schulter bis zu den Knöcheln herab.

„Sie kommen von Wien und gehen als Pilger nach Jeruſalem?"

Als kein beſchaulicher, Hoheit! ich ſoll dort eine Schule gründen.

„Das iſt recht. Eine That iſt das Würdigſte für einen Mann. Ich habe die beſchaulichen Mönche niemals geliebt. Iſt die Schule nur für Juden, oder für alle Confeſſionen?"

Ich zweifle, daß ſie werden theilnehmen wollen.

„Die Türken ſollen ihre Kinder hineinſchicken. Im Unterrichte liegt ihre Zukunft."

Vielleicht der Untergang einer, jetzt noch halb ſelbſtſtändigen Nazion.

„Sie ſprechen die Anſchauung der gebildeten Völker Europa's aus und irren mit ihnen."

Der Paſcha wendete ſich jetzt an die türkiſchen Offiziere und redete mit ihnen. Ich konnte ihn näher betrachten. Seine Geſtalt iſt mäßig hoch, ſchlank, Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Jochbeine, in dem ſonſt länglich ſchmalen Geſichte etwas vortretend. Die kroatiſche Bildung iſt unverkennbar, wie denn auch das korrekt geſprochene Deutſch nicht ohne ſlaviſchen Anklang iſt. Er war als türkiſcher Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublaue, ſeidene Weſte ſehen. Das Haupt bedeckte ein roter Feß. Seine rechte Hand ließ fort und fort die Kugeln eines ſchwarzen Roſenkranzes, der mit ſilbernen Quaſten geziert war, durch die Finger gleiten.

Vom Geſpräche ab wendete ſich der Paſcha gegen das Fenſter und ſah auf eine Gruppe Pferde, die auf dem Vorplatze des Hauſes ſtanden.

„General Müchlis! Sie verſtehen Pferde. Dieſe ſind aus meinem Geſtüte, alle dreijährig. Der Braune hat den ſchönſten Hengſt Syriens zum Vater."

Er wandte ſich wieder gegen mich:

„Kommen Sie ans Fenſter, Doktor! hier können Sie ſyriſche Muſterpferde ſehen, damit Sie dort, wenn Ihnen Thiere vorgeführt

werden, ein Urtheil haben. Sehen Sie den Rappen! Scheint er Ihnen nicht ein temperamentloſes, mattes Thier?"

Er rief einige Worte hinab, ein indiſcher Sklave ſchwang ſich auf das Pferd.

„Sehen Sie, erſt wenn der Reiter oben ſitzt, bekommt das arabiſche Pferd Figur. Iſt der Rappe nicht plötzlich ein ſchwarzer Dämon? Der Schimmel iſt ebenfalls ſchön, aber klein; es gab keine ſchönere Stute im Libanon als die, welche ihn gebar."

Er wendete ſich wieder dem Saale zu und lud uns zum Sitzen ein.

„Wer iſt die Dame, die durch Sie die Stiftung in Jeruſalem begründet?"

Ich nannte Namen und Herkunft; auf beide anſpielend, erwiderte der Paſcha: „Das iſt ein adeliges Herz!"

Als das Geſpräch wieder eine andere Wendung genommen hatte, bemerkte ich, daß ich den Paſcha, nach den in Wien in allen Schaufenſtern ausgeſtellten Portraits, ſogleich erkannt hätte.

„Das iſt das Bild von Kaiſer, doch halte ich das in Peſth, nach einem Daguerreotyp erſchienene für ähnlicher. Was ſpricht man in Wien?"

Der Hat Humajum erregte großes Aufſehen und Bewunderung.

„Warum gerade dieſer Erlaß, es ſind doch ſchon früher ähnliche erſchienen?"

Weil die Mächte einen Wunſch ausſprachen, den der Großherr erfüllt: Die Gleichſtellung aller Konfeſſionen. Während England, verzeihen Sie, Hoheit! den üblichen Ausdruck, in einem unziviliſirten Staate eine Maßregel gewiſſermaßen befiehlt, erfüllt es ſelbſt in ſeinem Parlamente noch immer nicht, was eine gerechte Staatsvernunft niemals verweigern darf. Man zweifelt an der Möglichkeit der Ausführung des Hat Humajum.

„Ich ſehe kein Hinderniß! Wir haben mehr Freiheit in der Türkei als in England. Wir ſind faſt republikaniſch, die Perſon iſt ſelbſtthätig, ſelbſtbeſtimmend. Wenn die Tugra vom Großherrn unter einem Befehle gezeichnet iſt, führen ihn die Miniſter aus. In England hindert ewig das Parlament."

Man begreift, daß die Reformen an den Grundfeſten der Religion rütteln und den Fall des verfallenden Reiches herbeiführen werden.

„Gewiß nicht; der Türke iſt tief religiös, aber nicht mehr fanatiſch. Die Ulemas haben keine Macht und ein feſter Wille kann Alles.“

Ich mochte den glänzendſten Diener ſeines Herrn nicht in die innerlich unangenehme Zuſtimmung einer Meinung verſetzen, der er wahrſcheinlich widerſprochen hätte: daß eben kein feſter Wille herrſche, daß es keine Fauſt des Sultan Mahmud ſei, welche jetzt die Zügel der Herrſchaft hält.

Der Marſchall bemerkte: „Sie ſcheinen einen Gedanken zu verſchweigen? Sie ſprechen zu einem Soldaten, der es liebt, Gedanken von der Leber weg zu hören.“

Ich dachte eben darüber nach, daß man Abdul Medſchid das beſte Herz ſeines weiten Reiches nennt. Und mit dem —

„Herzen regiert man nicht, wollen Sie ſagen. Aber ein Monarch ohne Herz iſt das Unglück eines jeden Volkes und nur der geniale Geiſt verſteht es, wenigſtens theilweiſe die Funkzionen des Herzens zu übernehmen. Die despotiſche Gewalt übrigens ſoll ein Ende nehmen in der Welt. Man glaubt allgemein, daß der türkiſche Soldat einer ſolchen Macht folge. Der Türke iſt tapfer, weil er glaubt, daß ihm nichts geſchehen könne, was nicht vorbeſtimmt iſt und vor dem Willen Gottes gibt es kein Entrinnen. Die türkiſchen Soldaten lieben ihre Führer, ſelbſt wenn dieſe Chriſten ſind. Iſt dem nicht ſo, General?“

Müchlis Paſcha bejahte ſchweigend.

Was die Soldaten vermögen, Hoheit! wenn ſie geiſtvoll und mutig geführt werden, haben ſie unter Ihrem Kommando wiederholt bewieſen.

Omer Paſcha verneigte ſich.

„Ich werde Ihnen Briefe an die Gouverneure von Beirut, Damaskus und Jeruſalem geben. Die Beduinen ſind jetzt wilder als je und im Sommer immer gefährlicher. Ich rathe Ihnen, über den Libanon nach Damaskus zu gehen und zurück über Baalbek

nach Beirut. Die Küste ist sicherer und Sie sehen Sidon, Tyrus, St. Jean d'Acre."

Er gab den Auftrag, die Briefe zu schreiben und reichte mir die Hand: „Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Kommen Sie morgen wieder."

Auf dem Gartenvorplatze des Hauses stand ein weißgolden lackirter Wagen auf hellrotem Gestelle, zwei prächtige fuchsrote Pferde vorgespannt. Dr. Ali Bei zog mich in eine andere Richtung des Gartens: „Es ist die junge Frau Sr. Hoheit, da müssen wir fern bleiben." Ich bemerkte eine verschleierte Gestalt, der gegenüber zwei Frauen saßen. Ein zweiter Wagen rollte heran, in welchem sich vier verschleierte Dienerinnen befanden. Zwei Neger schwangen sich auf weiße, mit purpurnen Schabracken bedeckte Pferde und ritten dem Wagen voran.

Ich fand mich am folgenden Tage bei Omer Pascha zur bestimmten Stunde wieder ein. Auf dem Vorplatze wimmelte es von Offizieren, Sklaven und Pferden.

Ich trat in die Vorhalle. Omer Pascha kam just die Treppe herab.

„Ah, Doktor!" und gegen den Sekretär gewendet:

„Sind die Briefe fertig?"

Der Sekretär reichte sie; Omer Pascha zog sein Siegel, das an einer goldenen Schnur befestigt war, die an seinem Halse hing, hervor, befeuchtete es und drückte es jedem Briefe, statt der Unterschrift auf. „Schützen Sie Ihr Haupt vor der syrischen Sonne!" und winkte mir zum Abschiede mit der Hand.

Omer Pascha schwang sich auf einen schönen, mit blauem Sammet und Silber gezäumten Rappen und sprengte fort, eine glänzende Suite ihm nach, nach Skutari.

Die Juden.

Statiſtiſche Daten. — Leitung und Verwaltung. — Zwei Chacham Baſchi. — Ordensinſignien und Siegel. — Einnahme und Ausgabe. — Kein Spital. — Wohlthat des Sultans. — Frauenverein.

Nach den Steuerbüchern der Gemeinde zählt Konſtantinopel 38,400 türkiſche Juden; 14,800 Männer, 23,600 Weiber; die Unterthanen fremder Mächte nicht eingerechnet. Sie wohnen verſtreut in der ganzen Stadt, vorzugsweiſe aber in den Vorſtädten: Balat 6000, in Chasköi 4000, in Peri Paſcha 1500, in Ortaköi 1500, in Kusghundſchik 1000, u. ſ. w.

Es kommen jährlich 100 Hochzeiten, 500 Geburten, 350 Sterbefälle vor.

Der Beſchäftigung nach ſind ſie Rentiers, Kaufleute, Wechsler, Kleinhändler, Senſale, Platzagenten, Laſtträger, Kajikführer, Glas- und Silbergeſchirrverkäufer, Zündhölzchenhändler, Zigarettenverfertiger und dergleichen.

In großer Anzahl Handwerker, theilen ſie ſich verſchiedenen Gewerben nach ein in:

Maurer 100, Glaſer 150, Nagelſchmiede 400, Klempner 1000, Glashüttenbeſitzer 2, Spiegelverfertiger 150, Baumwollenweber 2, Seidenſchnüredreher 100, Gold- und Silberſchnüredreher 500, Schönfärber 180, Schuhmacher 100, Schneider 500, Kürſchner 100, Gold- und Silberſticker 50, Gold- und Silberarbeiter

150, Juwelenſchleifer 1, Rubin- und Smaragdenfaſſer 200, Fiſcher 900, Trakteure 100, Mehlſpeiſenauskocher 550, Zuckerbäcker 100, Branntweinbrenner 200, Tabakſchneider 50, Büchſenmacher 100, Gewicht- und Maßverfertiger 300, Ingenieur 1, Buchbinder 1000, Schreiber 20, Aerzte 500, Wundärzte 40, Barbiere 700, Apotheker 50, Muſikanten 500, Seiltänzer 10.

Die Gemeinde wird im eigentlichen Sinne des Wortes von der Geiſtlichkeit regiert, denn die Rabbinen wählen mit den ſteuernden Mitgliedern der Gemeinde, nicht ohne auf dieſe Einfluß zu nehmen, die Vorſteher, deren ſieben ſind und lebenslänglich das Amt verwalten. Wenn einer ſtirbt, ergänzen die nachlebenden Vorſteher das Collegium.

Die Gemeinde hat zwei Besdin, Rabbinerkollegien, deren eines ſeinen Sitz in der Vorſtadt Chaßköi, das andere in Balat hat. Jedem der beiden Besdin ſteht ein Oberrabbi vor, deren einer den Titel Chacham Baſchi des Niſchan führt, vom Orden ſo genannt, den er von der Regierung beim Antritt ſeines hohen Poſtens erlangt.

Dieſer leitet die politiſchen Angelegenheiten der Gemeinde. Mit ihm verkehrt die Regierung in allen Angelegenheiten, welche die Juden des weiten, türkiſchen Reiches betreffen. Ihm liegt es ob, ihnen alle Befehle kundzuthun, und über deren Vollziehung zu wachen.

Chacham Chani iſt der Name des Palaſtes, den er bewohnt, in welchem ſich auch noch ein Kerker befindet. Er hat das Recht, für Vergehen durch Entziehung der Freiheit zu ſtrafen. In ſeinem Sitzungſaale werden die wichtigſten Gegenſtände berathen, die Berichte an die Regierung unterzeichnet. In der Kanzlei, wo ein Regiſter über alle türkiſchen Juden der Hauptſtadt, nebſt ihrer Wohnungsangabe, geführt wird, werden für Diejenigen, die reiſen wollen, die Päſſe ausgefertigt; doch müſſen ſie vom Vorſteher oder Chacham des Stadttheils, wo ſie wohnen, ein Zeugniß bringen, daß ſie mit der Gemeindeſteuer nicht im Rückſtande und nicht im Verdachte eines Vergehens, oder Verbrechens ſtehen. Der Paß wird dann ohne allen weitern Anſtand von der kaiſerlichen Re-

gierung vidimirt. Ebenso werden Käufe und Verkäufe von Häusern, Gärten oder Feldern in der genannten Kanzlei abgeschlossen und von der Regierung einfach bestätigt.

Der Chacham des Rischan hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu repartiren, was er mit Hülfe der Rabbinen in den jüdischen Gemeinden, die er ernennen und absetzen kann, vollzieht.

Jede der Hauptgemeinden, z. B. Smirna, Salonik, Jerusalem u. s. w., wenn sie einen Rabbi wählen, müssen dem Chacham des Rischan in Konstantinopel die Anzeige davon machen. Im Falle dieser zum neu Gewählten Vertrauen hat, schlägt er ihn der Regierung vor, die ihn bestätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Taxe von 30,000 Piastern dafür bezahlt, ebenfalls die Insignien des Rischan-Ordens verleiht. Die Armut der Gemeinden heißt sie meistentheils auf diese Auszeichnung verzichten. Dem neuen Rabbi wird von der Regierung ein Siegel verabfolgt, dessen ein gleiches sie selbst, der Kontrole wegen, behält und eines dem Chacham Baschi in Konstantinopel ausfolgt. Die mit dem Orden, oder auch nur mit dem Siegel Belehnten, genießen des Vorrechts, ihre Wünsche oder Vorschläge dem Chacham des Rischan in Konstantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung ungesäumt davon in Kenntniß zu setzen.

Der Amtsgenosse des Chacham des Rischan leitet die religiösen Angelegenheiten der Gemeinde. Jede Verlobung muß ihm angezeigt werden, und wenn die Verlobten die Ehe nicht eingehen wollen, haben sie ihm die Gründe vorzulegen, die, nur wenn er sie anerkennt, Geltung erlangen. Er löst Ehen und Eide, er bestraft Die, welche sich gegen irgend ein religiöses, oder zeremoniales Gesetz vergehen. Gegen seine Entscheidung kann keinerlei Berufung stattfinden.

Zur Zeit meiner Anwesenheit fungirten Herr Abraham Schemuel Cohen, als Chacham des Rischan, Herr Mosche Fresco, als Oberrabbi des Besdins.

In ihren Funkzionen werden diese beiden Würdenträger von den Vorstehern unterstützt, mit denen sie gemeinschaftlich die Steuer

für die Regierung und für die Gemeinde bestimmen. Diese von ihnen für die einzelnen Stadttheile erwählten Untervorsteher „Batidinim“ stehen ihnen, durch ihre genauere Kenntniß der Personen und Vermögensverhältnisse zur Seite und bilden gleichzeitig eine Religions- und Sittenpolizei.

Einnahmen der Gemeinde bilden:

1. Die „Gabela“ das Recht von jeder Oka Fleisch — die Oka enthält 2¼ österreichische Pfund — 25 Para, bei 4 Kreuzer, für 1 Oka Käse 20, für 10 Oka Wein 5, für 1 Oka Branntwein 10 Para Verzehrungsteuer zu beziehen.

2. Wenn ein Mädchen Braut wird, zahlt sie während der Zeit dieses ihres Standes ½ %, wenn sie heiratet, der Bräutigam 1 % von der Mitgift.

3. Wenn ein Jude dem anderen ein Haus, einen Garten, oder ein Feld verkauft, muß der Käufer an die Gemeinde 1 % der Verkäufer ½ % vom Kaufschilling geben. Wenn ein Jude seinen Besitz an einen Mohammedaner, oder Christen verkauft, so hat er 2 % zu entrichten.

4. Wenn ein Mann, oder eine Frau stirbt und keine Kinder hinterläßt, muß der fernere, erbende Verwandte 10 % vom ganzen Nachlaß bezahlen.

Die Auslagen der Gemeinde sind uns nicht der Ziffer nach mitgetheilt worden, ebenso die Einnahme nicht; doch sind beide sehr bedeutend und jene beziehen sich auf folgende Gegenstände:

1. Die Gemeinde zahlt für alle in Konstantinopel geborenen Rabbinen und Gelehrte die Steuer.

2. Die Gehalte für die beiden Oberrabbinen und die sechs Rabbinen, welche das Besdin bilden, für drei Kanzlisten, deren einer die türkische, die beiden anderen die hebräische Korrespondenz führen; für drei Steuereinnehmer, für die Fleisch-, Bank-, Wein- und Rakiaufseher, für zwei Trabanten, zwei Kerkerwächter und zwei Kawasse, welche Letztere mit silbernen Stäben dem Chacham Baschi, wenn er Besuche macht, voranschreiten.

gierung vidimirt. Ebenſo werden Käufe und Verkäufe von Häuſern, Gärten oder Feldern in der genannten Kanzlei abgeſchloſſen und von der Regierung einfach beſtätigt.

Der Chacham des Niſchan hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu repartiren, was er mit Hülfe der Rabbinen in den jüdiſchen Gemeinden, die er ernennen und abſetzen kann, vollzieht.

Jede der Hauptgemeinden, z. B. Smirna, Salonik, Jeruſalem u. ſ. w., wenn ſie einen Rabbi wählen, müſſen dem Chacham des Niſchan in Konſtantinopel die Anzeige davon machen. Im Falle dieſer zum neu Gewählten Vertrauen hat, ſchlägt er ihn der Regierung vor, die ihn beſtätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Taxe von 30,000 Piaſtern dafür bezahlt, ebenfalls die Inſignien des Niſchan-Ordens verleiht. Die Armut der Gemeinden heißt ſie meiſtentheils auf dieſe Auszeichnung verzichten. Dem neuen Rabbi wird von der Regierung ein Siegel verabfolgt, deſſen ein gleiches ſie ſelbſt, der Kontrole wegen, behält und eines dem Chacham Baſchi in Konſtantinopel ausfolgt. Die mit dem Orden, oder auch nur mit dem Siegel Belehnten, genießen des Vorrechts, ihre Wünſche oder Vorſchläge dem Chacham des Niſchan in Konſtantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung ungeſäumt davon in Kenntniß zu ſetzen.

Der Amtsgenoſſe des Chacham des Niſchan leitet die religiöſen Angelegenheiten der Gemeinde. Jede Verlobung muß ihm angezeigt werden, und wenn die Verlobten die Ehe nicht eingehen wollen, haben ſie ihm die Gründe vorzulegen, die, nur wenn er ſie anerkennt, Geltung erlangen. Er löſt Ehen und Eide, er beſtraft Die, welche ſich gegen irgend ein religiöſes, oder zeremoniales Geſetz vergehen. Gegen ſeine Entſcheidung kann keinerlei Berufung ſtattfinden.

Zur Zeit meiner Anweſenheit fungirten Herr Abraham Schemuel Cohen, als Chacham des Niſchan, Herr Moſche Fresco, als Oberrabbi des Besdins.

In ihren Funkzionen werden dieſe beiden Würdenträger von den Vorſtehern unterſtützt, mit denen ſie gemeinſchaftlich die Steuer

nach Beirut. Die Küste ist sicherer und Sie sehen Sidon, Tyrus, St. Jean d'Acre."

Er gab den Auftrag, die Briefe zu schreiben und reichte mir die Hand: „Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Kommen Sie morgen wieder."

Auf dem Gartenvorplatze des Hauses stand ein weißgolden lackierter Wagen auf hellrotem Gestelle, zwei prächtige fuchsrote Pferde vorgespannt. Dr. Ali Bei zog mich in eine andere Richtung des Gartens: „Es ist die junge Frau Sr. Hoheit, da müssen wir fern bleiben." Ich bemerkte eine verschleierte Gestalt, der gegenüber zwei Frauen saßen. Ein zweiter Wagen rollte heran, in welchem sich vier verschleierte Dienerinnen befanden. Zwei Neger schwangen sich auf weiße, mit purpurnen Schabracken bedeckte Pferde und ritten dem Wagen voran.

Ich fand mich am folgenden Tage bei Omer Pascha zur bestimmten Stunde wieder ein. Auf dem Vorplatze wimmelte es von Offizieren, Sklaven und Pferden.

Ich trat in die Vorhalle. Omer Pascha kam just die Treppe herab.

„Ah, Doktor!" und gegen den Sekretär gewendet:

„Sind die Briefe fertig?"

Der Sekretär reichte sie; Omer Pascha zog sein Siegel, das an einer goldenen Schnur befestigt war, die an seinem Halse hing, netzte, befeuchtete es und drückte es jedem Briefe, statt der Unterschrift auf. „Schützen Sie Ihr Haupt vor der syrischen Sonne!" und winkte mir zum Abschiede mit der Hand.

Omer Pascha schwang sich auf einen schönen, mit blauem Sammet und Silber gezäumten Rappen und sprengte fort, eine glänzende Suite ihm nach, nach Skutari.

3. [illegible] Erhaltung von Talmud Thoraschulen und Unter[illegible] die Schüler der Jeschiboth, deren einer 1000 bis [illegible] jährlich bezieht, nehmen eine nicht unbedeutende Summe in Anspruch.

4. Die kleinen Auslagen belaufen sich auf 20—30,000 Piaster.

Wenn die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, so werden sie durch eine außer[illegible] Vermögensumlage „Aricha" gedeckt. Die Oberrabbiner [illegible] mehrere Vertrauensmänner, welche die Gemeinde[illegible] Beziehung auf ihr Vermögen abschätzen und die [illegible]umlage auf vier Jahre bemessen müssen. [illegible] sie jedoch vor dem Beidin einen Schwur [illegible] Wissen und Gewissen vorzugehen. Wenn [illegible] im ersten Jahre stirbt, müssen die Erben [illegible] folgenden drei Jahren entrichten, [illegible] Einer nach Jerusalem übersiedelt, wird er [illegible].

In neuerer Zeit wurde die Aricha, die nur die Reichen traf, durch den Einfluß eines der Reichsten abgestellt. Wer notorisch nur 10,000 Piaster besitzt, zahlte die Aricha nicht. Wir wissen nicht, wie jetzt die, die Einnahmen übersteigenden Auslagen gedeckt werden. Doch nicht durch Erhöhung der Verzehrungssteuer, die dem Armen so drückend ist?

Rücksichtlich der Wohlthätigkeitsanstalten ist zu bemerken:

Die Gemeinde hat kein Spital, obwohl der Sultan vor mehreren Jahren ihr und den Karaiten einen sehr schönen Platz geschenkt hat, um darauf ein Spital aufzuführen. Die Gemeinde wurde um eine nicht unbedeutende Summe ersucht; doch brachte sie es nicht weiter als zum Aufbau von vier Mauern, die als moderne Ruinen bald einstürzen werden. Die Karaiten dagegen führten ihr Haus auf und es [illegible] und wirkt segensreich. [illegible] in der ganzen [illegible], wo der Spital eingerichtet ist, [illegible] 130 [illegible] zum [illegible]. Die [illegible]

für die Regierung und für die Gemeinde bestimmen. Diese von ihnen für die einzelnen Stadttheile erwählten Untervorsteher „Badinim“ stehen ihnen, durch ihre genauere Kenntniß der Personen und Vermögensverhältnisse zur Seite und bilden gleichzeitig eine Religions- und Sittenpolizei.

Einnahmen der Gemeinde bilden:

1. Die „Gabela“ das Recht von jeder Oka Fleisch — die Oka enthält 2¼ österreichische Pfund — 25 Para, bei 4 Kreuzer, für 1 Oka Käse 20, für 10 Oka Wein 5, für 1 Oka Branntwein 10 Para Verzehrungsteuer zu beziehen.

2. Wenn ein Mädchen Braut wird, zahlt sie während der Zeit dieses ihres Standes ½ %, wenn sie heiratet, der Bräutigam 1 % von der Mitgift.

3. Wenn ein Jude dem anderen ein Haus, einen Garten, oder ein Feld verkauft, muß der Käufer an die Gemeinde 1 % der Verkäufer ½ % vom Kaufschilling geben. Wenn ein Jude seinen Besitz an einen Mohammedaner, oder Christen verkauft, so hat er 2 % zu entrichten.

4. Wenn ein Mann, oder eine Frau stirbt und keine Kinder hinterläßt, muß der fernere, erbende Verwandte 10 % vom ganzen Nachlaß bezahlen.

Die Auslagen der Gemeinde sind uns nicht der Ziffer nach mitgetheilt worden, ebenso die Einnahme nicht; doch sind beide sehr bedeutend und jene beziehen sich auf folgende Gegenstände:

1. Die Gemeinde zahlt für alle in Konstantinopel geborenen Rabbinen und Gelehrte die Steuer.

2. Die Gehalte für die beiden Oberrabbinen und die sechs Rabbinen, welche das Besdin bilden, für drei Kanzlisten, deren einer die türkische, die beiden anderen die hebräische Korrespondenz führen; für drei Steuereinnehmer, für die Fleisch-, Bank-, Wein- und Rakiaufseher, für zwei Trabanten, zwei Kerkerwächter und zwei Kawasse, welche Letztere mit silbernen Stäben dem Chacham Baschi, wenn er Besuche macht, voranschreiten.

ngelegt. Ueber dem Almemer glänzt ein vergoldeter Stern und albmond.

Die Synagoge „Jambul“ ist, nach einem eben jetzt unter altem auwerk aufgefundenen, roten Marmorsteine, von Jakob Jarsch, rscheinlich aus Jambul zu Ehren seines verstorbenen Vaters n Jahre 5469 gegründet.

Die Synagoge „Alemanos“ die 200 Jahre bestehen soll, ist s Holz gebaut, während die des Kolel „Major“ aus Stein auf- führt ist.

Diese fünf Synagogen habe ich nebst der deutschen und der nischen in Galata besucht. Die beiden letztern unterscheiden sich ht von denen, die wir im Abendlande kennen.

Hier wollen wir nur von den Synagogen der morgenländischen den erzählen, über die uns Nachrichten zugekommen sind.

Ezchajim.

Uralt ist die Synagoge „Ezchajim“, Niemand weiß, wann sie gründet worden ist. Als sie sich bereits in sehr baufälligem Zu- nde befand und die Gemeinde sie wieder herstellen wollte, erhielt e hiezu von der Behörde keine Erlaubniß. Da fügte es ein be- sonderer Zufall, daß der Sultan eben an einem jüdischen Gaukler Wohlgefallen fand, der den Mut hatte sich vom Großherrn die Herstellung der Synagoge als Gnade zu erbitten. Der Sultan gnädigte sie; aber die Vorsteher der Gemeinde, Herr Sabatai Lewi, r Chajim Alancua und Herr Baruch Hakohen spotteten des Gauklers, als er ihnen die Nachricht brachte. Da er aber bei Gott m Herrn schwur, daß er Wahrheit rede, gingen sie zur hohen forte und fragten und es wurde ihnen die freudige Kunde, daß e bauen dürfen.

Bald kamen türkische Ingenieure und vermaßen den Raum, dem die neue Synagoge durfte um keinen Zoll größer, oder klei- er, als die alte gebaut werden. Die Juden fingen zu bauen an d bauten über den gemessenen Raum hinaus; da erschienen plötz- lich an einem Sabbat wieder die Ingenieure, diesmal aber von Soldaten begleitet. Ein schlechtester aller verlorenen Menschen, ein

In der Vorstadt Kurn Tscheschme eine, durch den „vornehmen Mann" Jizchak Chatim im Jahre 5600; in der Vorstadt Arnaudköi die zweite durch Samuel de Trevis im Jahre 5604 erbaut.

Kene Hamikra.

Ich verfügte mich an einem Sabbat in diese, den Karaiten angehörende Synagoge. In der Vorhalle, die von betenden jungen Männern übervoll war, mußte ich meine Fußbekleidung ablegen. Die Karaiten betreten nur in Socken die heilige Stätte, weil auch Moses der Lehrer die Schuhe am Berge Horeb ablegte, als ihm die Stimme des Herrn aus dem brennenden Dornbusche zurief, daß hier heiliger Boden sei. In der Synagoge, einem schönen geräumigen Vierrecke, saßen ältere orientalisch gekleidete Männer, auf grüngelben Teppichen gekreuzter Beine, die Wände entlang, um Manche von ihnen eine Gruppe Knaben, die sie unterwiesen. Die blanke Reinlichkeit dieser Synagoge fiel angenehm gegen die der Sepharedim auf. Jeder trug einen Talit, der aber nicht durch Gebetmantel übersetzt werden kann, weil er nur zwei Spannen breit über dem Nacken liegt und mit seinen beiden Enden gegen vorne über die Brust herabhängt. An den vier Enden sind an weißen Schnüren die Schaufäden, als dicke blauweiße Troddeln angenäht. Jeder Betende hat die weiße Schnur, an der sie hängen, um den kleinen Finger gewunden. Der Theil des Talit, der auf dem Nacken liegt, ist bunt und schön gestickt.

Als ich meinen Nachbar fragte, warum die Vorhalle so überfüllt, da doch die Synagoge fast leer sei, theilte er mir eine eigenthümliche Statistik mit: „Die draußen sind unrein, weil sie mit einer Leiche, die wir gestern begraben haben, in Berührung gekommen sind; die größere Anzahl „erkannten" heute ihre Frauen und durften, des Sabbat wegen, noch kein reinigendes Bad nehmen."

Ein schöner etwa zwölfjähriger Knabe in grünseidenem Kaftan, rotem Feß und gelben Sandalen trat an den in der Mitte der Synagoge angebrachten, mit einem schönen Teppich behängten, erhöhten Tisch. Er fiel auf die Kniee und berührte, wie ein Moslem beim Gebete, den Estrich mit der Stirne, dann erhob er sich und

ſang mit klarer, ſchöner Stimme ein Lobgedicht auf Gott; den reimenden Endvers ſang die Gemeinde im Chore mit. Ein ähnliches Lied unter der üblichen Knie- und Kopfbeugung ſang der Knabe auch nachdem die Thora — ein pergamentenes Buch, keine Rolle bei den Karaiten — verleſen war.

„Von Kinderſtimmen," bemerkte mir mein Nachbar, „klingt dem Weltenherrn ein Loblied am „duftigſten."

Nach dem Gottesdienſte wollte ich die Thorabücher, die in der heiligen Lade gegen Oſten aufbewahrt werden, ſehen; es wurde mir jedoch bemerkt, daß dies am Sabbat nicht geſtattet ſei, man dürfe nur jenes Buch herausheben, aus dem der Wochenabſchnitt geleſen wird.

Nach dem Gottesdienſte begab ſich die ganze Gemeinde in das Haus eines Trauernden, er hatte vor einigen Tagen ſeine Gattin begraben und durfte daher das Gotteshaus nicht betreten. Die Angeſehenen der Gemeinde — mir wurde als Gaſt dieſelbe Ehre erwieſen — traten in die Stube zum Trauernden, die übrigen Männer blieben im Vorzimmer und trotz eines ſtarken Regenguſſes vor dem Hauſe. Wir ſaßen auf einem niedrigen Divane die Wände entlang; in der Mitte der Stube vor einem niederen Tiſchchen der Chacham und zwei Lehrer. Dieſen gegenüber zwölf Knaben, denen einer der Lehrer die Paraſcha des Tages hebräiſch erklärte, der andere ein Kapitel des Proſeten Hoſea ins Türkiſche überſetzte. Darauf wurde ein Pſalm von allen Anweſenden geſungen und eine den trauernden Hausherrn tröſtende Rede vom Chacham gehalten.

Ein Diener reichte, nach der mir leider unverſtändlichen Rede, die Alle zu Thränen und lauten Schmerzenſchreien rührte, in einem großen ſilbernen Napfe gebrannten und zerriebenen Kaffee, mit Zucker reichlich vermiſcht herum. Jeder der Anweſenden nahm einen Kaffeelöffel voll heraus und ſpeiſte den trockenen Kaffee, ohne den Rand mit dem Löffel zu berühren. Ein zweiter Diener reichte darauf jedem Einzelnen ein Glas Waſſer.

Die Karaiten genießen am Sabbat nichts Warmes, da ihnen das Feueranmachen in ihren Häuſern, ſelbſt durch anders Gläubige, unterſagt iſt und während ſie, ſtreng am Worte der Bibel haltend,

Leichenhöfe.

hungsqual. — Ein Paſcha Melonenverkäufer. — Verrath. — Ein
Haupt. — Das verletzte Teſtament. — Ein jüdiſcher Kadi. —
m Sultan Gemordeten. — Der umgeſtürzte Grabſtein. — Der
Fels der Engel.

in uralter Leichenhof befindet ſich auf der aſiatiſchen Seite
sporus bei Kusghundſchik, den wir auf der Wanderung nach
betreten haben. Er iſt überfüllt von Gräbern und Grab-
, denn es herrſcht der Glaube, daß diejenigen, die in Aſien,
chem Welttheile das gelobte Land liegt, begraben werden,
elbar aus ihrem Grabe am Tage des jüngſten Gerichtes auf-
n. Die außerhalb Paläſtina's, oder gar Aſiens begraben
deren Gebeine werden durch die ſteinernen Rippen der Erde
ter Qualen Bahn brechen müſſen, bis ſie in das heilige
der Väter gelangen.

Wer entſchloſſen war nach Jeruſalem als Pilger zu gehen,
ort zu ſterben, der muß, wenn er ſeine fromme Abſicht aus-
en verhindert worden iſt, auf aſiatiſchem Boden begraben
.

n dieſen Leichenhof knüpft ſich die Geſchichte eines blutigen
es.

Der Paſcha von Bagdad empörte ſich gegen den Großherrn.
errte ſich in ſeinen Gränzen ab und ließ jeden Fremden ſtreng
uchen, denn er fürchtete, daß ihm ein Ferman, der ſein
urtheil enthielte, überbracht werden könnte. Der Sultan

einen Krieg nach Außen verwickelt, hatte keine Truppen, um sie gegen den rebellischen Pascha zu senden, der sich unabhängig machen wollte. Es mußte ihm daher durch List beigekommen werden. Thair Pascha wurde abgesendet und durfte nicht zurückkehren, ohne den Kopf des Rebellen. Vor der Gränze des Paschaliks kaufte er eine Ladung Wassermelonen, deren eine er fein durchschnitt, aushöhlte und in ihr den Ferman verbarg. So gelangte er als armer Melonenverkäufer in die Stadt, um Gelegenheit und Zeit wahrzunehmen, sich dem Pascha zu nähern, und in Gegenwart seines Hofstaates ihm den Ferman zu übergeben.

In Bagdad lebte zu dieser Zeit ein Jude Jecheskiel Gabai, der Wechsler des Pascha's. Er war gelehrt, sprachenkundig, gewandt in diplomatischen Geschäften und ein — Verräther. Thair Pascha suchte seine Bekanntschaft zu machen und nachdem er ihm die Freuden Konstantinopels und den Hof des Sultans geschildert hatte und wie leicht es sei, daselbst ein Glück zu erreichen, fragte ihn der ehrgeize Jude, wie das möglich zu machen wäre? Thair Pascha entdeckte sich ihm und versprach ihm alle Macht und allen Glanz, wenn er den Ferman vor Zeugen in die Hände des Pascha's von Bagdad spielen könnte. „Nichts leichter als das" erwiederte der schändliche Mann.

Am folgenden Tage zur gewöhnlichen Besuchstunde trat Jecheskiel Gabai, kostbarer als sonst gekleidet und mit einem Yatagan, in dessen Griff eine Damaszenerklinge funkelte, in den Divan des Pascha's von Bagdad, der ihn wie immer freundlich empfing. Jecheskiel Gabai aber überreichte ihm den Ferman und schlug seinem Wohlthäter den Kopf ab.

Eine so entsetzliche That fordert die Rache der sittlichen Welt heraus.

Der Henker geht nach Konstantinopel und die Versprechungen für seine That werden ihm glänzend und reicher noch erfüllt. Seine Macht, sein Ansehen sind ungeheuer; es bedarf nur seines Wortes, um einen Sklaven zum Pascha, einen Pascha zur Leiche zu machen. Besonders, wenn Juden irgendwo von Beamten gedrückt werden, bedarf es nur einer einfachen Anzeige an Jecheskiel Gabai und sie

ſind abgeſetzt, oder hingerichtet. — Mit ſeinem Anſehen iſt ſein Vermögen auf gleicher Höhe, bis das letztere die Habſucht Sultan Mahmuds reizt. Er ſendet ihn, weil er es nicht wagt den Mann in der ihm huldigenden Hauptſtadt anzugreifen, nach Adalja ins Exil. Ihm folgt ſein älteſter Sohn Schalom.

Am dritten Tage ſeiner Ankunft in Adalja läßt ihn der Paſcha rufen und zeigt ihm den Todesbefehl des Sultans. An der Treppe des Palaſtes, in Gegenwart ſeines Sohnes, wird ihm der Kopf abgeſchlagen und der Sohn ins Gefängniß geworfen.

Der abgeſchlagene Kopf wurde in einer ſilbernen Schüſſel dem Sultan überbracht, dann während zweier Tage öffentlich ausgeſtellt, bis ihn die Juden um ſchweres Gold kauften und in Kusghundſchik begruben.

Der Sohn wurde nach mehreren Jahren frei gegeben; doch fand er vom väterlichen Vermögen nichts mehr vor und ſtarb in Armut. Ein Enkel des allmächtigen und reichen Jecheskiel Gabai iſt jetzt als Diener der Gemeinde in Konſtantinopel angeſtellt.

Glücklicher ſind die Enkel des wegen ſeines Geiſtes und ſeines trefflichen Charakters berühmten Carmona, der ebenfalls ſeines Reichthums wegen gemordet wurde. Sie beziehen von Abdul Medſchid 3000 Piaſter Penſion jährlich.

In der Vorſtadt Ortaköi iſt ein zweiter Leichenhof, von dem wir keine blutige Geſchichte, wie von dem zu Kusghundſchik zu erzählen wiſſen.

Von den Tauſenden, die hier begraben liegen, nannte man mir den berühmten Rabbi Chajim Alfanderi, der das bekannte Werk „Eſchdad“ verfaßt hat.

Hier ruht der Raf Raphthali Cohen, Oberrabbi von Frankfurt, der auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem ſtarb. Er baute neben der Synagoge in Ortaköi ein Beſſemedereſch, welches er das aſchkenaſiſche nannte und befahl, vor ſeinem Tode ihn in der Nähe deſſelben zu begraben, ſonſt hätte man ihn als den Pilger nach Jeruſalem in Kusghundſchik begraben müſſen. Die Gemeinde wollte

ſpäter in dem aſchkenaſiſchen Beſſemedereſch, weil keine Aſchkenaſim in Konſtantinopel lebten, den ſepharediſchen Ritus einführen. Der Vorbeter ſtarb unmittelbar nach dem erſten Gebete, das er in ſepharediſcher Weiſe ſang, was die Gemeinde als die Strafe anſah, daß ſie gegen den Willen des Stifters gehandelt hat.

In der Vorſtadt Balat iſt ein Platz, der Igrikapi heißt, auf welchem ſich der älteſte jüdiſche Leichenhof Konſtantinopels befindet, der, weil er zu fern liegt und überfüllt iſt, ſeit Langem nicht mehr benützt wird.

Hier ruht der berühmte Raf Capſali und Elian Misrachim, der ſolchen Anſehens genoß, daß Sultan Suleiman ihn zum Richter über Juden und Türken einſetzte. Von ihm beſitzt die rabbiniſche Wiſſenſchaft ein Werk: „Reem“ und einen Kommentar des Raſchi.

Auf dieſem Friedhofe befindet ſich ein großer Kreis, der von großen bemooſten Steinen eingefaßt iſt; auf dem, der Ueberlieferung zufolge „die vom Sultan Gemordeten“ begraben liegen.

Wie um Grabſtätten immer ſpielen die Schatten der Legende und Sage auch hier. Ein Grabſtein mit vier Säulchen in den Ecken liegt ſo, daß ſie wie bei einem umgeſtürzten Tiſche in die Luft emporragen. Man hob oft dieſen Stein auf und pflanzte ihn feſt. Am folgenden Morgen aber fand man ihn jedesmal wieder umgeſtürzt. Niemand weiß, wer unter ihm begraben liegt.

Ein anderer Stein, der flach auf dem Grabe eines frommen Rabbi liegt, zeigt in ſeinem weißen Marmor die Abdrücke von zwei Händen, ſo als hätten ſolche in weichen Teig gegriffen. Der Stein führt den Namen: „La piedra de los Malachim“, der Stein der Engel, die ihn emporheben, wenn der Rabbi ſich zu Gott erheben will und ihn wieder ſinken laſſen, wenn er in das Grab zurückgekehrt iſt.

Geſpenſtergeſchichten.

Ein Geiſterfeſt. — Die Bruſche. — Das verwandelte Kind. — Du für mich, ich für Dich. — Chalebi.

Wir ſind in ein geheimnißvolles Reich gerathen, in das der Geiſter und Dämonen, die gerne um Gräbern weilen, die Nächte hindurch ſchattenhaft leben und in ſeltſamen Verkehr mit den Menſchen treten.

Der Aberglaube bezeichnet die Bildungſtufe eines Volkes, zeichnet die Irrlichtbahnen, die ſeine religiöſe und ſittliche Fantaſie geht und drückt die Sehnſucht nach einer andern ewigen Welt aus. Ein Geſpenſt iſt häufig das plaſtiſch gewordene Gewiſſen des Volkes; das Grauen vor geheimnißvollen Geſchichten ſpiegelt das ſittliche Entſetzen vor einer blutigen That. Wer den Geiſterglauben, die Legenden und Sagen eines Volkes kennt, weiß mehr von ihm, als der fleißigſte Sammler trockener Regeſten.

Wir wollen Einiges vom Geiſterglauben der orientaliſchen Juden erzählen.

Ein Geiſterfeſt.

Die Geiſter vermehren ſich wie die Menſchen, ſie verbinden ſich gerne mit menſchlichen Frauen und es kommt nicht ſelten vor, daß ein Jüngling einen weiblichen Geiſt heiratet. Der berühmte Kabbaliſt Jehuda Bivas aus Corfu erklärte, daß die Schedim, die böſen Geiſter, im Abendlande keine Gewalt haben, namentlich in Städten nicht, wo ein König wohnt. Im Morgenlande gewinnen ſie nur über Diejenigen Herrſchaft, die ſie rufen.

Es giebt Zeiten, wo die Geister ein Haus brauchen, um eine Hochzeit, oder irgend ein Fest zu begehen. Sie thun dies den Bewohnern eines Hauses, das sie meist in einsamen Gegenden sich ausersehen, dadurch kund, daß Steine von unsichtbaren Händen gegen das Haus geschleudert und daß die Wände naß werden. Den Leuten kehren sich, während sie essen, die Teller um und der Wein in den Gläsern beginnt unruhig zu werden, bis er ganz überflossen ist. Am Sabbat fallen Steinchen in die Oellampen, so daß sie schlecht brennen. Die zum Frühstück gebratenen Eier werden unter der schlafenden Hauskatze, oder einer Hündin gefunden, als ob sie dieselben ausbrüten sollten.

Es traf einmal, daß ein Mann den geheimen Gästen hartnäckig sein Haus verweigern wollte. Eines Tages sah man ihn plötzlich umfallen und so liegen, als ob er sich zu einer über ihn verhängten Bastonnade völlig resignirt vorbereiten wollte. Dabei fing er fürchterlich zu schreien an und jammerte über die entsetzlich schmerzenden Prügel; auch Messerstiche wurden ihm beigebracht, doch floß kein Blut und sie schadeten seiner Gesundheit nicht. Er sah nun ein, daß er keinen Widerstand leisten dürfe und ließ das ganze Haus reinlich fegen und alle Gefäße blank scheuern, denn die Geister, wenn sie zu ihren Festen das Haus nicht so vorbereitet finden, richten darin vielen Schaden an; lassen aber Alles unversehrt, wenn sie von Ordnung und Reinlichkeit begrüßt werden.

Wenn Menschen allein tief in der Nacht an einem solchen Hause vorüber kommen, hören sie eine seltsame Musik, Paare, die sich im Tanzen drehen, ein wunderliches Singen und ein Gelächter, das an das Schreien von Katzen erinnert.

Die Brusche.

Die Brusche kommt in Gestalt eines alten bekannten Weibes; sie wirft Erde von Gräbern in die Ohren der Mütter, wodurch sie schwerhörig werden. Dann nimmt sie das Kind von der Brust der Mutter, erwürgt es und legt es wieder an die Brust zurück.

Einmal wurde eine Brusche bei diesem Thun ertappt, der Mann der Wöchnerin faßte sie bei den Haaren und befahl den Ofen zu heitzen, um sie hinein zu werfen. Sie schrie und schwur, seiner Familie nie wieder etwas Böses anthun zu wollen. Während er sie hielt erschien sie ihm bald als Besen, bald als Krug, bald als Katze. Als der Ofen glühte und er sie stärker faßte, um sie lebendig zu verbrennen, schwur sie beim heiligen Namen Gottes, daß sie keinem Menschen mehr auf Erden ein Leid anthun wolle. Diesem Schwure glaubte er und ließ sie los und sie hat den Schwur gehalten.

Die Brusche folgt einem unwiderstehlichen Drange und man kann sie nur dadurch heilen, wenn aus einem Brunnen ein scharfer Kieselstein gefischt wird und ihr die Zähne so lange mit demselben geschliffen werden, bis sie stumpf sind und das Zahnfleisch vom Blutverluste, den die Operazion verursacht, blaß wie das einer Leiche wird.

Eines Tages begegnete die Brusche einer jungen, schwangern Katze in einer seltsam einsamen Gegend. Sie sprach zur Katze: „Wenn Du entbindest, will ich Deine Hebamme sein.“ Die Katze sah die Brusche aufmerksam an, so als ob sie sich ihre Züge ins Gedächtniß prägen wollte und einen krummen Rücken machend, schlich sie davon. Nach einigen Tagen klopfte es in tiefer Nacht an die Hausthüre der Brusche, sie hörte sich beim Namen rufen. Als sie öffnete und vor das Haus kam, stand ein schöner Jüngling vor ihr, der sie einlud gleich mit ihm zu einer Frau in Mutterschmerzen zu kommen. „Führe mich zu ihr,“ sagte die Brusche. Der Jüngling schritt voran, sie folgte ihm im Mondscheine. Es fiel ihr auf, daß seine Fußstapfen sich auf der beleuchteten Erde schwarz, wie Schatten und von einer seltsamen Form abbildeten. Seine Gestalt war schlank und edel, sie mußte ihn immer mit Wohlgefallen betrachten; nur bewegte sich zuweilen sein Rücken in wunderlichen, sich biegenden und streckenden Bewegungen. Nach einem langen, langen und fremden Wege, der gar nicht enden wollte, gelangten sie in ein sehr schönes und reines Haus. In einem Saale fand sie eine junge Frau von ungewöhnlicher Schön-

heit. Es brannte keine Lampe im Saale und doch war er erleuchtet; es spielte ein grüngoldener Glanz darin, der von den Augen der anmutigen Frau auszugehen schien. Wiewohl ihr all das eigenthümlich und fremd vorkam; so hatte sie doch kein Arges und versah mit treuer Sorgfalt ihre Pflicht. Nach zwei Stunden sah sie einen schwarzen, länglich gestreckten Schatten sich von der Frau emporheben, an den Wänden, wie eine Katze zu thun pflegt, hinschleichen und verschwinden. In diesem Momente bemerkte sie, was früher nicht so zu sein schien, daß die Wöchnerin behaarte Beine hatte. Jetzt erinnerte sie sich an den Spott, den sie einer Katze vor einigen Tagen zugerufen hatte, und fing heftig zu zittern an. Sie fiel auf die Kniee und flehte zur Wöchnerin, sie nicht zu beschädigen. Diese antwortete ihr: „Fürchte Dich nicht, Dir wird kein Leid widerfahren, weil Du mir treu Dein Wort gehalten hast. Genieße aber weder Trank noch Speise.“ Nach diesen Worten erschien die ganze Freundschaft und Alle waren bemüht der braven, klugen Frau süße Kuchen, eingemachte Früchte und Kaffee zu reichen. Sie aber weigerte sich standhaft von dem Dargebotenen irgend etwas an ihre Lippen zu bringen. Alle lärmten wirr und seltsam durcheinander und wiewohl sie keine fremde Sprache redeten, konnte die Brusche doch nichts davon verstehen. Ganz toll schien aber die Gesellschaft zu sein, wenn sie lachte; es war wie wenn Hähne und Katzen durcheinander krähen und miauen. Nach langer Zeit, während man sich fort und fort bemühte, sie zum Essen und Trinken zu bewegen, gab man ihr eine Handvoll Piaster. Ein Mann ergriff sie darauf bei der Hand, führte sie aus dem Saale und trug sie durch die Nacht in ihr Haus. Am Morgen, als sie die Piaster aufbewahren wollte, waren es lauter Knoblauchschalen.

Wenn eine Frau nicht nach neun Monden gebiert; so ist die Brusche dabei mit im Spiele. Man muß die Frau unter dem Bauche einer trächtigen Stute dreimal hinwegführen, die bekanntlich erst nach zwölf Monden ihr Füllen zur Welt bringt.

Das verwandelte Kind.

Ein frommer Rabbi ſaß noch in ſpäter Nacht bei dem Schimmer einer Lampe in ſeine talmudiſchen Forſchungen vertieft. In derſelben Stube lag ſein junges, ſchönes Weib ſchlafend, in ihren Armen ein rot geſundes Kind haltend. Der Rabbi wenn er von ſeinem Folianten aufblickte, konnte die ihn beglückende Gruppe ſehen und den leiſen Athemzug ſeiner geliebten Leben vernehmen. Dann verſenkte er ſich wieder in die tiefen Gedankenſtröme und ſie überflutheten mit ihrem geheimnißvollen Rauſchen ſeinen Geiſt.

Plötzlich hörte er einen donnerähnlichen Schlag, ſo daß er bis in die Seele erbebte und zugleich, als hätte der Donner gezündet, ſah er eine brennende Ruthe leuchten und erlöſchen. So ſehr ihn der Donnerſchlag erſchreckte, ſo erfüllte ihn die Lichterſcheinung mit einem freudigen Erſtaunen.

Es war ſchon eine Weile, ſeitdem der Knall erſchollen und die brennende Ruthe verloſchen war und der Rabbi lauſchte noch regungslos, ob ſich die Erſcheinung nicht wiederholen werde? Als es aber ruhig blieb, ſtand er auf, um nach Weib und Kind zu ſehen und da erblickte er ein entſetzliches Bild. Das Kind im Arme der ſchlafenden Mutter lag ebenfalls ſchlafend, aber ſeine blühend roten Wänglein waren eingeſunken, die ſonſt ſchön geformte Stirne ſchob ſich zurück, der Mund war verlängert und der Anblick grauenhaft, denn das Kind glich mehr einem häßlichen Hunde, als einem Menſchen. Der Rabbi weckte entſetzt ſein Weib und als ſie die Augen aufſchlug und das Grauenhafte in ihrem Arme liegen ſah, ſchrie ſie furchtbar auf und warf es von ſich.

Am folgenden Morgen ließ der Rabbi ſein Kind, das noch in derſelben Nacht lautlos ſtarb, begraben.

Du für mich; ich für Dich!

In der Vorſtadt Chasköi wohnte ein armes vierzehnjähriges Mädchen, das Kopftücher webte und färbte. Sie war ſeit einem

Jahre verlobt und arbeitete um so fleißiger, um zu ihrer Ausstattung etwas zu ersparen.

Eines Nachts erwachte sie, der Mond leuchtete so hell, daß das Mädchen meinte es sei Tag. Sie sprang von ihrem Lager auf und eilte mit den fertig gewebten Tüchern ans Ufer des Bosporus, um sie zu waschen, und so fürs Färben vorzubereiten. Während sie mit vollem Eifer das Geschäft verrichtete, stand plötzlich ein schöner Jüngling neben ihr, ohne daß sie ihn kommen gehört hatte. Er fragte sie mit sanfter wohltönender Stimme: „Was thust Du hier zu dieser Stunde?" Jetzt erst bemerkte das Mädchen, daß es nicht Tag sei und daß der Mondschein sie getäuscht habe. Sie antwortete, ohne sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen: „Ich bin eine Weberin von Kopftüchern und wasche sie jetzt, um sie färben zu können." Der Jüngling ließ zwei englische Goldstücke zu ihren Füßen niederfallen und war, ehe das Mädchen etwas sagen konnte, verschwunden; sie wußte nicht wohin?

In der darauf folgenden Nacht ging das Mädchen, vom Mondlicht getäuscht, wieder an das Ufer des Bosporus und erinnerte sich erst des Erlebnisses der vorigen Nacht, als sie den schönen Jüngling am Ufer auf und ab wandeln sah. Er schien sie zu erwarten, denn als sie näher kam, ging er ihr entgegen und legte ihren schön geformten Armen goldene Bänder an und sprach: „Du für mich, ich für Dich!" Das Mädchen war sehr erschrocken und als sie zu dem Jünglinge sprechen wollte, war er wieder verschwunden.

Es vergingen Monate, das Mädchen webte und färbte fleißig Kopftücher. Wenn sie die Stube, in der sie wohnte, fegte, pflegte sie eine englische Goldmünze von demselben Gepräge zu finden, wie jene waren, die ihr der Jüngling in der taghellen Mondnacht gegeben hatte und sie mußte immerfort an ihn denken und an die seltsamen Worte: Du für mich, ich für Dich.

Für das Gold kaufte sie nach und nach ihre ganze schöne Ausstattung.

Der ſchöne Jüngling, wie oft ſie auch des Nachts an den Bosporus ging, erſchien nicht wieder. Da, eines Tages trat er plötzlich in ihre Stube, und reichte ihr in einer ſilbernen Schüſſel Mehl hin, ihm ſüße Kuchen daraus zu backen. Sie ſagte: „Ich werde thun, wie der Herr ſeiner Sklavin befiehlt.“ Sie fing ſogleich an das Mehl mit Wein zu übergießen, Eier und Zucker hinzuzuthun und den Teig zu kneten. Sie merkte gar nicht, daß der Jüngling verſchwunden war; doch als die Kuchen über dem Kohlenfeuer gebraten und gar ſehr gelungen waren, ſtand er wieder vor ihr, als ob er ſich gar nicht entfernt hätte.

Der Tag der Verheirathung des verlobten Mädchens rückte endlich heran und die Verwandtſchaft brachte, wie dies üblich iſt, vor der Brautnacht eine ſchön bemalte, hölzerne Truhe mit der Ausſtattung der Braut voll gefüllt in das Haus des Bräutigams. Als die Hochzeitsfeierlichkeit zu Ende war und ſie über die Truhe ging, um ihre Kleider zu wechſeln, da war dieſe leer. Die Verwandten erhoben darüber ein großes Wehklagen und der Bräutigam weinte.

Die junge Frau aber tröſtete Alle, indem ſie ſagte: „Er wird mir ſchon wieder Goldſtücke geben, um mir neue Kleider kaufen zu können.“ Alle ſchrieen erſtaunt: „Wer?“ Sie antwortete ruhig: „Er!“ Als Alle entſetzt und nichts Gutes ahnend ſie mit Fragen bedrängten, wer denn Er ſei? antwortete ſie die für Alle unverſtändlichen Worte: „Du für mich, ich für Dich!“

Die Verwandten eilten ſogleich zum Besdin und trugen den Rabbinen den ſehr ſeltſamen Fall vor. Dieſe aber erkannten ſogleich, daß ein Dämon ſich das Mädchen angetraut habe und ſchieden noch vor Begehung der Brautnacht das heute vermählte Paar.

Chalebi.

Chalebi iſt die alt hergebrachte Kopfbedeckung der jüdiſchen Frauen; ſie iſt eben ſo unkleidſam, als ſchwer in ihrer Geſchmack-

losigkeit zu schildern. Von zerrissenem Linnenzeug wird eine Kugel, von der Größe eines Straußeneies, zusammengeballt und auf den Scheitel der mit dem Chalebi zu bekleidenden Frau gestellt. Eine Dienerin hält diesen Klumpen, während eine zweite einen Shawl in seltsamen Windungen über denselben und nach Außen hin in Wulstfalten legt. Das Chalebi baut sich so thurmartig empor und verbirgt sorgfältig die Haare der Frauen; es gibt ihnen nicht nur ein unschönes Ansehen, es setzt sie auch, da man sie dadurch als Jüdinnen erkennt, dem Spotte der Mohammedaner aus.

Redschid Pascha äußerte, als er dem Chacham des Nischan den offiziellen Besuch abstattete, daß es ihm angenehm wäre, wenn sich die Frauen in ihrer Tracht zivilisiren und das Chalebi ablegen möchten. Der Chacham Baschi ließ hierauf in den Synagogen das Chalebi verbieten. Die alten Weiber vergossen bittere Thränen, und wehklagten, als ob ihnen ein Kind sterben sollte und legten das Chalebi nicht ab. Da that es der Chacham Baschi in Bann und es kam eine tiefe Betrübniß über die Gemüther der alten Weiber, die eben so den Verfall und Untergang der heiligen jüdischen Religion profezeiten, wie die alt polnischen Juden, wenn die Jugend den langen, schwarzen Kaftan ablegt, oder gar die Schläfenhaarbüschel gotteslästerlich verschneidet.

Mit dem Chalebi hängt aber eine geheimnißvolle Geschichte zusammen.

Bald nachdem der Bannstrahl das Haupt der alten Weiber getroffen hatte, erschien eines Nachts eine in graue Schleier verhüllte Frau an einem Abfahrtsorte im Bosporus und stieg in einen Kajik. Als der Führer sie fragte, wohin er sie rudern sollte? antwortete sie: „Fahre nur!“

An einem Landungsorte angelangt, hob er das Ruder in die Höhe und fragte, ob sie aussteigen wolle. „Fahre nur!“ sagte sie wieder und so that sie noch einige Male. Dem Kajik-

führer fiel es auf, daß er ſo leicht den Kahn vorwärts brachte, als ob Niemand darin ſäße. Endlich langten ſie an der Landungsbrücke von Chasköi an, wo die meiſten Juden wohnen. Die grau verſchleierte Frau ſtieg aus dem Kajik ans Land und ſagte dem Schiffer: „Wiſſe, daß ich die Cholera bin und die Juden ſtrafen komme, weil ihre Weiber das Chalebi abgelegt haben.“

Die Cholera wüthete in Chasköi am heftigſten.

Beim Chacham des Nischan.

Empfangszeremoniel. — Der Sultan gesegnet. — Juden in der m
nischen Schule. — Verdorbenes Osterbrot. — Ein Christ, der
werden will. — Sein seltsames Schicksal.

Eines Morgens wanderte ich mit Herrn Benoit Brun
nach Ortaköi, um mich dem Oberrabbi des türkischen Reiches,
dem ich bereits durch mein „Kol mebasser" angemeldet war,
zustellen.

Ein Diener führte uns in einen geräumigen Saal und
uns die Ankunft seines Herrn erwarten. Zugleich mit uns
ren drei orientalisch gekleidete Juden und ein Mann in fran
scher Tracht eingetreten.

Der Chacham Baschi, eine ehrwürdige Greisengestalt
schneeweißem Haar und weißen, auffallend stark überhänge
Augenbrauen, in weißem Talare und bunt seidenem Turban
unter Vortritt zweier Diener ein, und ließ sich in der Ecke
Divans nieder. Er winkte, uns zu seiner Linken niederzul
dann grüßte er mit stummer Handbewegung. Ein Diener br
eingesottene Früchte, und da es Osterfest war, hatten wir
der üblichen Verneigung vor dem Herrn des Hauses den W
zu sagen: „Moadim beßimcha" die Feste in Freuden! Nach
halblaut gesprochenen, kurzen Gebetformel aßen wir vom

gereichten. Ein anderer Diener reichte in silbernen Schalen Wasser, ein dritter den Kaffee, ein Vierter den Tschibuk.

Endlich war das Empfangszeremoniel vorüber und der Chacham redete mich an: „Du kommst aus der Hauptstadt des deutschen Sultans, den Gott und seine Heerschaaren beschützen mögen!"

Ich komme, um Dir meine Verehrung zu bezeigen, und Dich zu bitten, mein Vorhaben in Jerusalem, wenn es Dir gefällt, zu unterstützen.

„Es ist meine Pflicht, dies zu thun. Du hast vernommen, was unser mächtiger Sultan, den Gott und seine Heerschaaren beschützen mögen! für uns Juden gethan hat. Wir sind nicht mehr die Gedrückten und Verachteten. Er will aber, daß auch wir gebildeter werden, er befiehlt Schulen, und wir werden durch Gehorsam dankbar sein. Dich liebt Gott, denn er vergönnt Dir das Heil, hinzugehen in seine heiligste Stadt und eine Schule zu begründen. Ich und mein frommer Amtsgenosse werden Dich und die Sache, die Du im Namen einer „großen" Frau vollführen gehst, empfehlen. Mein Kanzler wird die Ehre haben, Dir die Briefe zu überbringen."

Welche Wirkung „Su Mercet!" — Euer Gnaden — übte die Verkündigung des Hat Humajum auf die jüdische Bevölkerung des türkischen Reiches? Wir im Abendlande haben zweimal eine so große Freude erlebt: Im Jahre 1782 und am Purim, dem Befreiungsfeste, im Jahre 1849.

„Ihr im Abendlande versteht besser, ich habe das vernommen, was es heißt, kein Sklave, und jedem Menschen, ohne Unterschied des Glaubens gleich zu sein. Die Juden des Morgenlandes müssen das erst lernen und überhaupt etwas lernen! Als das große Gesetz gekommen war, freuten sich die Frommen, daß die Schmach von den Dienern des wahren, einzigen Gottes genommen ist und die Nichtfrommen freuten sich, weil jeder Zwang aufhören, und die Freiheit ihres Willens gelten wird. Viele sind, die aber dadurch die heiligen Gesetze der Religion gefährdet glauben und fürchten, sie könnte so sinken und glanzlos werden, wie unter den Franken. Der Hauptgrund ihrer Befürchtung

ist aber, daß die Juden nunmehr sich dem Heere einreihen müssen. Nicht den Tod fürchten die Nachkommen der Gottesstreiter und der Makkabäer in der Schlacht, aber das Bewußtsein, als Soldaten viele heilige Gebote verletzen zu müssen."

Herr Brunswig bemerkte, daß die türkische Regierung eine außerordentlich humane sei, indem sie an der medizinischen Schule, wo sechzehn jüdische Studenten aufgenommen sind, ihnen einen eigenen Schlächter angestellt hat, der für sie besonders, nach dem strengsten Speisegesetze kocht. Ein Chacham wohnt mit den jungen Leuten und leitet ihren Gottesdienst. Bereits ist der Sohn des Chacham Chajim, als Arzt aus dieser Schule hervorgegangen, und als Hauptspital-Arzt in Aleppo mit einem jährlichen Gehalte von 24,000 Piastern angestellt.

Der Chacham Baschi erwiderte: „Gott segne den Sultan, unsern großmächtigsten Herrn. Gott erhalte seinem Stamme die Krone auf ewig. Zur Zeit seiner milden Regierung reifen goldene Früchte aller Art. Und jetzt erst wird der Glanz unserer Religion leuchten, denn Jeder wird, was er bisher, durch den Druck der Welt, gezwungen vollbrachte, freiwillig thun."

Der Chacham Baschi schloß seine Rede, indem er mit zugedrückten Augen innig sagte: „Schema Jisrael, Adonai elohenu, Adonai echad, „Höre Israel, Gott unser Gott ist einzig."

Die drei Männer, die gleichzeitig mit uns eingetreten waren und ehrerbietig stehend an der Pforte des Saales das Gespräch mit angehört hatten, sagten aus einem Munde: „Amen!"

Der Chacham Baschi winkte sie heran und fragte, was ihr Begehr sei? Sie näherten sich und küßten den Saum seines Kleides. Darauf zogen sie, jeder aus seinem Kaftan ein Osterbrot hervor, und der Aelteste sprach, indem alle drei die Brote hinhielten: „Su Mercet! willst Du, daß die Armen der Gemeinde vergiftet werden? Ist denn ihre Zahl unseren reichen Brüdern zu viel? Sind wir die Kinder von Hunden, daß man uns Brot hinwirft, das verschimmelt ist, das unsere Kinder krank, und die Alten sterben machen muß."

Der Chacham Baſchi nahm das hingereichte Brot, betrachtete es, und ſagte: „Eure Klage iſt gerecht. Das Brot iſt verdorben. Die Zahl der Armen iſt groß, und da muß das Backen des Oſterbrotes frühzeitig beginnen. In den Magazinen unſeres Gemeindehauſes iſt es feucht und das Brot verdirbt. Ich werde eine andere Einrichtung treffen, denn die jetzige bereichert die Bäcker; aber heuer kann ich nicht mehr helfen."

Su Mercet! hilf uns, wir hungern!

„Euch Dreien kann ich helfen, aber nicht Allen. Ich werde mein Brot mit euch theilen."

Er befahl einem der Diener, den er durch Händeklatſchen in den Saal rief, den drei Männern ſo viel von ſeinem Oſterbrote zu geben, als ſie für die zwei letzten Feſttage nötig haben.

Der Mann in franzöſiſcher Tracht, der mit uns auf dem Divane ſaß, bat jetzt um die Erlaubniß, reden zu dürfen.

„Rede du, wir ſind Brüder!"

Er erzählte ſein eigenthümliches Lebensabenteuer: „Ich bin ein Spanier von Geburt. Meine Eltern behandelten mich mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt. Der Vater, ein Maurer, ließ mich in den gewöhnlichen Lehrgegenſtänden, und mit beſonderer Vorliebe in Mathematik und Zeichnen unterrichten, denn er wünſchte, daß ich, wie er ein Maurer werde. An Sonntagen mußte ich ihn regelmäßig zur Kirche begleiten, doch hielt er mich nicht zum Beten an, und es ſchien ihm, wenn nicht widerwärtig, doch gleichgültig, was ich von den Lehren des Chriſtenthums lernte. Den Glauben an einen Gott ſuchte er mir bei jeder Gelegenheit zu befeſtigen, und er liebte es vor Allem, mir den Grundſatz einzuprägen, daß alle Menſchen, wenn ſie ſittlich und redlich ſind, ein gleiches Recht auf die Liebe ihrer, wenn auch anders gläubigen Mitmenſchen haben. „Die Menſchen, pflegte er zu ſagen, müſſen darin Gott nachzuahmen ſtreben." Als ich herangewachſen, und ein kräftiger Knabe war, nahm er mich täglich, wo er an Bauten ſich durch ſein Handwerk betheiligte, mit, und ich erlernte daſſelbe unter ſeiner ſtets gütigen Leitung.

„Ich liebte meine Eltern, namentlich die gute Mutter, mit einer Innigkeit, die an Schwärmerei gränzte. Jedes Jahr an einem bestimmten Tage ging der Vater nicht in die Arbeit und brachte ihn fastend und betend zu. An diesem Tage suchte er jedes Gespräch zu vermeiden, und meine kindlichen Scherze und meine kosende Anhänglichkeit, die ihn sonst erfreuten, wies er mit ernster Strenge zurück. Es war wieder der Tag gekommen, als ich bereits zwanzig Jahre alt und ein tüchtiger Maurergeselle war. Er brachte ihn wie gewöhnlich zu und lud mich am folgenden Morgen, als wir Beide mit Schurz und Kelle zur Arbeit gingen ein, ihn in eine einsame Gegend vor der Stadt zu begleiten. Wir gingen schweigend neben einander her, bis wir unter einen schattigen Baum gelangten, wo sich der Vater hinlagerte. Ich folgte seinem Beispiele.

„Ich habe dir, mein theurer Sohn!" begann er mit bewegter Stimme, „ein schweres Geheimniß mitzutheilen. Sei stark und höre mich stillschweigend an. Es wird dir durch das Herz schneiden, und mich der einzigen Freude meines Lebens berauben: — deiner Liebe, mein geliebter Freund! Ich und deine Mutter, die du als deine Eltern ehrst, sind dies nicht. Du bist der Sohn eines Juden!

„Er hielt inne, es schien ein heftiger Kampf in ihm zu sein, und mir stockte das Herz. „Höre mein geliebter Freund! Noch bist du dieses, und ich weiß nicht, ob du mich hassen wirst, wenn ich fortfahre in dem, was ich dir sagen muß, um meine ewige Seele zu retten. Ich kannte deinen Vater, ich ehrte in ihm meinen Wohlthäter und meinen Freund. Er lebte als Christ; nur ich wußte, daß er täglich in einem abgeschlossenen Keller seines Hauses nach der Art seiner Väter betete. Als ich einmal zufällig dazu kam, erschrak er nicht, und sagte nur: „Ich weiß, daß du mein Freund bist!"

„Wir wohnten in nachbarlichen Häusern, ich aß einmal an seinem Tische, wie das häufig zu geschehen pflegte, und es entspann sich eines Abends, als der feurige Wein des Landes sich mit meinem heißen Blute mischte, ein Streit zwischen uns. Er,

mäßig angewohnt, blieb kalt und nannte mich höhniſch einen trunkenen Chriſten. Ich ſchmetterte das Glas auf den Tiſch, daß der rote Wein über das weiße Tiſchtuch floß, ſprang auf, und mich trieb der Teufel in die Nacht hinaus.

„Gegen Morgen kamen die Diener des Tribunals und verhafteten deinen Vater und deine Mutter. Ich war der Verräther meines Wohlthäters und hörte was geſchah, und was ich in furchtbarer Verzweiflung anzuſehen nicht den Mut gehabt hätte. Die Trabanten entfernten ſich mit deinen Eltern und ſchloſſen das Haus ab, um ſpäter wieder zu kommen und die Reichthümer deines Vaters fortzunehmen.

„Dich, der du in einer dunklen Ecke des Saales in deiner Wiege ſchliefſt, hatten ſie nicht bemerkt, ſonſt hätten ſie auch dich fortgenommen. Ich kannte den dunklen Gang, durch den mein und deines Vaters Haus zuſammenhingen. Durch dieſen ging ich, ein heimlicher Dieb mit ſchwankenden Schritten, nahm dich, der du ruhig ſchliefſt, aus der Wiege und trug dich in mein Haus.

„Ich will mir," ſagte ich zu meinem treuen Weibe, „den Rächer für meine That erziehen."

„Mein Vater konnte nicht weiter ſprechen, er warf ſich auf's Angeſicht und krallte mit den Fingern in die Erde.

„Mir war, als ob ich ſterben müßte, und nach langer Pauſe wagte ich es, kaum vernehmbar zu fragen, was aus meinen Eltern geworden iſt? In meiner Seele aber, glaube ich, war der Schmerz größer für diejenigen, die ich bisher für meine Eltern hielt, als um diejenigen, welche es wirklich waren.

„Der Mann raffte ſich auf von der Erde, zog einen Dolch aus dem Gürtel und rief: „Tödte mich! denn durch mich ſind ſie elend im Kerker zu Grunde gegangen, verrathen vom Freunde, beſtohlen vom Verräther um ihr Theuerſtes, um ihr Kind. Tödte mich, und du retteſt meine Seele vor den Qualen der Hölle. Ich will meine That ſühnen, die Gott verflucht, und die das fromme Tribunal pries und belohnen wollte! Wehe mir!"

„Ich hatte den Dolch von mir geſchleudert und tröſtete ihn mit meiner Liebe. Ich ſagte ihm, daß er ein Verbrechen an mei-

nen Eltern begangen, mir aber alle Wohlthaten des Lebens zugewandt habe. Nur Eines könne ich nicht begreifen, warum er mir ein Geheimniß verrathen, das ihn und mich unglückselig mache.

„Habe ich dir nicht den Vater, den du auf Erden hattest, geraubt? Soll ich dir den des Himmels auch rauben, Jehova, den Gott deiner Väter?“ Als ich ihm sagte, daß ich ihm nicht verstehe, begann er wehmütig zu sprechen:

„Du verstehst mich nicht? Du mußt fortziehen aus diesem Lande, und du mußt, was deine Väter waren, wieder ein Jude werden. Sonst habe ich deinen Eltern nicht nur die Freuden an ihrem Kinde und seine Liebe, sondern auch seine Seele für alle Ewigkeit geraubt.“

„Ich will, hoher Rabbi! deine Geduld nicht länger in Anspruch nehmen, und ich sehe es am Ausdrucke der Gesichter, dich und deine Gäste nicht weiter betrüben. Ich riß mich von meinen Pflegeeltern, bis in die Seele unglücklich, los und wanderte über die Pyrenäen nach Frankreich, und erwarb mir, da ich von meinen armen Eltern nichts annehmen wollte, durch mein Handwerk in den Städten so viel, um leben und wieder weiter reisen zu können. Ich komme, hoher Rabbi! um kein Almosen. Meine Hände sind stark, mein Mut gesund, ich will ein Jude werden.“

Er war, von innerer Bewegung gedrängt, schon früher aufgestanden und näherte sich jetzt dem ehrwürdigen Chacham und kniete vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Chacham hob ihn auf, und selbst aufstehend schien seine hohe Gestalt und das gedankendurchpflügte edle Angesicht, wie Moses der Proset, wenn die Weihe über ihn kam und er sagte: „Ich werde morgen das Besdin zusammen berufen.“

Ein Freitagabend.

Ein einſames Haus. — Die Pfeile der Sultane. — Hunde und Delphine. — Amulet und Chalebi. — Begrüßung der Engel. — Weib und Perle.

Eines Tages lud mich Herr Brunswig, der als Direktor und Lehrer der durch Herrn Albert Cohn in Konſtantinopel energiſch angeregten Schule, nicht allein in dieſer, Kultur fördernd und geiſtig wirkt, in ſein Haus nach Chasköi ein.

Auf einer kleinen Anhöhe, zwei Stockwerke hoch ſteht das Haus iſolirt von allen andern. Von beiden Seiten mit Balken geſtützt, daß es der Wind nicht umwerfe, iſt es leicht, aber wohnlich aus Holz gezimmert. Hinter dem Hauſe, den Hügel noch höher empor, liegt ein türkiſcher Begräbnißplatz. Jedes Stockwerk hat eine Vorhalle und einen lichten fenſterreichen Saal. Der Ausblick aus demſelben iſt ein eigenthümlich ſchöner. Zur Rechten hinaus glänzt ein kleiner Ausſchnitt des goldenen Horns und ſind drei Moſcheenkuppeln und Minarete ſichtbar. Zur Linken hin grüne Hügel, auf denen zerſtreut Monumente weiß ſchimmern; ſie bezeichnen die Stelle, wo ein Pfeil fiel, den die alten Sultane, wenn ſie ſich im Bogenſchießen übten, abſchoſſen. Zwiſchen dem Hauſe, in dem wir uns befinden, und einer fernen Häu-

ſer beſäeten Anhöhe ſchwingt ſich eine Thaleinſenkung, die mit Bäumen bepflanzt und mit Gärten geſchmückt iſt. Die Häuſer jenſeit des ſchönen Thales, aus Holz gebaut und bunt bemalt, ſind die Vorſtadt Chasköi.

Wir beſuchten einige Synagogen und kehrten erſt ſpät in das Haus zurück. Ein Schüler der mediziniſchen Schule, ein Türke und Sabbatfamulus des Herrn Brunswig, leuchtete uns mit einer Papierlaterne voran, die noch mehr als uns den Weg zu zeigen dazu diente, die zahlreichen, herrenlos in den Straßen herumlaufenden Hunde uns fern zu halten. Ihre Zahl ſoll, ſeitdem während des letzten Krieges, die engliſchen und franzöſiſchen Soldaten häufig in der Hauptſtadt durchziehen und kaſernirt ſind, um viele Tauſende abgenommen haben. Die Türken ſind ſehr betrübt darüber, daß dieſe unbeſoldete Reinlichkeitspolizei ihnen dezimirt worden iſt. Die Hunde ſind für die Straßen Konſtantinopels das, was die Delphine für den Bosporus. Welch eine Parodie auf das Geſchlecht der Delphine, deren Einer den Sänger Arion aus den Fluten trug.

Wir ſaßen beim Abendmahle. Ich hatte mir von meinem liebenswürdigen Wirte ein durchweg orientaliſches Eſſen erbeten, das ſein greiſer Pförtner Matathas mit ſeinem Weibe Maſeltof, was gut Glück bedeutet, bereitet hatte. Die alte Frau hatte den Mut, in dem abgelegenen Hauſe doch das Chalebi auf dem Haupte zu tragen und auf das freundliche Erſuchen des Hausherrn entrollte ſie daſſelbe vor meinen Augen und ich lernte alle geheimnißvollen Windungen und Falten dieſer orthodoxen Kopfbedeckung kennen.

„Hat mein Herr ſchon gehört, was ſich geſtern Merkwürdiges begeben hat?“ fragte ſie Herr Brunswig.

Nein, meine gute Alte! Erzähle uns!

Maſeltof fand ſich ſehr geſchmeichelt über dieſe Aufforderung ihres Herrn, der ſich ihre einfältigen Geſchichten gerne ferne hält, und heute ſich nur erzählen ließ, um mich aus einem gläubigen

Volksmunde irgend ein Wunder, das sich eben zugetragen hat, hören zu machen. Maseltof setzte sich türkisch auf den Divan und begann:

„Mein Herr kennt das junge Ehepaar," sie nannte Namen und Vorstadt, wo es wohnt. „Beide sind jung und schön. Gott selbst müssen sie gefallen, aber die junge Frau gefällt plötzlich ihrem Manne nicht. Er erklärte ihren und seinen Eltern sich von ihr scheiden lassen zu wollen, weil er aber keinen Grund seines Widerwillens angeben konnte, bestimmte die Freundschaft, daß sie noch drei Monate beisammen bleiben mußten. Wenn seine Abneigung vor der Frau dann noch bestünde, so solle er mit seinem Weibe vor dem Besdin erscheinen und thun, wie es sein Wille sei. Einen Tag vor dem Ablaufen der Frist, vorgestern, begab sich die betrübte junge Frau mit einer Freundin ins Bad. Als sie sich nach dem Bade von ihr wieder das Chalebi umwinden ließ, fiel daraus etwas zur Erde. Ihre Freundin — mein Herr kennt sie ja" — sie nannte wieder den Namen — „erkannte gleich, daß ein Schet, ein böser Geist, der sich in die junge Frau verliebt hat, im Spiele sei, und durch eine Zauberformel ihr das Herz ihres Mannes abwende. Sie ließ die junge Frau sogleich — und verbrannte das Pergamentblättchen. Als die Frau nach Hause kam, begrüßte sie ihr Mann auf das freundlichste und konnte gar nicht begreifen, warum ihm seine Frau plötzlich wieder so schön und anmutig erscheint. Morgen feiern sie ein großes Freudenfest und mein Herr wird, wie ich schon gehört habe, dazu eingeladen werden."

Wir wunderten uns über diese sehr merkwürdige Geschichte und die gute Maseltof war mehr über unsern Glauben an dieselbe erfreut, als über das Lob, das ich den von ihr bereiteten eigenthümlichen Speisen spendete.

Während wir aßen und das Märchen erzählen hörten, hatte sich die Anhöhe jenseit der Thaleinsenkung beleuchtet und schien ein brennender Berg zu sein. Die Juden hatten, weil

es Freitag Abend war, tauſende von gläſernen Lampen angezündet und der Wind trug zuweilen das Lied herüber:

„Schalem aleikum“ ſeid willkommen, ihr Engel des Herrn, die einziehen mit dem Sabbat in das Haus. „Und ſpäter, als wir von unſerem heiteren Mahle wieder hinüberhorchten, ſang es zur Ehre der Hausfrau die bekannten Verſe:

„Ein Biederweib iſt Perlen wert.“

Der Palaſt des Beliſar.

Chacham Baſchi Fresco. — Jüdiſche Schule. — Wichtigkeit für den Orient. — Eine Bettlerkolonie. — Eine Königin in Lumpen. — Das ſchönſte Weib. — Eine Muſikantenfamilie. — Neueſtes Volkslied.

Wir beſuchten am folgenden Morgen den Chacham Baſchi, Herrn Moſche Fresco, der mir nach Jeruſalem ein Empfehlungsſchreiben gab, das dadurch wichtig war, als er die zu gründende Anſtalt als ſehr wohlthätig und mit allen Geſetzen der Religion durchaus übereinſtimmend darſtellte. Andere Beſuche der mediziniſchen Schule, in mehreren angeſehenen Familien, in denen Herr Ludwig heimiſch und geehrt und durch ſeinen franzöſiſch bewegten Geiſt nicht ohne Einfluß iſt, füllten den Tag in angenehmer Weiſe aus.

Den folgenden Tag benützte ich, um die unter Leitung des Herrn Ludwig ſtehenden Schulen zu beſuchen. Ich wurde von der Ordnung und was im Oriente nicht häufig auffällt, durch die überall herrſchende Reinlichkeit angenehm überraſcht. Die Knaben waren in den gewöhnlichen, hebräiſchen Lehrgegenſtänden trefflich unterrichtet; ſie wußten aber auch Beſcheid auf geographiſche und naturhiſtoriſche Fragen. Die Ausſprache des Franzöſiſchen war untadelhaft. Zu beklagen iſt es, daß die Eltern ſchon nach einem halben Jahre oft, wenn die Kinder nur etwas franzöſiſch gelernt haben, ſie nicht mehr zur Schule ſchicken und zum Erwerben benützen, indem ſie

ſie auf den Straßen Zündhölzchen u. dgl. feil bieten laſſen, oder ſich ihrer, als noch wenig tüchtiger Dolmetſcher bedienen. Daß die Kinder, wenn ſie mehrere Jahre die Schule beſuchen, tüchtig werden müſſen, dafür bürgt die Methode und die Energie des Leiters.

Dieſe Schule könnte aber, und das ſcheint von ungleich wichtigerer Bedeutung, eine Lehrer-Pflanzſchule für den Orient werden. Der orientaliſche Jude vertraut nur ſelten dem europäiſchen, er hält ihn für gelehrter, wenigſtens in den weltlichen Wiſſenſchaften, aber für minder frenggläubig. Anſchauung und Gewohnheiten, Sitte und Sprache ſind zu verſchieden, als daß ein Europäer, wenn er auch das Entſcheidende und Zweckmäßige trifft, ihm Eingang zu verſchaffen wüßte.

Die Männer, die Kultur und Wiſſen unter den jüdiſchen Glaubensgenoſſen im Oriente verbreitet wünſchen, ſollten dieſer Schule in Konſtantinopel ihre volle Aufmerkſamkeit und unterſtützende Theilnahme zuwenden. Weil ſie ſchon jetzt geiſtig wohlthätig wirkt, und weil ſie in dem angedeuteten Sinne ſich zu einer Schule erheben würde, aus der die Apoſtel der Aufklärung, der echten Moral, und eines reinen Gottesglaubens hervorgehen würden. —

Wir beſuchten in Chasköi die unter dem Namen „der Palaſt des Beliſar“ bekannte Ruine. Sie iſt ein weitläufiger Bau auf einer Anhöhe. Alte Mauern, an denen da und dort noch ein Marmorſtück ſichtbar iſt, den Einſturz drohende Thorbogen, von geborſtenen Säulen getragen, gewähren einen traurigen Anblick. Die Architrave eines offenen Durchganges hängen ſo bedenklich herab, daß man nicht wagt, unter ſie hinzutreten.

In den Hofräumen und verfallenen Gängen ſind die ruinenhaften Mauern, als Wände zu fenſterloſen Stuben benützt, die nur durch die gegen den Hof offenen Thüren Licht erhalten. In dieſen Räumen, tief hinab in den Unterbau, hoch oben und zu allen Seiten, hängen und ſchweben an hundert ſolcher Behauſungen und Käfige. Hölzerne Treppen, da und dort nur eine Leiter, ein Säulenſockel, als Auftritt führt zu ihnen empor; allenfalls eine zertrümmerte

Marmortreppe zu andern hinab. Die ärmſten jüdiſchen Familien Konſtantinopels haben hier ihre Zufluchtſtätte und ſich in dem preisgegebenen Palaſte eingeniſtet.

Der öſterreichiſche Maler, Herr Emanuel Stöckler, der durch ein ungünſtiges Geſchick zu meinem wahren Leide, nicht wie es verbeſtimmt war, mein Begleiter in den Orient ſein konnte, hat dieſen Palaſt gezeichnet. Leider hat er ihn nicht durch den Grabſtichel veröffentlicht, was um ſo mehr zu beklagen, als dieſes antike Bauwerk wenig bekannt iſt.

Als wir in den Hofraum hinein gelangten, kamen alle Bewohner vor ihre Thüren; meiſt Weiber und zahlloſe Kinder und bettelten unter Ohren zerreißendem Schreien.

Die Erinnerung an den geblendeten Feldherrn war natürlich, der vor Jahrhunderten dieſen Palaſt bewohnte und dann in ſeinem Elende den Vorübergehenden zurief: „Gebt dem Beliſar einen Obolus!“

Unter den Frauen waren einige von eigenthümlichem, fremd ſchönem Ausdrucke.

Während alle uns an den Kleidern zerrten und ſich im Schreien um Almoſen überboten, ſtand eine junge Frau in der Thüre ihrer Behauſung und bettelte nicht. Es war eine hohe Geſtalt in einem hellblauen zerſchliſſenen Rocke, der um die Hüften mit einem bunten Gürtel feſtgehalten wurde. Ein vergilbtes ſeidenes Hemd verhüllte die, wie aus Marmor gemeißelte Büſte nicht. Ueber eine Schulter herab hing ein gelbes Tuch, ein ſchmaler Streif durchlöcherter Wollſtoff. Das bräunliche Haupt umhüllte ein weißer Schleier, turbanartig, ſeine Enden, die zu beiden Seiten des Hauptes frei herab hingen, flitterten von unechtem Golde. Der Kopf war von jener Schönheit, deren Ausdruck Hoheit und Ruhe iſt. Es war als ob eine Statue in dem einſt prächtigen Palaſte vergeſſen und verſchont ſtehen geblieben wäre; deren Gewandung nur da und dort gelitten hat. Es war das einzig ſchöne Weib, das ich im Morgenlande geſehen habe. Sie lehnte an der Pfoſte der Thüre und ſah ſchweigend ernſt dem widrigen Betteln zu; ſie ſelbſt eine Königin in Lumpen!

Aus einer der Stuben scholl uns wunderliche Musik entgegen. Wir traten ein und befanden uns im Hause einer armen Musikantenfamilie. Ein alter Mann, ein junges Weib, sieben Kinder füllten einen Raum, der Wohn-, Schlaf- und Kochstube zugleich und der kaum vier Ellen lang und breit war. Der Mann spielte Geige, die Frau schlug ein Glöckchen behangenes Tamburin, ein Knabe marterte eine Klarinette, daß sie die grellsten Schreie that und die übrigen Kinder sangen zuweilen, einen lang gedehnten Vers mit näselndem Tone dazwischen.

Als wir eintraten, verstummte plötzlich die Musik. Der arme Musikant verläugnete die Gastfreundschaft nicht und goß aus einer verbogenen Blechkanne, die in einer Ecke der Stube auf Kohlen stand, für uns Kaffee ein. Wir setzten uns vor die Thüre auf Steinen nieder und boten unserm Wirte von unseren Zigaretten an, nach denen die Frau und die Kinder gleichzeitig langten. Ich fragte den Mann, ob er einige neue Lieder wisse?

„Du bist zu einem Könige an Liederreichthum gekommen."

Wir lächelten zu der stolz spanischen Antwort und forderten ihn auf zu singen. Er sang ein eben erst bekannt gewordenes Lied von einem unbekannten Verfasser auf die Juden der Gegenwart, wie sie im Gegensatze zu den Alten, die hochgepriesen werden, so wenig fromm und gottesfürchtig sind und wie Tanfimat und Hat Humajum nur dazu dienen, sie abtrünnig und gottlos zu machen. Das Lied war also funkelnagelneu und mag hier, als Probe eines modernsten, spanisch-jüdischen Volksliedes seinen Platz finden.

Wir verdanken die Abschrift, wie überhaupt viele Daten über die Juden in Konstantinopel der freundlichen Mittheilung des geistig begabten Herrn Jecheskiel, der als Kanzler des Chachams vom Nischan angestellt ist.

Oid estas Coplas i tined Pacencia
Mira, diregidvos i con grande cencia
Agora es ora, di tiner quirencia
Di miter en tino i en el Judesmo
Porque la color esta negro guesmo.

Por pecado estamos, en negro seman
Sin poder hablar ni tiner derman
Pensando mui bien chalmis jaman
Tomimos bairak á el Tanzimat
Como tekanot di Moharimat.

A Dios es sabido por nacion antigua
Non hay por ventura uno que castiga
Mos allecinciimos, rachi di mastiga
Il Dios che mos guardi di chamez bapesach
Mucho mi espanto di il jajin nesach.

Di ver los mancibos con los cavarozos
Todos sus pensieros por estar hermosos
Y en el Judesmo estan discudiozos
Lo tomimos à punto qui es sariflik
En el miollo viejo non hay chariflik.

Havtacha tenemos mikan ulhaba
Non ternemos mas miollo Kaba,
Buen camino es laolam haba
Con esto ternemos mucha harvacha
Al cabo verés non hai hazlacha.

Viejos y mancebos son todos igual
Non hay diferencia dil Sabio al amal
Il chacham que melda lo tienin por naval
Chochmat hamisken está beszuja
Salió a mejdan la filosofia.

Sariflik pucio, mucho allá Frankia
Todo lo tenemos nada non mos manca
Non haci para, ni la barba blanca
Cierto la dimanda, la ley su elbon
Non mos acordamos del din y cheschbon.

Tomamos há comer sin lavar las manos
Baldamos fermamiento como aizianos
Non queremos mas los miollos vanos
Por pecado estamos, in negra maaracha
Si lavarán las manos y non diran beracha.

Jo mi enfastii di esta Pasada
Di ver bahanot barba traquilada
Sin poder hablar la boca callada
Esto yo lo tengo por negra dolor
Di ver el filek en negra color.

Cavod di la ley, está violada,
Di en dia en dia va arribajada
Calia que fuera, mucho estimada
Agora mos vieni, todo mui colai
Al cabo veres il mal y el guai.

Non quiero hablar ni mucho ni poco
Di ver el dismodri es di salir loco
Allá mi si mitieron las mujieres moco
Y los herejes minim di colloris,
Agora mos manca untar y goloris.

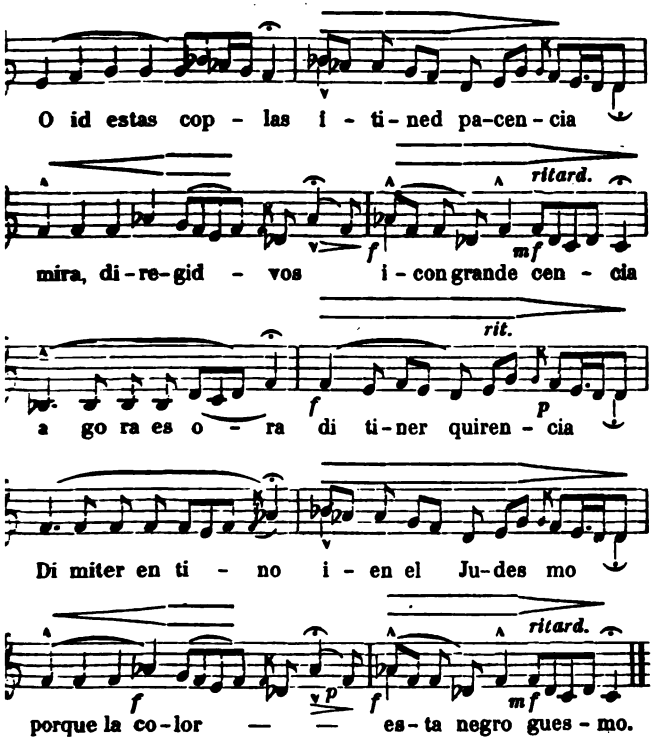
Sabido mui bien que es di repentir
Di ver tanto negro y di mal sentir
Tantico hablas lis toma il batir
Lo tomaron esto, como emuna
Cierto en los cielos, tienen teluna.

Zadok y baitoz di viejos perdidos
Salieron di nuevo pinos reverdidos
Porque mos tinemos que somos sabidos
Todos sus miollos emplean lehara
Di miterlo en tino si hace jara.

Kosta la nombrada por ciudad di sabios
Agora baavonot mos pujo estravios
Malis y fuortunas á color di panos
Las usanzas viejas hacerlas tiptil
Todo esto es, romper ebtispil.

Sabat di guardar mos viene muy caro
Baavonot que oigo que beven Zigaro
Il que hazi esto si meta dil Ceharo
Sigun es sabido merice karet
Cierto lo rieva hacer gairet.

Oracion hagamos Venga el goel
Seamos reunidos todo Israel
Y veamos presto binjan Ariel
Tornaremos seher por grandi umma
Di todos nombrados bene ruchama.



Brussa.

Erdbeben. — Hülfe aus Wien. — Der österreichische Consularagent. — Verhältnisse der Juden.

Das letzte Erdbeben im Jahre 1855 hatte die prächtige Stadt zerstört und ihre Bewohner in Elend gestürzt. Unter den Unglücklichen waren die Juden am schwersten getroffen; sie wandten sich an ihre Glaubensgenossen in Wien um Hülfe. Eine rasch eingeleitete Sammlung hatte bald einen günstigen Erfolg und da ich mich eben zur Reise in den Orient rüstete, wurde mir die schöne Aufgabe zu Theil, der Ueberbringer der Wohlthat zu werden.

Es sollte mir aber nicht so gut werden. Die zwar nur zwei Tage entfernte Brussa, der notwendige Aufenthalt daselbst hätten mich das Schiff, das mich nach Beirut bringen sollte, versäumen lassen und ich hätte vierzehn Tage verloren. So gab ich nur schmerzlich den Gedanken auf, das große Bild einer plötzlich in Ruinen hingestürzten Stadt zu sehen und den erhabenen, asiatischen Olympos zu besteigen.

Um jedoch das Geld für die jüdischen Bewohner Brussa's ohne Säumniß an sie gelangen zu lassen, besuchte ich den kaiserlich österreichischen Consularagenten Herrn Emanuel Falkeisen, der in Brussa seinen Sitz hat und weil sein Haus ebenfalls durch das Erdbeben zerstört worden ist, jetzt in dem Dorfe Kadiköi wohnte.

Ich fuhr über den Bosporus und gelangte in ein Ruinenfeld. Eine Feuersbrunst hatte vor Kurzem die meisten Häuser eingeäschert, es bot einen traurigen Anblick dar.

Herr Falkeisen übernahm mit vieler Zuvorkommenheit das mühevolle Geschäft der Geldvertheilung und wußte gleichzeitig die Wohlthat aus Wien zum Wiederaufbau der zerstörten Lehranstalt für die Jugend zu verewigen. Wir lassen das Schreiben des Herrn Falkeisen hier folgen.

„Geehrtester Herr Doktor!

Es gereicht mir hiemit zum wahren Vergnügen Ihnen Abrechnung zu ertheilen über die Geldsumme von 1700 Gulden 30 Kreuzer Bankvaluta, welche von der israelitischen Cultusgemeinde in Wien durch Ihre gütige Uebergabe, zur Unterstützung der hiesigen, durch das Erdbeben schwer betroffenen, nothdürftigsten Glaubensgenossen, human bestimmt wurde. Ich achte es mir in dieser Angelegenheit zur angelegentlichsten Pflicht, Ihrem gütigen, für mich an Tag gelegten Zutrauen durch eine Vertheilung entgegenzukommen, welche den edlen Zweck, nur den Allerärmsten beizustehen, erreichen sollte. Ich fand es den Umständen angemessen, nach mühevoll eingezogenen authentischen Erkundigungen, nur die Summe von 12,200 Brussa Valuta in größern und kleinern Gaben, je nach Berücksichtigung der Individualität, im Beisein der Gemeindevorsteher eigenhändig auszutheilen, und dagegen den andern Theil des Geldbetrags zum Wiederaufbaue einer Armenschule zu bestimmen, was in Folge der beschränkten Mittel der Gemeinde, seit der gänzlichen Zerstörung der frühern durch das Erdbeben, nicht geschehen konnte, ein Umstand, der eine traurige progressive Verwahrlosung der armen Kinder herbeiführen mußte. Auch der allerärmste Israelite schenkte meinem Entschlusse die vollste Anerkennung, um so mehr als ich ihn bauen ließ, dadurch jedwelchen argwöhnischen Gedanken beseitigend, die Vorsteher möchten nach dem allgemeinen Gebrauche in Brussa, in einer solchen Angelegenheit, auch ihren eigenen Vortheil berücksichtigen. Das Geld reicht freilich nicht zur Vollen-

dung der aus Holz gebauten Schule hin, zwang aber die Gemeinde dieselbe selbst zu übernehmen.

In Betreff Ihrer verschiedenen Anfragen über die hiesigen Juden, wandte ich mich an einen, mit deren Umständen genau vertrauten, mir befreundeten Mann, und ich habe hiemit das Vergnügen, Ihnen seine in spanischer Sprache abgefaßten Nachrichten zu übersenden, deren Richtigkeit, nach sonstigen Erkundigungen, ich mehr oder weniger verbürgen kann.

Ich ergreife hiemit die Gelegenheit, um Sie meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit zu versichern.

„E. Falkeisen."

Gleichzeitig erhielt ich einen Brief von den Vorstehern der jüdischen Gemeinde in Brussa, in welchem sie der „Erbarmenvollen, edlen, wegen ihres Wohlthätigkeitsinnes weltberühmten jüdischen Gemeinde in Wien" für die außerordentliche Wohlthat in gerührtesten Worten und mit tausendfachen Segnungen danken und die humane und geistige Weise, mit welcher der kaiserliche Consularagent die Vertheilung vorgenommen hat, anerkennen.

Die Daten, die ich über die Juden in Brussa erhielt, mögen sich hier anschließen. Die Mittheilung beginnt mit den Worten:

„Du sorgst und fragst um unsere Zustände, edler Herr! Möge der Himmel Dir ebenso viel an Liebe zuwenden, als Du uns Armen an Theilnahme gewährst.

„Wir sind in Brussa 376 Familien mit einer Seelenzahl von 1542. Wir besaßen drei Synagogen und eine Lehrschule; jene liegen nunmehr in Schutt, diese ist durch Deine mitgebrachte Hülfe, Gott dem Allmächtigen sei Preis! wieder hergestellt. Sie hießen: „Kal kodesch godel" — „Ezchajim" — und „Girusch"; diese war die älteste Synagoge, sie wurde von den Vertriebenen aus Spanien erbaut und zum Andenken an das traurige Schicksal der Verbannung: „Girusch" genannt.

„Wir trösten uns mit der Zerstörung von Zion, was ist noch werth zu bestehen, wenn Zion gefallen ist? Es wird wieder aufgebaut werden und prangen in seiner Herrlichkeit!

„Häuſer hatten wir 204. Durch das Erdbeben ſind 46 völlig zerſtört, 158 ſo beſchädigt, daß ſie, wenn nicht raſch nachgeholfen wird, einfallen werden.

„Nur acht Gemeindemitglieder beſitzen Weingärten, in denen der roſenrote und weiße Wein wächſt, der im ganzen Morgenlande berühmt iſt.

„Die Zunft der Handwerker iſt groß; wir zählen 243 Meiſter. Viele ſpinnen und weben die berühmten Seidenſtoffe von Bruſſa, viele ſind Seidendreher, Verfertiger von Schnüren, Quaſten, Knöpfen. Eine bedeutende Anzahl ſind Blechner, Schneider, Schuhmacher. Wenige Kaufleute und 133 Menſchen erwerben ſich als Laſtträger, im Schweiße des Angeſichtes, ihr Brot.

„Die Gemeinde, möge Gott ihr helfen und ſie ſegnen! hat 12 Chachamim, an deren Spitze Herr Rafael Jakob Halewi als Oberrabbi ſteht und 4 Vorſteher, deren Namen ſind: Niſſim Samuel Aſchkenaſi, Juſſuf Halewi, Jeſchua Hakohen und Daniel Catalan.

„Aus der Mitte der Chachamim werden jedes Jahr 5 Dajanim gewählt, die das Besdin bilden; 2 von ihnen ſind Stellvertreter.

„Es beſtehen ferner ein Vorſteher der Chewra Kadiſcha, der Beerdigungsbruderſchaft, zwei haben die Aufgabe verſchämten Armen die Geldunterſtützung der Gemeinde heimlich zu überbringen. Zwei ſammeln Geld für wohlthätige Zwecke und zur Unterſtützung der Armen in Jeruſalem. Endlich ſind einige Vorſteher der Synagoge; alle zuſammen bilden eine Anzahl von 15.

„Solches theile ich Dir mit, ich Abraham di Schilton, Sohn des Rabbi Elijau Juſſuf di Schilton, der Sklave ſeinem Herrn. Gott ſegne Dich.“

Salonik.

Dr. Allatini. — Spanische Ansiedler. — Bildungsstufe. — Ein verlassenes Judendorf. — Synagogen. — Minim. — Geheimnißvolles Wesen. — Wahl und Macht des Oberrabbi. — Vier Tribunale. — Steuerwesen. — Ueberlegenheit der Griechen. — Schädlicher Einfluß der Franken.

Von dem Wunsche ausgehend, möglichst reichhaltige Nachrichten über die Juden im Orient und ein Bild ihrer sozialen und sittlichen Zustände zu erhalten, ersuchte ich um solche zwei Aerzte, deren einer in Aleppo, der andere in Salonik lebt.

Leider blieb mein Wunsch, rücksichtlich Aleppo's unerfüllt; um so reichhaltiger kam mir eine erschöpfende Mittheilung aus Salonik zu, die, an und für sich wertvoll, noch dadurch an Bedeutung gewinnt, als sie nicht auf den engen Kreis einer Stadt begrenzt, über alle Juden des Orient betreffende Bemerkungen enthält und von einem Eingeborenen, einem orientalischen Juden, herrührt.

Der Leser erinnert sich an den nach Salonik bestimmten Consulareleven Herrn Filek, dessen Bekanntschaft wir auf der Seefahrt nach Griechenland gemacht haben. Durch seine gütig übernommene Vermittelung erlaubte ich mir eine Reihe von Fragen an den Herrn Dr. Allatini, Ritter des kaiserlichen Franz Joseph-Ordens, in Salonik zu richten, die ich in freundlichster Weise in einem Memoire erwidert erhielt.

Ich erfülle nur den am Schluſſe der intereſſanten Mittheilungen ausgeſprochenen Wunſch des für ſeine Glaubensgenoſſen durchglühten, edlen Menſchenfreundes und gelehrten Arztes, wenn ich den in italieniſcher Sprache geſchriebenen Brief hier in einer Ueberſetzung folgen laſſe.

Herr Dr. Allatini beginnt nach einer verbindlichen Einleitung:

„Die Israeliten Saloniks ſtammen meiſtentheils aus Spanien, ſie wanderten im Jahre 1492, die Opfer des grauſamen Vertreibungsediktes unter Ferdinand und Iſabella, aus. Die meiſten zogen in den Orient, eine kleine Anzahl ſiedelte ſich in Salonik an.

Sultan Bajazit, Mehemets Sohn, der zu eben dieſer Zeit regierte, verſprach ihnen vollkommene Religionsfreiheit. Uebrigens haben, ſicheren Angaben zufolge, bereits vor dieſer Zeit jüdiſche Familien die Stadt Salonik bewohnt.

Der ſicherſte Beweis ihrer ſpaniſchen Abkunft iſt die allgemein unter ihnen verbreitete ſpaniſche Sprache, die in einer nur den Juden eigenthümlichen Mundart geſprochen und leider von gar keinem Studium unterſtützt und ausgebildet wird. Noch übler iſt es mit ihrer Schreibweiſe beſtellt; ihr ſchriftlicher Verkehr iſt ein beinahe unmögliches Mittel für die geſellſchaftlichen Bedürfniſſe.

Die jüdiſche Jugend wird zu keinem Studium angehalten; die Knaben lernen höchſtens das Hebräiſche, aber auch dieſes in einer ſehr ſchlechten Mundart und nach einer ſo veralteten Methode, daß die Mehrzahl kaum mehr erlernt als das mechaniſche Leſen der täglichen Gebete. Rechnen lernen ſie nur eben ſo viel, als für ihre Geſchäfte unerläßlich nötig iſt. Es ereignet ſich äußerſt ſelten, daß ein Jude, ausgenommen er bereitet ſich zum Rabbi vor, irgend ein Buch leſen möchte.

Daß der Unterricht der israelitiſchen Jugend, hier ſowie im ganzen Orient, auf ſo beſchränkte Weiſe geleitet wird, iſt um ſo mehr zu beklagen, als ſich die Juden ſelbſt nicht bemühen, die türkiſche Sprache zu erlernen. So ſind ſie nie im Stande, ſich in unmittelbaren Verkehr mit dem hier herrſchenden Volke zu ſetzen und

werden in ihrem eigenen Vaterlande stets, als ein nur geduldetes und verachtetes Geschlecht angesehen.

Kaum tritt der junge Israelit aus dem Alter der Kindheit in das der erwachsenen Jugend, so stürzt er sich in den Strudel des öffentlichen Lebens. Die meisten derselben widmen sich dem Handel. Handwerker gibt es sehr wenige, und die Wenigen, die sich dem Handwerke widmen, versehen es nur sehr schlecht. Viele gehen müßig in den Straßen umher, indem sie vom Zufall Hülfe erwarten und so ganz zu Bettlern herabsinken.

Da der Jude überhaupt mit Verstand begabt ist, so findet er auch hier, trotzdem es ihm an Grundbildung fehlt, durch kaufmännische Thätigkeit sein gutes Fortkommen.

Eigenthümlich bei den orientalischen Handelsklassen ist es, welcher Religion sie auch angehören mögen, daß sich nie ein Vermögen auf Geschlechter forterbt. Die Ursache dieser traurigen Verhältnisse besteht in der geringen Sicherheit, welche das Gesetz den Türken gewährt, und in der willkürlichen Regierung. Einzelne Familien werden von den Großen und die Gemeinden von den Paschas ausgeplündert; oft wiederkehrende Seuchen und nicht seltene Feuersbrünste erhöhten das Unglück dieser elenden Bevölkerungen. Stets zu neuer Thätigkeit bereit, wurden sie immer wieder durch ein neues Elend heimgesucht.

Die Karte des Gül Hane hat den traurigen Stand dieser Dinge etwas gebessert; schon gewahrt man bei einzelnen jüdischen Familien das Bestreben, ihr Vermögen für kommende Zeiten zu sichern. Jedoch finden diese Fälle so selten statt, daß die Mehrzahl, die der dürftigen Klasse angehört, noch immer in ebenso traurigen Verhältnissen lebt als früher.

Ein anderer Umstand und vielleicht die erste Ursache, daß der Reichthum bei den levantinischen Juden selten zu einem gesicherten Vermögen für die Kinder wird, liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Kinder sehr frühzeitig verheiratet werden. Junge Leute von 17 bis 18 Jahren, Mädchen mit 13 bis 14 werden ehelich verbunden. Auf diese Weise sind die Familien sehr zahlreich und man begreift, in wie traurigen Verhältnissen oft ein Mann mit

30 Jahren ist, der nicht nur seine eigene Familie, die aus 10 bis 12 Kindern besteht, ernähren muß, sondern auch seine bereits verheirateten Söhne bei sich wohnen hat, die noch nicht im Stande sind, für Frau und Kinder zu sorgen. Von so schwerer Sorge gedrückt, wagt der jüdische Kaufmann kein Unternehmen, keine Reise; er arbeitet um Tageslohn, damit er seine zahlreiche Familie ernähren könne.

Die Frauen sind allem gesellschaftlichen Verkehre fremd und an gar keine Arbeit gewöhnt. Jung verheiratet sind sie zu früh mit häuslichen Beschwerden überladen, erschöpft und oft frühzeitig gealtert und kränklich. Erst seit Jahren sieht man Frauen der ärmeren Klasse sich mit Seidenweberei beschäftigen.

Die türkischen Gesetze gestatten ihren jüdischen Unterthanen liegende Gründe, und man kann mit Gewißheit sagen, daß jede jüdische Familie ihr eigenes Haus besitzt. Jedoch wohnen sie so gedrängt beisammen, daß ihre Gesundheit darunter leidet und sie erst zur Zeit einer Epidemie am meisten gelitten haben.

Acker- und Gartenbauer gibt es keine; die Ursache davon mag sein, daß die Israeliten stets das Bedürfniß fühlen, eng beisammen zu leben und sich nicht auf dem Lande zu zerstreuen.

Ein einziges Dorf unserer Provinz besitzt die Ueberreste einer Synagoge und eines jüdischen Friedhofes, ohne daß seit Jahren ein Israelit in jenem Dorfe ansäßig wäre. Eine Chronik erzählt, daß die Juden aus Furcht vor den großen Bedrückungen sich nach und nach alle in Salonik angesiedelt hätten. Noch vor einigen Jahren war ein Jude, der Ländereien besaß, nicht im Stande, die Aufsicht über dieselben zu leiten und sie zu verwalten. Wir hoffen, daß es nun anders werden wird, aber wir halten die Betreibung des Ackerbaues durch Juden nicht für leicht, wenn nicht für unmöglich. — —

Die Israeliten von Salonik bedienen sich bei ihren Gebeten des spanischen Ritus; sie besitzen siebenundzwanzig Synagogen, von denen die größte den Namen Talmud Thora führt. Doch muß bemerkt werden, daß noch zwei Synagogen bestehen, die den ita-

lieniſchen und deutſchen Ritus beibehalten haben und der Zeit der Erbauung nach, die älteſten ſind.

Karaiten oder andere Sekten gibt es nicht, aber viele Krypto-Hebräer; Bekenner des Sabatai Zewi, werden ſie im Lande „Maamini“ Minim genannt, weil ſie angeblicherweiſe dem Mohammedanismus zugethan ſind. Sie bilden eine eigene Kaſte und unterſcheiden ſich ebenſowohl von den Juden als von den Türken. Sie üben öffentlich die Gebräuche des Islams, doch geſtehen ſie ſelbſt ein, daß ſie eine eigene Sekte bilden. Die Regierung erkennt ſie als ſolche nicht an, und als Muſelmänner betrachtet, genießen ſie auch deren Vorrechte.

Dieſe Sekte iſt wieder in drei verſchiedene Gemeinden abgetheilt, die ſich gegenſeitig haſſen und in einer Weiſe geringſchätzen, die gegen jeden Anſtand iſt.

Sie heiraten nur untereinander und jede Sekte unter ſich, nie werden Ehen mit wirklichen Mohammedanern geſchloſſen. Unter ihnen zeigt ſich am deutlichſten das ſchon bezeichnete Elend der zu frühen ehelichen Verbindung; man bemerkt ſichtlich den Verfall dieſes Geſchlechtes; es herrſchen unter ihnen die Skrophuln, die engliſche Krankheit und alle Arten von Uebeln, welche von Eltern auf Kinder übertragen werden.

Zwei von dieſen Sekten unterſcheiden ſich durch ihre Namen; ſie nennen ſich Cavaglieros und Cognos, vermutlich ſo nach ihrem Gründer. Man weiß, daß eine von dieſen beiden Sekten fortwährend das Leſen jüdiſcher Bücher betreibt, beſonders aber für das Buch Zoar eine große Verehrung hegt.

Von beſonderen Gebräuchen der Minim kann ich nicht viel ſagen, denn ſie bewahren ſtreng ihre religiöſen Geheimniſſe, und aus Furcht, im berauſchten Zuſtande etwas auszuſagen, enthalten ſie ſich des Weines in ſolcher Weiſe, daß ſie ſelbſt Waſſer nie aus einem Gefäße trinken, wo ſie vermuten, daß es ein geiſtiges Getränk enthalten haben könnte. Sie beantworten nie eine Frage in Bezug auf ihre Verhältniſſe oder Glaubensformen. Man behauptet, daß ein Min, der vor einigen Jahren eines ihrer Geheimniſſe verrathen hätte, von ſeiner Sekte getödtet worden ſei.

Außer den jüdisch türkischen Unterthanen gibt es viele aus anderen Ländern, die sich unter den Schutz der verschiedenen Consulate begeben haben. Der größte Theil dieser fremden Juden ist hier unter dem Namen Franken bekannt. Sie unterscheiden sich in ihren Sitten und Gebräuchen wenig von den einheimischen, und nur einige Familien schicken ihre Kinder nach Frankreich oder Italien, um sie dort ausbilden zu lassen; auch halten sie Lehrer im Hause, welcher Fall aber äußerst selten vorkommt. — —

Bei der Rabbinerwahl wählen alle Notablen der Gemeinde. Die Wahl fällt meist auf den ältesten und gelehrtesten Rabbi, der Proben seines religiösen Wissens abgelegt hat. Berücksichtigt werden gewöhnlich jene, deren Ahnen Rabbinen von Bedeutung waren. Wenn mehrere durch Wissen und Ansehen gleichen Anspruch haben, so werden oft vier bis fünf Großrabbinen gewählt, von denen der älteste den Vorsitz hat, während dem befähigtesten die Pflichten des Amtes übertragen werden. Im Namen des Aeltesten begehrt und erhält die Gemeinde durch den Großrabbi in Konstantinopel das Einkleidungsrecht von der türkischen Pforte, durch welches der Neugewählte als das geistliche Haupt der Israeliten in Solonik anerkannt wird.

Von diesem nun hängen die Juden dieser Stadt ab, sowie auch die Gemeinden von Seres Velolia, Donau Scopia, und in neuester Zeit wurde seine Macht sogar bis auf Larissa, Tricala und Janina ausgedehnt. Die Gewalt des Großrabbi ist eine sehr ausgedehnte; er hat das Recht, geistliche und körperliche Strafen, wenn er diese der Behörde früher angezeigt hat, aufzuerlegen, welche sie selbst dann vollzieht. Der Großrabbi hat von der Gemeinde keine Nebeneinkünfte; seine Lage ist eben keine glänzende, so daß er seine äußere Würde nicht anständig vertreten kann. Bei der Gemeindeverwaltung hat er keine besondere Stimme, dafür aber den Vorsitz in der Gemeinde und vor allen rabbinischen Gerichtshöfen, auch müssen ihm alle schwierigen und verwickelten Fragen vorgelegt werden.

Es gibt vier rabbinische Tribunale:

lieniſchen und deutſchen Ritus beibehalten haben und der Zeit der Erbauung nach, die älteſten ſind.

Karaiten oder andere Sekten gibt es nicht, aber viele Krypto-Hebräer; Bekenner des Sabatai Zewi, werden ſie im Lande „Ramini“ Minim genannt, weil ſie angeblicherweiſe dem Mohammedanismus zugethan ſind. Sie bilden eine eigene Kaſte und unterſcheiden ſich ebenſowohl von den Juden als von den Türken. Sie üben öffentlich die Gebräuche des Islams, doch geſtehen ſie ſelbſt ein, daß ſie eine eigene Sekte bilden. Die Regierung erkennt ſie als ſolche nicht an, und als Muſelmänner betrachtet, genießen ſie auch deren Vorrechte.

Dieſe Sekte iſt wieder in drei verſchiedene Gemeinden abgetheilt, die ſich gegenſeitig haſſen und in einer Weiſe geringſchätzen, die gegen jeden Anſtand iſt.

Sie heiraten nur untereinander und jede Sekte unter ſich, nie werden Ehen mit wirklichen Mohammedanern geſchloſſen. Unter ihnen zeigt ſich am deutlichſten das ſchon bezeichnete Elend der zu frühen ehelichen Verbindung; man bemerkt ſichtlich den Verfall dieſes Geſchlechtes; es herrſchen unter ihnen die Skropheln, die engliſche Krankheit und alle Arten von Uebeln, welche von Eltern auf Kinder übertragen werden.

Zwei von dieſen Sekten unterſcheiden ſich durch ihre Namen; ſie nennen ſich Cavaglieros und Cognos, vermutlich ſo nach ihrem Gründer. Man weiß, daß eine von dieſen beiden Sekten fortwährend das Leſen jüdiſcher Bücher betreibt, beſonders aber für das Buch Zoar eine große Verehrung hegt.

Von beſonderen Gebräuchen der Minim kann ich nicht viel ſagen, denn ſie bewahren ſtreng ihre religiöſen Geheimniſſe, und aus Furcht, im berauſchten Zuſtande etwas auszuſagen, enthalten ſie ſich des Weines in ſolcher Weiſe, daß ſie ſelbſt Waſſer nie aus einem Gefäße trinken, wo ſie vermuten, daß es ein geiſtiges Getränk enthalten haben könnte. Sie beantworten nie eine Frage in Bezug auf ihre Verhältniſſe oder Glaubensformen. Man behauptet, daß ein Min, der vor einigen Jahren eines ihrer Geheimniſſe verrathen hätte, von ſeiner Sekte getödtet worden ſei.

Außer den jüdisch türkischen Unterthanen gibt es viele aus anderen Ländern, die sich unter den Schutz der verschiedenen Consulate begeben haben. Der größte Theil dieser fremden Juden ist hier unter dem Namen Franken bekannt. Sie unterscheiden sich in ihren Sitten und Gebräuchen wenig von den einheimischen, und nur einige Familien schicken ihre Kinder nach Frankreich oder Italien, um sie dort ausbilden zu lassen; auch halten sie Lehrer im Hause, welcher Fall aber äußerst selten vorkommt. — —

Bei der Rabbinerwahl wählen alle Notablen der Gemeinde. Die Wahl fällt meist auf den ältesten und gelehrtesten Rabbi, der Proben seines religiösen Wissens abgelegt hat. Berücksichtigt werden gewöhnlich jene, deren Ahnen Rabbinen von Bedeutung waren. Wenn mehrere durch Wissen und Ansehen gleichen Anspruch haben, so werden oft vier bis fünf Großrabbinen gewählt, von denen der älteste den Vorsitz hat, während dem befähigtesten die Pflichten des Amtes übertragen werden. Im Namen des Aeltesten begehrt und erhält die Gemeinde durch den Großrabbi in Konstantinopel das Einkleidungsrecht von der türkischen Pforte, durch welches der Neugewählte als das geistliche Haupt der Israeliten von Solonik anerkannt wird.

Von diesem nun hängen die Juden dieser Stadt ab, sowie auch die Gemeinden von Seres Belolia, Donau Scopia, und in neuester Zeit wurde seine Macht sogar bis auf Larissa, Tricala und Janina ausgedehnt. Die Gewalt des Großrabbi ist eine sehr ausgedehnte; er hat das Recht, geistliche und körperliche Strafen, wenn er diese der Behörde früher angezeigt hat, aufzuerlegen, welche sie selbst dann vollzieht. Der Großrabbi hat von der Gemeinde keine Nebeneinkünfte; seine Lage ist eben keine glänzende, so daß er seine äußere Würde nicht anständig vertreten kann. Bei der Gemeindeverwaltung hat er keine besondere Stimme, dafür aber den Vorsitz in der Gemeinde und vor allen rabbinischen Gerichtshöfen, auch müssen ihm alle schwierigen und verwickelten Fragen vorgelegt werden.

Es gibt vier rabbinische Tribunale:

Eines zur Ueberwachung und Wahrung der Interessen fü
Witwen und Waisen;

eines, zur Schlichtung der Streitigkeiten im bürgerlichen un
Geschäftsleben;

eines, zur Ordnung der unbeweglichen Güter; diese letz
Einrichtung ist eine ganz unnütze, da die Behörden allein die Do
kumente des Besitzrechtes ausfertigen und bei Streitigkeiten d
rabbinischen Urtheile als nichtig erklären;

endlich eines, für religiöse oder Gewissensfragen.

Diesen vier Einrichtungen sind noch andere von minder
Bedeutung beizufügen: die Sorge für Andachtsübungen, Ehestre
tigkeiten, Ueberwachung der Fleischbänke u. s. w.

Neben dieser geistlichen Leitung besteht noch eine zweite dur
fünf Vorsteher, die jährlich gewählt werden und die der Regierun
gegenüber alle Geschäfte führen und Berathungen über lokale un
allgemeine Zustände, unter Vorsitz des Oberrabbi, anordnen.

Die Gemeindeverwaltung führt kein Steuerbuch. Das vo
der türkischen Regierung angelegte ist unrichtig; denn die Jude
suchen aus Angst vor der Bedrückung stets ihre Zahl zu verläug
nen. Es kann also nicht mit Gewißheit angegeben werden, o
mehr oder weniger, als 3500 Familien mit 16,000 jüdisch türk
schen Unterthanen in Salonik bestehen. Sie wurden bis jetzt vo
der ottomanischen Regierung nur als ein Haufen von Mensche
angesehen, von dem man eine bestimmte Steuer zu erheben hatt
und für welche die israelitische Gemeinde verantwortlich gemach
wurde.

Alle drei Jahre wird eine Komission von drei bis fün
Männern gewählt, welche dazu bestimmt sind, den zahlungsfähige
Juden, je nach ihren Vermögensverhältnissen, eine gewisse Steue
aufzuerlegen. Ist die Steuer für die Verhältnisse einer Famili
zu groß, so muß der Betreffende dies durch einen Eid bekräftigen
Jedoch ereignet sich dieser Fall äußerst selten.

Die Gemeinde erhebt grundgesetzlich die Verzehrungssteue
für Fleisch, Wein und andere Lebensmittel; sie macht auch Auf
lagen bei Hochzeiten, Geburten, Todesfällen und Erbschaften.

Indem sie sich dieser bedient, sucht sie so wenig als möglich die Personalsteuer in Anspruch zu nehmen, weil die Einforderung der letzteren stets Unannehmlichkeiten hervorruft.

Die Hauptsteuer der Gemeinde war früher die an die Regierung, welche hingegen die Gehalte der Rabbinen, der Gemeindebeamten, die Unterstützungen für Arme und Kranke auszahlte. Diese Maßregel war insofern eine sehr gute, als die Würdenträger und Beamten der Gemeinde dadurch unabhängiger von dieser und geachteter erschienen. Doch bestand in Folge des Mangels an Ordnung und der schlechten Buchführung eine ungeheure Verschwendung, die man bei den ungeordneten Verhältnissen nicht für strafbar erklären kann. Seitdem das Auflagesystem geändert und die frühere Einrichtung abgeschafft ist, nehmen einzelne Personen die Stellen der verantwortlichen Massen ein.

Die Steuerzahlung ist auf unbewegliche Güter festgesetzt; jeder Besitzer, ob Grieche, Türke oder Jude macht sich als Grundbesitzer los; deshalb bleibt die jüdische Gemeinde der Regierung gegenüber für jetzt und alle Zeiten verantwortlich. Diese Verantwortlichkeit beruht auf einer früheren Schuld, die 50,000 Frcs. betrug. Da das Steuersystem geändert wurde, bemühte sich die Gemeinde, diese veraltete Schuld genau zu prüfen und die eigenen Verhältnisse dadurch zu verbessern; doch fiel dieses Unternehmen ungünstig aus und die Gemeinde schuldet nun Einzelnen eine Summe von 100,000 Frcs.

Der Wohlthätigkeitsinn ist rege genug. Es wird für Kranke und Arme viel gethan; doch herrscht auch da wenig Ordnung. Die Vertheilung der Almosen ist eine sehr ungerechte und die Trägheit wird häufig mehr unterstützt, als die wirkliche hülflose Armut.

Rücksichtlich gelehrter Männer von Salonik muß ich, ohne bedeutende Männer der Vergangenheit zu nennen, doch des gegenwärtigen Rabbi Ascher Covo lobend erwähnen. Er ist ein Mann, dessen Sitten tadellos sind und dessen talmudisches und biblisches Wissen ein ebenso gründliches, als umfassendes ist. Er umgibt sich mit praktischen und gelehrten Männern, versucht neue Einrichtungen,

welche mit den Bedürfnissen der Gemeinde in Einklang stehen, und wird in diesen Bemühungen von einem andern ehrwürdigen Rabbi, Herrn Abraham Gattegno, der als Präsident bei Gericht für Witwen und Waisen fungirt, unterstützt.

An Männern, die sich mit Literatur und Poesie beschäftigen, fehlt es aber vollends und zu bedauern ist es, daß wir weder Geschichtswerke, noch Chroniken besitzen. Man behauptet, es gebe viele zerstreute Dokumente, so wie auch Manuskripte, aus denen man wohl Näheres erfahren könnte; ich habe keines jemals zu Gesicht bekommen. — —

Nach dieser Darlegung aller Verhältnisse der Juden von Salonik bleiben mir noch einige Ihrer Fragen zu beantworten übrig:

Ob bei den Juden allein ein solcher Verfall der Sitten bestehe und welcher Unterschied zwischen ihnen und den türkischen, oder griechischen Gemeinden zu erkennen ist?

Welche Ursachen diese traurigen Verhältnisse hervorgerufen und bis heute erhalten haben?

Welche Mittel nötig wären, um eine Verbesserung herbeizuführen?

Im Allgemeinen ist der Türke nicht viel mehr mit dem Zeitgeiste vorgeschritten, ich spreche hier von der ganzen Nation und nicht von den Einzelnen, jedoch was die moralische Entwicklung anbelangt, ist zwischen Türken und Juden kein bemerkenswerter Unterschied.

Vor kurzer Zeit noch befand sich der griechische Raja in einem eben so traurigen Zustande, aber wohlthuend wirkte die griechische Revolution auf die Christen im türkischen Reiche. Die Nähe Griechenlands kommt der lernbegierigen Jugend, die dorthin zu ihrer Ausbildung geschickt wird, sehr zu statten. Die in ganz Europa zerstreuten Griechen haben einen Centralpunkt gefunden und unterstützen ihre Brüder, die unter türkischer Herrschaft stehen. Sie schicken Geld zur Errichtung von Schulen, sie ermutigen und helfen ihren Mitbrüdern und haben so, seit etwa zwanzig Jahren, glänzende Resultate erzielt. Die hier eingeborenen Grie-

Herr! einmal eine Verbesserung für unsere Glaubensbrüder einzuführen. Ich ermächtige und bitte Sie, in Journalen, anderer Weise meinen Bericht mitzutheilen, überhaupt Das 1. was Sie für den bezeichneten Zweck, als das Geeignetkennen."

gen nicht verpflichtet sind, haben sie sich selbst eine Summ
stimmt, die sie zur Armenvertheilung geben.

Der Großrabbi von Konstantinopel veröffentlichte,
die Anwesenheit des Freiherrn von Rothschild aufgemuntert,
die Hauptstadt und alle Provinzen Normen für Schulen und
besserungen. Konstantinopel besitzt bereits eine französisch-is
tische Schule, die durch Herrn Albert Cohn ins Leben ge
wurde und allen Bedürfnissen dieser großen Hauptstadt entsp

Der kaiserliche Hat Humajum hat alle religiösen Kasten
züglich der Civilrechte gleichgestellt, und schon jetzt zeigen
wohlthätige Folgen. Der Wunsch nach Schulen wird füh
der Unterricht im Hebräischen unterliegt vortheilhaften Veränd
gen, und selbst die türkische, sowie die französische Sprache
bereits der Jugend gelehrt.

Andere Städte unseres Reiches, werden wie ich hoffe,
zurückbleiben, und so dürfen wir erwarten, daß ein großer S
nach vorwärts geschehen ist.

Doch wäre nötig dieses glücklich erreichte Bestreben zu u
stützen und aufzumuntern. Wie viele Edle haben sich bereits
Glaubensbrüder im Orient angenommen. Mit welch glänze
Beispiel gehen die Familien Montefiore und Rothschild vo
mit welcher Thätigkeit und Aufopferung hat Herr Albert
und Sie, geehrter Herr, im Namen der Frau von Herz-Lämel
Sendungen ausgeführt! Wie sehr war der Herr Philippson
müht, durch seine Zeitung fürs Judenthum wohlthätige Werk
die heilige Stadt in das Leben zu rufen?

Die unglücklichen Israeliten des Orients sind, wie hier
zeigt wurde, nicht durch ihre eigene Schuld so tief gesunken.
sich aus ihrer traurigen Versunkenheit aber emporzuarbeiten
dürfen sie materieller und geistiger Unterstützung, um dieses
mutigte Geschlecht nicht immer wieder sagen zu hören: „
können nicht, denn es fehlt uns an Mitteln.“ Ich meine
daß mit Almosen zu helfen sei, vielmehr ist geistige Unterstü
nötig; keine Wohlthat für Einzelne, sondern eine Hülfe für
allgemeine Beste zu gewähren.

den Major Ali erkannte, der ebenfalls in Wien zu seiner Ausbildung und einer meiner Zuhörer war. Er war vor Kurzem von Paris zurückgekehrt, wo er als Sekretär des türkischen außerordentlichen Gesandten in den Konferenzen fungirte.

In der Kajüte des Schiffes erwartete uns bereits Galib Pascha, der sich in Gesellschaft des türkischen Kriegsministers, eines kräftigen, schönen Mannes befand, der höchstens das vierzigste Jahr erreicht hatte.

Am Ufer wartete ein prächtiger Schimmel des Paschas, den er mir anbot, um die etwas beschwerliche Höhe, auf der sein Haus liegt, hinanzureiten.

Als ich die Höflichkeit ablehnte, gingen wir gemeinschaftlich zu Fuß hinan und wurden, weil ich es mir so erbeten hatte, in ganz türkischer Weise bewirtet.

Nur ein Verbot des Korans wurde übertreten, indem wir Champagner tranken; um so strenger wurde die Klausur des Hauses beobachtet.

Der Pascha, ein in Wien in den anmutigsten Kreisen stets willkommener Gast und mit den Sitten des Salons wohl vertraut, war, in sein Vaterland zurückgekehrt, in seinem Hause ein strenggläubiger Moslem geblieben. Ich sah die Dame des Hauses nicht, und es wurde ihrer auch mit keinem Worte erwähnt, bis als der Pascha seine Kinder, ein Mädchen von zwei Jahren und einen jüngern Knaben bringen ließ, um mir sie zu zeigen. Ich wagte nur die Frage, ob das idealschöne Töchterchen der Mutter ähnlich sehe?

Im Salon, wo wir auf niedrigen Divanen saßen, hingen Abbildungen von österreichischen Landschaften und stand ein Bibliothekkasten, wie er schwerlich bei vielen Paschas des türkischen Reiches zu finden sein dürfte, mit den Werken deutscher Klassiker und Strategen gefüllt.

Als eigentümlich will ich des Bettes erwähnen, auf dem ich schlief. Auf den Estrich eines lichten Zimmers waren drei wollene Matrazen gelegt, die beiden unteren rot, die obersten violett. Über diese lag ein weisseidenes Betttuch, zu Häupten drei präch-

tig gestickte seidene Polster. Eine rot seidene Decke mit goldenen Rosen gestickt war über das Ganze gebreitet.

Ueber dem Bette lag ein großblumiger, seidener Schlafrock, der nur bis an die Kniee reichte und mit einem breiten roten Goldgurte zu befestigen war. Ein weißer Feß mit einem bunten Tuche zu umwinden, gelbe Pantoffeln vollendeten die vorbereitete Nachttoilette.

Leicht begreifliche Rücksichten der Gastfreundschaft, lassen mich die interessanten Mittheilungen über Zustände und Personen der türkischen Hauptstadt nicht veröffentlichen; aber eines darf ich dankbar aussprechen, daß mir noch nie im Leben eine so herzliche und ununterbrochene Gastfreundlichkeit zu Theil geworden ist. Immer angenehm, widmete mir der Hausherr fort und fort die liebenswürdigste Aufmerksamkeit, selbst in Dingen, die in europäischen Häusern meist den Dienern überlassen werden, wodurch sie so sehr an Reiz und Wert verlieren.

Der Abschied überbot aber noch Alles an Herzlichkeit. Es war eine förmliche Klage darüber, daß ich nicht länger weile, daß ich nicht gleich bei meiner Ankunft die Gastfreundschaft angesprochen habe. Wir fuhren mit dem Dampfboote an die Brücke. Der Pascha wollte nicht Abschied nehmen, indem er mich noch in meinem Hause sehen wollte.

Er kam am folgenden Tage, als ich zu meinem wahren Leid nicht bei Hause war. Er ließ mir eine kostbare silberne Trinkschale zurück, um, wenn ich durch die Wüste ging, mich ihrer zu bedienen.

Abreiſe von Konſtantinopel.

Konſtantinopel im Fernglaſe. — Sonnenuntergang eine ſichtbare Muſik. — Der Morgen auf dem Deck. — Türken als Seereiſende. — Baſchi Bozuks. — Morgengebet.

Nach einem herzlichen Abſchiede von der liebenswürdigen Familie meines trefflichen Landsmannes ging ich mit ihm, der die Fahrt bis Smirna mit mir unternahm, am 29. April um 3 Uhr an Bord des Schiffes.

Um 4 Uhr wurden die Anker gelichtet. Wir fuhren durch das goldene Horn, um das alte Serail hinaus, auf der glorreichſten Waſſerſtraße der Welt in das weiße Meer. Ich ſtand auf dem Hintertheile des Schiffes, um noch einmal das große Bild in mir aufzunehmen, für deſſen kühne Phantaſtik mein Geiſt ſich nicht abgeſtumpft hatte, ſo oft ich es auch ſah. Es bedurfte zwei und einer halben Stunde raſchen Segelns auf ſpiegelglatter See, bis die letzte Spur, der leiſeſte Schatten der Weltſtadt im Ringe meines kleinen Fernglaſes verſchwunden war.

Von dieſer untergegangenen Welt wandte ich mich einer anderen zu, die blutrot ſterbend auf den dunkelblauen Wogen des Meeres lag.

Wer zuſieht, wie ſich der Himmel langſam vorbereitet, um die Sonne fallen zu laſſen und dann, wenn es geſchehen iſt, die Zauber des Lichtes betrachtet, den wunderbaren Geſtalten der

Wolken folgt, bis es allmälig Nacht wird und die silbern funkelnden Sterne aus ihrem schwarzen Füllhorne hinfließen — wer mit schauender Seele diese erhabene, geheimnißvolle That der Natur in sich empfängt; ihm ist es als ob er eine stille Musik, schwebend über sich sähe. Farben und Lichter in selig zerfließenden Uebergängen, Wolken und Sterne, die Klangfiguren von Tönen, die jenseit derselben gesprochen werden, und als ein sichtbarer Wiederhall Frieden und Ruhe in die Seele flößen, damit sie mitbeginne im seligen Reigen der Sphären zu schwingen.

Es war noch Nacht als wir an Gallipoli vorüberfuhren.

Bei den ersten Strahlen des Morgens stieg ich aufs Verdeck; das auf dem zweiten Platze von orientalischen Männern und Frauen überfüllt war. Noch lagern alle auf Teppichen und Polstern rings umher. Die Frauen, manche mit Kindern, in geschiedenen Abtheilungen, die durch Waarenballen oder Kisten gebildet waren. Aermere Türken und Sklaven lagen auf den harten Dielen des Decks und hatten höchstens unter dem Haupte irgend ein zerschlissenes Teppichstück. Es mochten alle Völker des Orients durch Farbe und Tracht hier vertreten sein und boten einen eben so malerischen als fremdartigen Anblick. Neben den Gruppen lagen oder lehnten Waffen, Pfeifen, Küchenvorräte, Töpfe, Kannen u. dergl.

Die Türken nehmen nur in höchst seltenen Fällen einen Platz in den Kajüten, theils, weil sie billiger reisen wollen und sie an eine größere Sicherheit glauben, wenn sie Angesichts von See und Himmel reisen. Bei schöner Witterung geschieht es wohl auch wegen der freien Luft, die sie der gesperrten in den Kajüten vorziehen. Endlich speisen sie mit anders Gläubigen nicht. Ihre Diener oder Sklaven bereiten ihnen ihr einfaches Mahl, das aus Reis, Käse, Eiern, Oliven und Kaffee besteht. Ich sah während achttägiger Fahrt nicht Einen von den Hunderten, die mit uns fuhren, Fleisch essen.

Einen eigenthümlichen Anblick bot eine gewaltige Gruppe

von 300 Baſchi Bozuks, die aus dem Krimmfeldzuge heimkehrten. In ihrer Mitte auf hohen Polſtern, die mit einem bunten Teppich bedeckt waren, lag ihr Führer, eine reckenhafte Geſtalt mit egyptiſch braunem Angeſichte. Der blitzende Halbmond-Orden und das Offizierskreuz der franzöſiſchen Ehren-Legion waren an der Bruſt des Tapfern ſichtbar, zu ſeiner Linken lagen ein krummer Säbel und ſilbereingelegte Piſtolen.

Noch ſchliefen Alle und es mochten ſeltſame Träume ſein, die durch ihre Seelen zogen. Sie waren unter ihrem heldenhaften Führer, 3000 an der Zahl, mutige junge Männer ausgezogen und kehrten jetzt, nur 300 in ihre Heimat zurück.

Die Schiffsglocke gab das übliche Stundenſignal. Der Führer, mitten in ſeiner an die Termopylen erinnernden Zahl von Kriegern, erwachte zuerſt. Er griff nach einer der Piſtolen und feuerte ſie ab. Die um ihn Lagernden ſprangen empor.

Die Sonne war eben im Aufgehen. Die Männer ſchöpften Waſſer aus der See, nahmen die üblichen Waſchungen vor und das Angeſicht nach Mekka gewendet, knieten ſie und berührten fünfmal das Deck mit ihren Stirnen.

Daſſelbe that ihr Führer, nachdem ſein ſchwarzer Sklave einen koſtbaren Teppich vor ihm ausgebreitet hatte.

Jetzt wurde Alles wach auf dem Schiffe und es begann jenes geſchäftige Nichtsthun, ein Schauen und Beobachten dem ſich der Seefahrer gerne hingiebt, bald allein in ſeine Gedanken verloren, bald in Geſprächen mit einzelnen Gefährten, oder mit ganzen Gruppen.

Um 9 Uhr Morgens fuhren wir durch die Dardanellen und bald durch die Sporaden, die ſchönen Inſeln des Archipelagus. Wir ſahen die ſchöne Vierinſelgruppe der Kaninchen, das waldige Imbros, das alte Samothrake, Lemnos, die antike Schmiede Vulkans, das im trojaniſchen Kriege berühmte Tenedos.

Mytilene.

Ein gesatteltes Türke. — Ein zurückgebliebenes Pferd. — Smirna. — Die Karavanenbrücke. — Die ersten Mairosen. — Kirche der Armenier. — Hospital der Griechen. — Der österreichische Generalconsul.

Nach Mittag erreichten wir Mytilene; der Vapor hielt Angesichts der Stadt.

Von der See empor und lang hin auf Hügeln gestreckt gewährte die Stadt den freudenreichsten Anblick. Aus weißem Stein gebaut erhebt sie sich schimmernd aus einem Walde von Oelbäumen, aus Orangen- und Zitronengärten. Zur Rechten beherrscht einen Hügel ein Kastell mit flachen Zinnen. Aus seinem viereckigen weißen Thurme ragt eine Zipresse hoch über ihn weg, wie ein gefangener grüner Riese, dem nur der freie Ausblick gewährt ist. Zur Linken hin von der See, hinauf bis zu bedeutender Höhe, auf grünen Hügeln, einzeln und in Gruppen stehen Landhäuser, deren jedes einen flachen Thurm hat, zu dem von Außen her Treppen führen. Aus der Stadt selbst blinken zwei weiße Minarete vor einer schön bekuppelten Moschee empor. Und all diese Gärten und Häuserpracht, die Thürme und Zipressen, Kastell und Minarete überragt ein Bergkamm mit einem schwarzgrünen Fichtenwalde.

Nur eine halbe Stunde war uns der beseligende Anblick gewährt, bis Waaren vom Hafen her eingenommen und andere vom

Bord geholt waren. Ein Zufall erheiterte die ganze Schiffsbevölkerung, wiewohl sie mit dem greisen Manne, den er traf, Mitleid hatte.

Ein Türke ließ sich in einem Boote an unsern Bord rudern, um mit uns bis Cypern zu fahren. Er stieg die Schiffstreppe mühselig empor, denn er trug einen zierlichen Pferdesattel auf seinen Schultern und in jeder Hand Polster, Teppich und Tschibuk. Kaum war er an Bord, als das Zeichen zur Abfahrt erscholl. Die Maschine fing lärmend zu arbeiten an, der Schlott wirbelte gewaltige Dampfwolken hinaus. Da fing der neue Reisende laut zu schreien an, man möge halten, denn es komme ihm sein Reitpferd, das er in Cypern verkaufen wolle, in einem Boote nach. Wir sahen ein Boot vom Hafen abstoßen, darin ein Pferd stand, von vier Ruderern aus allen Leibeskräften sich heranarbeiten; aber zu spät! Der Mann schrie in verwirrtem Schmerze: „Warum ist nicht lieber mein Pferd auf dem Schiffe und ich im Hafen!“

Er ließ Polster, Teppich und Tschibuk aus den Händen fallen und den Sattel vom Nacken nehmend, hob er ihn mit beiden Händen hoch empor und schrie und weinte: „Allah, Allah!“

So mag ein Mann, dem der Blitz sein Kind getödtet hat, es empor halten und Gott fragen, warum er so Entsetzliches über ihn verhängt hat!

•

Gegen drei Uhr Morgens rasselte der Anker unseres Schiffes in den Hafengrund von Smirna.

Wir verließen den Bord um sieben Uhr Morgens und ritten sogleich an die Karavanenbrücke, um zu frühstücken. Man sagte uns, daß wir die schöne Welt Smirnas heute, weil es erster Mai sei, da versammelt finden würden. Durch das bunte Gewirre des Bazars und der Stadt gelangten wir nach einer halben Stunde zu der Brücke, die auf Einem steinernen Bogen ruhend, von eisernen Geländern umgeben ist und die durch den stolzen Namen: Karavanenbrücke in unserer Fantasie wachgerufene Vorstel-

lung nichts weniger als befriedigte. Wir meinten einen großartigen Bau zu finden, über den unabsehbare Züge von Kameelen und Maulthieren, beladen mit allen Schätzen des Morgenlandes, hinzögen, während die Karavanenbesitzer in buntesten Trachten, verschleierte Frauen und gefesselte Sklaven auf Dromedaren, oder Pferden reitend, das Auge nicht ruhen ließen.

Während eines zweistündigen Aufenthaltes an dieser Brücke, sahen wir nicht einen Menschen, nicht ein Thier über dieselbe schreiten. Jenseit derselben lagen etwa zwanzig Kameele, träg wiederkauend, schienen sie auf irgend eine Last zu harren.

Die Brücke wölbt sich über einen schmalen Bach, dessen Ufer mit Bäumen bepflanzt sind. Wir nahmen unter einer riesigen Eiche Platz. Uns gegenüber, jenseit des Baches, erhoben sich schwarzgrüne Zypressen, über Gräbermonumenten.

Einige Hundert Menschen, Männer und Frauen, alle französisch gekleidet, saßen an kleinen Tischen unter Bäumen und tranken schwarzen Kaffee, der von einer offenen Bude her ihnen nebst Nargile oder Tschibuk gereicht wurde.

Jede der Frauen hielt einen Rosenstrauß in der Hand und so alle Frauen, denen wir während des ganzen Tages begegneten. Duftigrote Signale, daß es der erste Tag des Wonnemondes sei.

Wir besuchten nach unserer schönen Morgensiesta eine eben im Baue vollendete Kirche der Armenier, die reich und großartig auf weißen marmornen Säulen ruhend, ein schönes Beispiel orientalisch modernen Baustyles ist.

Im zweckmäßig eingerichteten Hospitale der Griechen, dessen luftige hohe Krankensäle einen schön beschatteten viereckigen Hofraum im ersten Stockwerke umgeben, war uns der griechische Arzt Herr Dr. Mandaga ein freundlich belehrender Führer.

Unſer Tagebuch enthält manche intereſſante Beobachtung und Erfahrung, die wir in für ſolchen Stoff geeigneteren Blättern, als die vorliegenden einzeichnen wollen.

Eine heitere Stunde verlebten wir beim öſterreichiſchen Generalconſul Herrn von Steinle, der mit ſeiner geiſtig beweglichen Gattin, ſich eben zur Reiſe nach Europa vorbereitete.

Beim Bruder meines Gaſtfreundes aus Konſtantinopel, zu Tiſche geladen, hatte deſſen Gattin, eine ſchöne Griechin, die Aufmerkſamkeit für die Gäſte, den Teller eines Jeden mit einem Roſenkranze zu umwinden, weil es erſter Mai ſei; während ſie ſelbſt von einem Kranze ſchöner Kinder umgeben da ſaß. Der Hausherr dagegen labte uns mit den Düften der berühmteſten morgenländiſchen Weine, damit wir merken, was die Sonnenglut für Gluten in der morgenländiſchen Erde wecke.

Um 4 Uhr am Bord, erwies mir der kaiſerlich öſterreichiſche Generalconſul die Ehre ſeines Gegenbeſuches. Die Schiffsbevölkerung vermehrte ſich immer mehr, und eine große Anzahl von Freunden und Bekannten kam um Abſchied von ihr zu nehmen.

Das Deck war überfüllt, bis das Zeichen zur Abfahrt erſcholl. Ein Drängen, ein Umarmen, da und dort eine weinende Geſtalt. Fünfzig Boote nahmen die Zurückbleibenden auf und ſchwankten hin durch die blaue Fluth, aus ihnen winkten noch bunte Tücher Abſchied und wir ſelbſt fuhren zum zweiten Male aus dem prächtigen Hafen von Smirna hinaus.

Samos.

Juno und Mönchspfeffer. — Berühmte Bäume. — Baſchi Bozuks als ſpaniſche Wand. — Ein origineller Arzt. — Ein neugeborenes Kind. — Kos. — Hippokrates und Windmühlen. — Schweigen das Beſte. — Platane.

Am vierten Tage der Reiſe fuhren wir durch das glanzvollſte Meer, an Samos vorüber. Hier wurde unter dem Schatten eines Agnus castus, deutſch wegen ſeines Keuſchheit beſchützenden Samens Mönchspfeffer genannt, die „ochſenäugige" Göttin geboren und ihr der prachtvollſte Tempel des Alterthums, das Hereion, errichtet. Wie der Stumpf des heiligen Oelbaums, den „Zeus blauäugige Tochter Pallas Athene" im Wettkampfe ſchuf, im Erechtheion auf der Akropolis verehrt wurde, ſo hier der die Geburt Juno's beſchattende Keuſchlammbaum.

Es hat noch Niemand unſeres Wiſſens daran gedacht, die Legenden und Biographien aller berühmten Bäume der Erde zu ſammeln und mit ihrer Abbildung, auch vom naturhiſtoriſchen Standpunkte aus, zu betrachten und zu ſchildern.

Noch grünt die Terebinthe in Mamre, unter welcher der Patriarch ſaß und die Botſchaft der drei Wanderer empfing. Dieſelben Zedern des Libanon rauſchen noch, wie einſt dem tempelbauenden Könige in Juda. Die Sykomore in Heliopolis, wo

Maria ausruhte, noch trägt sie purpurgoldene, süße Früchte. Die Oelbäume im Garten von Gethsemane treiben nach achtzehn Jahrhunderten noch Legenden heilige Blätter. Wer weiß nicht vom Kastanienbaum auf dem Aetna, von der Eiche in Böhmen, unter welcher in einer Sturmnacht der wilde Ziska geboren und darum verehrt wurde, bis sie Josef II. fällen ließ. Erst in unseren Tagen wurde eine andere berühmte Eiche vom Blitze zerschmettert, in deren Schatten der kranke Dichter des befreiten Jerusalem träumte. Die junge, morgenrote Freiheit Nordamerikas, wurde sie nicht unter einem blütenduftigen Apfelbaume geboren? Ein Lorberbaum war es, den dalmatische Mönche lange in ihrem Kloster zeigten, mit dessen einem Zweige Julius Cäsar sich krönte; ein Lorberbaum übergrünte noch das Grab des unsterblichen Maro, als ich es einst, ein Pilger ins gelobte Land der Kunst, auf dem meerumrauschten Posilipp begrüßte. Nicht so alt, doch historisch merkwürdig ist der Baum, den man mir auf den Borromäischen Inseln zeigte, in welchen der gewaltige Cäsar unseres Jahrhunderts, sinnend mit einem Messer das Wort „Vittoria" schnitt und dann ging, um die Schlacht von Marengo zu schlagen.

Welche große, heilige, süße Legenden und Geschichten der Welt knüpfen sich an diese Bäume allein, deren Zahl eine noch hundertfach größere ist, die noch überdies fast jede einer anderen Art angehören und die mannigfaltigsten naturhistorischen Betrachtungen und Belehrungen zulassen.

Von allen alten Völkern der Erde, vom Feigenbaume im Paradiese begonnen, wurde den Bäumen ein fast heiliger Dienst geweiht. Nicht ihre Menschengeschlechter und Zeiten überdauernde Kraft allein macht sie ehrwürdig; sie sind die Symbole der Menschheit selbst und es ist dafür gesorgt, sagt der Dichter, daß jene und diese nicht in dem Himmel wachsen!

Solche Fantasien und Gedanken vom fest Wurzelnden beschäftigen uns auf dem ewig Beweglichen.

Auf dem Vorderdecke entstand eine eigenthümliche Bewegung der Mohammedaner. Ich eilte hinzu und erfuhr von den Män-

nern, daß ein schöner Menschenbaum so eben die heilig süßeste Frucht abschütteln wolle.

In einer der geschilderten Frauenabtheilungen lag eine junge Frau von zwei schönen Knaben, einer weißen und einer braunen Sklavin umgeben. Ein schwarzer Eunuch besorgte alle Bedürfnisse dieses kleinen Harems.

Die weiße Sklavin spielte Violine, vielleicht um die Kinder, die ihre Mutter weinen hörten, zu zerstreuen, vielleicht um die Klagen der Frau zu übertönen. Es herrschte ein ehrfurchtsvolles Schweigen unter den Mohammedanern. Der Führer der Baschi Bozuks stellte fünfzig seiner Männer in einer Doppelreihe, mit dem Rücken der Frau zugewendet, auf, so daß sie jedem Blicke entzogen war.

Wir waren drei Aerzte auf dem Schiffe: Dr. Rosenberg, ein ehemaliger kaiserlich österreichischer Militäroberarzt, der für eine, jede Waffenthat weit überragende Tapferkeit die goldene Medaille erhielt. Der Typhus wütete im Hospitale und raffte mit den Kranken die Aerzte dahin. Er stand mitten in dem Todtendampfe, denkend, helfend, tröstend. Er lebt jetzt, nach vollendeter Dienstzeit, als viel gesuchter Arzt in Aleppo und wollte während des Krieges in türkische Dienste treten. Die Nachricht des Friedens erreichte ihn in Konstantinopel und so kehrte er wieder nach Aleppo zurück.

Dr. Hausbüchler, ein Steiermärker von Geburt, der Sohn wohlhabender Eltern, verlor frühzeitig das Gehör und reiste durch alle Welt, selbst nach Amerika, um bei berühmten Aerzten — vergebens Hülfe zu suchen. In der Schweiz fing er an, sich mit der Anatomie des Gehörs zu beschäftigen und fand solchen Gefallen an ärztlichen Studien, daß er sie eifrig fortsetzte und sich endlich in Bukarest, als praktischer Arzt niederließ. Von aller lauten Verbindung mit der Welt abgeschnitten, nur auf die inneren Stimmen lauschend, bildete sich in ihm eine eigenthümliche Anschauung vom Leben und von der Wissenschaft aus.

„Mein Auge“ ſagte er, „hört und ich verſtehe ſelbſt fremde Menſchen, wenn ſie zum erſten Male mit mir reden. Ich entbehre nichts, was ſich dem Menſchen durchs Gehör offenbart, ſelbſt Töne von Inſtrumenten, wenn ſie von menſchlichen Lippen nachgeahmt werden, tauchen in meiner Erinnerung wieder empor. Noch nie bereitete es mir eine trübe Stimmung, daß ich nicht höre. Man kann ſich die Welt, auch nur mit vier Sinnen erobern.“

Er verhielt ſich ſtets ſchweigend aber angeſprochen, gab er heiter ſeine Gedanken, ohne Demjenigen, mit dem er redete, viel Zeit zu laſſen, zu ihm zu ſprechen. Merkwürdig war, daß er nicht verlernt hatte, vollkommen deutlich zu ſprechen und nicht, wie gewöhnlich des Gehörs Beraubte, unangenehm ſchrie. Seine ganz abweichend originellen Anſichten über Krankheiten und Mittel, ſeine in ſich ruhende Zuverſicht, die niemals verlegen iſt, ſich als Apoſtel neuer Ideen auszuſprechen, haben ihm, wie jedes Seltſame, manches Vertrauen zugewendet. Er entwickelte Anſichten, welche nicht ſelten geiſtreich waren, die aber weder die alte noch die moderne ärztliche Schule theilen möchte. Merkwürdig war ſeine Art und Weiſe, ohne Begleiter, ohne einer anderen als der deutſchen Sprache mächtig zu ſein, zu reiſen. Er betrachtete ſeine Pilgerfahrt nach Jeruſalem, die Vielen als etwas Außerordentliches und Beſchwerliches erſcheint, wie eine kurze und heitere Spazierfahrt. —

Wir hatten uns, wie dies auch alle Mohammedaner thaten, vom Vorderdecke zurückgezogen, ſo daß nur die geſchilderte Gruppe hinter der militäriſchen Mauer der Baſchi Bozuks auf demſelben blieb. Jetzt hörten wir das Schreien eines neugeborenen Kindes. Die Geige der Sklavin verſtummte, die Mohammedaner dankten Allah und eine heitere Stimmung, eine lächelnde Freude ging durch den ganzen Schiffsraum.

Es war rührend anzuſehen, wie der ſchwarze Sklave das neugeborene Kind — es war ein Knabe — dem Führer der Baſchi Bozuks reichen mußte. Dieſer nahm es auf die Arme, hob es freudig empor und dann ging es von Arm zu Arm ſeiner Sol-

Rhodos.

Der Koloß und der Jude. — Die Ritterstraße. — Dr. Hädenborg. — Rhodos unter Feuerflammen. — Lederne Menschen. — Ein Pelz des Sultans. — Ein jüdischer Färber aus Oesterreich. — Fromme Aszetik. — Vom ewigen Leben. — Schöner Wunsch. — Vogelfang zur See. — Böhmisches Fluchen.

Wir waren mit Sonnenaufgang auf dem Verdecke und befanden uns dem großartigen Rhodos gegenüber. Thürme, Kastelle, Bastionen, Minarete, Gärten, Trümmer, da und dort eine Palme, Schiffe mit türkischer, griechischer und jonischer Flagge gewährten einen fremd prächtigen Anblick. Wir sahen eine Szene, bevölkert von den goldenen Gestalten der Mythe, von den blonden Söhnen des Sonnengottes begonnen, bis herab zu den ehernen Gestalten der Johannesritter.

Es waren uns nur zwei Stunden gegönnt, um auf der Insel zu weilen, welche die Alten die rosen- und schlangenreiche, die traubengestaltige und selige nannten. Die Telchinen auf Rhodos, bildhauende Zauberer, gaben zuerst dem Steine menschliche Gestalt und verstanden diesen zu beseelen. Am trojanischen Kriege theilnehmend nennt schon Homer drei Städte der Insel, die sich mit wenig verändertem Namen bis heute erhalten haben. In allen großen Geschicken der alten Welt mitspielend, ist die Insel die Szene von geschichtlichen Begebenheiten, die durch zwei

Jahrtausende gehen. Noch ist uns die Rede des Demosthenes erhalten, die er für die, für Freiheit begeisterten Rhodiser hielt, als sich die mutige Königin Artemisia ihrer bemächtigte. Die Rhodiser kämpften gegen Karthago, gegen Xerxes, gegen Alexander den Großen; sie hielten es mit Pompejus gegen Cäsar. Die byzantinischen Kaiser, die Sarazenen, Genua bemächtigten sich nach den Römern der Insel. Die mutigen Kämpfe der christlichen Ritter — dieser Kolosse gegen den Koloß des türkischen Barbarenthums — sind weltbekannt.

Wir ließen uns ans Land rudern, um die Stadt zu sehen. Es war ein langer Weg um die Umfangsmauer derselben in der schon früh drückenden Glut der Sonne. Ihre Stralen schienen es rächen zu wollen, daß der dem Sonnengotte geweihte Koloß von der Erde verschwunden ist. Neunhundert Kameele eines Juden von Emesa trugen, vor elfhundertsechsundachtzig Jahren die metallenen Trümmer aus dem Sande fort, wo sie neunhundert Jahre unbeachtet lagen. Nur sechsundfunfzig Jahre ragte der Koloß empor, bis ihn ein Erdbeben umstürzte.

Wir gelangten auf unserem Gange an einen Friedhof. Eine Palme warf ihren Friedenschatten über die Gräber, auf denen zahlreich rote Mohnblumen, hier als die Symbole des ewigen Schlafes, blühten. Den Moslem mögen sie wohl an die beseligenden Träume des Opiumrausches mahnen und mit ihren roten Lippen auffordern, die Wonnen des irdischen Lebens zu genießen.

Große Zimmerplätze, wo kleine Schiffe gebaut wurden, nahmen uns auf; hier arbeiteten, wie es eben die Sonnenhitze zuließ, fleißig eine Anzahl Zimmerleute. Sonst begegneten wir Niemandem und lenkten endlich durch ein Thor in schmale, durch sehr hohe steinerne Gebäude gebildete Straßen ein. Wir wollten zur Strada dei Cavalieri. Mehrere halbnackte Neger, denen wir begegneten, verstanden unsere Fragen nicht, bis uns ein Mädchen versprach, uns dahin zu führen. Nach längerem Gehen befanden wir uns in einem prächtigen Herrenhause, in welchem, sagte uns das Mädchen, der Cavaliere wohne. Sie hatte uns mißverstanden und wir befanden uns in der verdrüßlichsten Stimmung.

Die Strada dei Cavalieri war sehr fern, die uns gegönnte Frist des Landaufenthaltes bald zu Ende, und Rhodos zu verlassen, ohne wenigstens jene Straße mit der Johanneskirche gesehen zu haben, wäre uns ein Schmerz gewesen.

Des Spruches eingedenk: „Hic Rhodus, hic salta" liefen wir mehr, als wir gingen und langten schweißgebadet in der denkwürdigen Ritterstraße an.

Mäßig emporsteigend zeigt sie, zur Rechten und zur Linken massiv aus Stein aufgeführte Gebäude, die eher Kastelle, als eigentliche Wohnhäuser sind. Schöne Thore führen in gewaltig gewölbte Hallen, schwere Steintreppen durch dunkle Gänge zu Terrassen und Sälen. Die meisten dieser Häuser waren unbewohnt; die bewohnten hielten die Fenster mit geschmacklos hölzernem Gitterwerke verschlossen, um die Frauen des Harems vor dem Anblicke der Vorübergehenden zu schützen. An einzelnen dieser burgartig gebauten Paläste waren die Wappen ihrer einstigen Besitzer in Stein gemeißelt, deren Familiennamen noch in Europa erhalten sind.

Das Pflaster der Straße, durch welches die Sporen der Rhodischen Ritter klirrten, ist noch theilweise erhalten. Wir steigen die Straße, in der die Einsamkeit zu wohnen scheint, langsam empor und gelangen an ein malerisch verfallenes Portal, das die Höhe der langen und breiten Straßen, wie eine Triumpfpforte beherrscht. Wir treten durch dasselbe und vor uns gegen links steht die schön gebaute Johanneskirche. Es ist uns nur durch ein Fenster hineinzusehen gegönnt. Zu einer Moschee umgewandelt, zeigt sie prächtige Säulen, die barbarisch übertüncht, nur an manchen Stellen, wo der Kalk abfiel, zeigen, daß sie von Marmor sind.

Das Hospital der Ritter ist ein Speicher für Getreide und der Palast des Großmeisters ist ein Schutt- und Steintrümmerhaufen.

So sahen wir die Stadt am 3. Mai des Jahres 1856; noch gewaltig in ihren Ruinen, ehrfurchtgebietend durch die Erinnerungen, die sich an sie knüpfen.

Unsere Zeit war bald abgelaufen, wir eilten durch den nicht sehr lebhaften Bazar, zum Hafen zurück. Hier legte ich noch einen Empfehlungsbrief des Direktors des kaiserlichen Antikenkabinettes in Wien an den Arzt und dänischen Consul Hädenborg in sichere Hände mit der beigefügten Versicherung, daß ich es als einen Verlust betrachte, mich ihm nicht persönlich vorstellen zu können. Wir haben von Herrn Hädenborg ein Werk über Rhodus zu erwarten, das vieljährige Studien über Geschichte, Kultur, Kunst und soziales Leben auf der Insel enthalten wird. Gewiß werden wir auch aus demselben Einiges über die Juden, deren 500 in der Stadt leben sollen, erfahren, deren Verhältnisse und Zustände in Europa fast gar nicht bekannt sind.

Das Boot unseres Dampfschiffes harrte noch auf das Postpacket und so konnten wir einen in offener Bude bereiteten Kaffee als Frühstück einnehmen und einige alte christliche Münzen von einem Griechen erwerben.

Um 8 Uhr Morgens dampften wir aus dem Hafen und blieben so lange auf dem Hinterdeck, bis die Stadt unseren Blikken entschwunden war und die Insel langsam zu versinken begann.

Wir haben nicht ohne Grund es niedergeschrieben: „So sahen wir die Stadt am 3. Mai 1856."

Bald nach unserer Abreise

„stürzte Rhodus unter Feuerflammen."

Ein ungeheures Pulverdepot, das noch aus den Zeiten der Johanniter herrührte und den Türken unbekannt, oder von ihnen vergessen worden war, ging plötzlich in Feuer auf. Das donnernde und krachende Getöse, die heftige Bewegung des Bodens, die schäumende Brandung der See ließen die Bewohner im ersten Augenblicke glauben, daß, wie wenige Jahre zuvor, die Erde wieder bebe. Wie ein kochender Vulkan warf es Hagel von Quadern, Säulen und Bäume empor, die niederschmetternd Gebäude zusammenbrechen machten und Menschen tödteten. Die Bevölkerung der Stadt stürzte auf die Straßen, die fast tiefe Finsterniß deckte, vom Pulverdampfe herrührend und nur erleuchtet, wenn glühende

Meteore über sie hinflogen. Jeder blieb auf der Stelle stehen, auf der er sich eben befand, blaß, zitternd, den Tod, das jüngste Gericht erwartend. Es dauerte viele Minuten lang, in denen es Untergang der Welt zu sein schien.

Der erstickende Qualm und Rauch fing an sich zu verziehen. Die tobenden Schrecken hörten auf, nur da und dort nachberstendes Krachen — die Stadt war ein Trümmerhaufen.

Die Ritterstraße, der Siegesbogen, die Kirche und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen sind nicht mehr. —

Die Kajüte bot in den Stunden der gemeinsamen Zusammenkunft wenig Zerstreuung. Zwei Amerikaner, Oheim und Neffe, waren unsere Gefährten. Sie kamen an Bord, ohne den Kapitän oder irgend Jemanden zu grüßen. Sie setzten sich zum Thee, standen wieder auf, ohne die übrige Gesellschaft zu bemerken. Wir beobachteten streng dasselbe Benehmen gegen sie, während einer achttägigen Seefahrt und fast immerwährender Begegnung. Die beiden Männer schwiegen aber auch gegenseitig. Der Jüngere pflegte gewöhnlich zu fragen: „vo you like tea?“ Der Aeltere erwiderte: „Yes, Sir!“ und dann schwiegen sie wieder, als ob sie nach diesem gewaltigen Gedankenaustausche ermüdet, wieder neue geistige Kolonnen in ein neues Gespräch führen wollten. Zuweilen kürzten sie das oben angeführte Gespräch in sorgsamster Schonung ihrer Sprachwerkzeuge ab, und der Jüngere fragte den Aeltern, wenn er den Thee zu schlürfen begann: „Yes?“ worauf der Aeltere zufrieden nickte. Wenn die Stunden des Zusammenseins mit den übrigen Reisenden vorüber waren, saß jeder einzelne und las. Als sie einmal ihre Bücher liegen ließen, reizte uns die Neugierde, zu sehen, was sie läsen? „Die Kunst Leder zu pressen“ war der Titel des einen, „Thomas a Kempis“ der des andern Buches. Das Schiffsjournal hatte sie als Kaufleute aus Amerika eingetragen; ihre Reise führte sie nach Jerusalem. Ich

ſah ſie ſpäter wieder in Jericho, wo unſere Zelte zufällig nebeneinander aufgeſchlagen waren. Wie ſie ohne Abſchied in Beyrut das Schiff verlaſſen hatten, ſahen ſie uns auch ohne Gruß in Jericho gleichgültig an.

Es gibt Menſchen, die aus Leder und ohne Kunſt gepreßt ſind.

Die beiden Aerzte haben wir bereits kennen gelernt. Der Kapitän, eine impoſante Geſtalt, edler Geſichtsbildung, mit der großen, goldenen Medaille des Papſtes für die mutige Rettung eines Schiffes belohnt, wußte belehrend und unterhaltend über ſeine Reiſe und Erlebniſſe zu ſprechen.

Bunter und heiterer waren die Gruppen und Geſtalten auf dem Verdeck. Immer, wenn das Schiff landete, trat ein mannigfaltiger Wechſel ein, der Auge und Geiſt lebhaft beſchäftigte.

Schon am erſten Tage unſerer Fahrt hatte ich die Bekanntſchaft des Herrn Benzion Scherz aus Prémiſſel in Galizien gemacht. Ein Färber ſeines Handwerks, kam er nach ſeiner Wanderung durch Schleſien, Mähren, Böhmen und Oeſterreich nach Konſtantinopel. Hier lächelte dem armen Arbeiter das Glück; er ließ ſich aber von dem Lächeln nicht verführen, und blieb ſeiner Sehnſucht nach Jeruſchalaim treu. Sein Weib war todt, ſeine Kinder verſorgt, und nun zog er, ein armer Pilger, in das Land der Verheißung.

Mit dem Lächeln des Glücks hatte es eine beſondere Bewandtniß. Als er nach Konſtantinopel kam, wurde der Färberinnung ein Pelz des Sultans übergeben, um ihn zu färben. Niemand hatte den Mut, das koſtbarſte Pelzwerk zu übernehmen; da ſagte Herr Benzion Scherz: „Wenn ihr mir die Hälfte des Lohnes gebt, den ihr vom Sultan bekommen werdet, ſo färbe ich den Pelz, und ihr werdet große Ehre haben.“ Man traute dem armen Juden nicht, und ließ ihn einige Verſuche an gewöhnlichem Pelzwerke vornehmen, und als dieſe gelangen, die Zeit den Pelz des Sultans abzuliefern drängte, ſo vertraute man dem Fremden, unter ſtrengſter Bewachung die Arbeit, bei welcher jedoch Niemand anweſend bleiben durfte.

Meteore über sie hinflogen. Jeder blieb auf der Stelle stehen, auf der er sich eben befand, blaß, zitternd, den Tod, das jüngste Gericht erwartend. Es dauerte viele Minuten lang, in denen es Untergang der Welt zu sein schien.

Der erstickende Qualm und Rauch fing an sich zu verziehen. Die tobenden Schrecken hörten auf, nur da und dort nachberstendes Krachen — die Stadt war ein Trümmerhaufen.

Die Ritterstraße, der Siegesbogen, die Kirche und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen sind nicht mehr. —

Die Kajüte bot in den Stunden der gemeinsamen Zusammenkunft wenig Zerstreuung. Zwei Amerikaner, Oheim und Neffe, waren unsere Gefährten. Sie kamen an Bord, ohne den Kapitän oder irgend Jemanden zu grüßen. Sie setzten sich zum Thee, standen wieder auf, ohne die übrige Gesellschaft zu bemerken. Wir beobachteten streng dasselbe Benehmen gegen sie, während einer achttägigen Seefahrt und fast immerwährender Begegnung. Die beiden Männer schwiegen aber auch gegenseitig. Der Jüngere pflegte gewöhnlich zu fragen: „vo you like tea?“ Der Aeltere erwiderte: „Yes, Sir!“ und dann schwiegen sie wieder, als ob sie nach diesem gewaltigen Gedankenaustausche ermüdet, wieder neue geistige Kolonnen in ein neues Gespräch führen wollten. Zuweilen kürzten sie das oben angeführte Gespräch in sorgsamster Schonung ihrer Sprachwerkzeuge ab, und der Jüngere fragte den Aeltern, wenn er den Thee zu schlürfen begann: „Yes?“ worauf der Aeltere zufrieden nickte. Wenn die Stunden des Zusammenseins mit den übrigen Reisenden vorüber waren, saß jeder einzelne und las. Als sie einmal ihre Bücher liegen ließen, reizte uns die Neugierde, zu sehen, was sie läsen? „Die Kunst Leder zu pressen“ war der Titel des einen, „Thomas a Kempis“ der des andern Buches. Das Schiffsjournal hatte sie als Kaufleute aus Amerika eingetragen; ihre Reise führte sie nach Jerusalem. Ich

ſah ſie ſpäter wieder in Jericho, wo unſere Zelte zufällig nebeneinander aufgeſchlagen waren. Wie ſie ohne Abſchied in Beyrut das Schiff verlaſſen hatten, ſahen ſie uns auch ohne Gruß in Jericho gleichgültig an.

Es gibt Menſchen, die aus Leder und ohne Kunſt gepreßt ſind.

Die beiden Aerzte haben wir bereits kennen gelernt. Der Kapitän, eine impoſante Geſtalt, edler Geſichtsbildung, mit der großen, goldenen Medaille des Papſtes für die mutige Rettung eines Schiffes belohnt, wußte belehrend und unterhaltend über ſeine Reiſe und Erlebniſſe zu ſprechen.

Bunter und heiterer waren die Gruppen und Geſtalten auf dem Verdeck. Immer, wenn das Schiff landete, trat ein mannigfaltiger Wechſel ein, der Auge und Geiſt lebhaft beſchäftigte.

Schon am erſten Tage unſerer Fahrt hatte ich die Bekanntſchaft des Herrn Benzion Scherz aus Přemiſſel in Galizien gemacht. Ein Färber ſeines Handwerks, kam er nach ſeiner Wanderung durch Schleſien, Mähren, Böhmen und Oeſterreich nach Konſtantinopel. Hier lächelte dem armen Arbeiter das Glück; er ließ ſich aber von dem Lächeln nicht verführen, und blieb ſeiner Sehnſucht nach Jeruſchalaim treu. Sein Weib war todt, ſeine Kinder verſorgt, und nun zog er, ein armer Pilger, in das Land der Verheißung.

Mit dem Lächeln des Glücks hatte es eine beſondere Bewandtniß. Als er nach Konſtantinopel kam, wurde der Färberinnung ein Pelz des Sultans übergeben, um ihn zu färben. Niemand hatte den Mut, das koſtbarſte Pelzwerk zu übernehmen; da ſagte Herr Benzion Scherz: „Wenn ihr mir die Hälfte des Lohnes gebt, den ihr vom Sultan bekommen werdet, ſo färbe ich den Pelz, und ihr werdet große Ehre haben.“ Man traute dem armen Juden nicht, und ließ ihn einige Verſuche an gewöhnlichem Pelzwerke vornehmen, und als dieſe gelangen, die Zeit den Pelz des Sultans abzuliefern drängte, ſo vertraute man dem Fremden, unter ſtrengſter Bewachung die Arbeit, bei welcher jedoch Niemand anweſend bleiben durfte.

Die Färbung gelang vollkommen und die Innung wollte den Mann, unter Verſprechen eines reichlichen Einkommens an Konſtantinopel feſſeln. Als ſie ſahen, daß es vergebens ſei, zahlten ſie ihm den verſprochenen Lohn und noch darüber und gaben ihm ein glänzendes Zeugniß über ſeine Kunſt, aus welchem ich die hier mitgetheilten Thatſachen in mein Tagebuch notirte.

Mir war Herr Scherz eine wehmütige, rührende Erſcheinung. Immer wieder auf demſelben Platze des Verdeckes ſaß er auf einem kleinen Bündel, das all ſein Gut enthielt. Bei Sonnen-Auf und Niedergang ſah ich ihn andächtig gegen Oſten gewendet ſtehen und beten. Tags über ſang er halblaut ununterbrochen Pſalmen und wenn es Eſſenszeit war, aß er trockenes Brot, grünen Lauch und Feigen. Er dankte mir jedesmal, wenn ich ihm eine Orange gab, oder Kaffee reichen ließ in ganz eigenthümlicher Weiſe: „Gott ſoll Ihnen die „Sechijo", das Heil geben, in Jeruſchalaim einmal begraben zu ſein."

Mit ihm reiſte Herr Mordachai ben Jizchak aus Umen im Gouvernement Kiew, der vor Jahren ſich in Zaphet niederließ, und eben ſeine Heimat noch einmal beſuchen gegangen war. Ich hörte einmal, als ich ihnen wieder Kaffee reichen ließ, dem Geſpräche der beiden Männer zu, ſie ſprachen vom ewigen Leben.

Luſtiger waren die Gedanken und das Thun eines ſchönen, kräftigen Schiffsjungen. Häufig taumelten flugmüde Schwalben, oder Sperlinge, die ſich von den Inſeln zu weit in die See verirrt hatten, über unſere Schiffe. Der Junge fing ſie alle mit beſonderer Geſchicklichkeit, fütterte ſie und band ſie am Tauwerke, indem er ihnen Fäden um ihre Füße ſchlang, feſt. Es waren ihrer ſchon viele Hunderte und Rabbi Mordachai ben Jizchak bemerkte: „Das iſt ein Wunder, wie die Wachteln in der Wüſte." Wir nannten den fröhlichen jungen Mozzo, die Katze des Schiffes. Bei ſolchem heitern Treiben trat der Maſchinenführer unſeres Schiffes an ihn heran, um ihm den Müßiggang zu verweiſen. Er begann ſeine Rede mit einem: „Do horauziho pekla! zo pořad dělaš?" Ich war, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, plötzlich auf dem klaſſiſchen Meere, zwiſchen Rhodus und

Cypern den Fluch: „In die verfluchte Hölle mit dir! Was treibst du beſtändig?“ in der Sprache meiner Kindheit zu vernehmen. Es war Herr Riba aus Radama in Böhmen, der ſo kräftig fluchte, was er in italieniſcher Sprache fortſetzte. Herr Riba, nur wenige Meilen von meiner Geburtſtadt geboren, dient ſeit elf Jahren mit Auszeichnung als Maſchinenführer auf den Dampfſchiffen des L'loyd.

Wir wechſelten manches Geſpräch mit einander.

Cypern.

Solon und Zeno. — Ein Jude Herzog. — Paphos. — Larneca. — Franziskaner. — Küche und Bibliothek. — Die heilige Venus. — Cypern drei Frauen geschenkt. — Wein, Blumen und Edelsteine. — Medusa und Schönheit. — Kalliope. — Schmeichlerinnen und Schemel. — Ein cyprischer Ochs. — Bunter Jahrmarkt. — Ein Wrak. — Die Juden auf Candia.

Nach Sonnenuntergang fing die See bewegt zu werden an; ich fürchtete darunter zu leiden und zog mich sogleich in meine Kabine zurück.

Ueber mir sing, wie jeden Abend, der Gesang der Baschi Bozuks an: seine und die Wogen der See wiegten mich ein und der halbwache Gedanke: morgen siehst du Cypern, webte sich meinen Träumen ein.

Um 5 Uhr Morgens eilte ich auf das Verdeck. Der Himmel war, wie während unserer ganzen Reise ohne Wolke, ohne Schleier, und die Milliarden Wogen der wieder ruhigen See spiegelten das Bild einer glorreich strahlenden Sonne.

Zu unserer Linken erhob sich lang gestreckt, hügelig, bis zu hohen Bergen emporsteigend, kahl und einsam Cypern. Wir fuhren an der unbepflanzten, unfruchtbaren Seite der Insel hin. Die alten Dichter priesen die Insel, den Lieblingsaufenthalt der Anadiomene, der hier dem Meere entstiegenen, schönen Göttin, als die „fruchtbare, reiche, blühende, wohlgefällige, verliebte, wollüstige,

heilige, ſelige, göttliche.“ Ihre Geſtalt verglichen ſie mit einem Schilde, einem Bließe, einem Delphine.

Duftiges Oel, feuriger Wein, ſüßer Weihrauch, nebſt allen Früchten des Südens entſprießen dem fruchtbaren Boden. Wie dieſe Inſel den Griechen die goldene Aphrodite, ſo gab ſie ihnen auch den weiſeſten Geſetzgeber und den ſtrengſten Tugendlehrer: Solon und Zeno. Beide wurden von der Inſel verbannt, jener von den Tyrannen, die ſie beherrſchten, dieſer von den wollüſtigen Sitten, welche die Bevölkerung verweichlichten. Nach entſetzlichen Schickſalen, ſeit mythiſchen Zeiten her, wurde Cypern von Julius Cäſar der Arſinoe, von Antonius der Kleopatra, von der Königin Catharina Cornaro der Republick Venedig geſchenkt.

Die Inſel ſpielte auch in der Geſchichte der Juden, welche ſie mit ihrem urſprünglich phöniziſchen Namen Chettim nennen, eine Epiſode: In der Empörung gegen Traan haben ſie dieſelbe verwüſtet. Unter dem Sultan Selim ſollte ſie ſeinem Günſtlinge, dem Juden Johann von Miquez, den er zum Herzog von Naxos erhoben hatte, als zweites Herzogthum zu Theil werden. Miquez hatte ſich beim Sultan, als er nur der mutmaßliche Thronerbe war, durch glückliche Darlehen und durch Weinlieferungen von Cypern in Gunſt geſetzt. In der ſeligen Stimmung eines Rauſches, und unter hingerollter tauſende von Goldſtücken, erzählt Hammer-Purgſtall, ſoll der Prinz dem Juden eine Inſel als Eigenthum verſprochen haben, die ſo ſüßen und feurigen Wein zeugt.

Gegen 11 Uhr langten wir vor Paphos an, wo die Göttin unter der Form eines vom Himmel gefallenen Kegels, dem Sinnbilde der Zeugung, verehrt wurde. Ueber Paphos empor erhebt ſich der Olympos der Alten, wohin Euripides den Sitz Aphrodite's und der Muſen verlegt. Die Göttin der Schönheit hatte oben einen Tempel, dem keine Frauen nahen, und wo ihr nur männliche Opferthiere geſchlachtet werden durften.

Zwiſchen Paphos und dem Olympos ſchwingen ſich jene Hügel und ſonnigen Thäler, wo Opium und der berühmte Cyperwein wächſt, der unter dem Namen: Vino della Commanderia, noch

heut zu Tage daran erinnert, daß die Tempelritter hier ihre Comthureien hatten.

Wir fuhren den ganzen Tag durch eine spiegelglatte See; kein Rauschen störte die Betrachtung, es ging vielmehr nur ein geheimnißvolles Flüstern über die himmelblauen, sanftesten Schwingungen. So mochte es sein, als die Schäume der See sich formten und die Schönheit selig emportauchend, melodischen Wandels dahinschritt!

Abends 8 Uhr warf unser Schiff Anker vor Larneca.

Wir sahen uns des Morgens in einem weiten Hafen, in welchem nur wenige kleinere Schiffe und nahe der Küste, ein Wrak lagen.

Ans Land gerudert begab ich mich mit Dr. R. zum Dr. Antonio Valsamaki, dem ich durch den Leibarzt des Königs von Griechenland empfohlen war. Wir fanden einen ältern Mann mit ausdrucksvollem Kopfe. Wir waren eben zu seiner Ordinazionsstunde gekommen, in der er uns, an manchen Kranken anknüpfend, interessante Mittheilungen über eigenthümliche Krankheitsformen und die glücklichen Gesundheitsverhältnisse der Insel, wie über ihre reiche Pflanzenwelt machte.

Er führte uns dann zur Kirche der Franziskaner, die eben vollendet war, und einen schönen, luftigen Raum zeigte. In der Vorhalle ist die marmorne Büste des Erbauers angebracht, eines Mönchs, der, ohne ein praktischer Baumeister zu sein, den Plan erdachte und durch Maurer glücklich zu Ende brachte.

Das Kloster, der Kirche angebaut, war noch nicht vollendet. Der Laienbruder bemerkte wehmütig mittheilsam: „Es fehlt noch Vieles, auch die Küche," und lächelte ganz zutraulich, als ich mir die Bemerkung erlaubte: „Auch die Bibliothek!"

Der Guardian, aus Salurn in Tyrol gebürtig war nach Rom eben abgereist; wir wurden von seinem Stellvertreter freundlich empfangen, mit Kaffee und überzuckerten Früchten bewirtet.

„Wir leben hier" begann er in traulicher Mittheilung „sehr einsam."

Das ist der Beruf der Mönche, ehrwürdiger Herr!

„Nicht im Oriente. Hier sind wir geistliche Soldaten, die sich wehren und die erobern müssen. Wir sollen mehr den geistlichen Rittern, denen einst diese Insel gehörte, gleichen, als unseren Brüdern in Europa, deren Tugend es ist, beschaulich zu leben. Schon hier herrscht ein Kampf der Sekten, deren jede einen anderen Beschützer hat: Vor Allem werden wir, wie namentlich in dem nahen Syrien und in der Terra santa von den Franzosen überflügelt. Sie gründen Schulen, Hospitze, Asyle und Alles, als menschenfreundliche Wohlthat, scheinbar ohne Absicht, während die englische Mission gleich wohlthätig ist, aber den Abfall vom heiligen Katholizismus zur Bedingung macht. Mitten inne stehen wir armen Franziskaner, als die von der fränkischen Königin zurückgelassenen, verlorenen Posten. Wir haben nur das Wort und der Armen sind so viele, die Hülfe und Unterstützung wollen. Es ist eine gesegnete Insel hier auf der wir leben, und das geistige Korn würde trefflich gedeihen, wenn die Regierung keine mohammedanische wäre, und was Ihnen, lieber Herr! fremd klingen wird, wenn nicht noch so viele heidnische Erinnerungen und antiker Aberglaube in den Herzen der Christen hier lebte!"

Er lud uns ein, mit ihm die Kuppel der Kirche zu besteigen.

Wir überblickten die ganze Stadt, Häuser mit flachen Dächern, ganz aus Stein aufgeführt, Fenster ohne Scheiben, enge Straßen, die voll Staub und Schmutz sind. Da und dort ragt eine Palme, eine Zipresse, eine Gruppe von Oelbäumen zwischen den Häusern hervor. Von allen Terrassen aber überblickt man das Meer und die Berge. Die der See entgegengesetzte Seite ist eine staubige, baumlose Fläche. Wir werden sie später durchwandeln.

Nach dem Beſuche im Kloſter führte uns Herr Dr. Balſamaki in das Haus des k. griechiſchen Conſuls, Herrn Barda, den wir aber nicht zu Hauſe fanden. Seine Frau reichte jedem von uns eine Roſe; ich empfing ſie mit Anſpielung auf die ſchöne Spenderin, und die Inſel, auf der wir uns befanden. „Ich werde mit Stolz dieſen Blumenorden der Königin Venus tragen.“ Sie fragte mich hierauf, wie mir die Inſel der „heiligen“ Venus gefalle?

Ein Negerſklave reichte uns Kaffee und Zigaretten.

Vom k. ſchwediſchen Conſul Herrn Venditziano, wurden wir in einem hohen, luftigen Saale empfangen, von dem verdunkelnde Fenſterläden die Sonnenglut abhielten. Den Bildern des ſchwediſchen Königspaares diente eine nordiſche Flagge als Tapetenfolie; ringsum hingen die Bilder der ſchönſten Plätze und Paläſte Venedigs, und mahnten daran, wie die edelſte Tochter der Republik von dem Königsthrone Cyperns niederſtieg, und im goldenen Schiffe am Markusplatze landend, Krone und Purpur zu Füßen ihrer mächtigen Geburtſtadt niederlegte.

Noch ragen die drei Maſte vor der St. Markuskirche in Venedig, an denen die ſtolze Meerbeherrſcherin die Flaggen der Königreiche Candia, Morea und Cypern flattern ließ.

Dr. Balſamaki lud uns ein, mit ihm den jungen Sohn des Hauſes zu beſuchen, den er uns als verloren bezeichnete. Es war ein Knabe von 15 Jahren, todtbleich, nur die Augen funkelten unheimlich groß in dem abgemagerten Antlitze. Neben ihm ſtand ſeine tiefbetrübte Mutter und ſeine Schweſter, ein ſchönes Kind von 14 Jahren, die zu unſerer Ueberraſchung uns ihr Kind brachte, das am Zahnfieber litt. Die Sonne läßt Früchte und Menſchen hier raſcher reifen und — verwelken.

In den Saal zurückgekehrt, wurden wir mit Wein vom verfloſſenen Jahre, und dann mit einem bewirtet, der fünfzig Jahre alt war. Wir konnten merken, als wir von dem braunen Golde

tranken, daß wir niemals früher Cyperwein getrunken hatten, wie oft er uns auch schon als echt kredenzt worden war.

Drei Dinge erregen immer wieder meine Verwunderung: der Wein, die Blume, der Edelstein.

Ist es nicht wunderbar, wie die Erde, dieser finstere, ernste Weltklumpen von poetischer Zeugungslust ergriffen, in göttlichem Leichtsinn spielend, Dinge hervorbringt, deren Dasein nicht notwendig, aber so freudenreich, duftig, lichtspiegelnd und feurig ist.

Und ist unter den Dreien der Wein nicht das Edelste? vereinigt er nicht die Eigenschaften der Blumen und Edelsteine in sich? Der Wein im Kristallglase ist ein duftiger, flüssiger Edelstein, der nicht die äußeren Sinne allein erfreut; er feiert eine geheimnisvolle Hochzeit mit dem rot rollenden Blute, er macht die wunderbare, mit tausend feinsten Saiten bespannte Harfe im Menschen leise beben, und die sonnigen Kinder des Gefühls beginnen den heilig geheimnisvollen Reigen und die Lippen fangen an zu weissagen —

„Wie schmeckt Ihnen unser Wein, Herr Doktor?“ fragte mich Herr Vendiziano.

Er ist eine Feuerrose vom Busen der goldenen Aphrodite, Herr! Er ist der heilige Ichor, der die Adern der Götter statt Blut durchfließt. Er ist der glanzvollste Edelstein des seligsten Eilandes, und gesegnet ist das Haus, das solche Geister unterirdisch bindigt und sie zwingt, wenn Gäste nahen, ihnen gastfreundlich zu dienen.

Der Consul Vendiziano lächelte.

Wir kehrten in das Haus des Herrn Dr. Valsamaki zurück; er stellte uns seiner Frau vor. Ich sah nach langen Jahren wieder eine Gestalt und einen Kopf, die Denjenigen zum Sklaven machen, der sie betrachtet.

Es hat die Schönheit auch etwas vom Meduſenschilde, das Jeden, der es anblickte, erstarren machte. Ich sah in Florenz einen antiken Meduſenschild. Der fein fühlende Grieche, der von

der Schönheit des Häßlichen keine Ahnung zu haben ſchien, — der weiſe Glückliche! ſtellte jenes Meduſahaupt nicht grauenhaft dar, vielmehr iſt es von unergründlich ſüßem Zauber. Nur die Haare ſind Schlangen, die kalt und feucht das göttliche Haupt umwinden und unbegreifliche Theilnahme für die Schönheit des Antlitzes wecken und ſchrecken. Leonardo da Vinci fühlte dem Griechen nach, als er unſterblich ſchön malte, was jener in Marmor meißelte.

Frau Valſamaki trug einen roten Feß mit einem diamantenen Sterne, ihre Haare wanden ſich ſchwarz, wie Geiſterwelten dreimal um die Stirne, die ſchmal und weiß, wie die der medizeiſchen Venus glänzte. Die blauen Augen waren nicht leuchtend, nicht ſieghaft plötzlich, aber von jenem Glanze umgeben, den die griechiſchen Dichter das „Hygron" das ſchwimmende Auge nennen. Der Mund rot, und weich geſchnitten, wie ein geſprungener Granatapfel. Die Brüſte nach orientaliſcher Sitte halb enthüllt, würdig, daß ein Götterkind ſich an ihnen ernähre, waren von durchſichtigſtem roſenroten Schleier umhaucht; der Oberleib trug eine Jacke von violetter, reich mit Gold geſtickter Seide. Ein Rock von weißer Seide floß in reichen Falten, weit und weich bis zu den rotſaſtanen Schuhen nieder.

Wenn die Jugend dieſer Dame, die in Nikoſia, wo man die cypriſchen Könige einſt krönte, geboren wurde, vorübergerauſcht ſein wird, ſo wird ihre königliche Schönheit nicht mit verſchwunden ſein. Die plaſtiſche Ruhe ihrer Geſtalt, die unverrückbaren Linien der feſten Gebilde ihres Hauptes werden noch immer imponiren, wenn die Farben und weichen Formen des Antlitzes erblaſſen und ſtrenger ſein werden.

Neben dieſer Mutter ſtand die zehnjährige Tochter Kalliope, und bediente uns freundlich, bei einem vorbereiteten, nazionalen Frühſtück.

Nach demſelben lud uns der Doktor ein, ihn und ſeine Frau nach einem, nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Kloſter St. Giorgio zu begleiten, um viel Landvolk zu ſehen, weil heute daſelbſt Fiera ſei.

Die kleine Kalliope wollte mit uns, was ihr von den Eltern verweigert wurde. „Was werden unſere Gaſtfreunde davon denken," ſagte das ernſte und ſchöne Kind; „wenn ich ihnen nicht auch die Ehre erweiſe, ſie zu begleiten?"

Das Kind ſah der Mutter ähnlich, nur war es ernſter, faſt ſtrenger und charaktervoller. Schon der Umſtand, daß ſie den Namen der epiſchen Muſe trug, machte mich dem Kinde geneigt. Seine gemütvolle, kindiſch-ſtolze Bemerkung gefiel mir beſonders, und ſo bat ich die Eltern, ſie mit uns zu nehmen. „Bitte nicht, o Herr!" ſagte ſie zu mir, „jetzt gehe i ch nicht mehr!" Sie küßte den Eltern ſchweigend ernſt die Hand und verließ den Saal.

Herr Valſamaki bemerkte:

„Es iſt ein eigenartiges Kind, das man gewähren laſſen muß. Mir iſt immer, wenn ich ſeinen Ernſt betrachte und ſeine oft impoſanten Antworten höre, als ob es beſtimmt ſei, ein tragiſches Geſchick zu erleben."

Die Mutter ſagte gerührt: „Schütze ſie Gott und uns!"

Signora Valſamaki ließ ſich von einer Dienerin einen Schleier reichen, der vorn an die Stirne gelegt den Kopf bedeckte und bis an die Sohlen weiß und wallend nach rückwärts fiel. Sie faßte den Schleier unter der Bruſt zuſammen, ſo daß er ſich in die edelſten Falten legte. Nur das Geſicht blieb frei und ſo ſtand ſie, wie eine Prieſterin der Veſta wartend da, bis eine ſchwarze Sklavin ihr einen kleinen cypriſchen Rappen vorführte und ſich ſelbſt, knieend die Hände auf den Boden geſtützt, beugte. Die Dame ſetzte den Fuß auf dieſen lebendigen Schemel und ſchwang ſich in den Sattel.

Ich mußte an die Zeit denken, wo die Tyrannen der Inſel ſich mit geheimen Horchern und öffentlichen Unterſuchern umgaben, die über die ehrenbafteſten Perſonen zu Gericht ſaßen, wenn jene ſchmachvollſten aller Menſchen ſie anzeigten. Die Frauen dieſer Tyrannen hatten zweierlei Frauen wieder in ihrem Dienſte: Schmeichlerinnen und Schemel. Die Letzteren verrichteten denſelben Dienſt, den jetzt die Sklavin der ſtolz ſchönen Valſamaki leiſtete.

Wir bestiegen drei andere Pferde und ritten, in unserer französischen Tracht, unschön zu der edlen Reiterin abstechend, neben ihr her.

Wir waren bald vor der Geburtstadt Zeno's, dem alten Zizium, wo mich der Doktor auf antike Mauerwerke aufmerksam machte, die kaum entdeckt als Baumaterial zu modernen Häusern verwendet werden, denen wir, da eine Säule, dort ein Kapitäl und wieder ein Marmorfragment, eingefügt sahen.

Eine staubige Ebene nahm uns vor der Stadt auf, durch welche Landleute in den buntesten Trachten zogen. Auffallend waren uns die viereckigen, offenen Wagenkasten, die auf zwei unbereiften Rädern von einem in eine Gabel gespannten Pferde gezogen wurden. Manchmal war diesen Wägen auch ein Ochs vorgespannt und mahnten an das altgriechische Sprüchwort: „Er ist dümmer als ein cyprischer Ochs!" Seltener tauchte die fantastische Gestalt eines Kameeles auf.

Schon Angesichts des Klosters kauerte eine Gruppe Bettler, Männer und Weiber, welche grauenhafte, kranke Verunstaltungen zur Schau trugen, um das allgemeine Mitleid wach zu rufen. Sie hörten nicht auf in einem klagenden Tone zu beten und zu betteln.

„Sie werden solchen Gestalten, diesen an der Leprose leidenden Menschen" bemerkte unser Gastfreund, „in Jerusalem vor dem Zionthore wieder begegnen."

Der weite Hofraum des Klostergebäudes nahm uns auf; hier war die lärmende Bewegung eines Jahrmarkts. An einer Gruppe Oelbäume, die im Hofe steht, hatte ein Fleischhacker seine blutige Waare an die Aeste des Friedensbaumes gehängt. Vor einem rauchenden Kohlenfeuer saß ein stolz beturbanter Mohammedaner und briet Teig in Oel, den ihm ein Knabe zu langen dünnen Würsten geknetet reichte; ein anderer Knabe bestreute diese Frittata mit Kermes und bot sie zum Kaufe an. Auf einem Teppich breitete ein Grieche Messer und Dolche, Hämmer und Sägen aus. Gelbe und rote Pantoffel fanden an einer anderen Stelle

die meisten Käufer. Es war kein häusliches Gerät unvertreten auf diesem Markte.

Bunter aber waren die Gestalten, deren manche mit stentorischem Geschrei sich lärmend zwischen den hundert Kramstellen bewegten: Derwische und christliche Popen, Neger und Mulattinnen, Zigeunerinnen und Frauen in glänzender griechischer Tracht, arabische Christen, ehrwürdige Moslems. Die Frauen hatten alle sehr ausdrucksvolle Gesichter, dunkle feurige Augen, die Lippen derb leidenschaftlich. Die Farbe der Wangen fiel uns, die wir noch kurz vorher an den weißen Teint Europa's gewöhnt waren, durch ihren dunklen Ton ganz besonders auf.

Der Hofraum in dem wir uns befanden, zeigte auf der einen Seite eine hohe luftige Halle, wo Kaffee, Tschibuk, Orangen, Limonade, Wein, Brot, Mandeln, Zibeben u. dergl. den Ausruhenden und Schattensuchenden gereicht wurden. Diese große Halle hatte keine Decke, die sie vom Dache schied; es schaute dieses selbst gezäunt und eben nicht sehr sorgfältig gezimmert herab. So waren auch die Stuben, wenn sie sonst noch so würdig ausgestattet waren, die wir heute in Larneca gesehen hatten.

Eine andere Seite des Hofraums nahm die, dem heil. Georg geweihte Kirche ein. Der tapfere Lindwurmtödter strahlte uns aus getriebenem Silber von einem reich mit Gold verzierten Altare entgegen. Ringsum hingen ausgeblasene Straußeneier, wie kolossale Perlen an Schnüren gereiht. Weihgeschenke aller Art bedeckten die Wände: Krücken, die ein Geheilter dankbar hinhing, mit Blumen verzierte Kerzen, Augen aus Heliotropen und Opalen, Hände aus Elfenbein, Füße aus Silber. Dr. Balsamaki machte uns lächelnd auch auf zwei kleine naive Globen, denen die Welt entstammt, aufmerksam.

Die griechischen Mönche gingen ab und zu, bald mit Andächtigen redend, bald Gebete murmelnd, oder sich an dem monotonen, näselnden Gesange betheiligend, der hinter dem Altare hervorscholl.

Zum ersten Male sah ich hier schwarze Christen, die vor dem Altare knieend ihre Andacht verrichteten, nicht ohne, nach moham-

medaniſcher Sitte, einen kleinen Teppich unter ihre Kniee auszubreiten.

Als ich gegen Dr. Valſamaki meine Verwunderung ausſprach, auf Cypern und Rhodus ſo viele Schwarze zu ſehen, erklärte er mir, daß ſie meiſt freigelaſſene Sklaven ſeien, die ſchon beſſere Kulturzuſtände gewöhnt, nicht mehr nach Afrika zurückkehren wollen und ſich auf beiden Inſeln, des milden Klimas wegen, niederlaſſen. Ihre Sterblichkeit iſt aber groß, namentlich unter den Kindern, von denen von Hundert gewöhnlich neunzig ſterben.

Nachdem wir mehrere Stunden hier verweilt hatten, kehrten wir nach Larneca zurück. Auf dem Wege begegneten uns ganze Gruppen der Stadtbewohner, um, wie wir gethan hatten, die Kirmeß zu beſuchen.

Die Sonne neigte ſich, wir mußten nach dem bewegt heiteren Tage von unſeren trefflichen Gaſtfreunden Abſchied nehmen. Im Hafen angelangt, ſahen wir eben das Boot unſeres Schiffes herangerudern, um uns an Bord zu nehmen. Der Schiffslieutenant hatte die Freundlichkeit ſelbſt zu kommen. Wir weilten noch eine kurze Zeit im Kaffeehauſe, wo uns einige alte Münzen aus der Zeit der römiſchen und der chriſtlichen Herrſchaft auf Cypern zum Kaufe angeboten wurden.

Endlich brachen wir auf. Der Lieutenant hatte die Güte, auf meine Bitte, uns an das Wrack rudern zu laſſen. Ich werde den traurigen Anblick nicht vergeſſen. Das Schiff ragte, zur Seite gelegt, nur halb aus der Brandung hervor; ſie ſchlug in die offene Kajüte hinein. Der Maſt lag zerbrochen auf dem Deck durch zerriſſenes Tackelwerk feſtgehalten; das Gehäuſe für die Buſſole war eingeſtürzt. Ein heftiger Sturm hatte vor mehreren Nächten dem Daſein des Schiffs ein Ende gemacht, jetzt lagen die Segel, wie zerriſſene Leichentücher über ihm. Die Schiffsbevölkerung, nach dem aufgefundenen Journal, betrug zwanzig Mann, deren Leichen nicht einmal ans Land geworfen worden ſind.

Der Anker wurde raſſelnd emporgezogen, der Schlott fing ſtärkere Wolken zu treiben an, wir fuhren von Cypern fort und ſahen, nachdem die Sonne untergegangen war, noch lange die Spitzen des Olympos rotgolden leuchten und den Stern der Göttin aus dem Abendhimmel hervor brechen, groß und ſchimmernd.

Die Zeit in Rhodus und Cypern war uns zu kurz zugemeſſen, um über jüdiſche Zuſtände auf den beiden Inſeln Erkundigungen einzuziehen. Der Zufall brachte mir ſpäter einige Nachrichten über die Juden der Inſel Candia, die ſie Jemid nennen, und da wir uns eben ihr nicht zu fern auf dem mittelländiſchen Meere befinden, mögen ſie hier eine Stelle finden.

In der Hauptſtadt der Inſel, in Canea, die Juden nennen ſie Chanja, leben 70 Familien, an 400 Seelen. Es ſind neue Einwanderer von Janina, Nartha, Salonik, Smirna. Die urſprünglich jüdiſchen Einwohner wanderten größtentheils, als ſie ein Erdbeben um jeden Beſitz gebracht hatte, vor dem Jahre 1848 aus, größtentheils nach jenem Lande, aus dem ihre Väter durch den Proſeten befreiet, fortgezogen ſind. Die heutigen Bewohner von Canea gehören dem ſepharediſchen Ritus an. Aſchkenaſim leben keine unter ihnen und kommen nur ſelten als Uhrmacher, Steinſchneider, Goldarbeiter zu Gaſt. Alle ſprechen griechiſch und türkiſch; des Arabiſchen ſind nur wenige kundig. Zerſtreut auf der Inſel leben noch an 100 jüdiſche Familien.

Zu Canea leben unter den Juden 10 Handwerker, Seidendreher, Schnüremacher, Klempner, Glaſer, Schneider, 6 Kaufleute, die mit Oel und Seife handeln. Manche ſind öffentliche Schreiber, Dolmetſcher, Agenten. Den Boden, da ihnen der Grundbeſitz verſagt iſt, bauen ſie nicht; die Landbewohner treiben den Kleinhandel, indem ſie die Inſel nach allen Richtungen durchziehen.

Die Juden von Canea, beſaßen müſſen wir ſagen, zwei ſchöne Synagogen, ein Lehrhaus und acht Wohnhäuſer und Manche unter ihnen lebten in fleißigem Wohlſtande.

Am 12. Oktober 1856 Nachts um 3 Uhr bewegte ein heftiges Erdbeben die Insel und legte in wenigen Minuten die Stadt Canea in Schutt. Zugleich brach eine Feuersbrunst los und zerstörte, was das Erdbeben verschont hatte. Viele Menschen verloren ihr Leben; unter den Juden, nur zwei Frauen und ein Mann.

Der Chacham der jüdischen Gemeinde von Canea, Herr Chajim Capeluto wandert jetzt als Sendbote durch Europa, um bei wohlthätigen Glaubensgenossen Hülfe zu sammeln. Möge sein Gang gesegnet sein!

Beyrut.

Der Libanon. — Schnee und Palmen. — Die Wüste. — Zwei Riesenungeheuer. — Die glückliche Julia. — Abendzirkel. — Nächtliche Scene.

Ich hatte unruhig geschlafen, es war der Gedanke: am Morgen die syrische Erde zu betreten, der mich nicht ruhen ließ. Ich stieg aufs Verdeck, als noch die Nacht auf dem Meere lag, die nahe Küste war unsichtbar und das Schiff zog eine silbern schäumende Straße durch die schwarzen Wogen. Das Rauschen derselben, diese wunderbare Musik der See, wurde immer stärker, weil ein frischerer Hauch sie, wie eine Riesenäolsharfe bewegte. Die weißen Segel, waren aufgebißt und flatterten, wie gewaltige Möven über dem dunklen Schiffe.

Allmälig fing es am fernen Horizonte, wie ein weißer Streif sich zu bilden an, stieg höher, gewann rötliche Farbe und ballte sich immer höher empor, Wolken die immer heller wurden, jemehr sie emporstiegen und ihre spitzzulaufenden Häupter mit einem silbernen Glanze schmückten. Der an mich herantretende Kapitän fragte mich: „Wie gefällt Ihnen der Libanon?“ Wolken, und Berge hatten so sehr sich beim Sonnenaufgang in einander geschoben, verdichtet und zerrissen, daß ich nur Wolken, spielend mit Licht und Schatten, zu sehen glaubte. Einmal aufmerksam gemacht, unterschied ich die violett glühenden Spitzen der Berge, die mit

Schnee bedeckt waren und ein tief zu ihren Füßen liegendes grünes Land mit Palmen.

Schnee und Palmen!

Um mein freudiges Erſtaunen noch zu erhöhen, fiel mein Blick auf die den Bergen entgegengeſetzte Richtung. Einen Hügel herab und in die See vorgeſchoben lag das alte Berytus. Fantaſtiſche halb trümmerhafte Feſtungswerke; dann erhebt ſich die Stadt, weißſchimmernd mit Kuppeln und Minareten zwiſchen Gärten von Mandel- und Olivenbäumen, Zypreſſen und Pinien. Da und dort fächert über eine heiße Terraſſe eine rieſige Palme und zeichnet ſich ſcharf in den blauen, wolkenloſen Himmel hinein. Ein ſüßer Duft weht vom Lande her. Hinter der Stadt empor und ſie überragend, glänzt es wie Hügel aus rotem Golde, es iſt die — Wüſte!

Wie zwei Rieſenungeheuer belagern und drängen See und Wüſte dieſe Stadt, die „glückliche Julia“ wie ſie die Römer nannten. Die See laut ſtürmend, die Wüſte ſtill ſchleichend, bis in einem Jahrtauſend vielleicht, eines der Ungeheuer ſiegt, oder beide zugleich die Stadt verſchlingen. Dieſem Kampfe ſehen kühl und ruhig die ſchneebedeckten Berge des Libanon zu und die Menſchen freuen ſich und ſind glücklich in Schönheit und Segen.

Wo aber auf der Erde ſind See und Wüſte, Gletſcher und Palmen einander ſo nahe gerückt! Und all dieſe große wunderbare Welt ſpiegelt ſich zu gleicher Zeit im kleinen ſeligen Menſchenauge.

Ich fand in Beyrut gaſtfreundliche Aufnahme im Hauſe eines Venezianers, des Herrn Alfanderi, der als Vorſteher der jüdiſchen ſepharediſchen Gemeinde eines beſondern Anſehens genießt.

Nichts war anmutiger und freundlicher als wenn wir uns, der Herr und die Frau des Hauſes, verheiratete Söhne und Töchter in einer offenen Halle des Abends verſammelten und die große Glaslaterne ihre dämmernden Strahlen auf die lagernden Gruppen unſerer Divane warf. Die Turbane der Frauen, bunt-

ſeiden, glänzten von Edelſteinen und Perlen, die langen, glatt auf den Rücken niederfallenden Haare waren von eben ſo langen dunkelblauen, mit Goldflittern gezierten Schnüren durchflochten. Vor Allen ſchön war die dem jüngern Sohne des Hauſes vermählte Frau, die Sultana hieß, wenn ſie mit ihren ſchwarzen ſammtweichen Augen neugierig den Erzählungen des Gaſtes lauſchte; oder wenn die fünfzehnjährige Mutter ihr ſchönes blondes Kind an die weißen Monde drückte, um es zu nähren. Vor uns breitete ſich eine große Terraſſe aus, ſie war nicht gedeckt und es leuchteten aus einem tief dunklen Himmel die Sterne groß und zitternd auf ſie herab. Wenn das Geſpräch minder laut geführt wurde, hörten wir die Brandung der See, welche von Nacht umhüllt, nur durch ihre donnernden Athemzüge ihr uns zu Füßen liegendes Daſein ankündigte. Tſchibuk und Kaffee wurden von zwei jungen Dienerinnen immer wieder friſch gereicht.

Spät nach Mitternacht reichten mir alle die Hand und wir zogen uns in die Gemächer zurück, die nur durch ſchwere Vorhänge von der Terraſſe geſchieden waren. Aus meinen Fenſtern hatte ich über flache Dächer hin und duftende Orangen- und Citronengärten den Ausblick in die See.

Ich verlöſchte die Lampe und ſchaute noch lange hinaus in das vom Mond erhellte Meer, die Wimpel der Schiffe flatterten und erzählten einander vielleicht von ihren Fahrten; Barken waren ſichtbar durch ein auf ihnen loderndes Wachtfeuer und ſeltſamer Geſang flog über die rauſchenden Wellen.

Die jüdiſche Gemeinde.

Armut. — Der Chacham. — Fleiſch und Geiſt. — Ein jüdiſcher Graf von Gleichen. — Frühzeitige Heirat. — Der Gottesacker. — Grauenvolle Barbarei. — Juden auf dem Libanon.

Am Sabbat beſuchte ich die Synagoge, die nach dem wenig reinlichen Zugange, kaum den heiteren Eindruck hätte errathen laſſen, den ſie hervorrief. Die Gemeinde beſitzt nur zwei Häuſer, deren eines der Chacham Aron Jedid bewohnt, während das andere vermietet iſt. Dies iſt das ganze Vermögen der Gemeinde, deren Auslagen durch fromme Spenden Derer, die zur Leſung der Thora gerufen werden, gedeckt ſind. Der Chacham bezieht keine Beſoldung; wenn er von ſeinem Berufe in der Synagoge und in der Schule müde iſt, iſt es ihm gegönnt, das geiſtliche Oberhaupt der Gemeinde, durch Kommiſſionsgeſchäfte zu ernähren. Der Schlächter jedoch bezieht einen fixen Gehalt von 2400 Piaſtern. Man ſieht, daß auch im Morgenlande, wie in mancher großen Gemeinde des Abendlandes, das Fleiſch höher gilt, als der Geiſt. Es mag dies noch das letzte Auftauchen von der berühmten Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen ſein. In einem Nebenſaale der Synagoge befindet ſich eine Talmudthora-Schule, wo an ſiebzig Kinder leſen und ſchreiben, die Bibel und die Profeten überſetzen lernen. Der Chacham beſitzt das einzige Exemplar des alten

Teſtaments, das ſich in der Gemeinde befindet. Ein Lehrer bezieht 85 Piaſter, die von einzelnen Familien in kleinſten Beträgen zuſammen getragen werden. Mein Gaſtfreund, der mich durch die Schule geleitete, theilte mir mit ſtolzer Befriedigung mit, daß er die Kinder alle und ſchon viele hunderte vor ihnen in den Blutbund des Judenthumes aufgenommen habe.

Die Gemeinde zählt 80 Familien, beiläufig 500 Seelen, alle ſyriſcher Abkunft, blos zwei ſpaniolische und keine aſchkenaſiſche. Sie ſprechen alle arabiſch, hebräiſch und nur 10 Familien italieniſch; der franzöſiſchen Sprache iſt keiner kundig. Die Meiſten ſind Kaufleute, Laſtträger und nur 6 Handwerker, darunter 5 Verzinner von kupfernen Geſchirren und 1 Schuhmacher. Die Gemeinde beſitzt kein Spital; die Armen, die zu Hauſe ſich nicht verpflegen können, ſuchen Hilfe bei den grauen Schweſtern. Da genießen ſie der dargereichten Speiſen, um, wieder geneſen, der ſtrengſten Beobachtung des Speiſegeſetzes zu huldigen; wie ſie denn überhaupt einen ſtreng frommen und ſittlichen Lebenswandel führen. Als vor mehreren Jahren ein engliſcher Miſſionär ſein goldenes Netz in den Behauſungen der Armut auswarf, fiſchte er nicht eine Seele.

Auffallend war mir die Erſcheinung einer jüdiſchen Doppelehe in Beyrut. Herr Jontof Men lebte mit einer Frau in achtzehnjähriger, kinderloſer Ehe; da wurde ſie durch eine Tochter geſegnet. Nun aber erwachte die Sehnſucht nach einem Sohne in ihm. Im Morgenlande kommen die Freunde in ein Haus, wo eine Tochter geboren wurde, um Beileid zu bezeigen und die Gattin mit der Zukunft zu tröſten. Herr Men wäre ſchon nach zwölf Jahren einer unfruchtbaren Ehe berechtigt geweſen, eine zweite Frau zu nehmen; die erſte hätte dies nicht wehren und höchſtens verlangen können, daß er der neuen Frau einen zweiten Haushalt gründe. Die Gattin des Herrn Men, gerührt darüber, daß er ſechs Jahre länger, als die geſetzliche Friſt es ihm geſtattet hätte, wartete, nahm die viel jüngere, neue Frau des Gatten ohne Eiferſucht in ihrem Hauſe auf.

„Eines Tages" erzählte mir der ältere Sohn meines Gastfreundes, „kam ein frommer Jude aus Polen, auf der Wallfahrt nach Jerusalem in unsere Stadt. Er war arm und hatte mehrere Kinder, darunter eine überaus schöne, sechzehnjährige Tochter, die meinem Herrn Vater sehr wohl gefiel und er faßte den Entschluß, sie mir zum Weibe zu geben. Ich war damals 12½ Jahre alt und fing bitterlich zu weinen an, als mir der Vater seine Absicht mittheilte. Er ließ sich aber nicht irre machen und zahlte dem frommen Polaken die Morgengabe für meine Braut und wir wurden mit einander vermählt. Nach vier Jahren wurde unsere Ehe gesegnet und ich liebe mein Weib so innig, als hätte ich sie bei reiferen Jahren selbst gewählt. Der Herr Vater aber hatte doch Unrecht, sollte ich meinen, aber er ist der weisere und Gott segne sein Alter! Mein jüngerer Bruder war zwölfjährig, als der Herr Vater ihm ein zehnjähriges Mädchen vermählte."

Die Gemeinde besitzt keine schriftlichen Dokumente und keine Chronik. Um über ihr Alter, oder über bedeutende Persönlichkeiten vielleicht Näheres zu erfahren, ersuchte ich eines Tages Herrn Alfanderi, mit mir den Friedhof, dieses auf steinerne Blätter geschriebene Gedenkbuch, zu besuchen. Wir gingen vor die Stadt hinaus auf der Straße, die nach Damaskus führt und gelangten hinter hohen Kaktushecken auf einen kleinen eingefriedeten Raum, den mehrere hundert flach liegende Grabsteine mit Inschriften bedecken. Der älteste ist vierhundert Jahre alt; doch sollen unter den sichtbaren noch viele versunkene ältere Steine liegen. Die Beerdigungen finden höchstens zwei Stunden nach dem Sterben statt.

Grauenvoll und entsetzenerregend ist die Weise, wie eine Frau begraben wird, wenn ihr Leib gesegnet ist. Mein Begleiter ist zu ehrwürdig, um an der Wahrheit seiner Mittheilung zu zweifeln; die Thatsache jedenfalls ein frappantes Zeichen religiös fanatischer Barbarei und, wie sich auch die Feder dagegen sträubt, wichtig, sie mitzutheilen. Wenn die Leiche der Frau gereinigt und in ein linnenes Gewand gehüllt ist, späben die Leichenwäscherinnen mit Aug' und Ohr, ob sich das junge Leben in der

Leiche rege? Iſt dies der Fall, ſo ſchlagen ſie ſo lange den Leib der Leiche, bis es in ihm völlig ruhig geworden iſt. Ein Lebendes zu begraben, iſt nach jüdiſcher Anſchauung ebenſo Sünde, wie eine Leichenöffnung, welche als eine, die Todten ſchmähende Entehrung angeſehen wird.

Herr Alſanderi erzählte mir von einer jüdiſchen Gemeinde auf dem Libanon, acht Stunden von Beyrut entfernt, in Dar al Kamar. Er ſelbſt hatte die Gemeinde nie beſucht, doch iſt er zuweilen durch einzelne Perſonen, die dorther nach Beyrut kommen, zu ihr in einige Beziehung gekommen. Die Gemeinde zählt 300 Seelen in fünfzig Familien und beſitzt eine Synagoge; ihre Männer treiben Ackerbau, Pferdezucht, ſind Laſtthiertreiber und nur wenige Krämer. Sie leben mit den ſie umgebenden Bergbewohnern, Druſen, Maroniten, Metualis in gutem Einvernehmen und ergreifen die Flinte, wenn es einen feindlichen Stamm zu bekämpfen gilt. Sie ſind alle Syrier von Geburt, und ſollen ſich von dieſen weder durch Ausſehen, noch durch Ausſprache und nur durch die den Juden eigenthümlichen religiöſen Gebräuche unterſcheiden.

Zum Fürsten des Libanon.

Ein schöner Ritt. — Fester Schluß. — Begegnungen. — Eine Kaffeeküche. — Der Pinienwald. — Die Landschaft.

Ich hatte den Wunsch, den Emir Beschir, aus der berühmten Familie Schehab kennen zu lernen, die seit bald zwei Jahrhunderten, ein fast kaiserlicher Vasall die wilden Völkerschaften der Berge beherrscht und bändigt.

Der österreichische Generalconsul Herr von Wegbecker hatte die Freundlichkeit, mich beim Fürsten ansagen und durch zwei Janitscharen zu ihm geleiten zu lassen.

Ich hatte die siebente Morgenstunde zum Ritte nach Sibné, der Residenz des Emir bestimmt. Die beiden Janitscharen in orientalischer Tracht, blank und reich bewaffnet, saßen in ihren türkischen Sätteln und ritten voran. Ich folgte ihnen auf einem kleinen weißen Araberhengste und Herr Ibraim Alfanderi hatte die Güte, mich als Dolmetsch zu begleiten. Er legte, um mich von seiner Reitkunst zu überzeugen, zwischen sein rechtes Knie und den Sattel ein Goldstück und versicherte mich, daß er es während des dreistündigen Rittes, den wir zu thun hatten, nicht verlieren werde. Er hielt Wort und war ganz stolz darauf, als ich wiederholt seinen festen Schluß lobte.

Wir ritten durch die engen belebten Straßen der Stadt zum Thore hinaus und langten bald zwischen hohen Kaktuswänden an,

welche die schmale Straße einschloſſen, die mit rötlichem, von der Beiruter Wüſte hergewehtem Sande bedeckt war. Die hohen Kalkwände erſchienen, als hätten ſich die grünen Wogen der See geteilt und ſtünden, zu Mauern geworden, zur Linken und zur Rechten und wir ſchritten über den Sand des Meergrundes trockenen Fuſſes dahin.

Als wir durch dieſe Schlucht hinausgekommen waren, befanden wir uns auf einer rötlich ſandigen Fläche, die durch einen Pinienwald bedeckt iſt. Zu unſerer Rechten hinaus erhoben ſich, wie Dünen, die Wellen und Hügel der Wüſte, welche mehrere Stunden im Umfange, im Sonnenlichte rötlich ſchimmern und immer näher und näher gegen die Stadt ſich wälzen und jedes Jahr einen Streifen der duftigen grünen Gärten verſchlingen, welche die Häuſer umgeben. Der Emir Fakar-eddin hatte den Gedanken, dieſen ſtundenweiten Wald, der Wüſte als einen aus hunderttauſenden von hohen ſchlanken Säulen beſtehenden Wall entgegen zu pflanzen. Wir ritten am Rande dieſes Waldes und erfreuten uns an ſeinem Schatten, wiewohl er für den aus dem Norden Kommenden nicht den erquickend friſchen Anblick unſerer Wälder gewährt. Jeder Stamm ragt, einige Schritte vom andern entfernt, hoch und grad empor; die Erde bedeckt kein Grashalm und kein Gebüſch unterbricht die ſandige Fläche. Unter einer dieſer Pinien hatte ein Araber eine kleine Kaffeeküche improviſirt: ein Kohlenfeuer und eine auf drei Stangen befeſtigte Strohdecke zum Schutze vor der Sonne. Er lud uns zum Ausruhen ein. Wir folgten um ſo lieber ſeiner Einladung, als er uns ſein friſches, das heißt von Beyrut hergebrachtes und durch die Sonnenglut des Morgens ſchon laulich gewordenes Waſſer anrühmte.

Vor den Wald hinaus gelangt, ragten die Höhen des Libanon gewaltig vor uns empor. Steil abſinkend, und durch dunklere Stellen, die in die Felſenmaſſen hinein geriſſenen Schluchten nur ahnen laſſend, dehnen ſich tief zu ihren Füßen begrünte Bergebenen aus, die von Felſenterraſſen getragen, ſchwebende Oaſen ſcheinen. Auf einzelnen Höhen und Felſenkoloſſen bauen

ſich weiß glänzende Klöſter empor und an den Abhängen lagern Dörfer und einzelne kaſtellartige Gebäude. Allmälig ſenken ſich dieſe Vorberge niedriger und verlieren ſich in die prächtige Ebene, die wir durchreiten müſſen. Der Brandungsdonner des nahen, hier nicht ſichtbaren Meeres, das Rauſchen der hunderttauſend Pinienwipfel, ſind eine gewaltige Muſik für die Seele und der zuweilen vom Winde aufgejagte Wüſtenſand ſchwebt, als goldene Wolke über unſern Häuptern. Ein Zug von ſchwer beladenen Kameelen, zuweilen ein Sohn der Berge auf einem mutigen Pferde, weiß verhüllte Frauengeſtalten auf kleinen Eſeln reitend, kommen uns entgegen und wir glauben nicht allein in eine fremde zauberhafte Welt verſetzt zu ſein, wir ſind es wirklich.

Die Ebene iſt mit dunkeln Oliven- und hellen Maulbeerbäumen zahlreich bepflanzt, die der ſich hinſchlängelnde Fluß nur friſcher grünen macht. Zwiſchen durch ragen Feigen- und Johannesbrotbäume und laſſen die ganze Landſchaft als einen geſegneten Garten erſcheinen. Da und dort ſteht eine Gruppe von Zypreſſen, oder eine einzeln ſtehende Palme. Mir klang der orientaliſch-ethiſche Dichterſpruch durch die Seele:

Erwirb, wie Palmen, Dir durch Goldfrucht Dank;
Wo nicht ſei, wie Zypreſſen, frei und ſchlank!

Wenn das Auge erquickt war von dieſem Gartenleben, dann blickte es wieder auf zu den mächtig ragenden Bergen des Libanon, die in der durchſichtigen, zitternden Glut der Sonne, wie eitel gediegenes Gold und Silber funkelten und in kühnen Zügen ihre Erhabenheit in den blaßblauen Himmel ſchrieben.

Der Weg, jemehr wir uns den Vorhügeln dieſes ewigen Gebirges näherten, wurde immer beſchwerlicher und nahm alle Aufmerkſamkeit der Reiter in Anſpruch. Wir ſetzten wiederholt durch den Fluß, bis wir das erſte Dorf, Hadet erreichten, das auf einem ſteinigten Hügel gelegen, von Kaktus eingefriedet liegt und eine kleine Kirche, mit einem ihr angebauten Kloſter in der Mitte hat. Auf den flachen Dächern der Häuſer waren Frauen, die ſich bei

unſerem Nahen raſch verhüllten, mit Ausbreitung von Getreide, von Palmenzweigen und Trocknung neu angefertigter Lehmgeſchirre beſchäftigt. Weiß beturbante Männer in bunten weiten Gewändern grüßten uns mit lautem Wort, oder mit der ſtillen Bewegung der Hand an Stirne und Herz.

Ein gleiches Bild bot uns das Dorf Balba, zu dem wir ſteil über nackte Felsblöcke emporritten.

Empfang in Sibné.

Die Residenz. — Prince maronite. — Die fürstlichen Frauen. — Ihre Tracht. — Begrüßung. — Erzherzog Ferdinand Max. — Der Fürst. — Ruhm und Lied. — Dann weiß es Gott.

Nach zweistündigem Ritte erreichten wir Sibné, die Residenz des Fürsten. Seine Behausung hat von Außen nichts, wodurch sie einen Eindruck machen könnte. Es ist ein weitläufiger, steinerner Bau mit flachen Dächern, deren manche höher, manche tiefer liegen. Die Fenster sind schmal, oben rund und ohne Scheiben, einige von hölzernen Läden geschlossen. Von einer symetrischen Anordnung keine Spur, und doch durch nichts ersetzt, was wir einen fantastischen Stil nennen möchten, der häufig an sarazenischen, oder syrischen Gebäuden bemerkt wird und ein Zeugniß von einer genial launenhaften Fantasie des Baumeisters giebt.

Wir befanden uns in dem weiten Hofe eines weitläufigen und unregelmäßigen Gebäudes, dessen Terrassen, Treppen, unsymetrisch angebrachte scheibenlose Fenster, vor und zurückspringende Mauern kaum eine Beschreibung zulassen, oder verdienen möchten. Es kamen mehrere arabisch gekleidete Diener, die unsere Pferde übernahmen und dem scheinbar vornehmsten und ältesten unter ihnen, sagte einer meiner Janitscharen in der feierlichen orientalisch überschwänglichen Weise: „Ein Berühmter des Abendlandes will den Fürsten des Libanon begrüßen."

Der Schwiegersohn des Fürsten, ein junger kleiner Mann, mit klaren, freundlichen Augen und rotem Schnurrbarte kam eine Treppe des Schlosses herab, hieß mich in trefflich akzentuirtem Französisch willkommen und lud mich ein, in eine kühle, gegen den Hof hin offene Halle einzutreten. Ein Diener reichte uns die Pfeifen, ein zweiter Zuckerwasser mit Rosenduft, ein dritter schwarzen Kaffee. Der Letztere trug ein mit Goldblumen gesticktes weißes Tuch auf der Schulter, das er, die Kaffeetassen zurücknehmend, uns reichte, um Mund und Hände daran abzutrocknen. Das Gespräch mit dem „Prince maronite" wie er sich einmal selbst bezeichnete, war ein höflich heiteres und unterschied sich kaum von einem, unter ähnlichen Umständen in einem europäischen Salon.

Der Dragoman meldete jetzt, die fürstliche Familie sei bereit mich zu empfangen. Der Prinz grüßte mich mit orientalischer Handbewegung und schritt mir voran. Wir gingen durch den weitläufigen Hof und gelangten durch einen Bogengang in einen zweiten, wo uns eine freistehende Treppe zu einer Terrasse, von dieser in ein kahles, weiß getünchtes Vorzimmer und in den Empfangsaal führte. Dieser war nicht prächtiger, den Boden bedeckte eine Strohmatte, entlang den Wänden ganz niedere mit bunt geblümtem Kattun überzogene Divane, Thüren und Fenster, von weichem Holze, unangestrichen; die letzteren jedoch umrahmten das unsterblich schöne Bild der großartigsten Landschaft der Welt. Wir werden sie später näher betrachten.

In einer Ecke des Saales saß die Fürstin, el sit Ammun, gebräunter Beine. Eine nicht große dicke Frau mit geschminkten Wangen und Augen, die graublau lebhaft, noch durch die Schminke erhöht, funkelten. Das Haupt bedeckte ein roter Feß mit goldener Quaste, um denselben wand sich ein buntes seidenes Tuch mit einem Kranze von Perlen geschmückt. Von diesem Kranze, in die Stirne hinab hingen eine kleine Sonne und ein Mond von Diamanten. Ein blauseidenes Leibchen umschloß den Leib so, daß die Brust frei und sichtbar blieb; im buntseidenen Gürtel funkelte der diamantene Griff eines Dolches und hingen drei kleine silberne Kapseln, die

Amulete enthalten. Die Arme frei, waren mit goldenen, edelsteinbesetzten Bracelettes geziert.

Ihr zur Rechten saß, fast gleich gekleidet, nur fehlte der Dolch, die ältere Tochter des Hauses, el sit Allia, die Frau des Prinzen, der uns empfangen hatte. Ihre Haare flatterten frei um das dicke, gedankenlose Gesicht; während die jüngere Tochter, el sit Méis, welche der Mutter zur Linken saß, zwischen die schwarz und lang herabwallenden Haare schwarze Seidenschnüre, an denen kleinste Goldmünzen flitterten, eingeflochten hatte.

Alle drei rauchten; indem Kristallflaschen vor ihnen standen, die durch einen roten Saffianschlauch, der in ein mit Silber beschlagenes Mundstück endete, mit den Lippen der Damen im Zusammenhange waren. Ich hatte stillschweigend, den Damen gegenüber, auf dem Divan Platz genommen und ebenfalls eine Nargile empfangen. Der Dragoman kniete zwischen mir und den Damen. Es herrschte Schweigen, denn es wäre gegen die feine Sitte, bevor man sich mit Kaffee erquickt hat, ein Gespräch anzuknüpfen. Nur die durch das Wasser gezogenen Tabakwolken gurgelten in den Flaschen. Der Kaffee wurde in feinen Porzellantäßchen, die in silbernen, mit Edelsteinen besetzten Becherchen standen, herumgereicht und die Fürstin ließ jetzt durch den Dolmetsch die erste Frage an mich richten:

„Bist Du gesund?"

Ich preise Gott dafür, daß ich es bin.

„War Deine Reise glücklich?"

See und Stürme haben mich sanft getragen.

„Du kommst aus Oesterreich?"

Ich habe es vor zwei Monaten verlassen.

„Wir haben den Fürsten von Österreich" — sie meinte den Erzherzog Ferdinand Max — „bei uns auf dem Berge gesehen. Wie geht es ihm? Es war uns eine große Ehre, ihn zu begrüßen. Man erzählt uns, daß er wieder kommen wird. Da muß er aber seine Frau mitbringen."

Er ist noch unvermählt.

„Er soll sich aber vermählen; er ist in dem Alter. Hast Du vernommen, ob er mit unserer Aufnahme zufrieden gewesen ist?"

Ehe ich antworten konnte, ging die Thüre auf und der Fürst, seit Jahren erblindet, trat, von einem ganz weiß gekleideten Diener begleitet, langsam ein. Er ist kleiner Statur und wohlbeleibt. Unter dem Turban glänzt ein rundes Gesicht; kräftig aussehend, läßt es das hohe Alter des Fürsten — er ist nahe an achtzig Jahre alt — nicht ahnen. Unter der etwas kurzen Nase deckt ein grauer Schnurrbart die derben Lippen. Er war türkisch gekleidet, die Stoffe der Gewänder dunkelbraun.

Die Fürstin und ihre Tochter standen, als er herein trat, auf; wir folgten ihrem Beispiele. Der Diener geleitete den Greis an den Platz der Fürstin und legte ein weiß mit Blumen gesticktes Kissen hinter sein Haupt.

Nach einer Weile stellte der Fürst durch den Dolmetsch dieselben Fragen, wie sie die Fürstin that, an mich. Dann trat eine kleine Pause ein, während welcher ein rundes, nur zwei Fuß hohes Tischchen mitten in den Saal gestellt wurde. Auf demselben befanden sich in silbernen Tassen verschiedene Süßigkeiten, in Zucker gesottene Früchte, und Gläschen mit Liqueur. Die junge Fürstin stand auf und spießte mit einer kleinen silbernen Gabel eine von den Früchten, und indem sie die rechte Hand an Herz und Stirne legte, reichte sie mir die Süßigkeit und wiederholte dies, bis ich von allen Früchten gekostet hatte.

Der Fürst ließ mich durch den Dolmetsch fragen, ob ich auch kranke Augen zu heilen verstünde und bat mich, die seinen zu untersuchen. Ich that es mit Sorgfalt.

Er fragte: „Kann ich wieder sehend werden?"

Ich befand mich in Verlegenheit, denn ich hatte ihm nur Trostloses zu sagen und untersuchte scheinbar noch weiter, um auf eine passende Antwort zu sinnen.

„Du willst nicht wiederholen" ließ er mir sagen, „was ich schon oft vernehmen mußte. Ich werde die Welt nicht mehr sehen!"

Blicke Du nach innen, in Deine unſterbliche Seele. Dieſer Blick iſt Dir nicht verſagt. Denke noch einmal die Thaten Deines thatenreichen Lebens durch.

„Das iſt Rauch, der vorüberflog.“

Schreibt Niemand Deine Geſchichte, Deine Kriege und Siege, Deine Tapferkeit und Deinen Ruhm?

„Es lebt ein Mann in meinen Bergen, Tanus Schidiak, der weiß Alles, was ſeit der Erſchaffung der Welt geſchehen iſt. Vielleicht hat er auch aufgeſchrieben etwas von dem, was ich that, als ich noch ein Adler geweſen bin auf dem Libanon.“

Leben keine Dichter, die Deinen Ruhm beſingen?

„Es leben ſolche in den Bergen.“

Läßt Du ihre Geſänge nicht aufſchreiben?

„Wozu? Es hören ſie die Berge.“

Wenn aber der Widerhall ſtirbt?

„Kann die That in Gott verhallen? Wenn ſie Niemand mehr weiß, ſo hat ſie Gott nicht vergeſſen!“

Ich fühlte mich von dieſer tief ethiſchen und poetiſchen Betrachtung mächtig ergriffen. Ich war noch nicht daran gewöhnt, im Morgenlande oft ſelbſt von ungebildeten Perſonen, was übrigens hier nicht der Fall war, Weisheit und erhabenen Sinn in goldenen, faſt profetenhaft klingenden Worten ausſprechen zu hören.

Der Fürſt erhob ſich mit den Worten: „Laſſe Dir es wohl ergehen in meinem Hauſe“ und verließ den Saal. Wir waren alle wieder aufgeſtanden.

Mittagsmahl.

Mutter und Kind. — Sklaven und Freie. — Eine ſchwarze Hand. — Die Fliege in der Milch. — Humor der Fürſtin. — Noa und Columbus. — Ein ſchwarzer Chriſtus.

Das Geſpräch wurde nun zwiſchen den Damen und Herrn Ibraim arabiſch geführt; hundert neugierige Fragen, in Beziehung auf meine Perſönlichkeit von der Fürſtin gethan. Die Töchter blieben immer ſchweigend. Auffallend oft wurde ein ſchönes, kräftiges Kind gelegt, und der jungen Fürſtin knieend an die Bruſt gereicht, die es unter ununterbrochenen Zärtlichkeiten munter und abwechſelnd ernährte. Die braune Dienerin blieb in knieender Stellung, die Hände auf ihre Schenkel gedrückt, bis ihr die Mutter das Kind, unter Liebkoſungen, wieder übergab.

Während der ganzen Zeit des Beſuches blieben Diener und Dienerinnen, alle orientaliſch ſchön gekleidet und barfuß, denn die Pantoffeln legten ſie jedesmal vor dem Eintritte in den Saal an der Schwelle nieder, auch dann noch im Saale, wenn der Dienſt, den ſie zu verrichten hatten, vollendet war. Sie hörten die Geſpräche ihrer Herrſchaft und der Fremden mit an, miſchten wohl auch ein Wort mit ein und wurden, wie von ihresgleichen, freundlich angehört, wenn ſie irgend eine Bemerkung machten. Und das waren ſie alle Sklaven. Wo im Abendlande genießt der

politische Weltlage ziemlich genau, und war bei den Kämpfen der Bergvölker, die ihrem Gatten bald dienstbar, bald gegen ihn empört waren, wenn auch nicht mit dem Schwerte in der Hand, mutig und thätig. Die jüngeren Damen hielten sich immer schweigend und schienen es nur einmal zu wagen zu lächeln, als ich einen Toast ausbrachte auf den unsterblichen Ruhm des Fürsten, auf die schönen Frauen des Libanon, auf die ewigen Zedern und die Gastfreundschaft der Bergbewohner. Möge der Herr sie alle glänzen, blühen, grünen und gesegnet sein lassen, jetzt und immerdar!

Der Dolmetsch schien eine hohe Meinung von meiner Gelehrsamkeit gewonnen zu haben, denn er that die wunderlichsten Fragen an mich, unter denen mich folgende in eine kleine Verlegenheit versetzte, indem ich sie der religiösen Ueberzeugung der Gesellschaft entgegen, zu beantworten fürchtete:

„Sage mir, war Amerika schon vor Noa erschaffen? Was glaubt ihr darüber, in Europa?" Dann fragte er wieder: „Ist es eine Sünde, wenn die schwarzen Menschen auf der Erde sich den Herrn Christus schwarz vorstellen?"

Ich erwiederte, daß ich dies für keine Sünde hielte; indem in meinem Vaterlande manche weiße Menschen eine schwarze Mutter Gottes anbeten.

Die Fürstin hörte diesen Fragen, die fast alle das religiöse Gebiet streiften, mit Aufmerksamkeit und meine Antworten mit sichtlich gespannter Neugierde an.

Es herrschen widersprechende Stimmen über die religiösen Ueberzeugungen der fürstlichen Familie. Sich zum Christenthume bekennend, hält man sie auch für drusisch, oder mohammedanisch. In entscheidenden Augenblicken soll der Fürst, wie jener Egalité als er durch die streitenden Parteien der Straßen von Paris fuhr, bald das eine, bald das andere Banner ausgesteckt haben. Ich konnte während des vierstündigen Aufenthalts keine Zeremonie, keinen Ausspruch, kein Kreuz, oder Heiligenbild entdecken, um an das Christenthum des Hauses erinnert zu werden. Es wäre

gebrochen. Mir und Herrn Alfanderi wurden nur Fische und Milchspeisen gereicht, weil er freimütig erklärt hatte, daß es uns nur solche hier zu genießen erlaubt sei. Hinter jedem von uns stand eine Sklavin und wedelte die unerträglich vielen Fliegen von dem vor ihr Sitzenden und von seinem Teller ab. Ein Moment war während des Tisches ein wahrhaft entsetzenerregender. Ich hatte einen Milchreis vor mir und bemerkte, daß eine flugmüde Fliege eben in ihn herabtaumelte. In demselben Augenblicke senkte sich von hinten und vor mir her, mitten in den Teller herab eine lange, hagere, schwarze Hand, und griff mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit die Fliege an den Flügeln fassend, empor, die wie eine Marionette in der Hand des Spielers nach oben verschwand. Die schwarze Schicksalshand, die so verhängnißvoll in mein Tischleben griff, gehörte einer Negerin an, die in ein ganz weißes Gewand gehüllt, hinter mir stand, und die edle, menschenfreundliche Aufgabe hatte, mir die Fliegengeister abzuwehren. Mir allein wurde Wein vorgesetzt, ein Flasche mit trüb feurigem Libanonweine, der nicht gut schmeckte. Ein Wiener hätte sich vor diesem „heuerigen" entsetzt; der Gedanke aber, daß er aus Reben von dem poetischesten Gebirge der Erde gepreßt ist, ließ mich seine säuerliche Herbheit mutig überwinden. Auf dem Tische standen zwei irdene, langgehalste Krüge mit Wasser, aus denen, wie es mir schien, nur aus Rücksicht für den fremden Gast das Wasser in Trinkgläser geschüttet wurde; denn die junge Fürstin, die eben wieder ihrem durstigen Sohne, während sie selbst mitunter speiste, zu trinken gab, ergriff wiederholt den Krug, bog ihr Haupt zurück und ließ, ohne die Mündung des Krughalses mit ihrem Munde in Verbindung zu bringen, den frischen Wasserstrahl hineinfunkeln. Und sie that recht daran, denn in dem heißen Klima hält sich das Wasser in den porösen Thongefäßen kühl und verliert durch Ueberleerung in ein anderes Gefäß sogleich an Frische.

Das Tischgespräch war ein ziemlich heiteres. Die Fürstin von klarem und raschem Verstande, war von den Bergen einige Male in die große Welt Stambuls gekommen, sie kannte die

El ſit Méïs.

Beſuch bei Nachbarn. — Ein rotgeſchwänzter Schimmel. — Eine Sklavin als ſpaniſche Wand. — Schmerz um einen Helden. — Paradieſiſcher Anblick. — Herzlich feierlicher Abſchied. — Bedenklicher Ritt.

Der Prinz lud mich ein, nahe Verwandte des Hauſes in der nächſten Nachbarſchaft zu beſuchen, und dann ſeine Pferde anzuſehen.

Wir wurden in einem naheliegenden, weitläufigen Hauſe mit größter Freundlichkeit in einer zahlreichen Familie aufgenommen. Der Herr und die Frau des Hauſes baten, mich am folgenden Tage „als ihren Gaſt ehren zu können.“ Wir wurden nach üblich freundlicher Weiſe bewirtet, und es gab ſich eine auffallend ausgeſprochene Verſtimmung zu erkennen, als ich die Einladung höflich ablehnend, zum Aufbruch mahnte.

Wir kehrten zum Schloſſe zurück, vor demſelben auf einem, mit Olivenbäumen bepflanzten Platze ſtanden, die Füße an eiſerne Ringe gebunden, die Pferde des Prinzen. Zehn Rappen und unter ihnen eine milchweiſe Stute, die nach landeshäßlicher Sitte, die langen Mähnen und den prächtig geſchwungenen Schweif ſafrangelb gefärbt hatte. Die Bemerkungen Omer Paſchas, als er mir in Konſtantinopel ſeinen Marſtall vorreiten ließ, waren meinem Gedächtniſſe nicht entſchwunden und ſo konnte ich dem Prinzen manches kennerhafte Lob über ſeine Pferde ſagen, was ihn

kam wieder der humoriſtiſche Dolmetſch, der vor Tiſche mir den Cognac eingeſchenkt und mich zu einem zweiten Gläschen gezwungen hatte. Er wollte mich zu einem dritten aufmuntern, indem er ſagte: „Ich bin ein guter Chriſt, und glaube an die heilige Dreieinigkeit!“ Worauf er drei Gläschen hinter einander leerte.

Nach einer Stunde hob die Fürſtin die Tafel auf, und die Damen zogen ſich in ihre Gemächer zurück.

wie der Frangiarzt ihre Herrin heilen werde. Die Fürstin hieß jetzt, eine braune Sklavin sich zwischen mich und Herrn Ibraim mit ausgestreckten Armen stellen, so daß sie mit den weit herabfallenden Aermeln eine lebendige spanische Wand vorstellte, denn nur die Familie und der Arzt durften die Prinzessin entkleidet sehen. Die Fragen, die ich an sie richtete, wurden von dem mir nicht sichtbaren Freunde verdolmetscht; selbst über Zustände, die sonst eine Mutter, nur wenn sie mit ihm allein ist, dem Arzte von der Tochter anvertraut. Es herrschte ein allgemeines Schweigen. Die vielen Knöpfchen der Weste waren endlich offen, der Gürtel gelöst, und ich begann nach der uns in Europa genug bekannten Weise die Brust der jungen Dame zu untersuchen. Um das Ohr horchend an die Brust und den Rücken der Dame schmiegen zu können, mußte ich mich auf die Strohmatte neben dem Divan neigen, der nur einen Schuh hoch war. Und so lag ich denn, einer Kranken theilnehmend dienend und ernst gesinnt, in Wahrheit an dem Herzen einer Fürstin vom Libanon.

Die Untersuchung dauerte, weil die Fragen und Antworten immer gedolmetscht werden mußten, nahezu eine halbe Stunde. Die Sklavin, welche spanische Wand war, und mich an die Szene im Sommernachtstraume lebhaft mahnte, stand unbeweglich, wie eine Statue. Die Prinzessin blieb fort und fort fast theilnahmlos, nur ihre bleichen Wangen erhielten jene verhängnißvolle Röte, welche die Aerzte „umschrieben" nennen, und ihre blauen, von langen schwarzen Wimpern und schön gewölbten Brauen überschatteten Augen hatten den feucht verklärten Glanz, der dem Kundigen ein Zeichen ist, daß sie sich bald für immer schließen werden.

Ich knöpfte nach der Untersuchung der Dame alle Knöpfchen der Weste zu, was sie, ohne sich zu bewegen geschehen ließ. Dann bat ich sie, aufzustehen; sie reichte mir, um ihr zu helfen, die Hand, und setzte sich wieder neben die Fürstin, die mit der Handbewegung nach Herz und Stirn, mir schweigend dankte.

Als ich der Prinzessin rieth, sich des Rauchens zu enthalten und nicht heftig zu reiten, sah sie mich sehr traurig an. Ich

reichte ihr aus meiner kleinen Reiſeapotheke, die ich vorſichtig immer bei mir führte, einige Pulver. Ich wendete mich dann an den Prinzen, um noch einige Fragen an ihn zu thun, die ich, europäiſch angewohnt, doch nicht durch Dolmetſcher hören wollte; wiewohl ſie, nach der gemachten Erfahrung, die Damen nicht in Verlegenheit geſetzt haben würden. Der Prinz erzählte mir, daß die Prinzeſſin ſeit Jahren einen tiefen Schmerz im Herzen trage. Ein Verwandter der fürſtlichen Familie, „ein junger Held der Berge“ hatte ſich mit ihr verlobt, und iſt bald darauf in einem Kampfe mit einem aufrühreriſchen Stamme gefallen. Seitdem reitet ſie, von wenigen Bewaffneten begleitet, immer in die Berge hinein und ruft, wenn ſie ſich nicht belauſcht glaubt, den Namen des geliebten Todten dem Widerhalle entgegen.

Im Saale fing ein prächtiger Glanz zu ſpielen an, der durch die hohen Fenſter hereinbrach, ſo daß ich unwillkürlich, da ich ihnen mit dem Rücken zugekehrt ſaß, mich raſch wenden mußte.

„Willſt Du nicht die Herrlichkeit ſehen?“ ſagte mir die Prinzeſſin. Es waren die erſten und einzigen Worte, die ſie an mich richtete.

Ich trat an's Fenſter, und blickte in ein Paradies. Den hohen Bergabhang hinab, den der Palaſt beherrſcht, ſchlangen ſich Reben um Zypreſſen und Maulbeerbäume, zwiſchen durch lagen nächtige Felsblöcke. Vor mir, den äußerſten Horizont, begrenzte die rotgolden funkelnde Wüſte und tiefer hinab lag das dunkelblaue Meer, und über ihm die ſinkende, glühende Sonne, an der die weißen Segel der Schiffe vorüberflogen. Vor der See und der Wüſte mir näher erhob der ſtundenlange Pinienwald, durch den wir des Morgens gekommen waren, ſeine dunkelgrünen Häupter und endete in die glanzvollſte Ebene der Erde, die von einem Fluſſe ſilbern durchrauſcht, alle unſterbliche Pracht und ſelige Schönheit einer ſüdlichen Landſchaft zeigte. Von einzelnen Höhen zur Linken hinaus, funkelten weiße Paläſte, wie ſilberne Ket-

nen, und an den kühnſten Abhängen weiße Dörfer, Palmen und Zedern.

Mich ergriff es wie Schmerz, daß ich mich von dieſer Höhe, von dieſem Anblicke für mein ganzes Leben trennen und nimmer wieder ſehen ſollte, was erhaben und lieblich, ſchön und unſterblich, mit allen Glorien des Lichts geſchmückt, vor mir ausgebreitet lag. Die niedergehenden Stralen der Sonne ſchienen mir die Schwerter der Cherubim, die der Herr hingeſtellt hat, um mich aus dieſem Paradieſe zu verbannen.

Herr Ibraim mahnte zum Aufbruch, denn im Morgenlande liebt man es, längſtens beim Sonnenuntergange unter den Zelten zu ſein. Die Damen reichten mir die Hand, die Fürſtin ſagte: „Vergiß nicht, daß Du der Freund unſeres Hauſes geworden biſt, und Deine Freunde, wenn ſie einen Gruß von Dir bringen, werden uns willkommen ſein.“

Im Hofe wurde ich freudig überraſcht und erſchreckt zugleich. Die Rappen und die weiße Stute des Fürſten ſtanden prächtig gezäumt und geſattelt, jedes Thier von einem reichgekleideten Diener gehalten. Die Stute trug einen Sattel aus blauem Sammt, reich mit Gold geſtickt, die Zäume und die Bruſt mit ſilbernen Buckeln und Spangen geziert. Der Prinz lud mich ein, ſein Pferd zu beſteigen. Ein ſchwarzer Sklave legte ſich auf die Hände und Füße, ich trat auf ſeinen Rücken und ſchwang mich in den Sattel. Dies war das Signal für die Bewaffneten des Fürſten, welche ebenfalls die Rappen beſtiegen und mir voranritten.

„In einer Stunde biſt Du in Beyrut!“ rief mir der Prinz zu, und ahnte nicht, wie er meine Sorge erhöhte, ob ich auf dem feurigen Araberpferde nicht meinen Todesritt unternehme. Ich faßte mich, da ein Ablehnen der großen Ehre, die mir der Prinz erwies, nicht möglich war, feſt in mir zuſammen, und noch feſter die Zügel des Pferdes, das mich klug und vorſichtig die Felſen hinab und dann tanzend und ſpringend nach Beyrut trug.

Auf dem Libanon.

Erſter Tag.

Gefährliche Wege. — Ein Chan. — Ackerbau. — Wein. — Karawanen. — Vor dem Zelte. — Geſtalten. — Druſen. — Nacht.

Am 11. Mai des Morgens nahm ich von meinen Gaſtfreunden herzlichen Abſchied, um die Reiſe über den Libanon anzutreten. Ich ſchloß mit einem ſyriſchen Griechen, Namens Ibraim Rabat, der mir als ſehr verläſſig und ſprachenkundig empfohlen war, wie ſonſt mit einem Veturino in Italien, einen ſchriftlichen Vertrag, der arabiſch ausgefertigt beim kaiſerlich öſterreichiſchen Generalconſulate vidimirt wurde. Ibraim übernahm die Verpflichtung für Pferde, Maulthiere, für das Zelt und die Diener zu ſorgen, mich über das ganze Gebirge nach Damaskus, nach Baalbek, zu den Zedern, nach Tripolis und wieder nach Beyrut zu bringen.

Herr Alfanderi hatte die beſondere Freundlichkeit für mich, mir ſeinen älteſten Sohn Ibraim als Begleiter mitzugeben und für die Küche zu ſorgen, was auf einer Reiſe durch den Orient, wo kein Gaſthof und nur der leerſtehende Chan zu finden, von großer Bedeutung iſt.

Wir brachen eine ſtattliche Karawane auf. Ibraim auf einem türkiſch geſattelten Pferde mit Flinte, Piſtolen und Handſchar be-

waffnet, führte den Zug an. Ich und Herr Alfanderi, ebenfalls mit Waffen, folgten ihm. Ein Maulesel trug das Zelt und unser Gepäck, ein kleiner Esel trabte hinterher, um bald dem einen, bald dem andern Diener, die in Pantoffeln während vieler Tage neben uns herliefen, wenn sie zu müde wurden, den Rücken zu leihen. Wurde aber das kleine Thier selbst müde, so stach der auf ihm Sitzende es mit einem krummen Messer in sein Hintertheil. Mein Pferd, ein Eisenschimmel, im Libanon geboren, an dessen Wege gewöhnt, nahm sich, mit einem englischen Reitzeuge gesattelt, das ich aus Wien mitführte, ganz stattlich aus. Alle Riemen von rotem Leder mit weiß metallenen Schnallen und Bukkeln und ein in Beyrut gekauftes, rotes Fliegennetz mit solchen Troddeln, eine Schabracke von gleicher Farbe, ließen das schlanke, feurige Thier, Hassan hieß es, und spitzte immer die Ohren, wenn ich es rief, noch schöner erscheinen. Aus den Halftern glänzten zwei schöne Pistolen hervor.

Ibraim meinte: „Wenn Euer Pferd, Herr! den Beduinen nur nicht zu gut gefällt.“ Wir waren bald zum Thore der Stadt hinaus und an jenem Pinienwalde vorbei, an dessen Schatten wir uns bereits auf dem Ritte zum Fürsten des Libanon, erfreuten.

Wer nun meinen würde, daß auf dem Libanon, über den die großen Karawanenzüge seit Jahrtausenden gehen, Straßen führen, der wäre in einem bedeutenden Irrthume befangen. Wie eben seit Urzeiten eine unbekannte Flut die Felsen zerriß und sich Bahnen brach, oder wie sie ungeheure Bergmassen empor hob und aufthürmte; so sind die Höhen und die Schluchten noch dieselben. Tausende von Geschlechtern haben nichts gethan, um Wege zu bahnen, Berge zu umgehen, Brücken zu schlagen. Ein Chaos von Steinen, hingesäet seit ewigen Zeiten, sind die Wege, die der Reisende geht, auf denen das syrische Pferd die einzelnen Steine sucht, auf die es treten kann.

Hassan hatte ein klug berechnendes Auge, an gefährlichen Stellen blieb er einen Moment stehen, setzte einen Fuß vor und prüfte die Festigkeit der Steinlage. Wenn sie ihm nicht sicher genug schien, zog er den Fuß wieder zurück, um einen andern Stein

zu suchen; dann trat er mit solcher Festigkeit auf, daß die Funken rot vom Kiese stoben.

Trotz dieser Vorsicht des Pferdes, erwehrt sich der Reiter nicht, einer fortwährenden Sorge, eines ängstlichen Blickes. Wer über diese Klippen an schwindelnden Abhängen vorbei, dann wieder auf schmalsten Bergkämmen hinan reitet, meint fort und fort mit dem Pferde zu stürzen und zerschmettert zu werden. Jeder reitet allein; bald sieht man denjenigen, der voran ist auf einer Spitze oben, bald wieder die, nach oder zur Seite Reitenden verschwinden. Ein Gespräch ist niemals, zuweilen nur ein Zuruf möglich.

Allmälig erst gewöhnt sich der Reiter, der zum Erstenmale diesen gefahrvollen Wege geht, zu der vertrauenvolleren Ruhe, daß dem doch nicht jeder Mensch verunglückt, der über den Libanon geht. Wir kamen an der Ruine eines Hauses vorüber, das einer Quelle angebaut von einigen Feigen- und Olivenbäumen umpflanzt ist. Wir hielten einen Moment, um zu trinken. Kein Reisender im Orient zieht an einer Quelle vorüber, ohne ihr dankbarer Gast zu sein. In der Nähe lagerte, unter einem zerrissenen Zelte eine Beduinenfamilie, ringsherum suchte eine schwarze, langohrige Ziegenherde spärliches Futter.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir den Chan Schech Mamet, ein steinernes Gebäude mit flachem Dache, das einen dunklen weitläufigen Stall enthält und eine kleine offene Vorhalle mit einer Heerde. Zur Seite des Chans fließt ein Brunnen.

Es waren Reisende vor uns hier angelangt. Ein ehrwürdig aussehender Greis mit weißem Turban und weißen, weiten Gewändern, saß in behaglicher Ruhe auf einem Teppich und rauchte. Ein kranker Indier schlief im Schatten eines Maulthieres, das neben ihm lagerte. Ein Diener wusch am Brunnen Gefäße rein, die eben zum Mahle gedient hatten. Aus dem Stalle streckten zwei Kameele die langen Hälse neugierig hervor.

Ibraim war uns voran geritten und bereitete unser Frühstück vor. Auf einem grünen Teppich stand ein kleines niederes Tischchen, es war mit Eiern, frischer Butter, die von der Son-

nenglut freilich flüssig wie Oel war, mit Käse, Orangen und Pistazien gedeckt. In schönen Krystallgläsern funkelte neben weißen Broten vortrefflicher Bordeaux.

Wir lagerten uns römisch um das Tischchen auf Polstern lehnend, die der vorsorgliche Ibraim mitgenommen hatte. Während wir es uns schmecken ließen, kochte er schon den Kaffee und bereitete die Nargiles vor. Wir waren erstaunt über all das Geräthe, das er mitführte und dessen er an den folgenden Tagen immer mehr entwickelte. Es war eine förmliche Hauseinrichtung.

Als wir uns gesättigt hatten und den Tabak des Libanon in blauen Wolken aufgehen ließen, erfreute uns der großartige Anblick über die Berge und Höhen, die wir heraufgekommen waren. Während wir die, immer mehr ansteigenden Gebirge im Rücken hatten, lag es vor uns aufgethan, eine weite offene Welt. Wir sahen tief unter uns und fern zwischen Gebirgseinschnitten das Meer, Fragmente eines Riesenspiegels in der Sonne blitzend. Ein höher gelegener, rot goldener Streif am Horizonte war die Wüste und bezeichnete uns die Lage von Beyrut.

Wir hatten uns während der Mittagstunden, wie im Oriente immer, weil die Sonnenglut fast tödtlich niederströmt, geruht und zogen weiter. Von hier aus begleitete uns ein bewaffneter Mann zu Pferde, ein Wachposten des Fürsten. Es waren in letzterer Zeit Räubereien, namentlich Ausplünderung der Post, vorgekommen und so wurde der Fürst für die Sicherheit der Reisenden und der Waarengüter verantwortlich gemacht. Nach einer halbstündigen Begleitung aber verlangte der Mann ein Backschiesch und statt uns, wie es seine Pflicht war, bis zum nächsten Posten das Geleite zu geben, kehrte er um, uns unserem Schicksale überlassend.

Hinter dem Chan begannen Weinpflanzungen. Knorrige, wunderlich gekrümmte Aeste lagen, wie schwarze Schlangen auf dem gelb dürren Boden. Kein Grün war an ihnen sichtbar. In diesen dürren Stöcken bereitet sich die heißeste Glut vor und wird in ihnen kochen und wenn sie sich begrünen und voll Trauben hängen werden, wird es sein, wie das Wunder mit dem dürren Stabe, der in die Bundeslade gethan, schöne Mandelblüten trieb.

Aus dieſen Knorren und demütig gekrümmten Stäben mit ihren ſüßen Geheimniſſen, ragen einzeln, oder in Gruppen, Oel- oder Feigenbäume empor. Da und dort auf Terraſſen, die von Steinen umgeben ſind, grünt Getreide, die Halme weit auseinander, ſo daß ein nordiſcher Landwirt ſagen möchte „das Getreide ſteht ſchlecht“ oder „es iſt nur das zehnte Korn aufgegangen.“ Und doch tragen dieſe Sangen hundertfachen Segen und darum brauchen vielleicht die Wurzelfaſern mehr Raum, um die flüſſige Kraft aus dem Boden zu trinken.

Wie leicht iſt die Arbeit des Ackerers auch auf der geſegneten Erde des Morgenlandes; faſt ſcheint ſich der bibliſche Fluch: Du ſollſt im Schweiße deines Angeſichts dein Brot erwerben nur auf die dem göttlichen Sonnenantlitze abgewendeten Theile der Erde zu beziehen. Ich ſah häufig einen Mann hinter einem, mit zwei Ochſen beſpannten Pfluge einhergehen und einen urförmlichen, hölzernen Pflug, leicht wie ein Steuer an einem Boote, lenken und den Boden nur ritzen. Es iſt, als ob die unterirdiſchen Kräfte hier ſein höriger, als im Abendlande wären, wo die Pflugſchaar tiefer und gewaltiger gehen und ſie zwingen muß. Der Terraſſenbau ſtrebt bis zu den bedeutendſten Höhen hinauf und wie leicht auch die Arbeit ſelbſt iſt, ſo wird ſie durch die Glut der ſyriſchen Sonne doch unglaublich erſchwert, und wenn man bedenkt, daß die Dörfer ſehr zerſtreut und weit auseinander liegen, und der Ackerer oft Stunden weit gehen muß, bis er ſein Feld erreicht, oder die Ernte von dort einheimſt, ſo bekommt man von dem Fleiße der Orientalen einen ganz andern Begriff, als den gewöhnlich verbreiteten.

Auf den Terraſſen ſelbſt, die trotz aller Fruchtbarkeit einem ſteinigten Boden gleichen, ſahen wir Weiber, entweder die einfriedenden Steine der Terraſſen befeſtigen, oder mit Ausjäten von Gras und Diſteln beſchäftigt. So oft wir an dieſen Frauen vorüber kamen, zogen ſie raſch den Schleier vor das Angeſicht.

Wir begegneten während des ganzen Tages nur zwei Heerden ſchwarzer, langohriger Ziegen und Schafe, hinter denen Hirten in einem weiten Hemde, das Haupt beturbant, an den Füßen rote Pantoffel, einhergingen.

Zwei kleine Karawanen Maulesel, die Waaren trugen und von Treibern gedrängt wurden, zogen an uns vorüber. Ihnen voran ritt der Herr der Güter zu Pferde und erwiederte meinen Gruß fast wie verwundert. Niemals grüßte uns ein Orientale zuerst.

Aehnliche Gestalten und Gruppen, wir haben alle gezeichnet, die uns begegneten, erhöhen mehr das Gefühl der Einsamkeit auf diesen Höhen und in den Schluchten, als daß sie es verbannen könnten.

Die Sonne neigte sich bereits und hatte sich, die wir jetzt durch die wildkahlen Schluchten zogen, unserem Anblick entzogen. Es wurde immer einsamer um uns her, bis wir in einen Thalkessel gelangten, dessen im Kreise liegenden Berge in den Höhen nackte Felsen zeigten und wie mit Mauerkronen geschmückt schienen. Einem dieser Berge angebaut, neben einem Brunnen ist der Chan Medereſch. Auf vier Spitzbogen, die zu finstern Stallungen führen, ruht ein flaches Dach.

Ibraim hatte unsere beiden Diener vorausgeschickt, und uns begrüßte auf dem Dache ein aufgerichtetes, grüngelbes Zelt, unser luftiges Haus für diese Nacht.

Ich war von der Anstrengung eines neunstündigen Rittes in der heißen Sonnenglut, von der Ungewohnheit, so gefährliche Wege zu gehen und der fortgesetzten Anstrengung keine Erscheinung in der mir völlig neuen, fremden Welt unbeobachtet zu lassen, gewaltig aufgeregt und das Blut klopfte mir fühlbar in den Adern des Kopfes. Ibraim, der auf der ganzen Reise unser versorgendes Schicksal war, kochte rasch schwarzen Kaffee, bereitete Limonade und reichte uns nebst einem Tschibuk diese, wie er mir sagte, „drei besten Dinge zur Beruhigung der aufgeregten Sinne.“

Ein weißbärtiger Greis war der Wirt dieses Chans, in dessen einem Winkel die Urform einer Schmiede angebracht war. Er entsattelte unsere Thiere, band sie an Pflöcke fest und untersuchte ihre Hufe und hämmerte bald auf seinem Ambos einzelne glühende Hufeisen und Nägel.

Herr Alfanderi schlachtete zwei Hühner, die wir auf dem

Tage gekauft hatten, und Ibraim fing an zu kochen. Ein kupferner Kessel hing über dürren prasselnden Zweigen von Oliven- und Zitronbäumen.

Ich lag vor dem Zelte, auf einem Teppich ruhend, das große Naturschauspiel, das sich glorreich vor meinen Augen entfaltete, betrachtend.

Vor mir in weiter Ferne, zwischen einem großartigen Gebirgsausschnitte, lag die See, über ihr hing die Sonne, wie ein riesiger roter Paradiesapfel, der aus der saphirnen Schale des Himmels fiel. Die Schneekuppen des Libanon leuchteten in violett goldenem Zauber, und die Sonne berührte die Wellen der See. Ein leuchtender Gedanke der Gottheit versenkte sich das rote Licht in die unergründeten Tiefen des Meeres, und es glühte, als sollten alle Purpurmäntel der Erde in ihm rot gefärbt werden.

In diesem Meere tauchte ein langgestreckter, seltsam zackiger, schwarzer Streif auf: Die Insel der beseligenden Göttin Cypria, und über ihr strahlte durch eine Wolke der schön leuchtende Stern der Liebe.

Von einer von wilden Bergen gebildeten Thalschlucht empor, an denen zerstreut sieben steinerne Drusendörfer hängen, die kaum von den Felsen selbst zu unterscheiden sind, beginnt ein Glockenläuten zu schallen. Es kommt von einem Maronitenkloster, das in der Schlucht auf einem isolirt liegenden Felsen gebaut ist und wie ein dunkler Edelstein von weißleuchtenden Steinen, von den sieben Drusendörfern, umgeben ist.

Licht und Klänge! Es war ein wunderbares Ineinanderbilden von Gedanken und Gefühlen.

Einen mir gegenüber liegenden Felsen empor, der schon im Schatten lag, zog ein verspäteter Wanderer. Er trug ein grünes Kleid, einen roten Fez und seinen Nacken herab floß ein weißer Mantel. Wie er die Felsentreppe emporstieg, warf die untergehende Sonne einen Schimmer auf die Spitze des Felsens. Der warme Abendwind machte den rot angeglühten Mantel des Wanderers wallen; so daß dieser eine Gestalt mit Schwingen und leuchtendem Haupte schien. Der Lichtglanz spielte nur einen Augen-

blick, während welchem die Gestalt, um eine Felsenecke biegend, verschwunden war. Ich dachte an Elia, den Profeten, der im feurigen Wagen zum Himmel auffuhr und seinem Jünger den wunderthätigen Mantel zurückließ.

Ibraim lud uns jetzt zu einem trefflich bereiteten Mahle, das er auf dem uns bekannten Tischchen deckte und mit einer, an einem Stabe befestigten, bunt papiernen Laterne beleuchtete. Eine Flasche Wein vor uns hinstellend, bemerkte er: „Dieser ist von den Bergen, die ihr dort in der feurigen See noch aufragen seht.“ Es waren die Gebirge von Cypern.

Einige Männer, durch unser Zelt und das lodernde Feuer angelockt, kamen aus dem nächsten Dorfe, um uns zu sehen. Wir boten ihnen Plätze an unserem Tischchen und luden sie zum Essen ein. Es waren Maroniten, die über den Glauben der Drusen gefragt, uns folgende spärliche Nachrichten mittheilten, welche kaum die allgemein bekannte Kunde bereichern, wohl aber einigen Wert, als unmittelbarer Bericht von freundlich gesinnten Nachbarn, haben.

„Wir Christen leben mit den Drusen im besten Einvernehmen. Es sind tapfere, entschlossene Männer von guter Gemütsart. Ueber ihren Glauben bewahren sie ein tiefes Geheimniß, von dem sie selbst ihren besten und bewährtesten Freunden, wenn sie nicht auch Drusen sind, nicht sprechen. Sie beten, wie die Juden und Mohammedaner, nur einen Gott an. Der Wille, die Weisheit, die Gerechtigkeit, das Wort sind unsterbliche Wesen, die den Zusammenhang zwischen dem Menschen und Gott erhalten. Ihr Profet Hakim ist der letze, zu dem Gott sprach, und der siebente seit Erschaffung der Welt. Jesus, der Sohn Josephs und Maria's, ist ein falscher Profet. Ihre Seelen wandern, je nach ihrer Tugend, oder ihrem Laster, in schönere oder häßliche Menschengestalten. Ihr Profet wird wiederkommen, und das wird die Zeit der ewigen Glückseligkeit auf Erden, das Paradies sein. Das wird geschehen im Jahre der Hedschra 411. Die Aeltesten eines jeden Dorfes gehen, jeden Freitag um die Mitternachtstunde auf den ihnen zunächst liegenden Berg, um Gottesdienst zu halten. Sie

lesen eine Stunde lang aus einem Buche, das niemals ein Nichtdruse gesehen hat. Selbst unter ihnen werden die Männer, erst wenn sie das vierzigste Jahr erreicht haben, in die Geheimnisse der Religion eingeweiht. Einen Verrath derselben würden sie mit dem Tode bestrafen. Doch weiß man seit Menschengedenken nichts von einem solchen Falle."

Es war schon tiefe Nacht geworden, die Sterne leuchteten und die Mondsichel; die See glänzte noch immer dunkel nach. Unsere Gäste entfernten sich, die Thiere lagerten und unsere beiden Diener gingen als Wache, mit Flinten und Pistolen bewaffnet, auf und ab.

Ich brannte, als Gruß an die Nacht, die vier Läufe meines Revolvers ab, daß es in den Bergen und Schluchten wiederhallte, und verfügte mich mit Herrn Alfanderi in das Zelt, wo uns auf Feldbetten ein genug bequemes Lager bereitet war: der Sattel diente als Kopfpolster, die Pferdedecke als Unterlage und Decke.

Ich schlief, ermüdet wie ich war, bald ein und durch meinen Traum ging es, wie ein Glockenläuten.

Ich erfuhr am Morgen, daß eine Karawane des Nachts an uns vorübergezogen war.

Zweiter Tag.

Biblische Szene. — Ein tätowirter Mann. — Unwohlsein. — Ein Prosetengrab. — Beduinensegen. — Dramatische Prügel.

Um vier Uhr Morgens wurden wir von Ibraim geweckt. Wir kleideten uns rasch an und traten aus dem Zelte. Ueber der fernen See lagerten Wolken, wir selbst hatten noch einen sternenflimmernden Himmel und schon Lerchenjubel über uns. Ein frischer Windhauch blies über die Berge.

Wir wuschen uns am frisch fließenden Brunnen und tranken Thee mit Rum. Eine vorüberziehende Ziegenheerde lieferte Milch

Während wir frühstückten, banden unsere Diener die Stricke des Zeltes von den Pflöcken los und zogen diese aus der Erde. Es begann ein rasches Packen unserer Sachen, der Gefäße, ein Beladen der Lastthire, das Satteln der Pferde. Jeder von uns war um sein eigenes Thier beschäftigt. Einer der Diener hatte sich am gestrigen Tage wund gelaufen und mußte zurück gelassen werden. Ibraim hatte für ihn, aus einem nahen Dorfe, einen schlanken Knaben von fünfzehn Jahren, mutigen und frischen Ansehens, angeworben, den er uns vorstellte. Chatib, was der Leichte, oder Gelenkige bedeutet, trug eine weite, rote Hose, die ihm an die Kniee reichte, seine Beine waren nackt, nur mit roten Pantoffeln bekleidet. Dem Oberleibe schmiegte sich eine grüne Jacke an, sein Kopf war mit einem rotgelben Schawl ganz umwunden, durch einen schwarzen Wulst von Kameelhaaren, der wie ein dunkler Kranz über die Stirne nach rückwärts ging, fest gehalten. Die Enden des Schawls hingen über seinen Nacken herab. Ibraim gab ihm eine lange Flinte, mit der er, ohne jemals den kleinen Esel zu besteigen, uns über Felsen und Klippen immer voranging, eine leichte, gelenke Erscheinung.

Wir waren zum Aufbrechen bereit. In den Kohlen, über denen unser Heerd aufgerichtet war, glimmte es noch, der Morgenwind jagte eine leichte Rauchwolke aus dem Aschenhaufen hervor. Bald wird der Rauch verweht, werden die Kohlen erloschen und von unserem Dasein, das hier so schön und heiter war, jede Spur verschwunden sein.

Wir ritten hinter dem Chan eine Höhe so steil über Felsstücke empor, daß die Thiere klettern mußten, bald mit den Vorderfüßen bis ans Knie einsanken, um sich, einen Moment ausruhend, unter heftiger Anstrengung auf den nächsten Felsblock zu schwingen. Als wir nach einer halben Stunde eine so gefährliche Höhe überwunden hatten, befanden wir uns auf einem Bergrücken, der gut bebaut war und wieder von dem Fleiße der Bewohner des Libanon zeugte, welche nicht wagen, sich einzeln in der Nähe ihrer Aecker anzubauen und es vorziehen, in Dörfern beisammen zu wohnen. Freilich ist dann der ungehütete Besitz

und die Ernte, außer den Bergwettern auch der Plünderung der umherſchweifenden Beduinen, oder der verſchiedenen Stämme, wenn unter ihnen Krieg ausbricht, preisgegeben.

Neben den Feldern, nicht weiter vor uns als eine Kanonenkugel reicht, erhoben ſich Berge, faſt bis zum Fuße mit Schnee bedeckt.

Es war heller Tag bereits, doch konnten wir die Sonne nicht ſehen, ſo hoch lagerten und ſtiegen die Berge rings um uns empor. Uns aber führte jetzt der Weg nach abwärts, eine Stunde lang, und es öffnete ſich vor unſern Blicken ein von Bergen eingeſchloſſenes Wieſenland.

An unſerem Wege, einen Felſen herab ſtürzte ein Waſſerfall und lud zum Trinken, und zu dem ihm anliegenden Chan Mrad ein. Als wir uns am eiskalten Waſſer, das wohl geſchmolzener Schnee war, erquickt hatten, begegnete uns eine Karawane. Schwarzbraune Männer in langen, weißen Mänteln, weiß beturbant, barfuß, mit langen Flinten bewaffnet, zogen voran. Auf drei Kameelen folgten zwei weiß verſchleierte Frauen, dann zogen Ziegen, Schafe, Eſel und wieder bewaffnete Männer. Wir mußten an den Zug des Erzvaters denken, wie er mit ſeinen Frauen und Heerden, mit Knechten und Eſeln zog.

Wir gelangten, immer tiefer ſteigend und eine uralte, in Trümmern liegende Veſte zur Rechten laſſend, auf die Thalſohle, wo uns der Chan Mregaget gaſtlich aufnahm und eine Geſellſchaft von Beduinen, ſyriſcher Chriſten, afrikaniſcher Kaufleute lag, rauchend und Kaffee trinkend. Vor uns dehnte ſich das, wieder begrenzte, ſtundenlange Thal aus, wo uns vier, den Bergen angebaute Dörfer: Maka, Tenain, Ber Elias und El Martſch genannt, entgegen ſahen.

Nachdem uns vom Wirte Kaffee und ſaure Milch, dann der Tſchibuk gereicht waren, und der unermüdliche Ibraim unſer Frühſtück bereitete, trat ein arabiſcher Chriſt an mich heran und reichte mir eine Roſe mit den Worten: „Labe Dich an dem Wohlduft, bis dein Mahl bereitet ſein wird.“

Da seine Arme nackt waren, konnte ich seltsame blaue Zeichnungen an denselben bemerken. Ich bat ihn, mir zu gestatten, daß ich sie näher sähe. Auf dem rechten Vorderarme war die Kirche von Nazaret, über ihr der heilige Georg, auf dem Oberarm der heilige Elias mit einem gezogenen Schwerte und noch höher hinauf ein Baum, auf dem ein Vogel sitzt, tätowirt. Auf dem linken Arme war in genug zierlicher Zeichnung Maria mit ihrem Kinde, darüber der gekreuzigte Jesus zu sehen. Der Mann war sehr erfreut, mich über diese geätzten Zeichnungen staunen zu sehen und nannte sich mit Stolz einen Hadgi von Jerusalem. Als ich ihm durch Ibraim, der nebenbei gesagt, arabisch, türkisch, griechisch, italienisch, französisch und englisch sprach, antworten ließ, daß auch ich nach Jerusalem als Hadgi, Pilger, wallfahre, warnte er mich sehr angelegentlich vor dem Manne, der ihm all die Gegenstände auf die Arme gebrannt hatte. Er nannte mir dagegen einen, der mir weit billiger und noch mehr Gegenstände einbrennen werde. Ich ließ ihm für seinen sehr freundlichen Rath danken.

Von unserer Raststätte fort, ritten wir das, acht Wegestunden lange und drei Stunden breite Thal mitten durch. Die Glut der Sonne war furchtbar, und strömte auf unsere, wegen der Gefahr des Sonnenstichs mit einem Tuche wohlverhüllten Köpfe herab. Eine Seite des völlig ebenen Thales war von schneebedeckten Bergen eingeschlossen, die uns erschienen, als ob in ihnen eine Silberesse lohete und das geschmolzene Silber, im Sonnenglanze funkelnd, sie überflossen hätte.

Der Reisende im heißen Klima hat keine größere Sehnsucht, als nach kühlendem, säuerlichem Getränke, und nichts ist gefährlicher für ihn. Dagegen ist schwarzer Kaffee, oder Cognac ein treffliches Mittel, die innere mit der äußeren Temperatur ins Gleichgewicht zu setzen. Die saure Milch, deren ich mit Begierde getrunken hatte, rächte sich bald an mir durch ein heftiges Unwohlsein; ich hatte Mühe, mich auf dem Pferde zu erhalten, und bis zum nächsten Chan, der zwei Stunden entfernt lag, zu gelangen.

Der immer dienende, freundliche Chatib war mir mit aufopfernder Treue zur Seite. Er band einen weißleinenen Sonnenschirm an den Lauf seiner Flinte und während er zu meiner Linken einherschritt, hielt er ihn über mir empor. Die schöne Ebene hätte das lustigste Reiten gestattet, und wäre nach den halsbrecherischen Wegen, die wir besiegt hatten, eine heitere Erholung gewesen. Wir erreichten endlich, eine kurze steinerne Brücke übersetzend, den Chan El Martsch.

Dieser ist ein mit einer Mauer umgebener, weitläufiger Bau, wo im Schatten mehrere Karawanen mit ihren Führern ruhten. Ich sank auf einen mir unterbreiteten Teppich nieder und meinte nicht mehr weiter reisen zu können. Ibraim kochte rasch schwarzen Kaffee, goß „Milch vom Huhne", ein Eierdotter und Rum hinein, und nötigte mich einen vollen Becher davon zu trinken.

Dann zog er mit unserem Maulthiere, welches das Zelt trug, weiter, um für uns vorzusorgen, Herrn Alfanderi und Chatib die Sorge für mich überlassend.

Nach längerer Rast erholte ich mich vollkommen und munterte selbst zum Weiterreiten auf.

Es lagerten sich uns kleine Vorhügel entgegen, auf deren einem das Grabmal eines Nebi: Propheten sich befindet. Wir ritten zwischen die Hügel und nach rechts biegend, sahen wir uns plötzlich von der großen Ebene durch eine Hügelreihe abgeschnitten, in einem langen und schmalen Thale wieder, das mit dem großen parallel lief und nur wie durch eine grüne Coulisse getrennt war. Die schneebedeckten Berge sahen zu uns mit ihrem blendenden Glanze herüber.

Sechs Kameele weideten an Pflöcken angebunden. Zwei Beduinenweiber, die sie hierher zur Weide geführt hatten, die Wangen und Brüste braunrot, die Lippen blau tätowirt, und Ringe in den Nasenflügeln boten uns gestrickte, wollene Schnüre zum Kaufe an. Ich nahm einige davon, als Andenken an diese Nachkommen von Makbets Hexen, und schenkte ihnen einige Para, die

sie mit dem schönen Nachrufe erwiederten: „Allah sei mit Dir, o Sohn des Wegs!“

Um fünf Uhr Abends, nachdem wir mit kurzen Unterbrechungen zehn Stunden zu Pferde saßen, schimmerte uns in einem schmalen und ebenen Bergeinschnitte unser grünes Zelt entgegen, willkommene Rast verheißend. Der kupferne Kessel hing schon über einem Feuer, und Ibraim kam mir, herzlich grüßend, entgegen. Nur wenige Schritte vom Zelte befand sich ein leerer, verfallener Chan und eine ungepflegte Zisterne. Nachdem wir uns aus derselben ein genug trübes, aber noch kühlendes Wasser geschöpft, vom Staube und der Glut des Weges befreit hatten, lagerten wir uns vor dem Zelte. Ibraim brachte Kaffee und Tschibuk, seinen Spruch wiederholend: „Das sind die besten Mittel, um das Blut und das Gemüt in Ruhe zu bringen.“

In unserem Angesichte, einen mäßigen Berg empor, baute sich ein, nur von Mohammedanern bewohntes Dorf; zu unserer Rechten auf steinigter Anhöhe lag eine alte Befestigung in Trümmern. Unmittelbar neben uns spielte sich eine derb dramatische Szene ab. Ein junger Bursche brachte Milch, Eier, Brot und Wasser; Ibraim hatte ihm davon abgekauft. Plötzlich erschien der Krämer des Dorfes, dieselben Gegenstände auf einem Eselchen herbeiführend, und verlangte von Ibraim, daß er die bereits kochenden Eier, und die in einer Pfanne siedende Milch dem Burschen zurückgebe, denn er allein habe das Recht hier, wenn Reisende kommen, ihnen zu verkaufen. Ibraim sagte ihm, unbekümmert das Feuer stärker anschürend, daß er das Recht habe zu kaufen, von wem er wolle, und er solle sich aus unserem Gebiete entfernen. Das zufällig irgendwo aufgeschlagene Zelt maßt sich im Oriente immer das geheiligte Recht des Hauses an. Der Krämer aber wollte sich nicht bescheiden lassen, und der meist ruhig lächelnde Ibraim griff nach der Pistole in seinem Gürtel; der Türke aber nach der Pfanne über dem Feuer und goß sie dem, seinen Erwerb schmälernden Burschen über die Kleider. In diesem Momente sprang dieser wie eine Katze an den alten Krämer heran, riß ihm den

Turban vom völlig glatt geſchorenen Schädel und ihn ſelbſt zu Boden. Und das vermeintlich gute Recht des Krämers wurde vom Stärkeren vor unſeren Augen derb durchgeprügelt. Der Burſche ließ endlich, ſelbſt müde geworden, von dem Manne ab, der uns nun weinend bat, auch ihm, da er für uns ſo viel gelitten habe, ſeine Waare abzukaufen.

Der Mann konnte in das nahe Dorf gehen und ſeine Glaubensgenoſſen gegen uns hetzen, daß ſie ebenfalls den unwiderlegbaren Beweis des Stärkeren an uns üben, oder uns noch gefährlicher bedrohen, und ſo befahl ich Ibraim, dem Manne ſeine Waaren, die wir als Vorrat für morgen aufbewahren könnten, abzukaufen. Ibraim erfüllte meinen Befehl ohne Widerſpruch, aber der Unwille machte ſeine Zähne knirſchen. Während wir uns des Mahles erfreuten, zogen einige Karawanen an uns vorüber, die noch vor Sonnenuntergang den Chan El Martſch erreichen wollten. Weiber zu Eſel und zu Fuß kehrten von der Feldarbeit zurück, und an die Ziſterne kam eine Heerde Kühe heran, um getränkt zu werden.

Als es völlig dunkel geworden war, hing Ibraim wieder über unſerem Tiſche die bunte Papierlaterne auf, während vom Dorfe her das einzige aus ihm empor ragende Minaret aufleuchtete. Die jedesmal raſch nach Sonnenuntergang eintretende, feuchte Kühle zwang uns unter das Zelt zu gehen. Ich las noch in einem uralten Buche, das die ſeit Jahrtauſenden noch erhaltenen, naiven Zuſtände des Morgenlandes, wie kein anderes klar, poetiſch und plaſtiſch ſchildert — die Bibel, und hörte unſere Diener auf und ab gehend Wache halten. Ibraim lag quer vor dem Eingange des Zeltes mit ſeinen Waffen.

Dritter Tag.

Eine Schlucht. — Begegnungen. — Beduinenmantel. — Ein arabiſches Haus. — Gewitter. — Ein Adler. — Geier. — Ismaels Rache.

Heute ſollten wir Damaskus erreichen und weckten, von der Sehnſucht, dieſes Wunder des Morgenlandes vor Sonnenuntergang zu begrüßen, diesmal den noch vor unſerm Zelte ſchlafenden Ibraim. Es war drei Uhr Morgens. Er ſprang empor und griff nach den Piſtolen, bis wir den noch Schlaftrunkenen bedeuteten. Es begann wieder die belebte Szene, die Thiere zu füttern, das Zelt abzubrechen, zu ſatteln, und über einem wärmenden Kohlenfeuer Kaffee zu kochen. All dies geſchieht aber mit einer durch nichts, weder durch freundliche Zuſprache, noch durch zürnenden Befehl, anzueifernde Ruhe. Der Wert der Zeit iſt dem Morgenländer noch völlig unbekannt. Was vorbeſtimmt iſt, muß geſchehen, die Haſt kann es nicht beſchleunigen, die Ruhe nicht aufhalten.

Es war bereits fünf Uhr, und noch immer, unter fortgeſetztem, lebhaftem Geſpräche Ibraims mit unſeren Dienern, hatten ſie hundert Dinge zu ſchaffen, und konnten nicht fertig werden.

Herr Alfanderi, der den Weg kannte, forderte mich auf, mit ihm voraus zu reiten.

Wir zogen durch das Wadi el Charir, zur Rechten und Linken mäßig hohe Berge mit grünem Strauchwerke. Der Weg, ziemlich gut, führte uns mäßig aufwärts. Der Himmel ſchimmerte von zahlloſen Sternen, noch waren keine Vogelſtimmen wach und Schatten ſpielten von, da und dort ſich vorlagernden, fantaſtiſch und ungeheuerlich geformten Felſen. Wir ritten ſtumm neben einander hin. Allmälig verſchwanden die Sterne, die Wolken zerfloſſen und wurden dünner. Hinter uns her durch die ſtundenlange grüne Schlucht kam es, wie eine Helle, und als wir hielten, um darnach zu ſehen, zeigte ſich ein halber Kreis von hoch in den Himmel

ragenden Bergen, deren ſchneebedeckte Spitzen in rötlichem Glanze der aufgehenden Sonne leuchteten.

Finſterniß verdammt zum Schweigen, Licht erweckt Geſänge. Es begann mit der aufgehenden Sonne zugleich über uns ein Singen von Vögeln, als ob es nicht empor von der Erde, ſondern vom Himmel herab tönte. Andere Stimmen in den Geſträuchen wurden wach, und der profetiſche Vogel der fernen Heimat ließ in Pauſen ſein Kuckuk vernehmen.

In der Schlucht ſelbſt blieb es noch lange ſchattenhaft. Wir kamen an zwei Wachhäuschen vorüber, die eine halbe Stunde fern von einander unter Bäumen lagen, aus Steinen aufgerichtet, die durch keinen Mörtel verbunden waren.

In dieſen Häuschen ſollen Leute des Fürſten Wache halten. Wir fanden ſpäter mehrere von ihnen in einem Kreiſe ſitzend und gemächlich lagernd Tabak rauchen. In der gefährlichen Schlucht, in der ſo leicht ein Wegelagerer auf ſeine Beute ſtürzen konnte, ſchien es ihnen wahrſcheinlich zu einſam. Nichtsdeſtoweniger verlangten ſie ein Backſchieſch von uns.

Herr Alfanderi, der wie ein Eingeborener arabiſch ſpricht, ſagte ihnen: „Habt Ihr denn auch unſern Weg in der Schlucht bewacht?“

Unſere Anweſenheit, erwiederte Einer von ihnen, hätte auch nicht geſchützt, wenn es von Gott beſchloſſen geweſen wäre, Euch zu verderben.

„Wenn wir Euch nun kein Backſchieſch geben, ſo hat es Gott ebenfalls nicht gewollt.“

Er will's, beim Profeten!

Wir gaben ihnen einige kleine Silbermünzen, um ihr Vertrauen auf den Willen des Herrn nicht ſchwanken zu machen.

Allmälig traten wir aus der Schlucht heraus, wir befanden uns auf einem unabſehbar nach rechts und links geſtreckten Wieſenlande, uns gegenüber wieder erhabene Berge, die erſtarrten Rieſenwellen einer einſt toſenden Weltflut. Weit zurück hinter ihnen ragten an zwanzig Schneeſpitzen empor, die auf den grünen Vor-

bergen zu ruhen schienen, und wie weiße Zelte im Sonnenschein funkelten.

Wir ritten nach rechts hin und begegneten einem Zuge von beladenen Maulthieren, denen vor und nach bewaffnete Männer gingen. Unter einem Zelte beim Frühmahle saß ein ehrwürdig aussehender, greiser Kaufherr, um ihn her lagerten zwanzig Kameele, Esel und Pferde. Als wir ihn grüßten, sandte er einen schwarzen Sklaven an uns heran, und ließ fragen: „Ob seine Herren nicht mit ihm unter dem Zelte wohnen, und ausruhen wollen?“

Wir stiegen von den Pferden, die der Sklave übernahm, und näherten uns dem Zelte. Der Greis lud uns auf seinen Teppich zum Sitzen ein, und ließ Tschibuk und Kaffee reichen. Ich erwiederte diese Gastfreundlichkeit, indem ich ihm Zigarretten reichte, die ich mit einer zierlich kleinen Maschine, einem Drechslerprodukte aus Wien, bereitete. Herr und Sklaven sahen mir neugierig zu, und bewunderten den geschickten Mechanismus. Er ließ mich fragen, ob in meiner Heimat auch Tabak, der „Honig des Libanons“ wachse?

Nachdem wir eine Stunde ausgeruht hatten, kam Ibraim mit unseren Dienern und dem Gepäcke an.

Ich dankte unserem gastfreundlichen Wirte, einige Silbermünzen unter seine Sklaven austheilend, und gab ihm die Zigarrettenmaschine, mit der Bitte, sie als ein kleines Andenken an seinen Gast, zu behalten. Er empfing sie, indem er seine Rechte an Stirne, Herz und Mund legte.

Wir zogen, wieder zu einer kleinen Karawane vereinigt, weiter; nur Ibraim blieb zurück, und holte uns erst nach einer halben Stunde ein. Er schwang schon von Ferne etwas wie eine Fahne, die er, herangekommen, mir überreichte. Es war ein weiß und braun gestreifter Beduinenmantel aus Kameelhaaren, den mir der Greis als Gegengeschenk nachsandte, und sich so in feinfühlender Weise meinem Danke entzog.

Eine Schlucht nahm uns wieder auf; nie sah ich noch so fantastisch gezackte und geformte Felsen. Eine lebhafte Fantasie

konnte in ihnen Rieſen im Kampfe mit den wilden Thieren der Wüſte erkennen. In urweltlicher Zeit mag hier ein wilder Strom die Berge auseinander geriſſen haben, ſo daß ſie entſetzt zu beiden Seiten zurückſprangen und dem Jahrhunderte lang an ihnen vorüberfluthenden Waſſerungeheuer zuſahen und erſtarrten. Wenn ſie reden könnten, ſie würden von der Schöpfungsgeſchichte der Erde erzählen. Ibraim nannte mir die Schlucht Wadi Arn.

Es kamen uns große Heerden ſchwarzer und langvließiger Ziegen mit herabhängenden, langen Ohren entgegen; dann ein Zug von einundzwanzig mit Korn beladenen Kameelen, voran ein Beduine, deſſen Beſitz ſie waren. Er ritt ein kleines Pferd; ſeine Rechte war mit einer ſehr langen, dünn geſchafteten Lanze bewaffnet, im Gürtel glänzten Piſtolen. Neben ihn auf einem Kameele ritt ſein Weib mit zwei kleinen Kindern, deren eines ſie an der Bruſt eben nährte.

„Marach haba!“ rief er uns laut als Gruß entgegen.

Ein zerlumpt gekleideter Menſch auf einem magern, unanſehnlichen Pferde ſprengte über die Felsſtücke, die unſere Pferde nur ſehr vorſichtig überſchritten, an uns vorüber. Dieſer einſame Reiter trug die Poſtbriefe von Damaskus nach Beyrut.

Ein Reiterzug feſſelte bald unſere Aufmerkſamkeit in erhöhtem Grade. Ein Bewaffneter zu Pferde führte ihn an, ihm nach folgten zwei Prieſter in langen, ſchwarzen Talaren mit breiten Hüten, auf Eſeln reitend, dann ein ſchöner Mann in violetten und ſchwarzen Seidengewändern, im Gürtel zwei Piſtolen auf einem prächtig geſchirrten Pferde: ein armeniſcher Patriarch. Ibraim entblößte ſein Haupt, und neigte ſich tief. Der Patriarch griff nach dem goldenen Kreuze, das ihm am Halſe mit einer Kette hing, und ertheilte ihm den funkelnden Segen. Einige bepackte Mauleſel und ein Bewaffneter ſchloſſen den Zug, der farbenglänzend durch die grüne Schlucht langſam an uns, die wir zur Seite gewichen und ſtehen geblieben waren, vorüber ging.

Wir hatten das Ende der Schlucht erreicht, und ſahen wieder zur Linken hinaus die Schneeberge, vor uns aber einen Hügel, wo eine Schaafheerde an einer Quelle getränkt wurde. Da

und dort auf Aeckern waren Männer und Weiber thätig, begegneten uns Karawanenzüge.

Nirgend hier bringt es der Strauch zu einem Baume. Die rauhen sturmgefegten Bergrücken, die von Wildbächen zur Regenzeit durchtobten Thäler lassen den jungen Baum nicht Wurzel fassen, oder die tobenden Gewässer reißen ihn fort.

Die Glut des Tages stieg immer höher, die Stimmen der Vögel verstummten, die auch wenn sie sangen, selten sichtbar waren. Ein Adler, der erste und einzige, den ich während meines vierzehntägigen Rittes über dem Libanon sah, flog auf, und legte seine breiten Schwingen über das erhabene Gebirge. Er schien mir, einsam wie er hinzog, ein König, der sich auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt hat. Zu den Füßen der Pferde schnellte es häufig wie ein grüner Blitz vorüber, es waren an zwei Schuh lange Eidechsen, die über die von der Sonne glühenden Steine hinhasteten.

Wir erreichten endlich das Dorf Dimas, das sich eine Anhöhe hinaufzog und lagerten hinter demselben in einem weiß und reinlich übertünchten Chan. Der Besitzer desselben hatte sein Haus unsern hingebaut, welches ebenfalls von einer besondern Reinlichkeit zeigte. Als ich meine Verwunderung über diesen Luxus aussprach, antwortete mir Herr Alfanderi: „Jedes Haus muß denn doch einmal neu und reinlich sein; wenn wir nach einem Jahre hier wieder vorüberziehen sollten, würden wir Alles verfallen und schmuzig finden. Der Araber baut lieber ein neues Haus, als daß er ein verfallenes stützte und in gutem Stande zu erhalten suchte.

Die mohammedanischen Bewohner des Hauses ließen mich, um die Einrichtung desselben kennen zu lernen, ungehindert durch die Wohnstube gehen, die zugleich die Küche und im Hintergrunde der Stall war. Von dieser durch einen Gang getrennt lag die Kornkammer, oder vielmehr der Raum, unter welchem das Getreide in einem gut trockenen Keller lag. Dahin gelangt es durch eine Art offenen Schlott, der aus der Kellergrube empor zur Kammer reicht. In einer Ecke derselben war eine Mühle, zwei urthümliche große

glatte Steine, die äußerlich ungemeißelt, in der Mitte durchlöchert, durch einen perpendikulären hölzernen Pflock ſo verbunden waren, daß ſie ſich, ohne von einander abzugleiten, um die hölzerne Achſe drehen konnten.

Weiber und Kinder gingen ab und zu, jene brachten uns Milch, Brot, Eier. Die Kinder haſchten nach Hühnern, um ſie, unter den Chalef, das Schlachtmeſſer des Herrn Alſanderi, zu liefern.

Die Weiber trugen hölzerne Sandalen, weite Beinkleider, über die ein nur bis an die halbe Wade reichender Rock ging und hochrote Schürzen. Den Kopf bedeckte ein nach rückwärts fallender weißer Schleier, den ſie, zum Nachtheile für unſere Fantaſie, nicht über das Antlitz zogen. Die Bruſt war völlig frei und langgezogen, denn die Mütter ſäugen ihre Kinder, bis ſie zwei Jahre alt ſind, und es wäre ihnen die größte Schmach, ihr Kind einer Amme zu überlaſſen. Was ſagen unſere Salondamen, die ſich an den poetiſchen Schilderungen des Muttergefühles entzücken und ſo ſchön ſprechen zu dieſen barbariſch ungebildeten Weibern? Um die Arme hatten die Frauen ſilberne und meſſingene Spangen, an den Fingern in Silber gefaßte Karneole, in die arabiſche Talismane geſchnitten waren. Keine von ihnen war zu bewegen, einen Ring zu verkaufen.

Zwei Mädchen gingen auf einen Acker, um Gras zu jäten; ſie trugen am Daumen, um das Geſchäft beſſer verrichten zu können, drei Zoll lange, nach oben etwas gebogene, ſpitzige eiſerne Fingerhüte und Sicheln, wie ſie bei uns geformt ſind.

Ibraim hatte wieder unſer Mahl bereitet, und diesmal, weil der Vorrath unſeres Bordeaux zu Ende war, mit braun goldenem Libanonwein beſtellt, und eine Waſſermelone, die drei Schuh im Durchmeſſer hatte, aufgetiſcht. Er ſchnitt ein roſenrotes, mit ſchwarzen Kernen durchſäetes Fleiſch durch und goß den heißen Wein der Berge hinein; dann ſchöpfte er ihn aus dieſer prächtigen, aus Smaragd und Rubin gefüllten Bowle in Gläſer und lud uns zum Trinken ein. Die kühle Melone ohne Wein, meinte er, könne mir wieder Unwohlſein bereiten und Fieber erzeugen.

Plötzlich fiel es von der Decke ganz vertraulich in unseren Napf hinein, wir begrüßten das schöne, heimisch gewohnte Bild eines Schwalbennestes, das sich in so ungezogener Weise ankündigte. Im Hintergrunde des lichten Chans sättigten sich unsere Thiere, und plötzlich streckte sich ein Pferdekopf zwischen mir und Herrn Alfanderi an unsern Teppich herein. Es war Hassan, mein gutes, sicheres, treues Pferd, das aus unserer Melone Wein zu schlürfen begann. Wir wehrten seiner begierigen Lust nicht.

Schon während unseres Mahles verdunkelte es sich allmälig; ich sah nach Wochen wieder einen grauen Himmel. Ibraim verkündete Regen und mahnte zum Aufbruche. Wir saßen bald im Sattel, denn in drei Stunden, hieß es, werden wir in Damaskus sein.

Trotz des umwölkten Himmels hatte die Glut, die unsichtbar auf uns niederdrückte, nicht abgenommen. Die Berge fingen an kahler, die Thäler unfruchtbar zu werden. Wir zogen Stunden lang über eine Hochebene, nur da und dort in einer Einsenkung war ein, mühsam aus dem Gestein sich windender Baum sichtbar, und plötzlich klang aus verklungener Kindheit ein böhmisches Volkslied in mir empor vom Baume, der einsam im Felde steht, und so traurig ist, wenn auch eine Rose zu seinen Füßen blüht.

Hinter uns ertönte jetzt Roßgetrappe, wir hielten und Ibraim rief uns zu, die Waffen bereit zu halten. Zwei Reiter erreichten uns und grüßten friedlich, sie trugen die Briefe von Beyrut nach Damaskus. Sie vollenden den Weg, den wir drei Tage zogen, in achtzehn Stunden, indem sie wiederholt die Pferde wechseln. Wir versuchten mit ihnen eine Strecke im Trabe zu geben, doch unsere Pferde blieben bald zurück und wir sahen die Reiter kurz darauf hinter einem Berge verschwinden.

In den Bergen fing es zu donnern an, ein mattes Leuchten ging durch den grauen Himmel, und ließ die immer wüster werdende Landschaft noch trauriger erscheinen. In dieser Einsamkeit und Stille schollen die rollenden Laute noch voller und die Berge standen in furchtbarer Erhabenheit. Das Gewitter kam immer näher.

Zur Seite des Weges, den wir gingen, regte es ſich wie fächernde Flügel. Saßen da zwei Geier, die von der Leiche eines Kameeles fraßen, und ſich durch unſere Nähe nicht ſtören ließen in der wohlſchmeckenden Arbeit. Ohne Uebereinkunft brannten wir, Herr Alfanderi, Ibraim und ich, gleichzeitig unſere Piſtolen auf die entſetzliche Gruppe los. Die Kugeln ſauſten und die Thiere ſpannten breite Flügel aus, als ob ſie ſich erheben wollten, und ſetzten ruhig wieder fort, was ihres Berufes war.

In einer Einſenkung der Bergebene ſetzten wir durch einen Strom, an dem eine ſchwarze Ziegenheerde lagerte, und tranken von den friſchen Fluten. Der Donner verrollte und während zwanzig Minuten fielen einzelne ſchwere Tropfen auf uns herab. „Gut, daß meinem edlen Herrn!“ rief Ibraim, „ſein Gaſtfreund einen Beduinenmantel geſchenkt hat, thut ihn um!“

Wir hüllten uns ein, der uns immer tapfer voranſchreitende Chatib that ſich in ein zerriſſenes Tigerfell, das er aus dem Gepäcke wo hervorzog; es hing als ein gelb und braungeſtreifter Talar von ſeinem Rücken herab, und wie zerlumpt es war, gab es der freien und ſchlanken Geſtalt ein ſtattliches Anſehen. Hätte er Bogen und Pfeil getragen, er hätte Ismael ſein können, der, mit ſeiner Mutter verſtoßen, ſtolz in die Wüſte zieht, um die unrühmliche That des Vaters an ſeinen Kindern zu rächen, durch Jahrtauſende.

Damaskus.

Wüſte und Gärten. — Lehmhütte und Palaſt. — Sultan Sa-lah-ed-din. — Ein Tänzer.

Die Felſen und die Berge waren nun völlig baum- und ſtrauchlos, kein Grün, kein Waſſer war ſichtbar, wir befanden uns in einer Wüſte, über der ein grauer Himmel hing. Um ſo größer war unſere Erwartung und Sehnſucht, die Stadt zu erblicken, die im Titel des Sultans als die Paradieſesduftige aufgeführt iſt und die der Profet drei Mal glücklich geprieſen hat, weil die Engel des Herrn über ſie die Flügel gebreitet haben. Gott ſelbſt ſchwört im Koran „bei der Feige und bei der Olive", weil in Damaskus die ſüßeſten Feigen, in Jeruſalem die beſten Oliven gedeihen.

Profane Erdbeſchreiber des Morgenlandes nennen die Stadt das Muttermal auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradieſespfauen, den farbigen Hals der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, die vielſäulige Stadt.

Der Weg führte uns ſeit einer Stunde immer empor, bis wir um eine Bergwand bogen und in einer unabſehbaren Ebene einen lang hingedehnten Wald ſahen, durch deſſen dunkles Grün ſich ein breiter weiß ſchimmernder Streif zog, aus dem ſchlanke Säulen, die Minarete, neben goldglänzenden Kuppeln der Moſcheen ſich erhoben.

Wir hielten die Pferde an und betrachteten das wunder- und märchenverklärte, in der Bibel schon genannte Damescheck.

Ibraim drängte zum Weiterreiten, wenn wir die Stadt, die uns so nahe schien, noch vor Sonnenuntergang erreichen wollten. Wir überließen uns ganz dem Verstande unserer Thiere und blickten fort und fort nach der Stadt hin, die uns noch zwei Mal verschwand, indem wir zwischen kahlen Felsen uns durchwinden mußten. Es war eine Erscheinung wie das Gesicht in der Wüste.

Erst nach einer Stunde gelangten wir die unwirtbaren Felsen herab und befanden uns in unmittelbarer Nähe der fünften Stadt des ungeheuren osmanischen Reiches nach Konstantinopel, Adrianopel, Brussa und Kairo. Wir ritten wie in ein ungeheures Dorf, in welchem 200,000 Menschen wohnen. Auffallend war die scharf gezogene Grenze zwischen Wüste und Gartenland, wie die grüne Linie auf einer Landkarte. Als wir sie überschritten, befanden sich die Vorderfüße des Pferdes in duftig üppigem Rasen, während seine Hinterfüße noch dem sandig kahlen Boden ihre Spuren eindrückten.

Wir ritten zwischen tausend Gärten hin, ein unsichtbares Meer von Duft wallte an uns heran und betäubte fast die Sinne. Die Gärten, viele mit geziegelten Mauern rot eingefaßt, oft mit schönen Portalen, andere nur von lebendigen Hecken umgeben, zeigten Feigen-, Oliven-, Pomeranzen-, Mandel- und Granatenbäume, Palmen und Zipressen. Alle Gärten wuchsen, nach unseren Begriffen von Gartenanlagen, wild, keine symmetrische Ordnung, keine kunstreichen Pflanzungen. Alles schien wie vom Zufall gesäet zu sein und sah aus, wie die Baumgärten in deutschen Dörfern; nur sah man keine Zwetschken- und Birnbäume, keine Brennessel, oder Stachelbeeren. Aus dem üppigen Rasen, der den Boden dieser Gärten, die durch keine sandigen Stege durchbrochen sind, deckt, wuchsen die glühendsten Blumen hervor und jene berühmten Rosen, die auf sechs bis sieben Schuh hohen schlanken Bäumchen, rote Flammen schienen, die statt Wärme erquickendsten Duft verbreiteten. Oft bogen sich die mächtigen Zweige von Bananen aus den Gärten zu denen, die jenseit unseres Reitsteges lagen, hinüber und

bildeten lange hohe Laubenhallen, unter denen wir wie Sieger einzogen. Brunnen und geleitete Waſſer rauſchten und nur ſelten tauchte eine Menſchengeſtalt in ihnen auf.

Wir ſaßen in der ungeheuern Glut des Tages ſchon elf Stunden im Sattel und ſo „paradiesduftend“ der Ritt jetzt auch wirklich war, wir ſehnten uns nach Raſt.

Ibraim hatte in dem wundervollen Frühlingslabirinthe des Weges verfehlt und brachte uns nach einer Stunde erſt in die Stadt, wo wir den von Menſchen wimmelnden Bazar durchſchneiden mußten und endlich, ſchon im Dunkel des Abends vor einem Hauſe hielten, das einem ſchmutzigen Lehmhaufen mehr ähnlich ſah, als einer Herberge.

Wir gingen durch einen ſchmalen, dunklen Gang und befanden uns in einem — märchenhaften Palaſte. In der Mitte des mit weißen Marmor getäfelten Bodens eines viereckigen, großen Raumes plätſcherte ein Springbrunnen, von blühenden Orangenbäumen umgeben. In den Zweigen hingen bunte Lampen, wie brennende Edelſteine aller Farben. Hohe luftige Spitzbogenhallen dämmerten nur von Laternen aus Milchglas.

Ein greiſer Diener führte mich in eine dieſer offenen, rings mit breiten Divanen umgebenen Hallen; ihm folgte ein zweiter mit einem ſilbernen Waſchbecken, ein dritter bald mit eisgekühlter Limonade, ein vierter mit Kaffee und Tſchibuk.

Ich kam mir vor wie ein Prinz in tauſend und einer Nacht.

Dieſes Hotel iſt das einzige in Damaskus und erſt ſeit weniger Jahren von einem griechiſchen Chriſten unternommen.

Ich war bis zum Sterben ermattet und ſehnte mich nach einem Lager. Da alle Stuben von Gäſten beſetzt waren, ließ mir der Wirt in einer der offenen Hallen eine vortreffliche Lagerſtätte bereiten, auf die ich niederſank.

Dieſe Halle hatte einen kleinen Springbrunnen, über dem eine Kugel aus Rubinglas hing und rote Schatten auf dem hohen bunt bemalten Holzgebälke der Halle ſpielen ließ, während ein Regen feine Tropfen auf das abſchüſſige Dach fallen ließ. Es war eine eigenthümliche Muſik, welche die Waſſer rauſchen, klopfen

und rinnen ließen. Die Aufregung des langen Rittes, die fantaſtiſch neuen Szenen und Geſtalten der letzten Tage, es wogte alles bunt und wirr durch einander — —

Silberne Hörner und Pauken ertönten, ein langer Zug Krieger mit blanken ſeltſamen Waffen ſchritt feierlich vorüber, ihnen folgten tauſend Sklaven in alle Farben des brennenden Morgenlandes gekleidet. Prachtvoll geſchirrte Pferde, Kameele, Fahnen, grüne und rote — es wollte nicht enden und hielt vor einer offenen Halle, die rot beleuchtet war. An einem Brunnen lag ein bleicher Menſch, Fürſten und Sklaven, Krieger und Prieſter ſtanden ſchweigend um ihn her. Eine Krone funkelte zu ſeinen Häupten. Er langte nach einem weiten weißen Gewande und winkte einem rieſig hohen Manne, der eine Lanze führte, und hieß ihn das weiße Linnen an dieſelbe befeſtigen und dann ſprach er: „Dies iſt mein Todtenhemd, zieht alle, die ihr verſammelt ſeid, durch die Straßen von Damaskus. Laſſet die Hörner und die Pauken ertönen, und immer, wenn ſich zahlreiches Volk verſammelt hat, laſſet ausrufen, daß es alle hören: Der Sultan Salah-ed-din liegt im Sterben und von ſeiner Macht, von all' ſeinem Reichthum iſt fortan nichts mehr ſein, als dies Leichentuch —“

Klingende Glöckchen und Pauken erklangen und ihr Schallen hinderte mich zu hören, was er noch ſprach — ich ſchlug die Augen auf.

Die Rubinlampe war erloſchen, der Springbrunnen im Hofe plätſcherte und um ihn herum erheiterte ein egyptiſcher Tänzer die ganze bunte Bevölkerung des Hotels.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Ibraim verſuchte mich mehrmals zu wecken, doch der Schlaf, erzählte er mir, lag „ſchwer wie der Jebel Leban“ auf meinem Herzen.

Besuche.

Consul Pfäffinger. — Lady Dickby, ein Beduinenweib. — Oberst Geßler. — Ein rächender Gatte. — Ein Tiger.

Nachdem ich die wonnevolle Qual eines türkischen Bades in Damaskus, das ein schöner marmorner Kuppelbau ist, durchgekostet hatte, begab ich mich in das kaiserlich österreichische Consulatsgebäude.

Herr Pfäffinger empfing mich in freundlichster Weise und war in jeder Art bemüht, mir den leider nur sehr kurzen Aufenthalt in Damaskus so angenehm, als interessant zu machen.

Wir saßen entweder in der offenen Veranda, blühenden, stark duftenden Bäumen und Blumen gegenüber, oder gingen in dem schönen Raume, in welchem aus dem Nachbarhause eine Palme ihre langen Blätter herübersenkte, auf und nieder. Herr Pfäffinger ist ein stiller, scharfer Beobachter und fesselte mich durch hundert Mittheilungen, die einzeln ausgesprochen, nur kleine Mosaiksteine schienen, dann aber plötzlich ein ganzes Bild der orientalischen Zustände und Verhältnisse gaben. Aber auch der Heimat wurde gedacht und es funkelte eine wiedergefundene Krone, deren erster Schimmer in Damaskus auftauchte, durch die höchst anziehenden Schilderungen und Erinnerungen. Ein anwesender Araber brachte zufällig das Gespräch auf eine originelle Dame, die vor einigen Jahren viel Aufsehen erregte und jetzt in Damaskus lebt. Lady Malborough, durch ihr Liebesabenteuer mit einem österreichischen Diplomaten kompromittirt, ging nach manchem anderen noch, nach

Deutſchland, Italien, Griechenland, wo ſie mit dem Grafen Theodaki vermählt, ſich wieder ſcheiden ließ und in den Orient ging. In der Nähe des Euphrat von Beduinen geplündert, verliebte ſie ſich in deren Schech und Lady Dickby, wie ſie wieder hieß, heiratete ihn. Ihr Gatte, der Aniſibeduine Midſchuel ließ Weib und Kinder an den Ufern des Euphrat und der jüngere Mann zog mit der alternden Gattin, die jetzt etwa 55 Jahre zählt, nach Damaskus. Die blonde Beduinengattin, die ein jährliches Einkommen von wenigſtens 15.000 Thalern hat, kaufte ein ſchönes Haus und einen Garten in einer Vorſtadt von Damaskus, wo ſie ſich mit allem europäiſchen Comfort umgiebt, eine reiche Dienerſchaft, ſchöne Pferde hält, reitet, jagt, lieſt, während ihr Gatte, der übrigens ſeit dieſer Heirat bei ſeinen Stammgenoſſen wenig Achtung genießt, zuweilen, um ein Privateinkommen zu haben, Reiſende nach Palmyra bringt. Die Frau des Schechs hat ſeine Sprache gelernt und lebt glücklich mit dem Wüſtenſohne.

Bei Herrn Pfäffinger lernte ich auch einen von jenen preußiſchen Offizieren kennen, die von der türkiſchen Regierung eingeladen worden waren, um namentlich türkiſche Artillerie einzuſchulen, die eben während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges ſich als talentvolle Schülerin trefflicher Meiſter bewährt hat.

Herr Oberſt Geßler, oder wie er im türkiſchen Heere heißt: Dſamir Bei, iſt eine impoſante ritterliche Erſcheinung, die durch ein herzliches Weſen und friſchen Ausdruck unwillkürlich anzieht. Ich war ihm durch Rami Bei in Konſtantinopel auf das freundlichſte empfohlen; doch hätte es dieſer Empfehlung nicht bedurft, Oberſt Geßler fühlt ſich glücklich, wenn ein Deutſcher kommt, wenn er von der unvergeßlichen Heimat und von den Wundern des Orients reden kann. Mit liebenswürdigſter Zudringlichkeit wollte er, daß ich bei ihm wohne; da aber mein Aufenthalt nur kurz war, ſo mußte ich mich darauf beſchränken, ihn in ſeinem Hauſe, das er mit zwei Dienern und einer abyſſiniſchen Sklavin bewohnt, zu beſuchen.

Ich hörte bei ihm von einem ſeltſamen Erlebniß ſprechen und ſollte ſelbſt eines haben.

Wir saßen in einer kühlen Halle, Herr Geßler zeigte mir eine zwar kleine, aber sehr kostbare Sammlung von Münzen und geschnittenen Steinen, die er namentlich in Anatolien gesammelt hat. Die Diener brachten uns Kaffee und Tschibuk. Oberst Geßler erzählte mir ein Ereigniß, das sich vor einigen Tagen in seiner Nachbarschaft zugetragen hatte. Ein Türke nahm eine junge Frau, und bald, nachdem sich die Hochzeitgäste in später Nacht entfernt hatten, hörte man einen Schuß, der die ganze Nachbarschaft aufweckte und in das Haus führte. Der junge Ehemann zeigte auf die Leiche seiner Frau. Er hatte nur einfach, weil er sich betrogen fand, sein türkisches Herrenrecht geübt.

Während ich aufmerksam zuhörte, hielt ich auf niedrig breitem Divane sitzend, die Kaffeetasse in der Rechten auf mein Knie gestellt und fühlte es plötzlich meine Hand scharf streifen und sah aus meiner kleinen Tasse einen — Tiger schlürfen.

Entsetzt emporspringend, floß der Kaffee über mein Kleid und das kostbare porzellane Täßchen lag zerschmettert auf dem Boden. Der Tiger, der wie eine Katze, unhörbar weichen Trittes an mich herangekommen war, wollte gemütlich liebenswürdig mit mir aus einer Tasse Kaffee trinken.

Oberst Geßler fing zu lachen an, was mich rascher beruhigte als seine Worte und die Versicherung, daß das prächtige, schlank gelenkige Thier zahmer wie ein Haushund in Europa sei. Nur zur Zeit, wenn ihm Fleisch gereicht wird, sei nicht mit dem Tiger zu scherzen, der auch eine eigenthümliche Unruhe zeige, wenn er Weiber, oder Neger sähe.

Als ich mich wieder beruhigt hatte, und auf dem Divan saß, fing Herr Geßler, wie mit einem Hunde mit dem Tiger zu spielen an. Ihm erfüllte sich, was der vom Schicksal so schwer verfinsterte Dichter sich wünscht:

„O wär' ein solcher Tiger mein Genosse!"

Ich nahm aber aus Damaskus die gewiß originelle Erinnerung mit: mit einem Tiger schwarzen Kaffee aus einer Tasse getrunken zu haben.

Ein Feſt.

Die Frauen. — Trachten und Schminke. — Edelſteine. — Muſik. — Tanz. — Arabiſche Küche. — Toaſte. — Süße Rache.

Wer durch die engen, winkeligen, ſchmutzigen Straßen von Damaskus geht, zwiſchen vernachläſſigten Häuſern, die mit hölzernen Fenſtergittern, niederen Thüren verſehen ſind, er würde nicht ahnen, daß er ſich in einer reichen, die Fantaſie jedes Orientalen immer lockenden Stadt befinde. In einer Stadt, welche eine der älteſten der Erde iſt und ſomit Zeit genug hatte, um ſich zu bauen und zu geſtalten.

Wie alles Glück des Orientalen in ſeinem Hauſe verborgen und kein Gemeinſinn in ihm geweckt iſt, ſo hat er hier auch in ſelbſtſüchtiger Weiſe alle Pracht und jeden Reichthum auf das Innere verſchwendet und den Genuß daran aller Außenwelt abgeſperrt.

Als ich mich dem Paſcha von Damaskus, dem ich empfohlen war, vorſtellte, fragte er mich, wie mir Damaskus gefalle?

„Wie ein häßliches Weib, das ein ſchönes Herz beſitzt."

Er lachte und meinte: „Nicht wahr, es iſt ein Paradies? aber in einem Paradieſe darf man an ein häßliches Weib gar nicht denken."

Meiſt tritt man durch einen ſehr ſchmalen niederigen, oft dunkelwinkeligen Gang in ein Haus. Es iſt ein Zugang, etwa

wie zu einem Stalle, oder im beſten Falle zu einer Hütte der Armut. Hat man aber das Ende eines ſolchen Zugangs erreicht, ſo thut ſich mit Einemmale ein zaubervoller Raum auf. Springbrunnen, um welche Orangen- und Mandelbäume gepflanzt ſind, verbreiten Kühle, Duft und Glanz. Zuweilen überſchattet eine Palme den Raum und Blumen aller Art funkeln und feſſeln das Auge und erfüllen das Herz mit ſüßer Befriedigung. Zuweilen iſt dieſer ganze Raum in einen ſchattigen Garten umgewandelt, in welchem die rauſchenden Brunnen ſpringen und Nachtigallen ihr Lied ertönen laſſen. Der luftig freie, mit bunten Flieſen moſaikartig gepflaſterte Raum, auf den ein tief blauer Himmel ſich niederſenkt, iſt meiſt an drei Seiten von offenen, in einen ſpitzen Bogen zulaufenden hohen Hallen umgeben, deren Wände entlang Divane ſich hinziehen. Aus dieſen Hallen zur Linken und Rechten tritt man in hohe Säle, in Prunkzimmer, die mit bunten Marmorarten, mit Gold, mit Perlmutter verziert ſind. Landſchaftliche Gemälde, in denen meiſt Paläſte und Minarete ſich unperſpectiviſch darſtellen, unterbrechen zuweilen den Marmor, oder reichvergoldete Thürme, hinter denen ſich in Schränken koſtbare Geräte aus Silber, Gold, Porzellan und Kriſtall befinden.

In einem ſo prächtigen Hauſe verlebte ich viele Stunden beim gelehrten Orientaliſten Herrn Wetzſtein, der als königlich preußiſcher Conſul ſeit Jahren in Damaskus lebt und ein fleißiger Sammler von literariſchen und archäologiſchen Schätzen iſt. Seine junge, orientaliſche Gattin, voll geiſtig bewegter Lebhaftigkeit trat mir mit ihrem reizend ſchönen Kinde auf dem Arme entgegen und erſuchte mich in ihr Gedenkbuch einige Worte zu ſchreiben. Der Anblick der ſchönen Gruppe gab mir folgende Verſe ein.

Die Roſen von Damaskus ſind
Beſungen und berühmt in allen Landen;
Noch kamen Ros' und Knospe nicht abhanden:
Ich ſah die Mutter und ihr Kind.

Doch wir ſind heute zu einem Feſte geladen, und begeben uns in das Haus des Herrn Rafael Stambuli, des reichſten Ju-

den in Damaskus. Das Feſt wird zu Ehren des eben aus Jeruſalem kommenden Freiherrn Alfons von Rothſchild gegeben.

In einer offenen Bogenhalle, wie wir ſie geſchildert haben, einem baum- und blumenüberſchatteten Waſſerſpiegel in marmorner Einfaſſung gegenüber, verſammelten ſich die Gäſte. Wir Europäer waren um vier Uhr, zur feſtgeſetzten Stunde, gekommen und zum Sitzen eingeladen, es wurden uns ſogleich Kaffee, in Eis gekühlte Limonade und Tſchibuk mit wolkig ſchönen, honiggelben und von Edelſteinen eingefaßten Bernſteinſpitzen gereicht.

Echt orientaliſch, weder Zeit noch Stunde achtend, kamen allmälig die Gäſte, Herren und Frauen, die letzteren Alle in weiten, weißen Mänteln, und tief verſchleiert. Braune Sklavinnen, die ihnen folgten, nahmen ihnen Mäntel und Schleier ab, aus denen ſie wie bunte Schmetterlinge aus weißen Blüten ſich hervorhoben.

Wenn eine der Damen kam, nahm ſie neben uns auf dem Divan Platz, und führte den, ihr ſogleich dargereichten, in Silber endenden roten Schlauch des Nargiles an den Mund. Die ganze Geſellſchaft erhob ſich, ſo oft eine kam, bis an zwanzig Frauen verſammelt waren.

Es war ein ſeltſamer, fremdneuer Anblick. Die Frauen waren alle in ſchwere damaſtene blumige Seidenſtoffe, von grüner, gelber, roter und blauer Farbe gekleidet. Dieſe Röcke hervor und um die Lenden mit einem buntfarbigen Gürtel feſtgehalten, ſchimmerte das meiſt rot und weiß ſeidene weite Beinkleid, die gelben oder roten, reich mit Gold geſtickten Pantoffel. Der Oberleib war mit einem ebenfalls ſeidenen, weißen Weſtchen, mit Gold oder Silber geſtickt, bekleidet, das vorne offen, die Bruſt auch der Matrone ſehen ließ. Darüber trugen ſie einfarbige ſeidene Jacken von allen Farben des Regenbogens mit weiten, geſchlitzten Aermeln und reicher Goldſtickerei. Roſenſträuße von geſponnenem Golde glänzten als Epaulettes darauf. Das Koſtbarſte aber war der rote Feß mit goldener Quaſte, von Perlen- und Diamantenſchnüren, von Rubinroſen und ſmaragdenen Blättern völlig überhängt.

Die Frauen im Oriente tragen ihren Schmuck immerfort, sie ziehen es vor, täglich in seinem Glanze vor ihrem Gatten zu erscheinen, statt wie im Abendlande, nur zuweilen auf Bällen, oder im Salon vor den Augen der Gatten — anderer Frauen.

Welche Schönheit glänzt uns von diesem Frauenkreise entgegen?

Alle sind geschminkt, Lippen und Wangen und Augen; die letzteren in den Winkeln und an den Rändern der Augenlider hin, so daß die Augen einen eigenthümlichen Emailglanz zeigen, und die dunkelsten selbst, wie alle im Oriente, fremdartig verklärt erscheinen. Der schönste Schmuck der Augen, die Brauen, ist glatt wegrasirt; dafür ist über jedem Auge ein schwarzer halber Bogen, hoch in die Stirne und an der Nase verbunden, künstlich aufgemalt. Die Frauen entbehren somit einer Schönheit, die seltsam genug von orientalischen Dichtern, mehr denn von den abendländischen besungen wird, und ersetzen sie geschmacklos durch diese wunderliche Brauenmalerei, die bei Allen nach einer bestimmten Zeichnung gleichförmig ist, und dem Gesichte der Frauen einen monotonen, fast komischen, larvenhaften Ausdruck giebt. Da überdies durch die Augen-, die Wangen- und Lippenschminke jede natürlich unterscheidende Färbung des Teints wegfällt; so sehen sich Alle mehr oder weniger ähnlich.

Die Frauen saßen Alle gekreuzter Beine, bliesen blaue Rauchwolken empor, während die Wasser der kristallenen Nargiles, die vor einer jeden standen, gurgelten, und in sie hineingethane kleine Rosenblätter bei jedem Zuge es, wie einen roten Schneefall wirbeln ließen. Da keine der Frauen sprach und gedankenlos vor sich hin blickten; so machten sie den Eindruck von Menschen, die mit offenen Augen schlafen, und die gurgelnden Nargiles konnten immerhin für ein unangenehmes Schnarchen gelten. Nur die Haltung war eine wahrhaft malerische; indem sie in die Polster des Divans gelehnt, den Oberleib bald in eine liegende, oder zur Seite geneigte Lage brachten, oder die Arme aufstemmten, und das Haupt in die flache Hand legten, deren innere Fläche und die Nägel bei Mancher mit Henna gelb gefärbt war.

Braune Sklavinnen, weiße Dienerinnen und Diener gingen ab und zu, um bald Kaffee, bald die Pfeife zu reichen.

Die weiblichen Diener trugen hölzerne, einen halben Schuh hohe Sandalen, so daß sie schon aus der Ferne durch ihr klipp klapp sich ankündigten, und dieselben jedesmal, ehe sie zu uns auf den Teppich traten, ablegten. Diese Sandalen, durch einen Riemen über den Rist festgehalten, zwingen die Person, die sich derselben bedient, den Oberleib steif und nach rückwärts geneigt zu halten, während die Füße sich vorschieben müssen, um die Sandalen nicht zu verlieren. Die Fußbekleidung, die wir durch Ueberschuhe rein erhalten, ist in den offenen, freien Räumen der orientalischen Häuser, zur Zeit wenn es regnet, sehr nötig, um nicht die oft kostbaren Teppiche zu verderben.

Um das Wasserbecken haben sich jetzt vier Musikanten gelagert; Zimbal und Trommel, Klarinette und Tamburin beginnen ein wunderliches Quartett, ein Chaos von Musik, das sich zuweilen zur böhmischen Polka und Kalamaika auflöste. Mir war, als ich diese aus meiner Heimat herüberklingenden Töne in dieser Umgebung hörte, als sähe ich weißmehlige Erdäpfel zwischen goldenen Datteln liegen.

Die Musikanten besaßen diese Tänze, aus dem Lande der zauberkundigen Herzogin Libussa und der wilden Hussiten, als Erbstück von der Frau des englischen Consuls Wood, die sie ihnen am Klavier vorspielte.

Wenn ein Musikstück vorüber war, fingen die Männer zu singen an, jenen wunderlichen arabischen Gesang, den man in Synagogen des Abendlandes, als polnisch geschnörkelt und genäselt, oft verspotten hört.

Ich fragte meinen Nachbar, was die sängen?

Er antwortete mir: „Wir hören diese Lieder von Jugend auf, sie sind uns so gleichgültig, daß wir nie nach den Worten fragen."

Höre ihnen zu, und sage mir dann, was sie singen.

„Ich höre, daß sie arabisch singen, ich kann aber die Worte nicht unterscheiden."

Nach etwa zwei Stunden, gegen ſechs Uhr Abends, munterte uns der Hausherr mit Händeklatſchen auf, ihm zur Tafel zu folgen. Baron Rothſchild reichte, europäiſch galant, ſeiner Nachbarin den Arm, ich folgte ſeinem Beiſpiele, und führte ebenfalls meine Nachbarin zu Tiſche. Dies Thun erregte eine eigenthümliche Senſazion, die Männer ſahen ſich gegenſeitig an, und lächelten und die Frauen ſchienen über eine Kühnheit zu ſtaunen, die, wie man uns ſpäter aus ihren Bemerkungen mittheilte, nicht ohne Eiferſucht auf etwas blieb, was ihnen doch als auszeichnende Bevorzugung ihrer Schweſtern, vorkam.

Wir traten in eine zweite Bogenhalle, wo eine reich mit Silber geſchmückte und in glänzender Beleuchtung ſtehende Tafel gedeckt war.

Ich beklage, die völlig fremdartig zubereiteten und ſeltſam ſchmeckenden Speiſen nicht ſchildern zu können. Die arabiſche Küche hat eben ihr Kunſtgeſetz, wie die franzöſiſche, oder jede andere. Es iſt ein Verluſt von wahrhaft kulturhiſtoriſcher Bedeutung, daß der kulinariſch feinſt gebildete Herr von Rumohr nicht auch eine Reiſe in den Orient unternommen hat. Welche Entdeckungen hätte dieſer Küchen-Colombo, dieſer mit den feinſt kritiſchen Zungenwärzchen begabte Apoſtel aller Feinſchmecker uns machen können! Das mit Monumenten ſo dankbare Deutſchland, wo hat es das ſeine errichtet?

Es verdient erwähnt zu werden, daß wir auf vierbeinigen Stühlen ſaßen und mit — Meſſer und Gabel ſpeiſten. Es muß dies als ein Grad vorgeſchrittener Bildung und einer von Europa hereinbrechenden Verderbniß, die das naive Eſſen mit den Fingern immer mehr verdrängt, beſonders bemerkt werden. Die Toaſte wurden in einer eigenthümlichen Art ausgerufen und mit einem noch originelleren Lärm begleitet. Der Herr des Hauſes rief z. B., Evviva Signore Barone Rothschild e tutta la sua famiglia. Die Männer ſchrieen nun alle im Chore dieſen Ruf nach, den die Frauen mit Meſſern und Gabeln, deren Stiele ſie auf den Tiſch, wie Schlegel auf einer Trommel mächtig wirbeln ließen. Der ſo

Angeschrieene und Ausgetrommelte hatte die Verpflichtung aufzustehen und zu danken. Es wurde wie ein Hereinbrechen einer andern, kühnern Welt betrachtet, als ich den auf mich ausgebrachten Toast durch einen andern erwiderte, den der geistvolle Kanzler des österreichischen Consulats mir ins Spanioliſche, welchen verdorbenen Jargon allein die Frauen in Damaskus sprechen, übersetzte.

„Ich habe seit meiner Jugend von den Rosen von Damaskus gehört, sie sind im Abendlande berühmt und durch das Paradies duftende Rosenöl gekannt. Aber hier angelangt, über weite Länder und Meere haben sie allen Glanz für mich verloren, seit ich die Frauen von Damaskus sah und ein herrlicher Kranz von ihnen mich umgiebt. Ich werde in meine Heimat zurückgekehrt, fortan nur von den Frauenrosen von Damaskus erzählen!“

Es herrschte eine tiefe Stille, wie auf der See, ehe der Sturm losbricht. Die Frauen klopften nach einer Sekunde so heftig mit den Stielen der Messer und Gabeln auf den Tisch, daß da und dort manche klirrend abbrachen. Als sich dieser Sturm legte, gaben sie gegenseitig mit jenem leichten Schnalzen der Zunge, mit dem auch Italiener und Juden in Europa ihre Verwunderung ausdrücken, ihr Erstaunen zu erkennen. Dabei wiegten sie ihr Haupt verwundert hin und her, daß es in der Halle wie hunderttausend Blitze von ihrem Kopfschmucke zuckte: rote, grüne, weiße, gelbe Funken und Stralen der Edelsteine.

Als ich gegen einen Herrn über den außerordentlichen Reichthum an Diamanten und ihre Größe mein Erstaunen äußerte, vertraute er mir, daß nicht alle Eigenthum der Damen sind. Die Juden von Damaskus, die reichsten unter ihnen leihen auf Pfänder, meist auf Schmuck und ihre Frauen finden es, so lange er nicht eingelöst wird, ganz natürlich, sich mit den versetzten Edelsteinen zu schmücken.

Nach zwei Stunden wurde die Tafel aufgehoben. Wir traten in den freien Raum hinaus und wurden durch eine eigenthümliche Beleuchtung desselben überrascht. In jedem europäischen

Garten würden uns die an Schnüren hängenden Glaslampen wenig Eindruck gemacht haben. Hier aber, wo sie Orangen und rote Mandelblüten beleuchteten, auf Palmenblätter ihre Schimmer warfen und die in bunteſten Farben und Trachten einherwandelnden Menſchen verklärten, ſchienen ſie aus Rubin, Smaragd und Topas geſchliffene Zauberlampen aus den Märchen der tauſend und einen Nacht. Auf dem Baſſin ſelbſt ſchwammen in Lampen, die aus Kork geformt waren, Lichter, welche von Kindern, als kleine Lichtkähne hin und her getrieben wurden. Ueber all der Szene ſchwebte der klarſte Vollmond.

Wir wurden wieder in die Halle eingeladen, in der man die Gäſte empfangen hatte; ſie erhielt nur das Licht von Außen her und es war ein magiſches Dämmern in ihr. Die ganze Geſellſchaft ſaß wieder, wie wir ſie ſchon geſchildert haben, rauchend und Kaffee trinkend.

Die Frauen fingen, um die Gäſte zu ehren, zu tanzen an. Es erhoben ſich zwei aus dem Kreiſe, näherten ſich uns und die Rechte an Stirne, Herz und Lippen legend, berührten ſie, die wir, um den Gruß zu erwidern, aufſtehen mußten, mit den Fingern flach und leiſe unſere dargebotene Rechte. Wir ſetzten uns wieder, um die beiden Frauen, die die lärmende Muſik des uns bereits bekannten Quartetts mit eigenthümlichen Bewegungen und mit dem hölzernen Geklapper von Kaſtagneten begleiteten, tanzen zu ſehen.

Jede der Frauen bewegte ſich ſelbſtſtändig, ohne auf die andere Tänzerin Rückſicht zu nehmen. Sie legten abwechſelnd die linke und die rechte Hand an die Stirne, etwa ſo wie bei uns ein Offizier ſalutirt, und gingen in einer Art Cotillonſchritt im Kreiſe herum. Zuweilen ſchritten ſie vor und wieder zurück, um ſich, wenn das Tempo der Muſik raſcher wurde, um ſich ſelbſt zu drehen. Selten ſtemmte eine Tänzerin, als höchſte Entwickelung einer graziöſen Haltung, die Hand ſtolz in die Hüften, wobei ſie den Kopf nach rückwärts bog. Meiſt wenn die Hände nicht eckig ausgeſtreckt mit den Kaſtagnetten klapperten, legten ſie dieſelben mit dem Rücken auf die Lenden. In den Zügen war keinerlei

Erregung, kein Temperament zu bemerken; der Tanz machte den Eindruck von prächtig geschmückten Figuren, die mechanisch bewegt wurden. Ich mußte zuweilen nach oben sehen, ob ich nicht die Hände eines Marionettenspielers entdecke, der die fantastischen Gestalten an Schnüren lenkt.

Der Tanz dauerte etwa zehn Minuten, die Tänzerinnen grüßten uns wieder, wie vor dem Beginne des Tanzes, die Männer klatschten sehr lebhaften Beifall und ein zweites, drittes Paar begann, bis alle Frauen uns in eine narkotische Langeweile versetzt hatten.

Keine von den Frauen war über vierzig Jahre alt; die jüngste aus der reichen und durch ihre Schicksale berühmt gewordenen Familie der Farchi zählte zwölf Jahre und war vor vier Wochen einem achtzehnjährigen Jünglinge vermählt worden. Es war ein ideal schönes Kind, mit jenen rund großen, von langen Wimpern überschatteten schwarzen Augen, denen die Dichter alle Zauber der Erde zumuthen. Diese und jene Frau im Palaste des Belisar zu Konstantinopel sind die schönsten, die ich im Morgenlande gesehen habe. Wie rasch wird diese schöne knospenhafte Menschenblüte verwelken, weil sie die traurige Sitte des Orients pflückt, noch ehe sie eine volle, aufgeblühte Rose ist. Alle anwesenden Frauen mochten in ihrer Jugend, wenn nicht schön, doch anmutig gewesen sein; jetzt wiewohl noch nicht alt, sahen sie gealtert, welk und vom vielen trägen Sitzen dick und unförmlich aus.

Endlich hatte der Tanz ein Ende und wir wurden wieder in die Speisehalle eingeladen, es war gegen Mitternacht.

Wieder war die Tafel glänzend und frisch gedeckt, diesmal aber nur mit Süßigkeiten, Bäckereien von seltsamsten Formen, eingemachte Früchte von ungeahntem Geschmacke, frisches Obst, darunter die berühmten Aprikosen, die eingemacht unter dem Namen Mischmisch bekannt sind. In Zucker eingesottene Rosen- und Lilienblätter, jene Rosenöl durchduftete weiche Zuckerpaste, welche die Orientalen Himmelsbissen nennen, und die, durch einen glücklichen Zufall erhaltene, Ambrosia der seligen Götter zu sein scheint. All das glänzte und duftete aus silbernen und krystallenen Schalen.

Waſſer, in Schnee vom Libanon gekühlt, ſtand in hohen ſilbernen Kannen auf dem Tiſche und wurde in Kriſtallſchalen herumgereicht. Der Herr des Hauſes bediente, wie ſchon bei der Tafel, ſelbſt und befehligte eine Schaar von Dienern und Sklaven aller Farben, die in muſterhafter Weiſe die Befehle ausführten.

An mir aber ſollte ſich noch heute mein Toaſt auf die Frauenroſen von Damaskus rächen. Auf ein gegebenes Zeichen ſtanden alle Frauen auf, jede ſpießte mit einer Gabel irgend eine Süßigkeit auf und im feierlichen Zuge mit den, wie Szepter emporgehaltenen Gabeln, heranſchreitend, reichte mir eine nach der andern die Gabel mit der Süßigkeit. Ich durfte, ohne eine ſolche außerordentliche Artigkeit zu verletzen, keine Gabel wieder fort legen, ohne die aufgeſpießte Süßigkeit genoſſen zu haben. Mein Geſchmackſinn war nahe daran wahnſinnig zu werden und ich fürchtete, daß mein Magen, das an ihm verübte Verbrechen nicht überſtehen werde.

Die Frauen begleiteten die ſüße Spende bald mit einem: „Möge es Dir wohlergehen Herr!“ oder: „Gott ſegne Dir den Biſſen!“ Frau Farchi, als die jüngſte, kam zuletzt mit einem Roſenblatte, es flatterte an der ſilbernen Gabel, wie eine Purpurfahne auf einem weißen Minarete. Sie ſagte mir, ſchüchtern wie ſie ſchien, nichts; ich nahm zögernd, bis die andern Frauen vorgeſchritten waren, die Gabel und ſagte ihr: „Du biſt die Roſe und Deine Schweſter hier nur die Dornen.“ Sie ſah mich aus den großen Augen ſchweigend an und ich konnte merken, daß ſie den Sinn kaum verſtanden hatte.

Nach einer Stunde reichten Diener einem jeden Gaſte ein ſilbernes Waſchbecken, und ein mit Gold und Silber geſticktes Handtuch aus weichſtem Wollſtoffe.

Wir begaben uns wieder in die Verſammlungshalle, rauchten Tſchibuk und tranken Kaffee, bis es gegen Morgen war und die Gäſte ſich, müde allmälig zu entfernen anfingen.

Als ich in einer Straße an einer Moſchee vorüberging, ſang der Muezim eben das Morgengebet von einem Minarete herab.

Abd-el-kadr.

Unterhaltung durch den Dolmetsch. — Politische Neugierde. — Improvisazion. — Ein Dintenfaß-Geschenk. — Zahnoperazion. — Ein Blutvergießen.

Der kaiserliche Consul Herr Pfäffinger hatte die Güte, mich bei Abd-el-kadr, der, seit Brussa durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, in Damaskus lebt, ansagen zu lassen. Der Emir bestimmte die Mittagstunde des 15. Mai, in der er mich empfangen wollte. Ich begab mich dann zur bestimmten Zeit in Begleitung des Consulardolmetschers dahin. Die bewaffneten Diener des Consuls mit ihren hohen, silberbeschlagenen Stöcken schritten uns voran.

Wir kamen durch hundert kleine, schmale, in fortwährenden Windungen sich bauende Gäßchen vor einem unansehnlichen Hause, wie sie äußerlich alle in Damaskus sind, an und traten in einen kleinen schmutzigen Hof. Im Hintergrunde befand sich eine Art ausgemauerter Grotte; in dieser saß der Emir, um sich vor der Sonnenglut zu schützen, mit drei anderen Männern. Diese, weiß beturbant und in leichte, weißwollene Mäntel gehüllt; der Emir trug einen solchen von steingrüner Farbe, sein Haupt war mit einem weiß und gelbgestreiften Tuche umwunden.

Er stand, als wir uns ihm näherten, auf und winkte uns, ihm zu folgen. Er stieg eine schmale, hölzerne Treppe barfuß, wie er war, uns voraus und sprach während des Emporsteigens noch mit den Männern in der Grotte.

Waſſer, in Schnee vom Libanon gekühlt, ſtand in hohen ſilberne Kannen auf dem Tiſche und wurde in Kriſtallſchalen herumgereich Der Herr des Hauſes bediente, wie ſchon bei der Tafel, ſelbſt un befehligte eine Schaar von Dienern und Sklaven aller Farben, d in muſterhafter Weiſe die Befehle ausführten.

An mir aber ſollte ſich noch heute mein Toaſt auf d Frauenroſen von Damaskus rächen. Auf ein gegebenes Zeich ſtanden alle Frauen auf, jede ſpießte mit einer Gabel irgend ei Süßigkeit auf und im feierlichen Zuge mit den, wie Szept emporgehaltenen Gabeln, heranſchreitend, reichte mir eine na der andern die Gabel mit der Süßigkeit. Ich durfte, ohne ei ſolche außerordentliche Artigkeit zu verletzen, keine Gabel wieder fo legen, ohne die aufgeſpießte Süßigkeit genoſſen zu haben. Mei Geſchmackſinn war nahe daran wahnſinnig zu werden und i fürchtete, daß mein Magen, das an ihm verübte Verbrechen nic überſtehen werde.

Die Frauen begleiteten die ſüße Spende bald mit einen „Möge es Dir wohlergehen Herr!“ oder: „Gott ſegne Dir d Biſſen!“ Frau Farchi, als die jüngſte, kam zuletzt mit eine Roſenblatte, es flatterte an der ſilbernen Gabel, wie eine Pu purfahne auf einem weißen Minarete. Sie ſagte mir, ſchüchter wie ſie ſchien, nichts; ich nahm zögernd, bis die andern Frau vorgeſchritten waren, die Gabel und ſagte ihr: „Du biſt die Ro und Deine Schweſter hier nur die Dornen.“ Sie ſah mich a den großen Augen ſchweigend an und ich konnte merken, daß den Sinn kaum verſtanden hatte.

Nach einer Stunde reichten Diener einem jeden Gaſte e ſilbernes Waſchbecken, und ein mit Gold und Silber geſtickt Handtuch aus weichſtem Wollſtoffe.

Wir begaben uns wieder in die Verſammlungshalle, raud ten Tſchibuk und tranken Kaffee, bis es gegen Morgen war un die Gäſte ſich, müde allmälig zu entfernen anfingen.

Als ich in einer Straße an einer Moſchee vorüberging, ſan der Muezim eben das Morgengebet von einem Minarete herab.

Abd-el-kadr.

Unterhaltung durch den Dolmetsch. — Politische Neugierde. — Improvisazion. — Ein Dintenfaß-Geschenk. — Zahnoperazion. — Ein Blutvergießen.

Der kaiserliche Consul Herr Pfäffinger hatte die Güte, mich bei Abd-el-kadr, der, seit Brussa durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, in Damaskus lebt, ansagen zu lassen. Der Emir bestimmte die Mittagstunde des 15. Mai, in der er mich empfangen wollte. Ich begab mich dann zur bestimmten Zeit in Begleitung des Consulardolmetschers dahin. Die bewaffneten Diener des Consuls mit ihren hohen, silberbeschlagenen Stöcken schritten uns voran.

Wir kamen durch hundert kleine, schmale, in fortwährenden Windungen sich bauende Gäßchen vor einem unansehnlichen Hause, wie sie äußerlich alle in Damaskus sind, an und traten in einen kleinen schmutzigen Hof. Im Hintergrunde befand sich eine Art ausgemauerter Grotte; in dieser saß der Emir, um sich vor der Sonnenglut zu schützen, mit drei anderen Männern. Diese, weiß beturbant und in leichte, weißwollene Mäntel gehüllt; der Emir trug einen solchen von steingrüner Farbe, sein Haupt war mit einem weiß und gelbgestreiften Tuche umwunden.

Er stand, als wir uns ihm näherten, auf und winkte uns, ihm zu folgen. Er stieg eine schmale, hölzerne Treppe barfuß, wie er war, uns voraus und sprach während des Emporsteigens noch mit den Männern in der Grotte.

Von der Treppe fort führte uns eine unangestrichene Thüre von weichem Holze in eine kleine Stube, die nur durch ein Fenster, das in den eben verlassenen Hofraum führt, Licht erhielt. Zwei Divane, mit gelbrot gestreiftem Wollstoffe überzogen, ein großes, vasenartig geformtes Kohlenbecken aus Kupfer waren die ganze Einrichtung der Stube, die den unangenehmen Eindruck der Aermlichkeit machte.

Abd-el-kadr setzte sich gekreuzter Beine auf den Divan und winkte mich zu seiner Linken; der Dolmetsch setzte sich uns gegenüber.

Der Emir soll geläufig französisch sprechen, doch bediente er sich der arabischen Sprache, weil er mich, wie man mir sagte, feierlicher empfangen wollte. Die Art durch einen Dolmetsch zu sprechen ist, wenn sie auch das Gespräch unmäßig dehnt, nicht so unangenehm. Sie stört den Moslem nicht in seiner Ruhe; er hat Zeit, den Eindruck dessen, was er gesagt hat, in den Gesichtszügen seines Gastes zu beobachten und namentlich bei wichtigen, diplomatischen Gesprächen die Gedanken zu ordnen und zu prüfen. Das nicht direkt gesprochene Wort endlich ist nicht so verletzend und kann, wenn es eine unerwartet unangenehme Wirkung hervorruft, leicht zurückgenommen werden, wobei der Mißverstand des Dolmetsches als bester Vorwand dient. Der Dolmetsch stört übrigens wenig, er wird als eine Maschine betrachtet. Die Sprechenden sehen nicht ihn, sondern sich gegenseitig an und der Sprechende hört der Uebersetzung aufmerksam zu, als ob er sie verstünde.

Ein Diener reichte mir, indem er stumm grüßend Stirne, Mund und Herz berührte, in einem silbernen Gefäße, etwa wie eine große Theetasse geformt, Limonade; doch weder Kaffee noch Tschibuk.

Der Emir redete mich, nachdem ich getrunken hatte, an:

„War Deine Reise glücklich? Bist Du gesund?“

Ich bejahte die Frage und fragte um die Gesundheit des Emirs.

„Ich bin wohl und meine Gesundheit erhöht sich durch die Freude, die Du mir durch Deinen Besuch bereitest.“

Ich bin zu Dir gekommen, weil Dein Ruhm groß iſt in der Welt; aber nicht als Krieger allein, ſondern auch als Beherrſcher des Wortes und der begeiſternden Rede.

„Sage mir, welche ſind die Hauptpunkte des jetzt geſchloſſenen Friedensvertrages?“

Ich theilte ihm mit, was mir davon durch die Zeitungen bekannt geworden war.

„In dieſer Weiſe bleibt Rußland noch immer ſtark und wird nicht aufhören gefährlich zu ſein. Welche Punkte des Friedenstraktates ſind noch bekannt?“

Sie ſind es nur Gott und Denjenigen, die ſie niedergeſchrieben haben.

„Wird der Friede dauernd ſein? Was glaubt man darüber in Deiner Heimat?“

Jeder Friede heißt ein ewiger Friede. Du weißt das, Herr! Aber wir lachen im Abendlande zu dem Ausdrucke. Der Padiſcha hat zu erfüllen verſprochen, was ſeine Verbündeten ihm diktirten, mit dem ihm gegönnten Anſchein eines freien Willens. Wir glauben nicht, daß der weiche, thatenloſe, frühalte Fürſt durchführen kann, was die Aufgabe eines eiſernen, wirklich in ſich ſelbſt geborenen Willens wäre. Sollte er es doch verſuchen Einrichtungen zu treffen, die gegen das Gebot des Islams, gegen die Grundüberzeugung ſeiner Macht ſind, ſo fürchtet man den Ausbruch einer Revoluzion. So hörte ich in Konſtantinopel ſprechen.

„Dann können ja die Weſtmächte die Türkei in Belagerungsſtand erklären und drin bleiben, bis der kranke Mann geſtorben iſt. Frankreich belagert gerne.“

Der Emir, der bis dahin vollkommene Ruhe beibehielt, begleitete jetzt ſeine Worte mit einem leidenſchaftlich heiſern, ſich kurz abſtoßenden Lachen.

Zwei greiſe Männer, barfuß, in weißbraun geſtreiften Mänteln, mit weißen Turbanen das Haupt umwunden, traten jetzt raſch ein und ſetzten laut einen zwiſchen ihnen ſich entſponnenen Zank fort. Der Emir hob ſeine Rechte empor und ſchien durch den vorgeſtreckten Zeigefinger Ruhe zu gebieten, denn Beide

[illegible]

[illegible] Herr! wissest [illegible]

[illegible] fern halte! kein [illegible]

ſchreiben werde, ſo ſage Du, über welchen Gegenſtand oder an welche Perſon ich Verſe niederſchreiben ſoll?“

Der Emir erwiderte, entſchieden mehr naiv als eitel: „Beſinge mich!“

Ein Diener brachte eines von den langgeſtielten ſilbernen Dintenfäſſern, deren ſich die Orientalen nicht ohne Oſtentazion, daß ſie ſchreiben können, bedienen und in dem Gürtel tragen. Der Diener zog aus dem hohlen Stiele eine Schilfrohrfeder hervor, reichte mir ſie und kniete, das Dintenfaß haltend, vor mir nieder.

Ich wußte, daß ich hyperboliſch und ghaſelenhaft gleichtönend ſchreiben mußte, um wenigſtens durch den Reimklang zu erſetzen, was dem fremden Ohre vom Inhalte doch unverſtändlich blieb. Ich warf folgende Zeilen hin:

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Wer ihren Traum zu deuten wüßte!

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Du warſt der Stern, der ihr den Traum verſüßte.

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Dein Pferd die Wolke, die ſie grüßte.

Es ruht die Nacht auf aller Wüſte,
Dein Schwert der Blitz, der den Saum ihr küßte.

Wenn Durſt dich quälte in der Wüſte,
Die Löwin gab die Milch dir ihrer Brüſte.

Oaſen grünten in der Wüſte;
Sie zu beherrſchen war dir ein Gelüſte.

Wenn alles lag von Nacht umdunkelt,
Dein Blick hat Freiheit drin gefunkelt.

Ich grüße dich, Held, Fürſt und Richter,
Pilgernd vom Abendland, ein Dichter.

Ich überſetzte dem Dolmetſch Zeile für Zeile ins Italieniſche und dieſer ſofort ins Arabiſche. Weiß Gott, welche Gedanken Abd-el-kadr zu hören bekam!

„Du bist ein weiser Dichter! Lasse mich jetzt den Klang Deiner Sprache hören!“

Ich las das Gedicht mit einigem Pathos und mit besonderer Betonung des sich wiederholenden Reimes vor, um durch den rhythmischen Gesang gleichsam, den unverstandenen Inhalt zu ersetzen.

„Begünstigt,“ ließ mir der Emir sagen, „Deinen Diener noch einmal mit den Wohllauten Deines Mundes.“

Ich las das Gedicht noch einmal. Dann langte er nach dem Papierblatte, auf dem ich es niedergeschrieben hatte und betrachtete es aufmerksam, als ob er lesen wollte.

„Die Schrift Deines Vaterlandes ist eine eng zusammengehandelte, wenn der Buchstabe nicht frei und allein steht, kann er nicht schön wachsen.“

Auch der Mensch nicht, Herr!

„Ich sollte Dir Dein Gedicht erwidern, so will es die Sitte: aber die Hitze des Tages ist groß, ich faste und fühle mich matt. Lasse Dir als ein Gegengeschenk das Gefäß gefallen, aus dem Du Deine Gedanken getrunkt hast.“

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung und führte eine für mich echt komische Situation herbei. Der Emir sprach:

„Du bist nicht allein ein Dichter, auch, wie unter den Arabern häufig, ein Arzt. Mir brach ein Zahn ab, die Wurzel schmerzt, willst Du mich von ihr befreien?“

Ich hatte Mühe ein Lachen zu unterdrücken, doch ließ ich dem Emir sagen, er möchte mich den Zahn sehen lassen. Er stand auf und begab sich auf ein kleines, verschlissenes, europäisch geformtes Sopha beim Fenster. Er legte sich auf dasselbe und öffnete den Mund. Seine Zähne sind klein, streng aneinandergeschlossen und weiß, nur der Schneidezahn des linken Oberkiefers war weggebrochen; die Wurzel ausgehöhlt. Ich rieth ihm den Zahn plombiren zu lassen.

„Thue das, Effendi!“

Ich erklärte ihm, die nötigen Instrumente nicht mitzuhaben,

auch sei es im Abendlande nicht allgemein, daß ein Arzt auch Zahnoperazionen mache, und ich sei durchaus nicht geübt in dergleichen; doch könnte ich ihm den Zahn mit Wachs verkitten, um den Luftzug fernzuhalten und dem arabischen Arzte, den ich beim preußischen Consul kennen gelernt habe, die Methode des Plombirens erklären.

„Thue, was Dir gut dünkt für mich; meine Schmerzen sind groß."

Ich ließ durch einen Diener etwas Wachs bringen und füllte mit demselben die Höhlung aus; das auffallend tiefrote Zahnfleisch fing rasch zu bluten an, und es dürften wenige Menschen außer mir auf der Welt sein, die sich rühmen können, Abd-el-kadr bluten gemacht zu haben.

Ich ersuchte den Emir, etwas Wasser und Essig zu nehmen. „Ich faste!"

Als ich ihm erklärte, daß es nur zum Ausspülen des Mundes dienen solle, ließ er Beides bringen und sing, wie er schon während des Gespräches einige Male gethan hatte, leise murmelnd zu beten an. Dann ersuchte er mich, seinen Fuß zu sehen, der, wie seine Hände, arabisch klein und hochristig geformt ist. Die Wade, stark behaart und plastisch, zeigte einige rötlichbraune, kreisrunde Flecke. Ich rieth ihm Dampfbäder und versprach ihm, den mir als gelehrt gepriesenen arabischen Arzt des Herrn Wetzstein zu senden.

Der Besuch dauerte über eine Stunde; als ich mich zum Fortgehen anschickte, bat ich ihn, mir seinen Namen in mein Tagebuch zu schreiben; er schrieb ihn und das Datum sehr zierlich arabisch auf ein einzelnes Blatt, welches jetzt den stolzen Besitz eines Autografosagen in Wien ausmacht.

Der Emir stand auf, reichte mir die Hand und sagte: „Ich danke Dir für die Ehre Deines Besuches. Gott begleite und segne Dich!"

Der Emir war eben damit beschäftigt, ein Haus in Damaskus zu kaufen, das früher eine Medereſſe war und jetzt ein Schänkhaus ist, um in demselben seinen zahlreichen Verehrern Vor-

träge über die moslemitiſche Offenbarungslehre zu halten. Er hat einen großen Anhang im Morgenlande, den er ſich durch den Ruhm ſeiner Tapferkeit, wie durch ſeine oft prophetiſche Beredtſamkeit erworben hat. Seine Rolle iſt nicht zu Ende geſpielt und wie überhaupt der Ausdruck ſeines Kopfes, die Vorſicht ſeiner Aeußerungen Schlauheit bekundet; ſo ſcheint er mit dem feinſten Gehör in die noch ſo fernen Weltereigniſſe hineinzuhorchen und in ſich entſchloſſen zu ſein, wenn ein ihm glücklich ſcheinender Moment kommen ſollte.

Vorläufig hatte Frankreich einige hunderttauſend Francs Schulden für ihn bezahlt, die er unter Anderm für den Ankauf ſchöner Frauen machte, deren er, nebſt vielen Sklavinnen, vier beſitzt.

Die Juden.

Kanzler Elias. — Synagogen. — Ein todtes Kind. — Schulen und Bibliotheken. — Soziale Zustände. — Leichenbrandschatzung. — Baron Rothschild. — Gespräch mit Rabbinen.

Ueber die Juden zu Damaskus verdanke ich Nachrichten dem Herrn Jussuf Elias, einem Corfioten, der durch seine Studien und viele Sprachkenntnisse der englischen Gesandtschaft in Beyrut wichtige Dienste leistete und später, als Kaufmann nach Bagdad ging. Nachdem er in seinen Unternehmungen nicht glücklich war, kehrte er im Jahre 1839 nach Syrien zurück und ist seit dieser Zeit Agent des österreichischen L'loyd und Kanzler des kaiserlich österreichischen Consuls in Damaskus, dessen Verweser er zu verschiedenen Zeiten gewesen ist. Er spricht und schreibt hebräisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch und griechisch gleich gewandt und hat sich in den letzteren Jahren auch die deutsche Sprache eigen gemacht.

In seinem Arbeitsaale, wo sich eine kleine, all diesen Sprachen angehörende Bibliothek befindet, theilte er mir, bei Nargile und Mokka, Folgendes freundlich mit:

Die jüdische Gemeinde in Damaskus zählt fünftausend Seelen, darunter tausend von der Regierung besteuerte Männer. Unter diesen befinden sich nur acht bis zehn Aschkenasim, die mit sepharedischen Frauen verheiratet sind. Der größere Theil der Juden in Damaskus, die Richtrajas, sind österreichische Unterthanen und zwar

zwanzig und zehn Toskaner, zehn Franzosen, eigentlich Algierer, sechs Preußen, fünfzehn Perser.

Die Türken sind hier feindlicher gegen die Christen als gegen die Juden, aber vielmehr diese sind weniger gehaßt als jene, weil sie nicht nach politischem Einfluß, oder Uebergewicht streben.

Die karaitische Gemeinde ist ausgestorben; vor etwa fünfzig Jahren wurde ihre verlassene Synagoge an katholische Christen verkauft, die sie in eine Kirche umbauten, die noch jetzt besteht. Der alte Leichenhof der Karaiten zeigt sehr alte Grabsteine, die mehr oder weniger schon versunken.

Die Gemeinde hat acht Synagogen; ihre Namen sind folgende:

„Del Franchi", zur Zeit der Vertreibung der Juden aus Spanien von den Verbannten erbaut. Sie ist die größte und angesehenste; in ihr wird dreimal im Jahre, am Sabbat Sachor, am Sabbat Hagadol und am Sabbat Teschuba gepredigt.

„Menasch", in dieser Synagoge soll der berühmte Kabbalist Chajim Vital gebetet haben, dessen Grab in Damaskus sich auf dem Gottesacker befindet. Die Juden wallfahrten zu demselben und legen die Schuhe ab, wenn sie sich ihm nähern, um ein Gebet zu verrichten.

„Raki", wie die vorgenannte Synagoge vielleicht nach dem Gründer genannt, wurde von der Familie Farchi besucht und ist jetzt, nach langem Verfall, wieder neu hergestellt; sie ruht auf hölzernen, blausilbern bemalten Säulen, zwischen denen die Wände, als bunt orientalische Teppiche gemalt, sich hinziehen.

Die Synagoge „Del Pascha" besitzt eine uralte Bibel, die nicht gerollt werden kann, sondern, auf einzelnen Blättern geschrieben, als Buch gebunden ist, wie gewöhnlich die Bibeln der Karaïten.

„Ebleſ"; der Ursprung des Namens dieses Bethauses ist unbekannt; angenehm fallen die bunten, gläsernen Fensterscheiben auf.

„Medrasch", die kleinste der Synagogen, wird von den Rabbinen mit Vorliebe besucht, weil sie eine, übrigens nicht sehr große Bibliothek besitzt.

„Dschobar" heißt die Synagoge, die eine kleine Stunde von [illegible]adt entfernt ist und zu der die Juden Syriens und Pa-

läſtina's wallfahrten. Hier in einer Höhle ſoll ſich der Profet Elias verborgen gehalten haben. Der Bau reicht bis in die Zeit des Profeten Eliſa hinauf und ſoll vom Rabbi Eliſa ben Arach, nach längerem Verfall wieder hergeſtellt worden ſein.

Ich ritt hinaus und fand ein weitläufiges Gebäude, das der Gemeinde gehört, in welchem ſie Pilger und arme Reiſende beherbergt. Im Hofraume des Hauſes befindet ſich eine mäßig große Synagoge in ziemlich verwahrloſtem Zuſtande. Das Dach fugt nicht mehr und es war ein luſtiges Flattern und Zwitſchern von Sperlingen in der Synagoge, deren Wände kahl und ärmlich ſind. In der Mitte, da, wo ſonſt der Almemer iſt, von Holz eingegittert, iſt die Stelle bezeichnet, unter welcher ſich, wie mir der Wächter des Hauſes erklärte, das Grab des Begleiters von Elia dem Profeten befinden ſoll. Er hieß mich die Schuhe ablegen und zündete kleine Wachskerzen an, um mich in die Grabhöhle ſelbſt zu begleiten. Wir kletterten mühſam dunkle, ſehr enge Stufen hinab und befanden uns in einem kleinen Raume, in welchem zwei zerbrochene Säulenreſte aus Marmor lehnen, vielleicht die Ueberreſte eines Sarkofages. Von einem Steine, auf welchem der Profet Haſael ſalbte, wußte man nichts; aber von vielen Wundern, die in dieſer Synagoge ſich ereignet haben ſollen. Wir ſaßen wieder zu Pferde und ritten zwiſchen duftigen Gärten, an rieſigen Bäumen und an vielen Brunnen vorüber, ſodaß es ein friſches Rauſchen überall gab. An einem türkiſchen Leichenhofe vorüberkommend, befanden ſich, was ich ſonſt nirgend im Oriente ſah, Monumente aus getrocknetem Lehm auf einzelnen Gräbern. Giebt es eine einfachere Illuſtrazion zu dem zerknirrſchend demütigenden Gedanken: „Staub biſt du und zum Staube kehreſt du zurück.“

Durch den ungeheuren Schneefall dieſes Winters, der an Häuſern, Olivenbäumen und Gärten einen Schaden von 70 bis 80 Millionen Piaſtern angerichtet hat, wurde dieſer Friedhof völlig zerſtört. Leichen und Gerippe lagen hervorgewühlt, und die Regierung, ſtatt raſch an die Wiederbeerdigung zu denken, gab den Befehl, die Hunde, die die Leichen zu freſſen anfingen, zu erſchießen.

Mein Führer sagte mir, daß auf dem jüdischen Leichenhofe die Grabsteine aus der älteren Zeit ohne alle Inschrift sind und, wie bei den Kurthäusern, weder den Namen des Todten nennen, noch etwas von seinem Leben zu sagen wissen. Wie elend nehmen sich dagegen die immer prunkender werdenden Grabschriften auf den Friedhöfen des Abendlandes aus, die trotz der vielen Worte, die sie zur Schau tragen, selten poetisch und noch seltener von einem historischen Lapidarstile getragen sind. Ein künftiges Jahrhundert wird staunen, was das unsere mich war an Weisen, an Gelehrten, an Glaubenshelden, an Wohlthätern der Menschheit!

Unweit dem jüdischen Friedhofe treibt sich seit Jahren ein berüchtigter Mann Namens Kanedschi herum, der die Gemeinde, wenn sie mit einer Leiche kommt, geradezu brandschatzt und je nach dem Ansehen der Familie, welcher die Leiche angehört, 10, 20, 50, 100 bis 200 Piaster abnimmt. Alle Reklamazionen haben bisher nichts genützt und es mag dieser Zug eines der vielen Beispiele geben, wie im türkischen Reiche regiert wird.

Dem Kabbalisten Chajim Vital, von dessen Grabe auf diesem Friedhofe wir bereits gesprochen haben, wird nacherzählt, daß er von jedem Grabe wußte, wer in ihm begraben liege; der Todte mußte, wenn er, über das Grab sich beugend, zu ihm hinuntersprach, sein Alter, das er im Leben erreichte und seine Thaten verkünden.

Wenn ein Gewaltiger in unsere Gräber, zu deren Schmuck ganze Marmorgebirge geplündert werden, hinunterfragen würde, welche Antworten, weil der Mund der Todten nur Wahrheiten verkünden darf, würde man hören, wie schmachvoll lügenhaft erschiene oft die prunkende Legende!

Da von den vier Tagen, die ich in Damaskus verlebte, einer ein Samstag war, so besuchte ich alle Synagogen, deren schönste die Dei Franchi ist. Hoch und luftig mit drei Bogen, die auf zwei steinernen Säulen ruhen, sind die Wände blau gemalt, in eingerahmten Feldern barbarische, perspektivlose Landschaften, Minarete, mit Stern und Mond geschmückt, chinesische Thürme, geschmacklose Blumenvasen und dergleichen. Als die Thorarolle aus der Lade genommen und aufgerollt der Gemeinde gezeigt wurde,

Saale, durch deſſen Fenſter duftende Orangenblütenzweige ihre Arme bereinſtreckten, vor.

Herr von Rothſchild ſaß in einem Kreiſe von fünfzehn Chachamim, die ihm eben ihre Aufwartung machten und unterhielt ſich mit ihnen über ihre Verhältniſſe.

Nachdem Gefrorenes, Kaffee und Tſchibuk gereicht waren, hörte ich ein Geſpräch, das Baron Rothſchild anknüpfte und deſſen Inhalt ſo traurig war:

„Warum gründet Ihr keine Schule, um Eure Kinder auch in weltlichen Gegenſtänden, die ihr Fortkommen fördern könnten, unterrichten zu laſſen?“

Es fehlen uns die Mittel, da wir ſo viel für die Armen ausgeben müſſen.

„Ihr habt ſo viele Arme, eben weil Ihr Euere Kinder nicht unterrichten, vor Allem ſie nicht genug Handwerke erlernen laſſet.“

Unſere Kinder ſind zu ſchwach.

„Warum legt Ihr keine Fabriken an?“

Wir bekommen ja Alles aus Europa fertig.

„Das iſt ſchlimm, weil ihr Geld fortſchicken und die Waaren theuer bezahlen müſſet.“

Warum ſorgt die Regierung nicht für ihre Unterthanen? Selbſt wenn wir es für uns ſelbſt thun und Fabriken anlegen wollten, bekämen wir keinen Ferman.

„Jetzt aber, wo der Hat Humajum alle Glaubensgenoſſenſchaften gleichſtellt.“

Jetzt wird es vielleicht möglich ſein.

„Warum treibt Ihr nicht Ackerbau?“

Darf ein Jude am Sabbat arbeiten?

„Wer hat in alt geſegneter Zeit im gelobten Lande unſerer Väter gearbeitet?“

Gewiß Niemand aus der heiligen Stadt, das that das Am haarez, das unwiſſende Landvolk.

Herr von Rothſchild brach das Geſpräch ab und ſagte mir: „Sie werden ähnlichen Geſinnungen und beſchränkten Anſichten auch in Jeruſalem begegnen. Es ſind traurige Zuſtände, die um

„Du biſt ein weiſer Dichter! Laſſe mich jetzt den Klang Deiner Sprache hören.“

Ich las das Gedicht mit einigem Pathos und mit beſonderer Betonung des ſich wiederholenden Reimes vor, um durch den rhythmiſchen Geſang gleichſam, den unverſtandenen Inhalt zu erſetzen.

„Begünſtige,“ ließ mir der Emir ſagen, „Deinen Diener noch einmal mit den Wohllauten Deines Mundes.“

Ich las das Gedicht noch einmal. Dann langte er nach dem Papierblatte, auf dem ich es niedergeſchrieben hatte und betrachtete es aufmerkſam, als ob er leſen wollte.

„Die Schrift Deines Vaterlandes iſt eine eng zuſammengebundene, wenn der Buchſtabe nicht frei und allein ſteht, kann er nicht ſchön wachſen.“

Auch der Menſch nicht, Herr!

„Ich ſollte Dir Dein Gedicht erwidern, ſo will es die Sitte; aber die Hitze des Tages iſt groß, ich faſte und fühle mich matt. Laſſe Dir als ein Gegengeſchenk das Gefäß gefallen, aus dem Du Deine Gedanken *getunkt* haſt.“

Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung und führte eine für mich echt komiſche Situazion herbei. Der Emir ſprach:

„Du biſt nicht allein ein Dichter, auch, wie unter den Arabern häufig, ein Arzt. Mir brach ein Zahn ab, die Wurzel ſchmerzt, willſt Du mich von ihr befreien?“

Ich hatte Mühe ein Lachen zu unterdrücken, doch ließ ich dem Emir ſagen, er möchte mich den Zahn ſehen laſſen. Er ſtand auf und begab ſich auf ein kleines, verſchliſſenes, europäiſch geformtes Sopha beim Fenſter. Er legte ſich auf daſſelbe und öffnete den Mund. Seine Zähne ſind klein, ſtreng aneinandergeſchloſſen und weiß, nur der Schneidezahn des linken Oberkiefers war weggebrochen; die Wurzel ausgehöhlt. Ich rieth ihm den Zahn plombiren zu laſſen.

„Thue das, Effendi!“

Ich erklärte ihm, die nötigen Inſtrumente nicht mitzuhaben,

Eine Bibliothek besitzt die Gemeinde nicht, auch keine Handschriften; doch befinden sich im Hause Farchi an siebenhundert und in dem einer Wittwe Farchi an achthundert gedruckte ältere Werke, während die Familie Stambuli beiläufig ebenso viele moderne Druckwerke besitzt. In dem Saale, wo sie aufgestellt sind, versammeln sich täglich alle Rabbinen von Damaskus, um zu studiren und gelehrte Besprechungen zu halten. Ein frommer Jude von Bagdad, Herr Jakob Zemach, der vor einigen Jahren starb, vermachte ein Kapital, das jährlich 6000 Piaster Zinsen trägt, welche den Rabbinen von Damaskus, unter der obigen Bedingung, zu Gute kommen.

Die Gemeinde hat keinen Vorsteher; die reichen Familienhäupter leiten die Geschäfte in Verbindung mit dem von der Regierung anerkannten Chacham Baschi. Zu den Reichsten zählen in erster Linie die Familien Stambuli, Lisbona, Schemaja, Arari, Farchi und Picciotto. Man hält dafür, daß sie 20 bis 25 Millionen Piaster besitzen. Nur die Hälfte der männlichen Gemeindeglieder kann Steuern bezahlen. Während die Synagogen durch freiwillig in ihnen gespendete Gaben sich erhalten, werden jährlich 30 bis 40,000 Piaster gesammelt, um den Armen zum Osterfeste ungesäuertes Brot und Reis verabreichen zu können. Für Kranke ist, wenn sich nicht einzelne Wohlthäter finden, von der Gemeinde nicht vorgesorgt.

Den Juden ist gestattet zu wohnen, wo es ihnen in der Stadt gefällt; doch ziehen sie es vor, sich auf nachbarlich gelegene Straßen zu beschränken, wegen der Nähe der Synagogen und der Lehranstalten für die Kinder. Sie selbst besitzen zweihundert Häuser.

Die Juden werden als gute Handwerker geschätzt. Sie sind sehr geschickte Woll- und Seidenstoffweber, fünfzig bis sechzig an Zahl und an siebzig Färber; Klempner zehn, Uhrmacher drei, Schuster zwei, Schneider sechs. Sonst ernähren sie sich, eine beträchtliche Anzahl, als Sensale, Hausirer, Lastträger. Die Reichen sind die Banquiers der Paschas und der Effendis, denen sie gegen das Doppelte der landesüblichen Zinsen, zu 24 Prozent, Geld leihen.

rangen die Hände; mancher war der weiße, weite Schleier entfallen und sie stand in kostbaren Gewändern da und kasteiete sich an Brust und Wangen, während manche die Stirne an die Steine der Synagoge schlug. Ueber die wildschmerzlich bewegten Gruppen warf ein blühender Granatbaum seine Schatten und durch dessen Zweige schimmerte, zu tausend Diamanten zersplittert, die Sonne vom tiefblauen Himmel. —

Wir gingen, die Synagoge verlassend, an einem Hause vorüber, welches als dasjenige gezeigt wird, in welchem der Kabbalist Vital wohnte. Diesem Hause gegenüber befindet sich ein anderes uraltes, über dessen Pforte auf einer steinernen Tafel der Name Gottes eingegraben ist. Es war einst das Eigenthum des berühmtesten sepharedischen Dichters Rabbi Israel Nadschar, der vor hundert Jahren blühte. Sein Divan befindet sich nur in wenigen Abschriften. Herr Elias gerieth in begeisterte Stimmung, als er von ihm sprach und fing einzelne Verse zu singen an. „Die jetzt Lebenden sind nur Monde, die von ihm Licht empfangen und er ist eine Nebensonne des Don Jehuda Halewi. —

Die Gemeinde hat zwei Lehranstalten, an denen fünfzehn Lehrer in verschiedenen Abtheilungen unterrichten. In zweien wird Talmud, aber wenig gründlich, gelehrt. Bemerkt muß es werden, daß mitunter Juden und Mohammedaner ihre Kinder auch zu den französischen Lazzaristen in die Schule schicken, um sie in Sprachen, oder sonst Wissenswürdigem unterrichten zu lassen. Die Rabbinen wenden gegen diesen Schulbesuch nichts ein.

Als geistliche Leiter fungiren der Chacham Aron und der Chacham Jakob Perez; der Letztere ist von der kaiserlich türkischen Regierung als Würdenträger anerkannt. Beide stehen an der Spitze des Besdins, welches abwechselnd von zehn Chachamim gebildet wird. Sie alle sind Schüler des sehr tief gelehrten, im höchsten Ansehen stehenden Rabbi Chajim Romano, der, seitdem er diese Männer herangebildet hat, in strenger Zurückgezogenheit lebt.

Eine Bibliothek besitzt die Gemeinde nicht, auch keine Handschriften; doch befinden sich im Hause Farchi an siebenhundert und in dem einer Wittwe Farchi an achthundert gedruckte ältere Werke, während die Familie Stambuli beiläufig ebenso viele moderne Druckwerke besitzt. In dem Saale, wo sie aufgestellt sind, versammeln sich täglich alle Rabbinen von Damaskus, um zu studiren und gelehrte Besprechungen zu halten. Ein frommer Jude von Bagdad, Herr Jakob Zemach, der vor einigen Jahren starb, vermachte ein Kapital, das jährlich 6000 Piaster Zinsen trägt, welche den Rabbinen von Damaskus, unter der obigen Bedingung, zu Gute kommen.

Die Gemeinde hat keinen Vorsteher; die reichen Familienväter leiten die Geschäfte in Verbindung mit dem von der Regierung anerkannten Chacham Baschi. Zu den Reichsten zählen in erster Linie die Familien Stambuli, Lisbona, Schemaja, Arari, Farchi und Picciotto. Man hält dafür, daß sie 20 bis 25 Millionen Piaster besitzen. Nur die Hälfte der männlichen Gemeindeglieder kann Steuern bezahlen. Während die Synagogen durch freiwillig in ihnen gespendete Gaben sich erhalten, werden jährlich 30 bis 40,000 Piaster gesammelt, um den Armen zum Osterfeste ungesäuertes Brot und Reis verabreichen zu können. Für Kranke ist, wenn sich nicht einzelne Wohlthäter finden, von der Gemeinde nicht vorgesorgt.

Den Juden ist gestattet zu wohnen, wo es ihnen in der Stadt gefällt; doch ziehen sie es vor, sich auf nachbarlich gelegene Straßen zu beschränken, wegen der Nähe der Synagogen und der Lehranstalten für die Kinder. Sie selbst besitzen zweihundert Häuser.

Die Juden werden als gute Handwerker geschätzt. Sie sind sehr geschickte Woll- und Seidenstoffweber, fünfzig bis sechzig an Zahl und an siebzig Färber; Klempner zehn, Uhrmacher drei, Schuster zwei, Schneider sechs. Sonst ernähren sie sich, eine beträchtliche Anzahl, als Sensale, Hausirer, Lastträger. Die Reichen sind die Banquiers der Paschas und der Effendis, denen sie gegen das Doppelte der landesüblichen Zinsen, zu 24 Prozent, Geld leihen.

Er wurde 1543 geboren und starb zu Damaskus 1620. Er war der vertraute Jünger des Meisters der modernen Kabbala, des Rabbi Isak Luria. Ihm allein ertheilte der Meister die Erlaubniß, die ihm mündlich mitgetheilten Lehren niederzuschreiben; doch er gestattete Niemandem, Abschriften zu machen. Als Vital im Sterben lag, suchte man durch Bestechung sich 600 Bogen seiner Schriften zu verschaffen, gab sie hundert Schreibern, die sie innerhalb 3 Tage kopirten. Auf Befehl Vitals mußte man ihm seine Handschriften mit ins Grab legen, die man aber dann, auf Veranlassung frommer Rabbinen, die Vital im Traume fragten und die Erlaubniß hierzu erhalten hatten, wieder herausnahm.

Es ist auffallend, daß die Wunder der Kabbalisten noch nicht gesammelt und zusammengestellt sind; sie beanspruchen dasselbe Recht wie die Legenden, Sagen und Märchen eines jeden Volkes und ließen einen kulturhistorischen, Geist und Fantasie messenden Blick in das Leben desjenigen thun, das keinen begrenzten Theil, sondern die ganze Erde zum Wohnsitz hat. Die Lehre ist das einzige Band, das die zerstreuten Menschen des jüdischen Volkes zusammenhält; sein Wunderglaube ist nicht der schwächste Faden dieses Bandes.

Möge ein Wunder Chajim Vitals hier einen Platz finden:

Als Chajim Vital in Jerusalem lebte, kam ein Pascha Namens Abu Saifin, Vater des Schwertes, und fragte, ob nicht Jemand da wäre, der die vom König Hiskia verstopfte Gichonmündung öffnen könnte? Man bezeichnete ihm den heiligen Gottesmann Vital, der Pascha ließ ihn holen und trug ihm sofort auf, den Gichon zu öffnen, sonst werde er ihn tödten lassen. Vital versetzte sich durch einen Sprung nach Damaskus, um der Gefahr zu entrinnen. Da erschien ihm Luria im Traume und sagte zu ihm: „Jener Pascha ist die Metempsychose von Sanherib, daher er auch Abu Saifin heißt; du bist die des Königs Hiskia; du hättest also den Gichon öffnen können. Vital entschuldigte sich damit, daß er nicht die heiligen Namen, dieses Kunststückes wegen, mißbrauchen wollte, worauf ihm Luria erwiderte:

Eine Bibliothek besitzt die Gemeinde nicht, auch keine Handschriften; doch befinden sich im Hause Farchi an siebenhundert und in dem einer Wittwe Farchi an achthundert gedruckte ältere Werke, während die Familie Stambuli beiläufig ebenso viele moderne Druckwerke besitzt. In dem Saale, wo sie aufgestellt sind, versammeln sich täglich alle Rabbinen von Damaskus, um zu studiren und gelehrte Besprechungen zu halten. Ein frommer Jude von Bagdad, Herr Jakob Zemach, der vor einigen Jahren starb, vermachte ein Kapital, das jährlich 6000 Piaster Zinsen trägt, welche den Rabbinen von Damaskus, unter der obigen Bedingung, zu Gute kommen.

Die Gemeinde hat keinen Vorsteher; die reichen Familienhäupter leiten die Geschäfte in Verbindung mit dem von der Regierung anerkannten Chacham Baschi. Zu den Reichsten zählen in erster Linie die Familien Stambuli, Lisbona, Schemaja, Arari, Farchi und Picciotto. Man hält dafür, daß sie 20 bis 25 Millionen Piaster besitzen. Nur die Hälfte der männlichen Gemeindeglieder kann Steuern bezahlen. Während die Synagogen durch freiwillig in ihnen gespendete Gaben sich erhalten, werden jährlich 30 bis 40,000 Piaster gesammelt, um den Armen zum Osterfeste ungesäuertes Brot und Reis verabreichen zu können. Für Kranke ist, wenn sich nicht einzelne Wohlthäter finden, von der Gemeinde nicht vorgesorgt.

Den Juden ist gestattet zu wohnen, wo es ihnen in der Stadt gefällt; doch ziehen sie es vor, sich auf nachbarlich gelegene Straßen zu beschränken, wegen der Nähe der Synagogen und der Lehranstalten für die Kinder. Sie selbst besitzen zweihundert Häuser.

Die Juden werden als gute Handwerker geschätzt. Sie sind sehr geschickte Woll- und Seidenstoffweber, fünfzig bis sechzig an Zahl und an siebzig Färber; Klempner zehn, Uhrmacher drei, Schuster zwei, Schneider sechs. Sonst ernähren sie sich, eine beträchtliche Anzahl, als Sensale, Hausirer, Lastträger. Die Reichen sind die Banquiers der Paschas und der Effendis, denen sie gegen das Doppelte der landesüblichen Zinsen, zu 24 Prozent, Geld leihen.

rangen die Hände; mancher war der weiße, weite Schleier entfallen und sie stand in kostbaren Gewändern da und kasteiete sich an Brust und Wangen, während manche die Stirne an die Steine der Synagoge schlug. Ueber die wildschmerzlich bewegten Gruppen warf ein blühender Granatbaum seine Schatten und durch dessen Zweige schimmerte, zu tausend Diamanten zersplittert, die Sonne vom tiefblauen Himmel. —

Wir gingen, die Synagoge verlassend, an einem Hause vorüber, welches als dasjenige gezeigt wird, in welchem der Kabbalist Vital wohnte. Diesem Hause gegenüber befindet sich ein anderes uraltes, über dessen Pforte auf einer steinernen Tafel der Name Gottes eingegraben ist. Es war einst das Eigenthum des berühmtesten sepharedischen Dichters Rabbi Israel Nadschar, der vor hundert Jahren blühte. Sein Divan befindet sich nur in wenigen Abschriften. Herr Elias gerieth in begeisterte Stimmung, als er von ihm sprach und fing einzelne Verse zu singen an. „Die jetzt Lebenden sind nur Monde, die von ihm Licht empfangen und er ist eine Nebensonne des Don Jehuda Halewi. —

Die Gemeinde hat zwei Lehranstalten, an denen fünfzehn Lehrer in verschiedenen Abtheilungen unterrichten. In zweien wird Talmud, aber wenig gründlich, gelehrt. Bemerkt muß es werden, daß mitunter Juden und Mohammedaner ihre Kinder auch zu den französischen Lazzaristen in die Schule schicken, um sie in Sprachen, oder sonst Wissenswürdigem unterrichten zu lassen. Die Rabbinen wenden gegen diesen Schulbesuch nichts ein.

Als geistliche Leiter fungiren der Chacham Aron und der Chacham Jakob Perez; der Letztere ist von der kaiserlich türkischen Regierung als Würdenträger anerkannt. Beide stehen an der Spitze des Besdins, welches abwechselnd von zehn Chachamim gebildet wird. Sie alle sind Schüler des sehr tief gelehrten, im höchsten Ansehen stehenden Rabbi Chajim Romano, der, seitdem er diese Männer herangebildet hat, in strenger Zurückgezogenheit lebt.

Eine Bibliothek besitzt die Gemeinde nicht, auch keine Handschriften; doch befinden sich im Hause Farchi an siebenhundert und in dem einer Wittwe Farchi an achthundert gedruckte ältere Werke, während die Familie Stambuli beiläufig ebenso viele moderne Druckwerke besitzt. In dem Saale, wo sie aufgestellt sind, versammeln sich täglich alle Rabbinen von Damaskus, um zu studiren und gelehrte Besprechungen zu halten. Ein frommer Jude von Bagdad, Herr Jakob Zemach, der vor einigen Jahren starb, vermachte ein Kapital, das jährlich 6000 Piaster Zinsen trägt, welche den Rabbinen von Damaskus, unter der obigen Bedingung, zu Gute kommen.

Die Gemeinde hat keinen Vorsteher; die reichen Familienhäupter leiten die Geschäfte in Verbindung mit dem von der Regierung anerkannten Chacham Baschi. Zu den Reichsten zählen in erster Linie die Familien Stambuli, Lisbona, Schemaja, Arari, Farchi und Picciotto. Man hält dafür, daß sie 20 bis 25 Millionen Piaster besitzen. Nur die Hälfte der männlichen Gemeindeglieder kann Steuern bezahlen. Während die Synagogen durch freiwillig in ihnen gespendete Gaben sich erhalten, werden jährlich 30 bis 40,000 Piaster gesammelt, um den Armen zum Osterfeste ungesäuertes Brot und Reis verabreichen zu können. Für Kranke ist, wenn sich nicht einzelne Wohlthäter finden, von der Gemeinde nicht vorgesorgt.

Den Juden ist gestattet zu wohnen, wo es ihnen in der Stadt gefällt; doch ziehen sie es vor, sich auf nachbarlich gelegene Straßen zu beschränken, wegen der Nähe der Synagogen und der Lehranstalten für die Kinder. Sie selbst besitzen zweihundert Häuser.

Die Juden werden als gute Handwerker geschätzt. Sie sind sehr geschickte Woll- und Seidenstoffweber, fünfzig bis sechzig an Zahl und an siebzig Färber; Klempner zehn, Uhrmacher drei, Schuster zwei, Schneider sechs. Sonst ernähren sie sich, eine beträchtliche Anzahl, als Sensale, Hausirer, Lastträger. Die Reichen sind die Banquiers der Paschas und der Effendis, denen sie gegen das Doppelte der landesüblichen Zinsen, zu 24 Prozent, Geld leihen.

Ebenſo ſtrecken ſie ganzen Dörfern, wenn die Zeit der Steuereintreibung iſt, Geld bis nach der Ernte vor und werden Schubaſchi, was dem Begriffe eines Finanzintendanten nahe kommt, genannt.

Ein einziger Jude bebaut ihm eigene Grundſtücke und ernährt anſtändig ſich und ſeine Familie vom Ertrage des Feldes.

Die Aerzte unter den Juden ſtehen mit den arabiſchen auf gleich niedriger Stufe, indem ſie nur wenige allgemeine Begriffe und, wie Quackſalber, ſtets ein Heer von unverſtandenen Mitteln beſitzen. Ich lernte einen derſelben kennen; ſie ſtudiren den Galenus und fangen an die Anhänger der neuen Schule in Alexandrien zu werden, die aus Wien und Paris ihre Wurzeln ſchlägt. Die Werke der franzöſiſchen Aerzte werden größtentheils ins Arabiſche überſetzt.

Die geiſtigen und ſittlichen Zuſtände der Juden in Damaskus unterſcheiden ſich nicht von denen der übrigen im Oriente. Die Miſſionsgeſellſchaft hat bis jetzt vergebens ihre goldenen Netze in Damaskus ausgeworfen; doch kommt es vor, daß ein oder zwei Juden Mohammedaner werden, um — Geſchenke zu bekommen; ſie kehren meiſt nach einigen Monaten wieder zum Judenthume zurück. Im Jahre 1855 trat ein junger Menſch aus der Familie der Farchi, aus Liebe zu einem türkiſchen Mädchen, zum Islam über. Die Verſchwendungſucht ſeiner Frau brachte ihn faſt um ſein ganzes Vermögen. Er ſoll zur Zeit meiner Anweſenheit den entſchiedenen Entſchluß geäußert haben, wieder Jude werden zu wollen, das heißt nach jüdiſcher Anſchauung Jude zu bleiben, denn kein Jude hört nach der Taufe auf ein ſolcher zu ſein. —

Ich wohnte in dem Gaſthofe „Palmyra“ eines Griechen, Germanos, dem einzigen, der ſeit wenigen Jahren in Damaskus beſteht, und war der Nachbar des Freiherrn Alphons von Rothſchild, der eben aus Jeruſalem kam und die Reiſe über Baalbek nach Beyrut und Egypten fortzuſetzen gedachte. Ich hatte Empfehlungſchreiben an ihn und ſtellte mich ihm in einem ſchönen

Saale, durch deſſen Fenſter duftende Orangenblütenzweige ihre Arme hereinſtreckten, vor.

Herr von Rothſchild ſaß in einem Kreiſe von fünfzehn Chachamim, die ihm eben ihre Aufwartung machten und unterhielt ſich mit ihnen über ihre Verhältniſſe.

Nachdem Gefrorenes, Kaffee und Tſchibuk gereicht waren, hörte ich ein Geſpräch, das Baron Rothſchild anknüpfte und deſſen Inhalt ſo traurig war:

„Warum gründet Ihr keine Schule, um Eure Kinder auch in weltlichen Gegenſtänden, die ihr Fortkommen fördern könnten, unterrichten zu laſſen?“

Es fehlen uns die Mittel, da wir ſo viel für die Armen verwenden müſſen.

„Ihr habt ſo viele Arme, eben weil Ihr Euere Kinder nicht unterrichten, vor Allem ſie nicht genug Handwerke erlernen laſſet.“

Unſere Kinder ſind zu ſchwach.

„Warum legt Ihr keine Fabriken an?“

Wir bekommen ja Alles aus Europa fertig.

„Das iſt ſchlimm, weil ihr Geld fortſchicken und die Waaren theuer bezahlen müſſet.“

Warum ſorgt die Regierung nicht für ihre Unterthanen? Selbſt wenn wir es für uns ſelbſt thun und Fabriken anlegen wollten, bekämen wir keinen Ferman.

„Jetzt aber, wo der Hat Humajum alle Glaubensgenoſſenſchaften gleichſtellt.“

Jetzt wird es vielleicht möglich ſein.

„Warum treibt Ihr nicht Ackerbau?“

Darf ein Jude am Sabbat arbeiten?

„Wer hat in alt geſegneter Zeit im gelobten Lande unſerer Väter gearbeitet?“

Gewiß Niemand aus der heiligen Stadt, das that das Am hoorez, das unwiſſende Landvolk.

Herr von Rothſchild brach das Geſpräch ab und ſagte mir: „Sie werden ähnlichen Geſinnungen und beſchränkten Anſichten auch in Jeruſalem begegnen. Es ſind traurige Zuſtände, die um

[illegible]

[illegible] übergezogen ist, [illegible] Vielleicht können Sie, wenn Sie die große [illegible] des Gesamtbildes erkennen, dasselbe vergrößern."

Meine Aufgabe ist eine von der [illegible] genau bestimmte und ihr, von der Regierung als solcher, der Schluß angesagt.

„Da können Sie freilich nichts daran ändern. Aber ehe Sie an die Lösung [illegible] Ihrer Aufgabe gehen, studieren Sie den Schauplatz und [illegible] Personen genau. Vorerst muß man allerdings

Jerusalem dafür sorgen, daß die Leute nicht verhungern, und schien mir eine Korn-Leihanstalt praktisch. Das Getreide ist n den Fellachim billig zu haben; man müßte es aufspeichern d zur Zeit der Not den Armen um billigen Preis leihen."

Der Gedanke ist patriarchalisch josefinisch!

„Nicht so ganz. Der Consul, der aus Europa Unterstützungs- der empfängt, müßte dann die Beträge für das geliehene Korn Empfang nehmen um zu rechter Zeit den Speicher wieder len zu können."

Neue Besuche unterbrachen unser Gespräch. Ich hatte später ch die angenehme Gelegenheit, den in seiner Erscheinung ele- nten, englisch blonden Mann wiederholt zu sprechen und seine ner wohlmeinenden, klaren, praktischen Gedanken zu hören, die ser und älter waren, als Derjenige, der sie sprach.

Geſang und Kabbala.

Drei Dichter. — Ein Diwan. — Vital. — Ein Wunder.

Ich war am Sabbat zu Herrn Angelo Schemaja mit Herrn Alfanderi zu Tiſch geladen.

Wir ſpeiſten am Marmorbaſſin des ſchönen Hofes unter blühenden Bäumen. Herr Schemaja liebt Geſang und iſt ein Mäzen aller Sänger, die ſich am Sabbat bei ihm verſammeln und religiöſe und weltliche Lieder, hebräiſch, arabiſch und ſpaniolisch ſingen. Die Kapelle war diesmal, mir zu Ehren, verſtärkt und ich unterließ es nicht, die Kraft und Schönheit der Stimmen zu bewundern. Die erſtere war allerdings groß, denn ſie ermüdete nicht, drei Stunden lang heftig zu ſchreien.

Dieſer Geſang, wie der arabiſche überhaupt, kann ein an Rhythmus gewöhntes Ohr zur Verzweiflung bringen. Gewöhnlich beginnt er mit einem erſchreckenden Aufſchrei, der tremolirend, ſo lange der Athem es zuläßt, ſich auf gleicher Höhe zu erhalten ſucht. Plötzlich bricht der Ton ab, um, wie einem Echo Zeit zu laſſen, den Geſang zu wiederholen. So neu dem europäiſchen Hörer dieſe Weiſe iſt, ermüdet ſie doch jede Geduld, denn ſie wiederholt ſich fort und fort, Stunden lang. Die Melodien ſind nicht ſelten anmutig, meiſt klagend, und befriedigen den arabiſchen Kunſtkenner nur dann, wenn ſie, wie ſeine Sprache ſelbſt, durch die Naſe gedämpft vorgetragen werden.

Manche Melodie, mehr aber noch die Art, wie sie vorgetragen wurde, erinnerte mich an jenen wunderlichen Singsang, den ich in jüdischen Landsynagogen oft in meiner Jugend von einem reisenden „Chasan, Baß und Singerl" näseln und gurgeln hörte. Der Gesang der Juden im Abendlande ist eine klingende Fata morgana der Wüstenlieder, wie ich sie oft von Beduinen singen hörte.

Unter dem Sängerchore, den Herr Schemaja stets großmütig belohnt, befanden sich auch drei Dichter, die selbst hebräische und spanioliſche Lieder dichten. Es war Esra Dueg, den wir bereits kennen gelernt haben, Jakob Amar und Juda Arman. Religiöse Stoffe und Ideen singen sie in der biblischen, die weltlich heitern, meist satyrischen, in spanischer Sprache.

Herr Elias hatte auf meine Bitte die besondere Güte, die Abschrift bisher ungedruckter Gedichte besorgen zu lassen. Der Divan enthält nur hebräische Lieder der genannten drei lebenden und von mehreren hingeschiedenen Dichtern. Die arabischen Muster von Kassideen und Ghaselen, die Spiele des Akrostikons, des Beginnens eines jeden Verses mit demselben Buchstaben, oder der Reihenfolge des Alphabetes u. s. w. finden hier ihre Nachahmung.

Ich verehrte den interessanten Divan einem Mitgliede der deutsch-morgenländischen Gesellschaft, die der gelehrten Welt einen, wohl bald an sie gerichteten Bericht gewiß veröffentlichen dürfte. Der kundige Literarhistoriker wird manche tiefere literarische Beziehung und kulturwichtige Bedeutung finden. —

Poesie und Wunder waren stets mit einander verbunden, oder vielmehr zu allen Zeiten kaum von einander getrennt. Das Wunder ist geglaubte Poesie; Poesie ist ein wissendes Wunder.

Wir sprachen in diesen Blättern wiederholt den Namen des Kabbalisten Chajim Vital aus und wollen dem Leser etwas aus seinem Leben mittheilen.

Er wurde 1543 geboren und ſtarb zu Damaskus 1620. Er war der vertraute Jünger des Meiſters der modernen Kabbala, des Rabbi Iſak Luria. Ihm allein ertheilte der Meiſter die Erlaubniß, die ihm mündlich mitgetheilten Lehren niederzuſchreiben; doch er geſtattete Niemandem, Abſchriften zu machen. Als Vital im Sterben lag, ſuchte man durch Beſtechung ſich 600 Bogen ſeiner Schriften zu verſchaffen, gab ſie hundert Schreibern, die ſie innerhalb 3 Tage kopirten. Auf Befehl Vitals mußte man ihm ſeine Handſchriften mit ins Grab legen, die man aber dann, auf Veranlaſſung frommer Rabbinen, die Vital im Traume fragten und die Erlaubniß hierzu erhalten hatten, wieder herausnahm.

Es iſt auffallend, daß die Wunder der Kabbaliſten noch nicht geſammelt und zuſammengeſtellt ſind; ſie beanſpruchen daſſelbe Recht wie die Legenden, Sagen und Märchen eines jeden Volkes und ließen einen kulturhiſtoriſchen, Geiſt und Fantaſie meſſenden Blick in das Leben desjenigen thun, das keinen begrenzten Theil, ſondern die ganze Erde zum Wohnſitz hat. Die Lehre iſt das einzige Band, das die zerſtreuten Menſchen des jüdiſchen Volkes zuſammenhält; ſein Wunderglaube iſt nicht der ſchwächſte Faden dieſes Bandes.

Möge ein Wunder Chajim Vitals hier einen Platz finden:

Als Chajim Vital in Jeruſalem lebte, kam ein Paſcha Namens Abu Saifin, Vater des Schwertes, und fragte, ob nicht Jemand da wäre, der die vom König Hiskia verſtopfte Gichonmündung öffnen könnte? Man bezeichnete ihm den heiligen Gottesmann Vital, der Paſcha ließ ihn holen und trug ihm ſofort auf, den Gichon zu öffnen, ſonſt werde er ihn tödten laſſen. Vital verſetzte ſich durch einen Sprung nach Damaskus, um der Gefahr zu entrinnen. Da erſchien ihm Luria im Traume und ſagte zu ihm: „Jener Paſcha iſt die Metempſychoſe von Sanherib, daher er auch Abu Saifin heißt; du biſt die des Königs Hiskia; du hätteſt alſo den Gichon öffnen können. Vital entſchuldigte ſich damit, daß er nicht die heiligen Namen, dieſes Kunſtſtückes wegen, mißbrauchen wollte, worauf ihm Luria erwiderte:

„Haſt du dich doch der heiligen Namen, der Schemos, bedient, um raſch nach Damaskus zu kommen, warum thateſt du nicht ein Gleiches, um den Gichon zu öffnen? Dies wäre ein Kiduſch-ha-ſchem, eine Verherrlichung des Namens Gottes und von großem Nutzen geweſen.“ Vital wollte ſogleich nach Jeruſalem zurück, allein Luria ſprach! „Die paſſende Zeit iſt vorbei!“

Zum Antilibanon.

Erſter Tag.

Abſchied von Damaskus. — Kain und Abel. — Eine Schlucht. — Der betende Beduine. — Syriſches Bauergehöfte.

Je kürzer der Aufenthalt in einer Stadt für den Reiſenden iſt, um ſo gedrängter und näher ſteht die Gruppe Derjenigen, die er raſch kennen gelernt, deren Theilnahme er ſich erworben hat. Es waren treffliche Männer, geiſtig ausgezeichnete Perſönlichkeiten, denen mich ein glücklicher Zufall zugeführt hatte und mir den Abſchied jetzt um ſo ſchmerzlicher machte.

Als letzte Freundlichkeit, deren er ſo viele für mich hatte, ſandte der öſterreichiſche Conſul mir ſeinen Kawaß nach, um bei dem Zollamte unſer Gepäck ohne Durchſuchung fortzubringen.

Plötzlich ſprengte ein prächtiger Reiter mit zwei Bewaffneten uns nach. Ein weißer, wallender Mantel flatterte um den Leib, ein gelbrotes Seidentuch, mit einem grauen Kameelhaarwulſte befeſtigt, umgab nach Beduinenart ſein Haupt. Der Schimmel, den er ritt, war von kräftig edlem Bau und blank gezäumt. Der ritterliche Reiter ſprengte an uns vorüber, und dann, ſein Pferd in raſchem Wurfe wendend, ritt er uns entgegen und rief mit freundlichſtem Lachen: „Guten Morgen!“

Es war Oberſt Geßler.

Wir kamen eine breite, ſchön gepflaſterte Straße, die einzige in Damaskus, empor, deren Höhe mit einem geſchmackvollen, viel-

fensterigen Palaste geschmückt ist. Ueber seinem schönen Portale hing ein langgestrecktes Crocodil. Es ist der Palast des Militärgouverneurs.

Zur Linken, weiter empor, liegen mächtige Ruinen von mittelalterlichen Befestigungen: zerbrochene Bögen, versinkende Portale, die Reste eines Thurmes und ein nicht mehr verständliches Chaos von gewaltigen Quaderstücken. Wir erreichten bald die kahle Höhe des Berges Kasiun. Nach einer mohammedanischen Legende brachte Abel auf dem Gipfel desselben sein Opfer dar und wurde daselbst von Kain erschlagen; hierher verlegte sie auch die Geburtstätte des ersten Patriarchen und der Mutter Christi.

Uns gewährte die Höhe noch einmal einen Blick über die glanzvolle grüne Ebene, in welcher die Barada, der Chrysorrhoas, der goldfließende Strom der Alten, in sieben Arme getheilt, mit seiner sich in ihm freudig spiegelnden Genossin, der Sonne, die Fruchtbarkeit des Ghutathales hervorzaubert. Nichts erscheint dem Araber, zum Anblick der Wüste häufig gezwungen, und in ihren quellenlosen Einsamkeiten weilend, freudiger und schöner, als grünes, von Wasser durchströmtes Land.

Als wir auf der Höhe des Berges hielten, und hinabsahen, um auf immer von diesem paradiesischen Thale, in dessen Tiefe das fantastische, weiß und golden funkelnde Damaskus lag, Abschied zu nehmen, fiel mir jener letzte Abencerage ein, der Palast und Krone, Land und Volk einbüßte, und die Sierra Nevada mit den Seinen emporziehend, noch einmal hinabblickte in das verlorene Paradies seines Reiches und eine Thräne weinte, seit welcher Zeit jene Höhe El ultimo sospiro del Moro heißt.

Fort! Wie schon so oft im Leben von beglückenden Stellen, aus schönen Augenblicken fort!

Wir ritten, rasch die Pferde wendend, hinab bis zur frisch fluthenden Barada, wo Ibraim unser Frühstück vorbereitet hatte. Herr Alfanderi, dessen Schwiegereltern und Schwäger in Damaskus leben, wurde von ihnen begleitet, und wir lagerten in Gruppen an dem kühlen Flusse.

„Wie vielen Freunden," ſagte Oberſt Geßler, „habe ich ſchon über dieſen Berg das Geleite gegeben! Es iſt dann ein trauriges Zurückreiten jedesmal. Ich ſehne mich nach dem deutſchen Vaterlande, ſo glänzend das Glück iſt, das ich hier errungen habe. Oder ein deutſches Herz müßte mit mir dieſe ſchöne, aber immer fremde Welt theilen."

Wir ritten noch eine weite Strecke am Ufer des Fluſſes ſelbander hin. Feigen, Pappeln, Oliven, Weinranken geben ihm einen reich anmutigen Schmuck. Wir mußten durch den Fluß ſetzen, die Pferde ſchwammen. Am andern Ufer angelangt, ſah ich Herrn Geßler jenſeits ruhig halten; er war nicht mit uns herübergekommen, winkte uns ein Lebewohl zu und war, wie eine Erſcheinung, hinter Bäumen und Felſen verſchwunden. Es war dieſer ſtumme Abſchiedsgruß mächtiger, als alle Worte hätten ausdrücken können.

Allmälig das grüne Thal verlaſſend, ſtiegen wir wieder kahle Berge empor, um in der Tiefe ein ſchön umpflanztes Dorf wie eine grüne Oaſe zu erblicken. Nur ſelten begegnete uns ein Wanderer, zweimal ein Zug kleiner Eſelchen, die Holz ſchleppten. Wir konnten merken, daß wir uns abſeit der großen Karavanenſtraße befanden, die wir von Beyrut nach Damaskus durchzogen hatten.

Ich hatte mich an das Reiten in dieſen Felſen, an gefährlichen Abhängen, über ſturzdrohende Klippen gewöhnt, und die Sicherheit meines Pferdes Haſſan brachte auch mir etwas davon bei. Die Geſtalten waren nicht ſo häufig und bunt, und ich konnte der Szene ſelbſt mehr Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die kühnen Bildungen der Berge, die Thierwelt, die Pflanzen, die Steine, Alles fing zu mir zu reden an und zwiſchen urweltliche Gedanken ſang die junge Gegenwart hinein, unbekümmert, ob ſie alt werden wird, wie die ewig wurzelnden Berge um ſie her.

Zwiſchen zwei kahlen Bergen plötzlich taucht es grünend und blühend auf und läßt uns glauben, daß wir wieder an eine der

Windungen der Barada gelangen, die all dieſe Friſche und Fruchtbarkeit hervorbringt.

Wir ritten eine Stunde lang mitten hin. Schon an die plötzlichen Umwandlungen der Szene gewöhnt, überraſchte es uns nicht, uns mit Einemmale wieder zwiſchen ſchroff abſinkenden, kahlen Felſen zu ſehen. In bedeutender Höhe derſelben, an der jäheſten Felſenſeite ſind mit länglichen Pforten eingeſchnittene Höhlen, etwa wie diejenigen, die zu Begräbnißſtätten beſtimmt ſind. Zwiſchen dem Felſen und der die Schlucht durchreißenden Barada iſt nur ein ſchmaler Felſenſteig frei, der, wenn die Hochwaſſer kommen, wohl auch von der Flut bedeckt ſein mag. Der Schnitt in den Felſen aber iſt ein augenſcheinlich künſtlicher und verbannt jeden Gedanken an eine zufällige Naturbildung.

Wir ſelbſt reiten dieſen Felſen gegenüber auf einem ſchmalen Saumwege, den ſich hier wild abſtürzenden Fluß entlang, der zweihundert Fuß tief unter uns, ſich über Felsſtücke wälzt und zornig rauſcht.

Ein heftiger Sturm weht uns aus dieſer Schlucht entgegen und jagt uns Sand, ſcharf wie Hagel, in die Augen. Ibraim lenkt ſein Pferd das ſich abſenkende Ufer hinab. Wir, noch oben, ſehen ihn, als ob ſein und ſeines Pferdes Kopf bald den Boden berühren müßten, ſich gleichſam hinabſtürzen. Unſere Pferde blieben einen Moment ſtehen, als ob ſie den Abhang prüfen und den ſicherſten Abſteig finden, oder ihre Kräfte ſammeln wollten.

Wen jetzt Schwindel ergreift, der iſt verloren, in den brauſenden Fluten unten an Felſen zerſchmettert.

Unter einem vorſpringenden Felſen, unmittelbar am Fluſſe, hatte Ibraim nach ſechsſtündigem Ritte uns ein treffliches Mahl, das Herrn Alfanderi von den Seinen mitgegeben worden war, aufgeteppicht. In unſerem Trinkbecher, mit dem feurigen Wein der Berge gemiſcht, durch die wir zogen, gefüllt, ſpritzte der Giſcht der toſenden Wellen, die durch ihre lärmenden Brandungen uns an jedem Geſpräche hinderten. Zu unſerer Linken wälzte ſich der Fluß noch tiefer hinab und war von einer, auf einem ſteiner-

nen Bogen von Fels zu Fels gezogenen Brücke so hoch überwölbt, daß sein zorniger Gischt nicht hinanreichen konnte.

Denselben Weg, den wir herabgelangt waren, kletterte jetzt das kleine Pferd eines Beduinen, der mit langer Lanze bewaffnet und die Flinte quer über den Sattelknopf gelegt hatte zum Flusse herab. Er schwang sich vom Pferde und entkleidete sich, dann schritt er in den Strom, um zu baden; während das Pferd Grashalme rupfte. Als er wieder heraus ans Ufer trat, entrollte er einen kleinen Teppich, der auf der Gruppe des Pferdes festgeschnallt war, breitete ihn auf dem Boden aus und verrichtete, sich auf die Kniee werfend, fünfmal den Teppich mit der Stirne berührend, sein Gebet.

Es war eine eigenthümliche Szene von mächtiger Wirkung; der tobende Strom, jenseits die ruhige Felsenwand mit ihren Gräbern, der betende Moslem und wir selbst die heiter Genießenden! Wo weilte der treffliche Stöckler mit seinen poetischen Farben?

Ich ließ den Beduinen durch Ibraim an unsern Teppich laden. Er grüßte schweigend und setzte sich neben uns, ohne von unseren Speisen etwas berühren zu wollen. Er holte aus seinem Mantel weiches, dünnes, zusammengerolltes Brot hervor, in welchem grüne Zwiebeln eingewickelt waren und aß davon. Nur Kaffee trank er mit uns und wechselte, als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung gegen uns, mit mir den Tschibuk, indem er mir den seinen vom Munde weg reichte.

Unsere Diener mit den Maulthieren, die zurückgeblieben waren, und um die wir schon einige Sorge hatten, wurden zu unserer Freude jetzt auf der Höhe sichtbar und wir brachen auf. Die Schlucht lag bald hinter uns, wir befanden uns wieder in grüner Landschaft und auf wüsten Stellen. Uns gegenüber erhoben sich die hohen finstern Berge des Antilibanon. Der Himmel war den Tag hindurch grau und wir hatten nichts von Hitze zu leiden.

Um sechs Uhr Abends ritten wir durch die Gärten eines kleinen Dorfes und durch das aus Holz gezimmerte Thor eines Gehöftes, in dem wir diese Nacht verweilen sollten.

Zwei Frauen, ein Rudel Knaben und Mädchen, alle diese der

Beſitz des Mannes, auf deſſen Grund und Boden wir uns befanden, grüßten uns und ſagten; „Geſegnet ſei dein Kommen!“

Die Mädchen brachten jedem von uns einen Roſenſtrauß, und freuten ſich ſehr, als wir ihnen kleine Münzen ſchenkten. Die Frauen, ohne den Schleier vor ihre jugendlichen, aber nicht ſchönen Geſichter zu ziehen, brachten uns Milch, Brot und Honig herbei, um uns zu bewirten.

Die Knaben fingen, unter vielem Lärmen ein junges Schweinchen, das ſeltſam wie ein Zebra weiß und braun geſtreift war, um es uns zu zeigen und Backſchieſch für dieſe Aufmerkſamkeit zu verlangen.

Ibraim bereitete unſer Mahl, und als ich von Wien her mitgebrachte Suppengallerte aufſieden ließ, war er, noch mehr aber die Frauen, ganz verwundert; ich ließ ihnen davon reichen, doch aßen ſie erſt davon, als ich ihr Bedenken, es könnte die Gallerte vom Schweine herrühren, verſcheuchte. Der Herr des Hauſes Chaſſim, was der Gute heißt, kam jetzt vom Felde heim und fand es nicht anſtößig, daß ſeine Frauen mit uns aßen und plauderten.

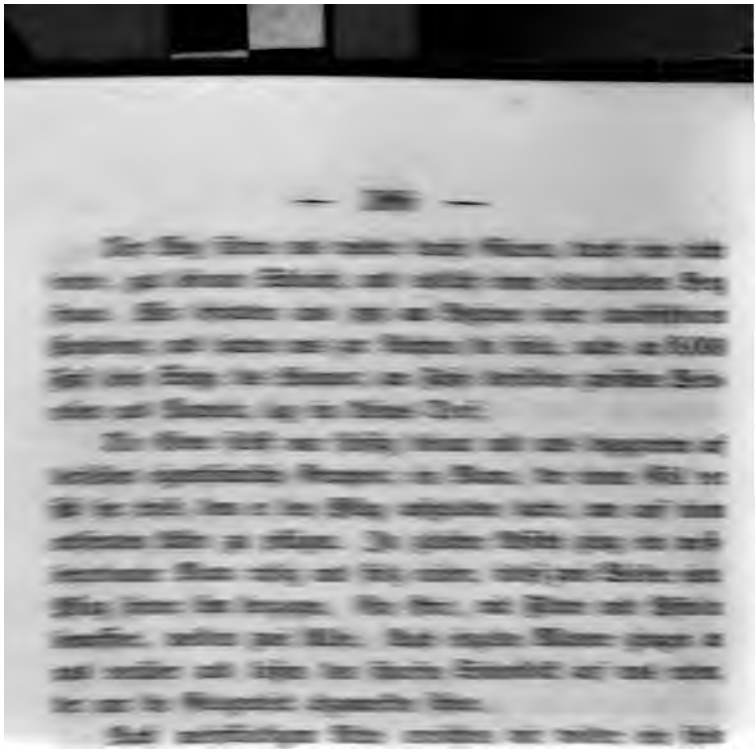
Das Zelt wurde in der Ecke des Hofes unter Feigenbäumen aufgeſchlagen. Wir mußten uns bald in daſſelbe zurückziehen, denn es fing heftig zu regnen an.

Wir hörten ſpät Nachts Schüſſe fallen, trommeln, Geſänge und Schreie. Ein junger Türke im Dorfe feierte ſeine Hochzeit.

Zweiter Tag.

Begegnung. — Waffenbereitſchaft. — Ein Cavalier der Berge. — Dankgebet.

Wir erhoben uns um drei Uhr Morgens vom Lager und brachen doch erſt nach zwei Stunden zur Weiterreiſe auf. Das phlegmatiſche Thun des Orientalen iſt unbeſiegbar und ihm vielleicht unſere Haſt eben ſo unbegreiflich, wie uns ſeine Ruhe.



zu thun, der ihm an der Seite hing. Wir ſelbſt feuerten unſere Gewehre und Piſtolen ab, die vom Morgenthau feucht geworden und nicht mehr ſicher waren, um ſie friſch zu laden.

Es waren keine angenehmen Vorbereitungen und beunruhigten mich um ſo mehr, weil Ibraim bis jetzt ziemlich ſorglos ſich verhalten hatte. Vielleicht auch wollte der ſchlaue und gewandte Grieche mich, für meinen ihm ſcharf gegebenen Befehl ſtrafen.

Unſere Packthiere gingen jetzt voran, Herr Alfanderi und ich folgten, Ibraim war die Arrieregarde.

Ein großartiger Schneeberg glänzte uns im Sonnenlichte entgegen; wir zogen ſeitab wieder in eine jener ſchönen, waſſerdurchrieſelten Schluchten, die ſo frucht- und anmutreich ſind und den Reiſenden immer friſch erfreuen. Wilde Roſen und blühender baumhoher und dichter Oleander, Maulbeerbäume, rote Mohnblüten verbreiteten einen entzückenden Glanz und Duft. Wir mußten zweimal, den ſich faſt in Kreiſen windenden Fluß durchſetzen, um nach dem entgegengeſetzten Ufer zu gelangen.

Da und dort lagerte ein Hirt und weidete einige Schafe, oder Ziegen. Ein ſchlank und gewandt ausſehender Mann mit einem Karabiner und Säbel bewaffnet, kam uns entgegen. Ibraim bezeichnete ihn, als einen freien Cavalier der Berge und wie er froh ſei, daß er friedlich an uns vorüberging. Wir ſetzten unſere Pferde, die wir früher, ihnen den Zaum abnehmend, im Fluſſe trinken ließen, auf einer mäßig anſteigenden Höhe in Galopp und hatten bald unſere Packthiere erreicht. Chatib erzählte uns, daß der Mann ſie angehalten und um die Zahl der Herren, denen das Gepäck gehöre, gefragt hätte.

„Was hätteſt Du, Chatib, mein Sohn! gethan, wenn er Dich angehalten hätte?“

Ich hätte mich ihm ergeben, Herr!

„Wozu trägſt Du die Flinte? Du hätteſt Dich wehren müſſen.“

Gott hat mich davor geſchützt.

Ibraim lächelte. Herr Alfanderi, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um Gott zu loben und zu beten, ſprach laut das den Juden übliche Gebet, wenn ſie eine Gefahr überſtanden ha-

ben: „Gelobt ſeiſt du, Gott, unſer Herr, Herr der Welt, der ſich uns verpflichtet hat durch ſeine Wohlthaten, er hat mir wohlgethan!“

Ich antwortete ihm: „Der Dir wohlgethan, der thue Dir ferner alles Gute. Selah!“

Wir hatten den Weg verfehlt und mußten, um aus der fruchtbaren, reich begrünten Ebene über ſteinigte unwirtbare Felſen wieder empor. Als wir ſie in der unerträglichen Glut des Tages überwunden hatten, befanden wir uns abermals auf einer weitge, ſtreckten Hochebene, die im Halbkreiſe, von ſchneebedeckten Bergen eingeſchloſſen, denen gegenüber in ſtunderweiter Ferne, ſich kahles, ſonneverbranntes Gebirge, kühn geſchwungen vor- und rückwärts ſchob.

Mitten auf der Ebene kamen wir an eine tiefgemauerte, aber ausgetrocknete Ziſterne.

Alles lag todt und entvölkert um uns her. Weit hinaus hing ein kleines Dorf an einem Berge, eine ſchwarze Ziegenheerde an einem Hügel vor uns, ſchien vergebens nach Nahrung zu ſpähen, und als wir um ihn herumbogen, lag plötzlich vor uns — Baalbek.

[redacted]

Baalbek.

Junge Frauen. — Ohne [illegible] ein Besuch. — Milch und Honig. — [illegible] Gesicht.

Wir erblickten einige Ruinen und Säulen, die eben keinen bedeutenden Eindruck auf uns machten, und ritten durch ein kleines ärmliches Dorf, bis wir zu einem Stück von [illegible] Grün umgebenen Land gelangten, und von den Pferden stiegen.

Hier unter den mächtigen Nußbäumen saßen eine alte und eine junge Frau mit ihren [illegible] Töchterchen. Sie waren unverschleiert und [illegible] sich mitsamt der [illegible] Ruhe des [illegible] und [illegible] sich durch einen Gruß als Christinnen an. Sie [illegible] uns neben sie, [illegible] Zelt aufgeschlagen war. Uns gegenüber lag eine der [illegible], von der wir durch eine niedrige Steinaufmauerung getrennt waren, zwischen der und dem [illegible] wie aus einem [illegible] hohe [illegible] auf[illegible]. Hier mächtige Säulen mit [illegible], und eine [illegible] von [illegible] [illegible] und in der Mauer [illegible] das Gemäuer, [illegible].

Die Frauen waren neugierig und [illegible] Fragen, woher wir kämen, wer wir seien, und ob wir in unserer Heimat gar keine Frauen hätten, und [illegible], um [illegible] zu sehen, was [illegible]. [illegible] und [illegible] die [illegible] Sonne zum [illegible] für ein Haus nehmen.

Die junge Frau, welche Maria Ribaé hieß, hatte ein anmutvolles Antlitz, aus dem zwei lebhafte Augen leuchteten; sie ließ nicht ab zu fragen:

„Giebt es auch Mohammedaner in Deinem Vaterlande?"

Nur wenn sie reisend, als Gäste zu uns kommen, sonst leben meist Christen und Juden in den Ländern meines Sultans.

„Wie glücklich ist ein solches Reich!"

Hasset Du die Mohammedaner?

„Sie haben keine Vorstellung von Gott. In unseren Kirchen siehst Du ihn überall abgebildet."

Sind die Mohammedaner nicht redlich, gut und tapfer?

„Ihre Weiber aber sind schlechte Kreaturen, wie könnten sie sonst dulden, daß der Mann sich nicht an einem Weibe genügen lasse!"

Das Kind der jungen Frau hatte sich entfernt, und kehrte jetzt mit einem zweihenkeligen, unglasirten, irdenen Kruge zurück, und trug einen dünnen, mit Weinbeerensyrup bestrichenen Kuchen. Die Mutter nahm ihm beides ab, um es mir zu reichen. Ich trank die kühlendste Milch.

Frau Maria wußte kein Ende zu finden in ihren Reden, die sie mit wohlklingendem Organe und mit immer freundlichen Geberden vortrug. Wenn Herr Alfanderi mir ihre Gedanken übersetzte, sprach sie immer wieder dazwischen, um ihn an alles genau zu erinnern, was sie gesagt hatte, und mir genau übersetzt wünschte.

„Lasse mich", sagte sie plötzlich, „Deine Augen sehen. Ich rede nicht gern mit einem Blinden."

Ich trug nämlich, um das grelle Sonnenlicht und den Staub abzuhalten, graue Gläser, als ich sie ablegte, meinte sie lustig:

„Jetzt bist Du ein Mensch."

Dabei griff sie nach der Brille, setzte sie ihrer feingeformten Nase auf, und neigte sich über den Bach, um sich in seinem Spiegel sehen zu können. Sie lachte, wie eine Turteltaube, ihr kleines Mädchen aber fürchtete sich vor der Mutter, und fing zu weinen an.

Ich hatte während des Gespräches von den bronzenen kleinen Schmuckgegenständen, die ich aus Wien zu Geschenken mitgenommen hatte, ein Paar Ohrringe, und eine schimmernde Zitternadel hervorgesucht, um der unbefangenen, heiteren Frau für ihre Gastfreundschaft eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich hängte ihrem Mädchen die Ohrringe ein, und sagte Frau Maria, daß ich die Zitternadel ihr ebenfalls nach Art, wie sie die Frauen im Abendlande tragen, selbst in die Haare legen wolle. Sie schlug den weißen Schleier, der ihr Haupt bedeckte, und herabfließend die ganze Gestalt einhüllte, zurück, legte ihren roten Feß ab, und fing an, ihr schwarzes Haar aufzurollen, was ich, wiewohl ich es nicht beabsichtigte, geschehen ließ. Frau Maria war nicht groß, aber fein und schlank gebaut, ein bunter, gewebter Rock war um die Lenden mit einem roten, breiten Gürtel festgehalten. Ein weißseidenes Hemd verhüllte ihre Brüste nicht, und darüber hatte sie ein Jäckchen von apfelgrüner Seide mit Gold gestickt. Die Haare der jungen Frau fielen jetzt in erschreckend schöner, schwarzer Pracht ihren Rücken herab, so lang, daß sie noch den Rasen, auf dem sie saß, bedeckten.

Mit der orientalischen Bildersprache vertraut, die jedem Araber verständlich ist, und von ihm gebraucht wird, ließ ich ihr sagen: „Warum verhüllst Du Dich, o Stern der Schönheit mit einer finstern Wolke?"

Und anspielend auf die funkelnde Zitternadel, ließ sie mir antworten: „Du wirst erst einen Stern in diese Nacht hineintun."

Ich weiß nicht, oder vielmehr doch, ob eine von den gezierten und überaus geistreichen Salondamen Wiens so poetisch und eingehend fein zu antworten verstanden hätte, als diese „ungebildete" Araberin. Uebrigens war es auch die einzige Frau, während meiner ganzen Reise im Oriente, die so zutraulich, munter und unbefangen in ihrem Thun sich benommen hat. Während wir am Bache saßen, und so heiter uns unterhielten, waren Männer und Frauen aus dem Dorfe vorübergekommen, ohne uns besonders zu beachten, oder die Gruppe auffallend zu finden.

Ibraim kam, um uns zu melden, daß unser Zelt aufgeschlagen sei. Ich reichte der Frau Marie Ribaë die Hand zum Abschied. Möge sie gesegnet sein, und es ihr wohlergehen immerdar!

Nur mühsam, über geborstene Quadern, chaotisch liegende, zerschmetterte Architrave, blumen- und arabeskenreiche Gesimsstücke kletterten wir an einer Säulenfronte vorbei in den großen Tempelraum, der nur noch von den zerfallenen Mauern umgeben, jene sechs aufrechtstehenden Riesensäulen zeigt, welche wie Sonnenzeiger der Ewigkeit aufragen, und mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen.

Auf der ungeheuren, unebenen Fläche des Tempelplatzes war unser Zelt aufgeschlagen. Ueber die Mauer herein und zwischen den Riesensäulen schimmerten die fernen, schneebedeckten Häupter des Libanon, rotgolden in der untergehenden Sonne, in deren zerstörtem Tempel wir uns befanden.

Ich segnete gerührt die Gunst des Lebens, die mich glücklich in diese erhabenen und geweihten Räume gebracht hatte.

Beim Militärgouverneur.

Nächtlicher Besuch. — Die Bevölkerung des Libanon. — Ein Prosit. — Ein Schullehrer.

Wir erfreuten uns, nach dem ermüdenden Ritte des Tages, eines stärkenden Mahles, zu welchem einige Bewohner des Dorfes uns wieder Butter, Käse, Eier, Milch und Brot geliefert hatten.

Allmälig war die Nacht hereingebrochen, und voller, klarer Mond leuchtete auf die Ruinen um uns her; ihre zerrissenen, gewaltigen Massen durch sein Zauberlicht zu einem fantastisch Ganzen aufbauend.

Weil es aber drin, in der Nacht nicht ganz sicher sein könnte, rieth mir Ibraim, noch jetzt dem Militärgouverneur, an den ich ein offenes Schreiben vom Pascha von Damaskus hatte, meinen Besuch abzustatten. Um demselben die im Oriente immer nötige Feierlichkeit zu geben, kleidete Ibraim sich um, nahm von unsern Waffen, und ließ sich von unsern Dienern, die er ebenfalls bewaffnete, begleiten, um mich beim Gouverneur anzusagen.

Nach einer Viertelstunde kam Ibraim zurück. Vier malerisch gekleidete, schön bewaffnete Männer folgten ihm, während er selbst eine brennende Fackel voran trug. Ein brauner Sklave führte einen schön gezäumten Rappen nach. Der Gouverneur erwarte

Es war mittlerweile ſpät geworden und ich nahm Abſchied. Der Gouverneur ging mir voran, bis an das Haus, wo mich die Bewaffneten und der braune Sklave, das Reitpferd haltend, erwarteten.

Als wir mein Zelt erreicht hatten, ließ ich durch Ibraim Jedem der Begleiter eine Silbermünze reichen, und zog mich dann in das Zelt zurück, mit dem eigenthümlichen, mir faſt als Wunder erſcheinenden Gedanken: Heute wirſt du im Sonnentempel von Heliopolis ſchlafen!

Die Tempel.

König Salomo. — Der große Tempel. — Gegenbesuch des Gouverneurs. — Geschenke. — Dämonengeschichte. — Ein Hammel.

Die Geschichte von Baalbek, dem alten Heliopolis, ist unsicher, und es scheint verhängnißvoll, daß über der Sonnenstadt ein tiefes Dunkel ruht.

Es ist nicht entschieden, wie wohl allgemein angenommen, daß die Stadt von König Salomo gegründet sei, denn es heißt im Buche der Könige: „Er baute Gaser, und das niedere Beth-Heron und Baelath und Tadmor in der Wüste im Lande." Eine Stelle im Buche der Chronik hebt den Beweis auf, und Josefus Flavius erzählt, daß das durch den König befestigte Baelath im Lande der Philister lag. Neuere Forschung glaubt, daß der Proset Amos die Sonnenstadt bezeichne, wenn er vom Götzendienste in der Ebene Aven spricht.

Schon der Name deutet auf einen Zusammenhang mit der uralten Heliospolis in Egypten. Der Sonnendienst ist seit mythischen Zeiten in Syrien heimisch, und Helios sowohl, wie Zeus wurden unter dem Namen Baal, was Herr heißt, verehrt; daher das hebräische Baal Schemesch, was Herr der Sonne bedeutet, und sich in einer Inschrift Tadmors findet.

Der größte Tempel Baalbeks, mit dem Staunen erregenden Peristyl von sechs aufragenden, 70 Fuß hohen Säulen, mit seinen

gewaltigen Hallen und Hofräumen ist 1000 Fuß lang, und steht auf einer Plattform, die mächtig emporgewölbt, von der Bodenfläche sich bis 30 Fuß erhebt. Ein großartiger Portikus, etwa 200 Fuß, war von zwei thorartigen Bauen geschützt, zu dem eine gewaltige Treppe empor geführt hat. Zwölf Säulen, von welchen nur noch die Piedestale bestehen, schmückten seinen Zugang; kaum leserliche, lateinische Inschriften sind an zwei von ihnen angebracht, und erzählen, daß der Tempel den großen Göttern von Heliopolis für das Heil des Antoninus Pius und der Julia Augusta gewidmet worden ist. Leere Nischen deuten die Stellen an, wo die Statuen der Götter standen, die Wände zeigen noch prachtvolle Verzierungen, Blumen und Arabesken aus Stein. Aus dem Portikus gelangt man in den großen Hofraum, der ein Sechseck bildet, in deren jedem sich Gemächer für die Priester befanden und noch die Spuren der sie vor Zeiten schmückenden Säulen zeigen.

Nur mühsam ringen sich diese Formen und Räume aus den Ruinen hervor, und führen zu einem, wie von titanischer Kraft hingeschmetterten Säulenchaos von korinthischer Ordnung aus egyptischem Granit. Die Piedestale, die theilweise noch im Boden wurzeln, lassen erkennen, daß 54 Säulen aufragten mit einem Durchmesser von 7 Fuß an der Basis, und 5 an der Spitze. Die meisten dieser Säulen waren aus vier Stücken zusammengefügt, und durch einen Fuß lange, und einen Fuß dicke eiserne Klammern so fest zusammengehalten, daß sie, als die Säulen in ungeheurem Sturze von den Piedestalen sanken und zerbrachen, nicht aus den Fugen gingen.

Das Peristyl ruhte auf kolossalen Mauern von 50 Fuß Höhe, die es auf ihrem gewaltigen Rücken trugen, daß es über die ungeheure Ebene, Stunden weit, in seiner erhabenen Pracht sichtbar war.

Die Mauern selbst sind von kiklopischer Gewalt, und bestehen aus fugengeränderten Felsblöcken, darunter drei 60—64 Fuß lange, die vielleicht dem Heiligthume den Beinamen Trilithon erworben haben.

Unter dem koloſſalen Tempel führen dunkle, hoch ſich wölbende Räume mit Pfeilern hin, die geeignet ſind, die ungeheuren, auf ihnen ruhenden Laſten zu tragen.

Nur der Anblick der egyptiſchen Bauwerke konnte ſpäter den Eindruck etwas mindern, den dieſe erhabenen Ueberreſte menſchlicher Kraft und genialer Kühnheit in mir hervorriefen. Die genaueſte Beſchreibung würde dem Leſer wohl einen klareren Begriff von den Einzelheiten dieſes Bauwerkes geben, nimmermehr aber das Bild in ſeiner gewaltigen Erhabenheit hinſtellen. Wer jene wünſcht, wird ſie am beſten in einem Werke finden, das vor einem Jahrhunderte von Wood und Dawkins herausgegeben worden iſt.

Ibraim hatte mich ſchon lange geſucht, und meldete mir, daß der Gouverneur gekommen ſei, mir ſeinen Gegenbeſuch abzuſtatten. Ich fand ihn vor dem Zelte mit zwei Männern ſitzend, während vier Soldaten ehrerbietig in einiger Entfernung ſtanden. Ibraim hatte aus unſeren Reiſetaſchen, Mänteln und Teppichen raſch einen Divan improviſirt, auf den ich mich zu meinem Gaſte ſetzte. Nachdem ich Kaffee und Tſchibuk reichen ließ, eröffnete ich, an die orientaliſche Sitte ſchon gewöhnt, das Geſpräch mit der Frage um das Wohlbefinden. —

Achmed Rezellim Bei reichte mir hierauf zwei Geſchenke: eine ſilberne, römiſche Münze mit der Legende: „Col. Jal. Hel." und auf der Kehrſeite mit der Abbildung eines Ackerers, der zwei Ochſen vor ſich her treibt; ein geprägtes Dokument, daß Heliopolis eine Colonje der Römer war. Koſtbarer noch war das zweite Geſchenk, ein ebenfalls in den Ruinen von Baalbek aufgefundener ſchwarzgrüner Stein, dem ein fantaſtiſches Thier mit Hühnerfüßen und einem Thurme auf dem Rücken eingeſchnitten iſt.

Ich freute mich, als der Gouverneur unſere Waffen beſah, und an einem eleganten Dolche, deſſen Klinge mit Freimaurerzeichen damaszirt, und deſſen Griff von ſchön geſchnittenen Perl-

mutter war, besonderes Wohlgefallen fand. Ich bat ihn, dieses kleine Werk eines Waffenschmiedes aus Wien, zu meinem Andenken zu behalten.

Die Begleiter des Gouverneurs, sein Schreiber und Kassier, jener ein junger Christ, dieser ein greiser Mohammedaner, hatten sich während unseres Gespräches schweigend verhalten. Als ich jedoch von den ungeheuren Ruinen, die uns umgaben, zu sprechen anfing, wie sie das Wunder der Welt, und wert sind, aus dem fernen Abendlande besucht zu werden, fing der Greis ganz ernsthaft mit zu sprechen an:

„Diese Bogen und Säulen, diese Hallen und Wölbungen haben aber auch nicht Menschenhände vollendet. Dschinnen und Dämonen, die der Sultan Suleiman mit seinem Siegelringe beherrschte, mußten die Steine zu dem Baue aus dem Felsen schneiden, tragen und in einander fügen. Hier und in Tadmor kannst Du dieselbe dämonische Kraft sehen, die all dies aufbaute. Wenn die Dschinnen zuweilen müde wurden, oder widerspenstig, so zwängte sie der weise König zwischen zwei flache Marmorblöcke, und ließ sie als Grundsteine verwenden. Die Dschinnen suchen sich fort und fort zu befreien, und mächtig sich bewegend, verursachen sie die vielen Erdbeben, die schon diese Tempel erschüttert haben. Andere, sich gegen ihn empörende Geister sperrte er in metallene Töpfe, versiegelte sie mit seinem Ringe, und ließ sie ins Meer werfen. In ihrem Bestreben nach Freiheit erschüttern sie die Wogen des Meeres, und das sind die Stürme, welche die Schiffe vernichten. Wenn der weise König in El Kods, wo er den prächtigen Tempel aus Zedernholz erbauen ließ, seine Morgenandacht vollendet und die Geschäfte der Regierung besorgt hatte, bestieg er den Ostwind und ließ sich zu den Bauwerken von Baalbek und Palmyra tragen, um den Fleiß der bauenden Dämonen zu überwachen. Hier hielt er seinen Diwan, in welchem sich die Diwe, die Genien und die Schaaren der Vögel um ihn versammelten. Auf einem goldenen, von flügelfächernden Vögeln überschatteten Throne sitzend, den Dämonen und Thiergestalten trugen, lagerten auf den diamantenen Stufen vier Wessire, die Vertreter der Menschen, der Genien, der

Vögel und der vierfüßigen Thiere. Zwölftauſend goldene Sitze zur Rechten des Thrones waren bereit für die Profeten, Patriarchen und Heiligen; zwölftauſend goldene Sitze zur Linken des Thrones für Könige, Helden und Weiſe. Wenn der König den Divan aufhob, ließ er ſich auf dem Throne von den Geiern, oder wieder vom Oſtwind nach Tadmor tragen zu den weiß ſchimmernden Paläſten ſeiner tauſend Frauen von außerordentlicher Schönheit.

Eines Tages, als ihm der Oſtwind als Pferd diente, fühlte er ſich, bald hoch durch die Wolken getragen und bald wieder die Halme der Erde ſtreifend. Dem Könige fiel das auf und er beobachtete genau, was die Urſache ſei? Da offenbarte ihm ſeine Weisheit den Grund: wenn er erhabene Gedanken dachte, wurde er dem Flügelpferde leicht und es konnte ihn hoch über die höchſten Gebirgsgipfel tragen. Sobald ein ſtolzes Bewußtſein an ſeine irdiſche Herrſchermacht durch ſein Herz ging, drückte er das Wolkenpferd wuchtig, daß es ſich tief mit ihm auf die Erde ſenken mußte. Die tauſend Frauen in den weiß ſchimmernden Paläſten —"

„Wollen wir ſchlafen laſſen in ihren goldenen Gemächern," unterbrach der Gouverneur den legendenſeligen Greis, der uns vielleicht jetzt erſt die ſchönſten der Geſchichten erzählt haben würde. Gegen mich gewendet ließ er mich bitten: ihn zu entlaſſen, wenn ich keine Befehle für ihn hätte, denn er habe wichtige Geſchäfte. Er verſprach mir, für meine Weiterreiſe, morgen zwei Reiter als Bedeckung zu ſchicken. —

Der Gouverneur hatte ſchon des Morgens für unſere Thiere Hafer geſendet und kurz vor ſeiner Ankunft, wie mir Ibraim mit feinſchmeckendem Zungenſchnalzen berichtete, einen lebendigen, fetten Hammel und ſechs Hühner.

Herr Alfanderi übernahm wieder das Schlächteramt und war ein wenig gekränkt, als ich ihn, mit hochgeſchürzten Aermeln das blutige Geſchäft vollbringen ſah und einen Baalspriester nannte.

Ibraim hatte in einer hohen Nische, die einst die funkelnde Gestalt irgend einer Gottheit beherbergte, die Küche aufgeschlagen. Ueber zwei auseinander gerückten Steinklötzen siedete Wasser in einem kupfernen Kessel, in einer Ecke bei kleinem Kohlenfeuer stand die Kaffeekanne und jetzt schleppte er mit Chatib, den von einem hölzernen Spieße durchbohrten und ausgeweideten Hammel heran, um ihn statt des Kessels über die Kohlenglut zu thun. —

Besser erhalten als der geschilderte, ist der zweite Tempel, der auf einer eigenen, ebenfalls unterwölbten Plattform steht. Er ist 225 Fuß lang und 120 Fuß breit. Dreißig Stufen führten zu ihm empor, neben der obersten, zu beiden Seiten befanden sich 15 Fuß hohe Piedestale, die Bildsäulen trugen. Die Längenseiten umgaben 15, die schmalen 8 Säulen. An der Ostseite waren nach innen noch 8 Säulen angebracht und bildeten die Vorhalle. Die Höhe der noch aufrecht stehenden 13 Säulen sammt den prächtigen korinthischen Kapitälen beträgt 45 Fuß. Das auf ihnen ruhende Karnieß ist mit der Cella durch schön gemeißelte Platten, in deren Mitte sich Sechsecke befinden, verbunden. Sie waren mit Basreliefsbüsten geschmückt. Nur ein Ganymed und eine Leda, in sehr beschädigtem Zustande, sind noch erkennbar.

Nur durch kolossale Trümmer, geborstene Säulen und zerschmetterte Architrave, über Schutt und späteres ebenfalls schon verfallenes Bauwerk kann man zu dem Tempel emporgelangen, da und dort kriechend, kletternd, sich durchwindend, von Block zu Block springend.

Das größte Staunen erweckt das großartigste Portal, das vielleicht jemals auf Erden gebaut worden ist. Die zu ihm führende Vorhalle ist tief und läßt nur die Breite desselben, 21 Fuß sehen. Die ihr entsprechende Höhe ist wegen aufgehäuften Schuttes nicht zu messen. Die Seitenpfosten des Portales bestehen aus Monoliten, die sorgfältigst ausgearbeitete Blumenarabesken zeigen. Ueber ihnen ruhte ein aus drei Stücken

zuſammengeſetzter Sturz. Ein Erdbeben hat das Mittelſtück geſenkt, ſo daß es zwiſchen den beiden eingeklemmt herabhängt und auf den Eintretenden niederzuſtürzen droht. Der orientaliſche, mit einem Federbuſche geſchmückte Adler, der in den Fängen eine Schlange hält, iſt auf dieſem Blocke gemeißelt; von ſeinem Schnabel gehen Guirlanden aus, die mit arg verſtümmelten Genien-geſtalten zuſammen hingen.

An dieſer gewaltigen Eingangspforte ſind maſſive Steinpfeiler angebaut, in denen Wendeltreppen empor führen.

Wir befinden uns im Innern des Tempels. Die Cella hat kein Fenſter und mußte, um Licht zu bekommen, wahrſcheinlich unbedeckt ſein. Die Seitenwände ſind mit kanelirten Halbſäulen geſchmückt, zwiſchen denen ſich eine doppelte, über einander liegende Niſchenreihe hinzieht. Die in derſelben vorſpringenden Piedeſtale laſſen annehmen, daß ſich auf ihnen die Statuen der Götter befanden. Die ebenerdigen Niſchen ſind in Muſchelform, die ſimetriſch über ihnen angebrachten haben ein dreieckiges Giebelwerk. Die Länge des mit Schutt gefüllten Tempels beträgt 90, die Breite 74 Fuß. —

Man muß dieſe Ruinenwelt verlaſſen, um in einiger Entfernung einen kleinen runden Tempel zu beſuchen. Die Cella kündigt ſich mit 8 ſchönen, korinthiſchen Säulen an, zwiſchen denen ſich Niſchen für Statuen befinden. Im Innern ſind zwei Reihen von Säulen, deren eine der korinthiſchen, die andere der joniſchen Ordnung angehört. Die Wände ſind zerriſſen, durch das zerbrochene Dach ſchaut der Himmel herein und wir waren froh, den Raum wieder verlaſſen zu können. Es ſchien uns, als ob der nächſte Sturm das zierliche Gebäude umſtürzen würde. Dieſer ſowohl als der vorangeſchilderte Tempel war im Mittelalter in chriſtliche Kirchen umgewandelt.

Spaziergang.

Moſchee. — Kirche. — Der Biſchof. — Verſprochene Glocken.—Tempel. — Steinbruch. — Schule.

Wir gingen in das kleine Dorf, welches einſt die weitberühmte Sonnenſtadt geweſen iſt. Die Häuschen ſind alle aus Stein aufgeführt, Schwellen und Pfeiler, geweſenes ſchönes Tempeleigenthum und den Mauern, weil ſie eben zur Hand lagen, iſt da und dort zwiſchen den übrigen blöden Steinen eine ſchön gemeißelte Arabeske, ein Blumenfragment eingefugt. Durch die ſchmalen Straßen fließt in antikem Rinnſaale der muntere Bach und leitet uns zur Moſchee; ſie iſt offen, wir legen die Schuhe ab und treten ein. Der Lehmboden iſt mit Strohdecken ſpärlich bedeckt, die Wände ſind grün angeſtrichen, an ihnen hängen geſchriebene Stellen aus dem Koran. Aber die Säulen der kleinen Moſchee ſind prächtig, welchem Gotte mögen ſie einſt ſein Heiligthum getragen haben? Der Wächter findet keine Entweihung darin, daß wir den Raum betreten und doch iſt Damaskus nicht fern, wo der Paſcha alles türkiſche Militair ausrücken laſſen mußte, um die Beſtürzung der Rechtgläubigen nicht zum zornigen Ausbruche kommen zu laſſen, als der Herzog von Brabant, der erſte Chriſt, die große Moſchee der Omejaden betrat.

Als wir die kleine Moſchee verließen, bot uns der Wächter einige kupferne, antike Münzen zum Kaufe an.

Nicht fern dieſem türkiſchen Bethauſe ſteht die Kirche der heiligen Barbara im Hofraume eines kleinen Kloſters. Der Boden iſt mit Marmorplatten belegt, zwei ſchön geformte Säulen ſtützen den Altar. Der Raum iſt, zu einem Drittheil durch eine enge Gitterwand getheilt, hinter derſelben ſind die Sitze für die Frauen, wie im Abendlande noch jetzt in Synagogen. Einige unbedeutende Gemälde hingen an den Wänden und eine holzgeſchnitzte, bemalte reuige Magdalene iſt über dem Beichtſtuhle angebracht.

Ein ſchlicht ausſehender Mann trat in die Kirche; er trug einen dunkelvioleten Talar und ein Käppchen von ähnlicher Farbe. Man ſagte mir ſpäter, daß es der Biſchof von Baalbek geweſen ſei. Er begrüßte uns in freundlichſter Weiſe und erzählte vom Beſuche des Herzogs von Brabant im Prieſterhauſe und daß er der Kirche eine Glocke verſprochen habe.

Zutraulich naiv fragte er mich, ob ich glaube, daß der Herzog Wort halten werde? Als ich ihn deſſen verſicherte, meinte er, daß ſeit dem Verſprechen viel Zeit verſtrichen ſei und er fürchte, die heilige Barbara habe ſich umſonſt gefreut.

„Dürft ihr denn Glocken haben und werden die Mohammedaner das Läuten ruhig anhören?“

Ach was würde der Hat Humajum für Werth haben, wenn wir nicht einmal zur Ehre Gottes läuten dürften! Wir Chriſten, fuhr der freundliche alte Mann zu reden fort, ſind die da und dort in Syrien und Paläſtina ausgeſtellten Poſten, die von den chriſtlichen Mächten nicht genug beachtet ſind. Sollte einmal ein Umſchwung der Dinge kommen, ſo ſind die chriſtlichen Gemeinden ein außerordentlicher Stützpunkt. Wir kennen das Land, wir werden zu unſeren Brüdern halten und der Religion und der Civiliſazion, die wir vorbereiten, die Hand reichen. Aber jetzt beachtet man uns nicht.

Wir verabſchiedeten uns von dem freundlichen Manne und kamen, aus dem Hauſe tretend, an einem Hofraume vorüber, aus dem uns ein unmäßiger Lärm von Kindern entgegen ſcholl. Es war die Schule, deren Meiſter wir, geſtern Abend bedenklich

angeklagt, kennen gelernt haben. Als wir hinzutraten, sprangen Knaben und Mädchen, die gekreuzter Beine den Wänden entlang saßen, empor und schrien, sich um uns drängend, aus einem Munde: „Backschiesch!“ Ein junger Mensch, der die Aufsicht hatte, wehrte ihnen ein solches Thun, hieß sie wieder sitzen und nahm mit ihnen eine kleine Prüfung vor. Alle fingen, sich vor- und rückwärts beugend, Gebete und Koranstellen näselnd und gurgelnd, mit unglaublicher Betonung zu singen an. Während dieser Zeit zeigte uns der Aufseher die arabische Schrift der Kinder, die genug zierlich war. Wir ließen für jedes Kind eine Kupfermünze zurück und setzten unsern Gang fort.

Ich sah mich in den offenen Handwerkstuben der Straßen, in denen Männer fleißig waren, nach irgend einem Gegenstande um, den ich als Andenken an Baalbek's industrielle Thätigkeit gern erwerben mochte. Es bot sich nichts dar, als rote Pantoffel, deren Sohlen von ungegerbtem Leder waren und vier Piaster, etwa zwanzig Kreuzer, kosteten.

Wir waren vor das Dorf hinaus und zu den Steinbrüchen gelangt, aus denen der Kalkstein zu den Tempeln gebrochen wurde. Interessant ist hier eine kleine Anzahl vom Felsen losgelöster und schon behauener Blöcke, die seit Jahrtausenden liegen gelassen, den Eindruck machen, als hätten sich die Steinmetze nur eben entfernt, um Rast zu halten. Einer dieser Blöcke erregt die größte Bewunderung. Von einem senkrechten Felsen durch einen Einschnitt von einigen Zoll von oben herab und ebenso zu beiden Seiten losgelöst, steht er frei wie ein Pfeiler, der nur noch mit dem Felsengrunde zusammengewachsen ist, und mißt nahe an 70 Fuß in der Länge, 17 in der Breite und 15 in der Höhe. Vielleicht war er zu einer Riesensäule bestimmt, die ein Genosse derjenigen werden sollte, deren sechs wir noch aufragen sehen.

Rückkehrend kamen wir an die schöne Quelle von Baalbek, an der die Ruinen einer Moschee liegen. In einem viereckigen Vorhofe erhebt sich ein Grabdenkmal mit einer arabischen Inschrift auf kleinen zerbrochenen roten Porphirsäulen. Ein weitschattender Kastanienbaum breitet im Hofe seine Aeste aus. Anliegend durch

eine eingestürzte Mauer nur getrennt, ragen in einem Längenviereck zwei Reihen etwa 9 Fuß hoher Säulen auf, die theilweise durch Bogen verbunden, aber ohne Dach sind. In einer Ecke des Hofraumes ragt ein Thurm auf, dessen zerbrochene Wendeltreppe wir hinauf stiegen, und einer weiten Aussicht in eine fruchtbare, begrünte Ebene froh wurden.

Aus diesen Räumen hervor, nachdem wir die heiligen nachbarlichen Stätten Baals, Christi und Mohammeds betreten hatten, kletterten wir, um keinen Umweg machen zu müssen, über Trümmer zur steil emporragenden Ostmauer des großen Tempels empor und wanden uns durch einen Riß derselben in den Tempelplatz hinein.

Gäſte.

Emir Harfuſh. — Ein Ruinenfürſt. — Ein Emir als Kapuziner. — Beſuch von Frauen. — Kuß und Tanz.

Der Hammel war erinnernd an die Urzuſtände der Kochkunſt, am hölzernen Spieße gebraten und unſere Eßluſt, die wir ſeit Stunden uns in den Ruinen müde geklettert hatten, rege. Ibraim erklärte aber, daß ich vorerſt noch den Beſuch des Emirs Selman Harfuſh erwarten müſſe, an den ich ebenfalls einen Empfehlungsbrief hatte.

Als ich mich des Morgens bei ihm anſagen ließ, war er nicht zu Hauſe, man wußte nicht, ob er noch an demſelben Tage zurückkommen werde. Bald darauf aber kehrte er von einer kleinen Reiſe unerwartet heim und hatte ſchon zweimal einen Diener geſendet, um mir ſeinen Beſuch anzukündigen.

Kaum wurde Ibraim unſer anſichtig, ſandte er, ohne uns zu fragen, raſch Chatib ab, um zu melden, daß ich den Emir vor meinem Zelte erwarte. Als ich ihn von Ferne kommen ſah, wollte ich ihm entgegen gehen. Mein Zeremonienmeiſter jedoch hielt mich davon ab, weil der Emir glauben würde, ich ſei kein großer Herr und Ibraim liebte es, nur als der Diener eines ſolchen angeſehen zu werden. Um ſeine Eitelkeit nicht zu verletzen, was ihn für Stunden ſchweigſam und unwillig gemacht hätte, folgte ich ſeinem Rathe und empfing den Emir ſtehend vor dem Zelte.

Selman Harfuſh iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahren, eine hohe kräftige Geſtalt. Er trug eine braune Jacke von Tuch, zwei ſilbereingelegte Piſtolen im bunt ſeidenen Gürtel, ein blaues weites Beinkleid. Die Beine nackt mit roten Pantoffeln angethan. Das ausdrucksvolle braune Auge leuchtete in einem von wilden Leidenſchaften durchpflügten Geſichte, der Schnurrbart hing bis an die Schultern herab.

Ich lud ihn auf den, wieder von Ibraim zierlichſt bergerichteten Divan ein. Kaffee und Tſchibuk, weil er faſtete, nahm der Emir nicht an. Ich fragte ihn um ſein Wolbefinden.

„In dem Briefe, den Du mir mitgebracht haſt. Gott ſegne den Schreiber deſſelben und Dich! wird geſagt, Du ſeieſt ein Arzt. Mich quälen ſeit Monaten heftige Kopfſchmerzen. Willſt Du mich nicht heilen mit Deiner Weisheit?“

Er reichte mir die Hand hin, um den Puls taſten zu laſſen. Ich ließ die genaueſten Fragen über ſeine Gewohnheiten, den Zuſtand ſeiner Geſundheit an ihn richten und konnte bald das Leiden erkennen, gegen welches ich ihm einige mehr diätetiſche Maßregeln verordnete, vor Allem aber kalte Bäder.

Während wir ſprachen, hielt ſich ſeine Begleitung, mit der er gekommen war, ruhig ſtehend in einiger Entfernung. Es war eine bunte Gruppe von zehn Männern: Albaneſen, Arnauten, einige Beduinen, alle glänzend bewaffnet, und ein alter Mann in weißem Gewande und Turban, der einen zwei Schuh hohen, als runde Säule geformten Blumenſtrauß trug, mit dem er, während ich mit dem Emir ſprach, von Zeit zu Zeit herantrat, um ſeinen Herrn daran riechen zu laſſen.

„Wie lange wirſt Du der Fürſt dieſer Ruinen bleiben?“

Ich ließ antworten, daß ich ſchon morgen aufbrechen wolle und ihn bäte mir eine Bedeckung zu geben, weil einige Dörfer in der Ebene, wie ich höre, im Kriege mit einander lägen.

„Du wirſt ſicher reiſen!“

Der Emir griff in ſeinen Gürtel und öffnete das in denſelben, wie ein Dolch geſteckte, langgeſtielte ſilberne Tintenfaß, wie ich von Abd-el-kadr erhalten hatte. Ein Diener reichte ein

Papier, auf das der Emir einige Worte ſchrieb und einem der Beduinen übergab.

Er erhob ſich jetzt, um zu gehen; ich ſchritt ihm voran, durch den weiten Raum des Tempelhofes. Der Emir blieb ſtehen, um Abſchied zu nehmen. Ich ließ ihm durch Herrn Alfanderi ſagen: daß er mich kurz zuvor den Fürſten der Ruinen genannt habe und ich werde ihm bis an die Grenzen meines eintägigen Reiches das Geleite geben.

Der Emir faßte zutraulich freundlich meine Hand, die er, neben mir einhergehend, nicht wieder frei ließ, und ließ mir in geiſtvoll feiner Wendung ſagen:

„Jetzt darf ich Dich nicht mehr zurückkehren heißen, ſonſt beſtimme ich, einſchränkend die Grenzen Deines Reiches.“

Außerhalb der Tempel ſtand ein prächtig geſchirrter Hengſt für den Emir und bunt beſchirrte Pferde des Gefolges, unter denen mir ein Rappe beſonders auffiel, dem man die Mähne und den Schweif rot gefärbt hatte; er ſah wie ein Dämon mit Feuerflügeln aus.

Die Familie Harfuſh iſt eine von jenen, die ſeit Jahrhunderten dem weiten Bezirke von Baalbek feudale Herren giebt. Wenn auch von der türkiſchen Regierung abhängig, ſind ſie ihr bald unterthänig und je nach Umſtänden, gegen ſie in Empörung. Ihre Macht iſt neben der militäriſchen eine weit populärere und mehr gefürchtete. Um einen Begriff von dieſen Herren zu geben, die es nicht begreifen können, daß ſie ihre frühere, faſt unabhängige Herrſchaft eingebüßt haben, möge ein Beiſpiel genügen!

Ein naher Verwandter des Emirs, den wir eben kennen gelernt haben, Mohammed Harfuſh wollte ſeine Macht begründen. Er wußte 500 Reiter in der Wüſte aufzubringen und rückte mit ihnen gegen Damaskus. Die ihm mit Kanonen entgegenziehende Militärmacht konnte ihn nicht erſchrecken, und er wagte einen Angriff, bei welchem er, zu tollkühn ſich vorwagend, gefangen wurde; ſeine Reiter zerſtoben in die Wüſte. Der Paſcha von Damaskus hielt ihn lange im Kerker feſt und ließ ihn, mit Ketten belaſtet die Höfe ſeines Serails kehren. Endlich wurde er auf die Galeere

nach Konſtantinopel gebracht, wo er, als Kapuziner verkleidet, entſprang und nach Baalbek zurückkehrte. Er begab ſich unter franzöſiſchen Schutz und beſucht nunmehr nicht ſelten Damaskus, völlig ungefährdet, der Rebell, der entſprungene Galeerenſträfling! —

Ich kehrte raſch zum Zelte zurück, wo das homeriſche Gericht und was ſonſt Ibraim während der Muße unſeres Raſttages Treffliches bereitet hatte, ſchon aufgetragen war.

Ibraim lächelte und ſprach geheimnißvoll noch von einem Beſuche, der da geweſen ſei und wieder kommen werde. Meine Eitelkeit ließ mich ſogleich an Frau Maria Ribaë denken; aber ſie war nicht da geweſen. Während wir aßen kam es über die Säulenfragmente und Architravblöcke weiß und lärmend herübergeflattert, etwa wie eine Gruppe Gänſe, die ſchnatternd die Flügel ſchlägt und ſich mühſam zu erheben ſucht.

Ibraim lächelte: „Da kommen Deine Gäſte, Herr! die Dich ſchon einmal geſucht haben.“

Es waren zehn ganz in weiße Schleier gehüllte Frauen, nur das Antlitz frei; ſie kamen heran und baten Ibraim, durcheinander lärmend und lachend, mir zu ſagen, daß ich ihnen, wie der Frau Maria doch auch Schmuck geben ſollte. Während mir Ibraim ihren Wunſch dolmetſchte, drängte Eine die Andere zurück und Alle drückten mit bittender und lächelnder Miene pantomimiſch den Wunſch nach Geſchmeiden aus, indem ſie mit den Fingern den Arm umringten, auf ihre Haare, oder ihre Finger wieſen. Es waren einige ganz hübſche unter ihnen.

Ich ſagte, um die Wirkung eines ſolchen Scherzes zu prüfen, zu Ibraim: „Wagſt Du es den Frauen zu ſagen, daß diejenige einen Schmuck bekomme, die mir für denſelben einen Kuß giebt?“

Die Frauen hörten, das was ich lächelnd geſprochen hatte, ſtill an. Kaum aber hatte ich ausgeredet, machten ſie einen förmlichen Angriff auf Ibraim. Jede wollte wiſſen, was ich geantwortet habe.

Ibraim sagte mir, mit meinem Antrage habe es kein Wagniß, denn es sind alle Frauen und „nur" Christinnen, mit Mohammedanerinnen, die übrigens nicht gekommen sein würden, wäre mein Scherz durchaus nicht unbedenklich. Er stellte ihnen denn frisch weg meinen Antrag. Wie vor einer Schlange sprangen Alle mit einem schreienden verächtlichen „Eh!" zurück, verhüllten ihr Antlitz und wendeten sich ab. Es war aber nur ein momentanes Abwenden, sie fingen wieder lachend und bittend an, ihre Wünsche pantomimisch auszudrücken. Ich ließ Allen Zigaretten reichen und sie bitten, wenn sie schon zu keinem Kusse geneigt wären, mich einen Tanz sehen zu lassen. Wieder wendeten sie sich mit dem verachtend zornigen „Eh" ab und gingen, die Zigaretten aus dem Munde werfend, Alle fort. Die Aufforderung zu tanzen, hatte sie in Wahrheit beleidigt und wieder stiegen sie mit flatternden Gewändern über die Trümmer des Tempels fort und verschwanden.

Ibraim gab mir die gute Lehre, niemals einem Weibe etwas zu schenken, was sie zeigen kann, denn ihre Eitelkeit wird sie immer anreizen, je schöner es ist, das Geschenk sehen zu lassen, um Neid und Eifersucht zu wecken. Alle Frauen Baalbeks seien gestern bei Frau Maria Ribaë versammelt gewesen, um sich den Schmuck zeigen und von dem großmütigen fremden „Fürsten" erzählen zu lassen. Die Frauen aber aufzufordern, daß sie öffentlich tanzen, sei ein Angriff auf ihre Ehre, die Bitte um einen Kuß eine schmeichelhafte Höflichkeit, die gerne vernommen, wenn auch nicht erfüllt wird.

„Warum hast Du, wenn Du dieses weist, meinen Wunsch ihnen gedolmetscht?"

Ich wollte Euch, erwiederte Ibraim boshaft lächelnd, von den Zudringlichen befreien. Jetzt kommt kein Weib von Baalbek mehr, Euch zu besuchen.

Ein trauriger Ritt.

Beduinenkünſte. — Ungarn und Syrien. — Der Eſel und der Teufel. — Noa's Grab. — Krieg um Waſſer. — Gefährliche Wege. — Ein Bauernhof. — Nicht zu den Zedern.

Von einem Schuttberge des großen Tempelhofes, aus dem einzelne Trümmer hervorragen, ſah ich der Schönheit des Morgenglühens zu, die auf den fernen Schneeſpitzen des Libanon lag und ihnen jenen magiſchen Zauber lieh, an dem das Auge des Menſchen ſich nicht ſatt ſehen kann, wie oft er auch ſich in ihm ſpiegelt.

Unſer Zelt war abgebrochen, die Thiere bepackt und geſattelt, in der Statuenniſche das Feuer unſerer Küche im Erlöſchen. Ibraim reichte uns den ſchwarzen Kaffee und bemerkte, daß die zu unſerem Schutze entbotenen Männer ſchon unſer harrten.

Wir gingen, die Pferde hinter uns führend, aus den unſterblichen Räumen hinaus. Es iſt ſtets eine ſchmerzliche Empfindung, ein Scheiden für immerdar, ſei es von geliebten Menſchen, von einem erhabenen Naturſchauſpiele, oder von Stätten, die durch große und heilige Erinnerungen geweiht ſind.

Vor den Ruinen liegen einige ſchön und reich bepflanzte Hügel; Weinreben ſchlingen ſich um Oliven-, Pfirſich- und Aprikoſenbäume. An ihrem Fuße hielten zwei Soldaten des Militärgouverneurs und zwei Beduinen des Emirs. Letztere trugen lange, weißbraun geſtreifte Mäntel, rotgelbe Tücher um das Haupt gewunden; ſie hatten Piſtolen im Gürtel und führten in der Rechten

neun Schuh hohe Stangen, an deren oberen Enden Lanzenspitzen funkelten. Sie begrüßten mich und ritten voran, Ibraim folgte, dann ich und Herr Alexanderi. Die Packthiere mit ihren Führern und endlich schlossen sich die beiden Soldaten an.

Zwischen dem mohammedanischen und christlichen Friedhofe, die ohne Einfriedung einander gegenüber liegen und nur durch den Weg geschieden sind, reiten wir hinaus und haben das Dorf und die Ruinen im Rücken. Ich wende mich oft im Sattel, um sie noch einmal und wieder zu sehen, bis sie durch die Entfernung und einen leise rieselnden Regen, der von einem ganz umwölkten grauen Himmel fällt, dem Auge entzogen sind.

Wir sind in der unübersehbaren, meilenweiten Ebene Bekaa, in deren tiefem Vordergrunde sich Berge in Nebel gehüllt erheben und werden durch den Anblick der Fläche an jene erinnert, die sich in Ungarn horizontlos erstrecken. Wie auf diesen begegnen wir da und dort einer Heerde von Schafen, oder Kühen, der Hirt trägt das ungegerbte Fell eines Widders, vom Nacken herab hängend, sein Hund hält die sich gerne zerstreuenden Thiere immer wieder bellend zusammen. Unsere Beduinen mit den langen Lanzen, könnten die auf den ungarischen Pußten mit langen Stäben bewaffneten Hirten sein, die auf kleinen Pferden, wie der Blitz hinjagen. Nur die uns begegnenden Kameele und Maulesel mit ihren orientalisch gekleideten Treibern vernichten plötzlich die Täuschung, die selbst durch die Unsicherheit des Reisenden, bis ins Genaueste gesteigert wurde.

Mitten in Getreide- und Tabakfeldern werden wir wieder an die gewaltigen Säulen von Baalbek erinnert. Weit hinaus in der Fläche erhebt sich eine einsame Säule, so fern, daß sie nur im Gesichtskreise eines trefflichen Fernglases deutlicher Konturen zeigt und wie ein einsamer Trümmerzeiger von Baalbek aufragt, ein Riesenheremit der Ebene.

Während ich haltend die Säule betrachtete, legte sich ein Bogen über sie von wunderbarer Verklärung. Die Sonne brach plötzlich über den Bergen durch und spannte jenen halben Blumenkranz über das Haupt der Säule, den der Mensch immer wieder als das leuchtende Friedenszeichen betrachtet, das Gott, mit dem Men-

ſchengeſchlechte ſich verſöhnend, in trüben Momenten auftauchen läßt. Es war der einzige Regenbogen, den ich im Morgenlande ſah, ſeine Farben ſchienen mir brennender, aber ſein Daſein kürzer. Nur wenige Augenblicke des intenſivſten Glanzes und er war verſchwunden. Die Beduinen machten ſpäter auf eine andere Luſterſcheinung aufmerkſam, die aber mit aller Anſtrengung des Auges Niemand von uns erkennen konnte: ſie behaupteten eine grünende Oaſe mit Bäumen, die mit den Kronen die Erde berühren, zu ſehen. Ibraim war von der Erſcheinung, die er von der Wüſte zwiſchen Gaza und Aegypten kannte, überzeugt, weil die Beduinen, deren ſcharfes Auge berühmt iſt, ſagten, daß ſie die Erſcheinung ſehen.

Der Regenbogen war in dieſer Ebene von noch anderer Bedeutung. Die arabiſche Legende verlegt das Grab Noa's, der auf dem Berge Samin wohnte, in dieſe Ebene und zeigt einige verfallene Bogen und Säulen als ſein Grabmal.

Als ſich Noa mit den Thieren in die Arche geflüchtet hatte, erzählte einer der Beduinen, wollte nur der Eſel nicht über die Schwelle gehen. Der Teufel hatte ſich unter ſeinem Schweife verſteckt. Noa rief im Zorne: „Tritt ein, Verfluchter!“ Der Eſel folgte dem Rufe. So ſchmuggelte ſich der Teufel ein und als ihn Noa bemerkte, fragte er ihn, wie er herein gekommen ſei? „Auf deinen Befehl; denn du rieſſt: „Tritt ein, Verfluchter und verflucht bin nur ich auf Erden.“

Das Schwein und die Katze wurden erſt in der Arche erſchaffen, als der Unrath und die Mäuſe ſich mehrten. Und welchen Ekel der Mohammedaner auch vor dem Schweine hat, er ſieht es gerne im Schiffe, auf dem er die See befährt.

Nebſt Noa und ſeinen Kindern wurde nur noch Ein Menſch gerettet, der ſich nicht in der Arche befand: der Rieſe Audſch, ein Anakſohn. Die Wogen der Sündflut reichten ihm nur bis an den Gürtel. Mit der Rechten hob er Walfiſche aus der Flut, die er mit der Linken hoch in die Wolken hielt, bis ſie an der Sonne gebraten waren und ihm als Nahrung dienten.

Die Beduinen, denen das langſame Reiten, wegen der Packthiere, die wir nicht allein hinter uns zu laſſen wagten, zu lang-

weilig wurde, fingen nun an ihre Künste zu produziren. Sie schleuderten, während des flüchtigsten Galopps die Lanzen weit vor sich hin und ohne einzuhalten, hoben sie dieselben, aus dem Sattel tief sich bis zur Erde neigend, wieder auf.

Nach einem dreistündigen Ritte befanden wir uns Angesichts des Dorfes Der el Achmar. In den Feldern vor demselben, auf Steinen zerstreut, saßen Männer, lange Flinten über die Kniee gelegt und sonst mit Pistolen und langen Messern bewaffnet, etwa wie auf dem Anstand. Dem war auch wirklich so, doch galt es den Bewohnern des nächsten Dorfes. Die Männer lauerten auf sie, um Jeden, der aus dem Dorfe sich blicken ließe, niederzuschießen. Dieser Dorfkrieg, vielmehr die Belagerung eines Dorfes dauerte bereits seit vierzehn Tagen. Die Weiber brachten ihren Männern das Essen ins Feld hinaus und keiner verließ seinen Posten.

Die Ursache der Feindschaft war folgende: Der el Achmar bezieht seit undenklichen Zeiten aus einer Wasserleitung die Hälfte des Inhalts, das Dorf Hoesch die andere. Ein Mann ist von beiden Dörfern bestellt, der über die gerechte Vertheilung, welche auf einem alten Vertrage beruht, zu wachen hat. Sei es, daß die Bevölkerung in Hoesch im Zunehmen, sei es, daß eine Gewaltthätigkeit der Grund ist; plötzlich lassen seine Bewohner dem nachbarlichen Dorfe nur den vierten Theil der Wassermenge zufließen und sperren für sich drei Viertel ab. Der el Achmar wendet sich dreimal an den Emir Selman Harfush, um gerechten Schutz, und da es ihn nicht findet, prügelt es den Wasserwächter durch und versetzt ihm Säbelhiebe; er entkommt, um zu klagen. Die Bewohner von Der el Achmar greifen zu den Waffen und wollen nunmehr die Gewalt des Stärkern entscheiden lassen.

Wir sind beim Dorfe angelangt und froh, aus einer immerhin bedenklichen Schußweite zu sein, in welcher ein zufälliges Mißverständniß für jeden von uns sehr unangenehme Folgen hätte haben können. Auf allen Dächern stehen oder sitzen Weiber und Kinder und spähen hinaus, um den Kampf, der jeden Augen-

blick entſtehen kann, zu ſehen, wohl auch die Männer, als morgenländiſche Walkyren zum Kampfe anzufeuern.

Wir kehrten in einem Bauernhofe ein und unter einem Vordache vor demſelben, auf Teppichen gelagert, hatten wir ebenfalls die Ausſicht auf den Raum, auf dem vielleicht bald Blut um Waſſer fließen wird.

Der Regen wurde immer heftiger. Die Frau des Hauſes kochte uns den trefflichſten Reis in Milch und trug Käſe und Butter auf. Wir dagegen boten ihr von unſerer kalten Küche, einige von Ibraim ſorgfältig in Brot eingewickelte Ueberreſte des Baalopfers.

Das Dorf iſt größtentheils von Chriſten bewohnt, und in der Nähe des Hauſes wurde eben an einer Kirche, der heiligen Barbara zu Ehren, gebaut.

Die Soldaten des Gouverneurs fragten an, ob ich ſie entlaſſen wolle? Ibraim rieth dazu, weil wir nunmehr die gefährliche Landſchaft hinter uns hätten; doch ſollte ich die Beduinen bis zum Nachtlager bei uns behalten. Ich entließ die Soldaten mit einem kleinen Geldgeſchenke und gab den Befehl zum Aufbruch.

Meine Sehnſucht, heute unter den Zedern des Libanon das Zelt aufzuſchlagen, war faſt fieberhaft geſteigert und wir mußten, um noch vor Sonnenuntergang anzulangen, acht Stunden im Bügel ſitzen.

Hinter Der el Achmar kamen wir bald in einen Wald von Krüppeleichen, als ob die Berge, eiferſüchtig auf ihre Zedern keinen andern Baum aufkommen laſſen wollten. Weiter begannen jene ſteinigte Wege, die das beſte Pferd ermüden und ſeinen Gang ſo unſicher machen. Der herabgießende Regen machte die Steine glatt und die Berge lagen theils in Nebel, theils in Schnee eingehüllt. An den immerwährenden Sonnenglanz der Reiſe gewöhnt, erſchien mir die wilde verlaſſene Gegend in ihren ungeheuren Zerklüftungen mit ihren Abgründen und ſtürzenden Waſſerfällen, das troſtlos einſame Ende der Welt.

Nachdem wir mehrere Stunden Berge auf und Berge hinunter geritten, ließ der Regen nach, ein heftiger Sturm, der die

Wolken zertheilte, ergriff uns und drohte Roß und Reiter hoch empor zu tragen, oder in eine Tiefe zu schleudern.

Um zwei Uhr nach Mittag erreichten wir ein fruchtbar bebautes Thal, durch das ein Bach, vom Regen und dem Schnee der Berge geschwellt lärmende Wellen jagte. Auf einer steinigten Anhöhe lag das Dorf Aineitah. Wir ritten hinauf und wurden in einem steinernen Gehöfte aufgenommen.

Vom langen Ritte, vom Kampfe mit dem Sturme erschöpft, bis in die Seele naß und kalt, konnten wir nicht weiter. Mehr als alles Dieses erschütterte mich aber die Nachricht, daß es nicht möglich sei, an die Zedern zu gelangen.

Wir befanden uns in einem, von niederer Mauer umgebenen Hofraume, zu dem man durch eine noch offen gelassene Stelle gelangt. Diesem Eingange gegenüber, wie Kellergeschosse in den Felsen hineingehauen, befindet sich eine tief und hoch ausgemauerte Höhle; sie erhält nur Licht durch den Eingang, der mit keiner Thüre versehen ist und ist rußig schwarz von dem Feuer, das auf einer Stelle des Lehmbodens brennt. Küche, Ziegen, Schafe, ein Maulthier und ein Pferd, mit dem für sie nötigen Futter, füllen den Hintergrund der schwarzen Höhle aus. Vorn und nahe dem Feuer bewegen sich häßliche Weiber: die Frau des Hauses und zwei junge Mägde. Jene trägt einen eigenthümlichen Kopfputz, es ist eine Art flacher Pickelhaube aus Silber, die vielleicht tausend Piaster wert ist, ihr übriger Anzug nicht zehn und mit jener modernen Patina überzogen, die wir an Reinlichkeit gewöhnten Menschen D— nennen. Sie war mit dem Mölken der Thiere beschäftigt, wobei sie Tschibuk rauchte.

Wir hatten uns am Feuer völlig umgekleidet, was Angesichts der Weiber geschehen mußte, die nichts Bedenkliches darin fanden und während des Geschäftes uns Milch in kleinen hölzernen Schüsselchen brachten.

Zur Linken der Höhle, die wir eben beschrieben haben, ging es durch ein Loch in eine zweite kleinere hinein, die nur einen Dämmerschein aus der ersten empfing. Es ist das Wohn- und

Schlafgemach der Familie und wir ſollen es dieſe Nacht mit ihr theilen. Der Rauch des Feuers erfüllt beide Räume.

Ibraim verſuchte es, trotz dem Sturme, das Zelt im Hofe aufzuſchlagen, zweimal wurde es zuſammengeriſſen; endlich ſtand es feſt, wiewohl hin und her gewiegt und wir hatten die Wahl entweder im Rauche der Höhle zu erſticken, oder von dem Sturme unter dem Zelte begraben zu werden.

Der 9310 Fuß hohe Jebel el Makmel lag vor uns, aber nur ſeine untern Klüfte und Steinlager waren ſichtbar. Wolken verhüllten ſein Haupt, die, wenn ſie für einen Moment vom Sturme getheilt wurden, ſchneebedeckte, traurige Spitzen ſehen ließen. Jenſeit dieſes Gebirges, nur drei Stunden fern, lagen die Zedern.

In dieſem Frühjahre war ich der erſte Reiſende, der hinübergehen wollte und die ſich um unſer Zelt anſammelnden Bewohner von Aineitah zweifelten an der Möglichkeit, weil noch nicht genug Schnee abgeſchmolzen ſei und zudem das tobende Wetter mehrere Tage anhalten könne.

An Enttäuſchungen aller Art, an körperlichen und idealen Schmerz gewöhnt und bis in das empfindlichſte Geäder der Seele vom Leben geprüft, ergriff mich doch der Gedanke hier, nicht dieſes Ziel meiner Reiſe erreichen zu können mit einer Gewalt, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Von früheſter Jugend, durch Bibel und Naturlehre, durch Erzählungen und Gedichte mit den ewigen Zedern vertraut, ſollte ich, ihnen ſo nahe, zurückkehren, und nicht nur ſie, auch den als ungeheuer geprieſenen Niederritt zur Meeresküſte und das alte Tarablus verlieren. Ich fühlte, daß der Schmerz dieſes Verluſtes kein nur gegenwärtiger, vielmehr eine fürs ganze Leben erworbene ſehnſüchtige Pein ſei.

Die in zottigen Fellen gekleideten Bewohner von Aineitah konnten nicht begreifen, warum ich ſo troſtlos ſei, da ich auf den beſten Wegen in längſtens drei Tagen nach Beyrut reiten könne.

Es wurde früher Nacht und ich zog mich ins Zelt zurück und las in der Bibel von den Zedern des Libanon.

Die Zedern.

Eine Lebensgefahr. — Druſenſchädel. — Gottesdienſt. — Geramb. — Holz der Zedern. — Ehden.

Ich hörte mich beim Namen rufen und fuhr, noch halb ſchlafend empor.

„Stürmt es noch?“

Ibraim antwortete: „Hättet Ihr, Herr! ſo gut ſchlafen können unter dem Zelte, wenn der Sturm ſich nicht gelegt hätte! Wir werden reiten.“

Nach Beyrut?

„Nach Beyrut, Herr! Aber wollt Ihr nicht früher die Zedern ſehen? Der Himmel iſt voll Sterne und der Jebel el Makmel ſichtbar, vom Fuß bis zum Scheitel.“

Ibraim ſagte all dies mit einem Tone der Befriedigung, als hätte er den Naturgewalten Befehle ertheilt und Alles ſo geordnet, um ſeinem Herrn eine kleine Ueberraſchung zu bereiten.

Um ſechs Uhr Morgens hatten wir ein ſtärkendes Frühſtück eingenommen und ſaßen zu Pferde. Die beiden Beduinen hatte ich ſchon früher entlaſſen, dafür war ein des Gebirges kundiger Bewohner im Dorfe aufgenommen, der uns vorangehen und den Weg zeigen ſollte.

Wir ritten den ſteilen Abhang hinunter, durchſchritten das lange vom Wildbach durchbrauſte Thal und fingen an empor zu ſteigen. Nach einer halben Stunde waren wir bei einem Schneefelde angelangt, die Pferde ſanken bis an die Kniee ein und das Reiten war ein ſehr beſchwerliches. Jenſeit dieſes lang empor ſich ſtreckenden Schneefeldes gelangten wir auf ſteinigten Grund, von dem der Sturm den Schnee weggeweht hatte, nur da und dort hinter dem ſpärlich zwiſchen Steinen hervorkriechenden Krüppelholze war eine leichte Spur von ihm erhalten. Eine großblätterige Pflanze, jedes Blatt rund und ein bis zwei Schuh im Durchmeſſer, lag häufig auf dem Boden, etwa wie eine Waſſerlilie im Baſſin unſerer botaniſchen Gärten. Ich ſchildere dieſe Pflanze ausführlicher, weil mir die kürzere Bezeichnung der Wiſſenſchaft für dieſelbe fehlte. Unſer Führer entwurzelte einige dieſer Pflanzen mit einem langen Meſſer, das er bei ſich trug, ſchälte die einen Zoll dicke und etwa drei Zoll lange Wurzel ab und gab ſie uns als ein „Labſal des Gebirges“ zu eſſen; ſie hatte einen ſäuerlichen, zuſammenziehenden Geſchmack.

Unſer Weg, weil wir den Schnee überdeckten Stellen ausweichen mußten, ging jetzt ſo ſteil, daß wir die Hand in die Mähne des Pferdes ſchlingen und uns ſo halten mußten, um nicht über die Gruppe hinab zu gleiten. Wir ſahen uns von Schneefeldern rings umgeben, Berge hinauf, Klüfte hinab, und ſo ſtark war der Glanz der Sonne auf ihnen, daß das Auge bald geblendet war und nur blaue Schatten ſah.

Wir zogen ſchweigend des gefährlichen Weges, bis wir wieder quer über die halbe Höhe eines ſteilen Abhanges, der tauſend Fuß ſich hinabſenkte, reiten mußten. Es hatte etwas Entſetzen Erregendes, zu denken, wenn das Thier einen Fehltritt, durch die ihm unter dem Schnee verborgenen Steine macht, hinab zu ſinken in den weißen Abgrund, in dem Rieſenſarge aus Schnee lebendig begraben zu ſein und Angeſichts der Sonne, nicht fern den Menſchen, unter den furchtbarſten Qualen, zu verhungern! Es iſt etwas Dämoniſches, das aus ſolchen Tiefen emporgreift und den Menſchen hinabziehen will, er aber glaubt, es ergreife ihn ein Schwindel.

Als wir dieſen Weg gezogen und jenſeits angelangt waren, blieb unſer Führer ſtehen, ſah nach allen Richtungen und erklärte, daß wir uns vom rechten Wege, eine halbe Stunde weit, verirrt hätten. Wir mußten denſelben Abſturz und Tod drohenden Weg zurück.

Da begab ſich eine Szene fürchterlicher Art.

Die Pferde dampften und waren müde, ſie blieben ſchon ſeit einer Stunde oft ſtehen, um auszuruhen.

Ich muß jetzt von unſerem zweiten Führer reden, der Aſſan hieß und eigentlich der Beſitzer unſerer Thiere war. Er hatte, wie billig nur für ſie Sorge, für ſie Anhänglichkeit, für ſie Worte und Zärtlichkeit. Er bat mich jetzt, es waren die erſten Worte, die er an mich verſchwendete, vom Pferde zu ſteigen und es hinter mir herzuführen. Das Maulthier hatte er ſchon früher entlaſtet, um das Zelt und das Gepäck mit Chatib hinüber zu ſchleppen, eine Strecke von etwa tauſend Schritten. Ich und Herr Alfanderi ſtiegen ſogleich vom Pferde, es ſchien uns ſicherer, dem eigenen Fuße zu vertrauen, als dem, des wenn noch ſo ſicher vortaſtenden Pferdes, das übrigens breitſpurig zu gehen gezwungen war, um mit den beiden linken Beinen ſich gegen die ſchiefe Fläche des Schneeabhanges zu ſtemmen.

Nur Ibraim blieb zu Pferde, um ſich wieder hinüber tragen zu laſſen.

Ueber dieſe Grauſamkeit gegen das Thier war Aſſan empört: „Ich tödte Dich, wenn Du nicht hinunter ſteigſt!“ rief er ihm zu. Ibriam lächelte, wie er immer pflegte, und blieb ruhig im Sattel. Aſſan's athletiſche Geſtalt war in drei wilden Sätzen bei Ibraim und ſein Pferd mit der Linken am Zügel faſſend, ſchwang er einen ſpitzen Stein, den er in ſeinem Kleide getragen haben mußte, da ringsum Alles verſchneit war, um ihn Ibraim ins Geſicht zu ſchlagen. Dieſer, ohne die Miene zu verziehen, ohne ein Wort zu reden, zog ſeinen Dolch aus dem Gürtel und hielt ihn dem Angreifenden entgegen. Es konnten beide im nächſten Momente als Leichen in den neben uns gähnenden Abgrund geſtürzt ſein. Herr Alfanderi rief ihnen einige arabiſche Worte zu. In demſelben Augenblicke

ließ Aſſan den Stein fallen, Ibraim ſteckte den Dolch in den Gürtel und ſtieg vom Pferde.

Ich fragte Herrn Alfanderi um ſein Zauberwort.

„Dieſe Beſtien!“ antwortete er mir „denken in einer ſolchen Gefahr, wie wir uns befinden, nicht an Gott, und da rief ich ihnen zu: Gott wird euch verderben, wenn ihr gegen ihn frevelt.“

Wir ſtiegen etwa noch eine Viertelſtunde aufwärts und hatten den 7500 Fuß hohen Punkt des Jebel el Arz, der in ſeiner höchſten Höhe 9310 Fuß hoch iſt, nach vierſtündiger Mühſal erreicht, um wieder hinabzuſteigen.

Es gewährt dieſer Punkt einen unſterblich großen Anblick.

Wir ſahen in einen ungeheuern Thalkeſſel hinab, der von hohen ſchneebedeckten Bergen nach drei Seiten umgeben, vor uns weit hinaus ſich öffnend, abfallende Berge und Thäler und am Ende derſelben das himmelblaue Meer von Tripolis ſehen ließ. Es iſt ein Blick in meilenweite Fernen, zu weißſchimmernden Bergſpitzen empor, zu grünen Schluchten hinunter. Auf dem Meere karawanenhafte Wolkenzüge und während wir im Schnee ſtehen, fallen auf unſere Häupter die ſengenden Strahlen der ſyriſchen Sonne.

Herr Alfanderi ſprach wieder das übliche Gebet nach einer überſtandenen Gefahr und wir mußten eine halbe Stunde frierend und glühend unſere Thiere erwarten.

Ibraim rief uns heiter zu, die Pferde zu beſteigen, denn in einer Stunde werden wir an den Zedern ſein.

Der gewaltige Anblick hatte mich die Bäume ganz vergeſſen laſſen, um deren willen ich die gefährliche Höhe erſtiegen, eine tagelange Reiſe unternommen hatte.

„Wo ſind die Zedern?“

Ibraim zeigte auf einen Raum im tiefſten Thale, wo es wie ein dunkles Geſträuch lag.

Wir ſtiegen langſam ſteinigte Abhänge hinunter. Der Schnee war weich und zerfloß, je mehr wir uns von der Höhe entfernten.

Das Geſträuch, wie es uns oben erſchienen war, fing an zu wachſen und wurde ein kleines Wäldchen, welcher Eindruck ſich nicht minderte, als wir ſchon vor demſelben angelangt waren.

tödtliche viereckige Eisen eindrang. Der Schädel ist jetzt, mit den übrigen, die ich aus dem Morgenlande, im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mitbrachte, ein Eigenthum des anatomischen Museums.

Wir kehrten zum Kirchlein zurück; der Geistliche bat mich, meine Geldspende selbst auf dem Altare niederzulegen. Dieses Kirchlein ist erst seit einem Jahrzehend an der Stelle erbaut, wo ehemals ein Altar, nur aus rohen Steinen aufgeschichtet war. Zu diesem ritt mit prächtigem Gefolge, reich geschmückt der Patriarch der Maroniten jedes Jahr einmal herauf, um für die ihm nachströmende Bevölkerung der in den Schluchten liegenden Dörfer, einen Gottesdienst abzuhalten.

Der freie Altar unter den wunderbar rauschenden, vom Sturme bewegten Zedern mochte jedenfalls die Tausende von Andächtigen, die rings umher knieten, heiliger stimmen, als wenn jetzt der Priester in der kleinen, schlecht gebauten Kapelle, die nur durch die Thüre Licht erhält, unsichtbar Gebete singt. Die Kapelle war, damit sie der Sturm nicht umwerfe, von zwei Seiten mit Zedernbalken gestützt.

Auf unserem Lagerplatze hatten sich einige Gäste eingefunden. Zwei Weiber, einige kleine Mädchen, die im Zedernwalde weiße Ziegen hüteten. Beide Frauen trugen einen eigenthümlichen Kopfputz. An ihre Stirne war, aufrechtstehend nach Außen hin, ein silbernes Horn von einem Schuh Länge befestigt, in dem zu beiden Seiten desselben sich an eine Schnur eng aneinander gereihte Silbermünzen befanden, die am Hinterhaupte zusammen gebunden waren. An die Spitze des Einhornes war ein langer weißer Schleier befestigt, der zu beiden Seiten zeltartig herabhing. Ein solcher Kopfschmuck mit den Münzen, unter denen einige antik-christliche sich befanden, ist von bedeutendem Werthe und erbt in den Familien fort.

Ibraim hatte unser Frühmahl bereitet, zu welchem der Priester vortrefflichen Libanonwein, Käse, Brot und Eier geliefert hatte.

Der Zedernwald, in dem wir uns befanden, ist nicht der einzige auf dem Libanon; doch keiner von ihnen hat so alte Bäume auf-

zuweiſen und keiner liegt, ſo zu ſagen an der Karawanenſtraße, wie dieſer. Wenn man bedenkt, was ſeit der Bibel Zeiten aus Zedern gebaut wurde, daß ſie nicht allein als Gebälke an den Paläſten der Könige, ſondern auch an den Hütten der Armen, als Maſte auf dem Meere gebraucht wurden, wohl auch in kalten Wintertagen als Feuerungen dienten und das durch Jahrtauſende fort; ſo muß man annehmen, daß dieſes Gebirge einſt einen reichen Wälderſchmuck trug, der immer mehr und mehr verſchwindet. Selbſt von dieſen uralteſten Zedern zählte man noch im ſechzehnten Jahrhunderte achtundzwanzig, im ſiebzehnten vierundzwanzig, im achtzehnten ſechzehn. Jetzt iſt die Zahl zu neun herabgeſunken. Und ſo werden ſie nach einem Jahrhundert vielleicht völlig verſchwunden ſein und eine erhabene Mythe der Welt bleiben.

Die Geſammtzahl aller Bäume dieſes Wäldchens iſt etwa vierhundert, darunter welche, die ſchwerlich älter als zweihundert Jahre ſind; jedenfalls Rieſen gegen die Parodie einer Zeder, im botaniſchen Garten zu Wien.

Uebrigens iſt es nicht ſicher anzunehmen, daß die Arſe ha Lebanon der heiligen Schrift der Spezies angehören, zu der die wenigen gigantesken Ueberreſte des Jebel el Arz gehören.

Ihr Holz iſt ſchwach und leicht zu zerbrechen. Es mag freilich im jungen Alter dieſer Bäume anders geweſen ſein. So viel aber iſt gewiß, daß der arabiſche Name Erez, Arz, der allgemeine für Nadelholz und unter ihm die häufig auf dem Libanon vorkommende Fichte iſt, die noch heutzutage ein feſtes, gediegenes Bauholz liefert. Das Holz der Zedern iſt weißlich und verbreitet einen angenehmen Duft.

Wir hatten mehrere Stunden geruht und Ibraim mahnte zum Aufbruch, denn wir hatten noch einen Ritt von ſtarken drei Stunden zu thun, um in unſer heutiges Nachtquartier nach Ehden zu gelangen.

Wir ritten von den Zedern fort und gelangten emporſteigend bald an den Rand des ungeheuern Bergbeckens. Unabſehbare kahle Flächen und Berge, auf denen die Einſamkeit wohnt, lagen vor uns. Wir begegneten nur einer kleinen Ziegenheerde und zwei

Frauen, die einen Esel, mit Holz von den Zedern beladen, vor sich her trieben.

Nach einer Stunde that sich uns zur Linken eine der gewaltigsten und prächtigsten Schluchten des Libanon auf. Eng und von schroffen Felswänden eingeschlossen, von der Tiefe bis zur Höhe grün, weiß stäubende Wasserfälle, dazwischen fantastisch vorspringende Felsblöcke vereinigt sich hier Alles, was ein Naturbild erhaben, wild und schön zugleich macht.

An dem steilsten Abhange hing, als sollte es der nächste Sturm wegnehmen, das Dorf Bscherreh. Der Weg führte uns hinter einen Berg und der wunderbare Anblick war uns entzogen, bis wir auf entsetzlichen Wegkrümmungen wieder in die Schlucht sehen konnten.

Hier stürzte mein gutes Pferd Hassan zum Erstenmale; ich wand mich mühsam unter ihm hervor. Das Thier zitterte und lag wie leblos, bis es durch Streicheln seines Kopfes und durch freundliches Thun wieder auf die Beine gebracht wurde.

Ich führte es eine lange Strecke hinter mir her. Immer niedersteigend verloren wir endlich völlig die Schlucht und gelangten auf minder gefährlichen, aber sehr beschwerlichen Wegen in einen Thalkessel, wo uns die grünsten Pflanzungen, Olivenbäume, Zypressen und Weinreben begrüßten.

Ein Mönch zu Pferde, in brauner Kutte und breitkrämpigem Hute kam uns entgegen. Ich war eben an der Spitze unserer Karawane. Der Mönch begrüßte mich in wohlklingendstem Italienisch.

„Guten Abend, Herr! Wohin des Weges?"

Nach Tripolis.

„Ihr kommt, aus welchem Lande?"

Aus Oesterreich.

„Ich bin aus Genua. Lebt wohl!"

So kurz war unser Gespräch, das eben nicht länger währte, als zwei Reiter langsam an einander vorüberziehen und in einer fremden Welt von so eigenthümlich ermunternder und wehmüthiger Wirkung ist. Ein Grüßen und ein Scheiden auf immerdar!

Durch Gärten und Pflanzungen, an einem hundert Fuß sich niederstürzenden Wasserfalle vorüber, gelangten wir nach dem Dorfe Ehden.

Auf einem kleinen von mächtigen Kaſtanien beſchatteten Wieſenplatze fanden wir unſer Zelt bereits aufgeſchlagen; den kupfernen Keſſel über einem luſtigen Feuer brodelnd und Ibraim mit einer Menge von Menſchen, die Lebensmittel herbeigebracht haben, in lebhaftem Handeln begriffen.

Wir lagerten uns im blumigen Graſe, hinter uns toſte der Waſſerfall von der Höhe herab, um als raſch bewegter Fluß an uns vorüber zu eilen. Kinder brachten uns Roſen- und Nelkenſträuße und uns gegenüber ſingen die ſteilen und ſchroffen Wände des Libanon, auf denen den ganzen Tag hindurch kalte Schneewolken zogen, wie pures, rotes Gold zu leuchten an. Die ſterblich ſchöne Verklärung des Abendrotes, wenn es um ewige Schneehäupter ſpielt, und Wolkenroſen auf ſie legt, feſſelte unſer beglücktes Auge, während wir im duftigſten Frühling der Erde lagerten.

Allmälig glommen die Berghöhen aus und die raſch einſinkende Nacht wurde durch ein in mohammedaniſchen Landen überraſchendes Glockenläuten begrüßt.

Die Sterne, die ewigen Vergißmeinnichte Gottes, brachen lichtduftend durch den ſchwarzen Himmel — gute Nacht!

Den Libanon hinab.

Entsetzliche Wege. — Rast am Bache. — Fruchtbare Ebene. — Schöne Trauer. — Eine mutige Jüdin.

Wir brachen des Morgens um 6 Uhr auf, nachdem wir den Führer entlassen und einen andern, nach Tripolis aufgenommen hatten.

Das zwischen Gärten und reichen Oliven- und Maulbeerpflanzungen schön gebaute Dorf, welches größtentheils von Maroniten bewohnt ist, verlassend, sahen wir meilenweit Bergabhänge, Schluchten, Waldungen tief zu unseren Füßen liegen bis an die See. Dort erhob sich weiß und glanzvoll Tripolis. Im durchsichtigen, lichtzitternden Aether schien es uns nahe zu liegen; wir brauchten aber zehn Stunden, um es zu erreichen.

Wir kamen, immer niedersteigend, auf so schroff abfinkende Felsenwände, daß wir vom Pferde steigen und es völlig frei gehend, hinter uns herabklettern ließen. Was wir auch bisher an Felswegen kennen gelernt hatten, hier war es überboten und ich sagte Herrn Alfanderi, daß es mir, wenn wir glücklich mit unseren Thieren hinab gelangt sein würden, jetzt erst notwendig scheinen werde, jenes Gebet zu sprechen, das er später, in der Synagoge von Tripolis, auch andächtig, dankbar dem Herrn, that.

Ein zwiſchen Felſen rinnender Bach begleitete uns zuweilen, dann verlor er ſich wieder in Schluchten, aus denen Zedernwipfel, nur wenige Schuh hoch, emporragten. Nach drei Stunden erreichten wir das maleriſch auf einem Bergabhange gelegene, ſchön umpflanzte Dorf Mieh. An ihm vorüberziehend, ſetzten wir durch den uns begleitenden Bach, der im Thale, breit wie ein Fluß wurde, und lagerten uns an ſeinem Ufer, um das Frühmahl einzunehmen. Wie unſere Bäche mit Weidengebüſch, ſo war dieſer mit roſenrot blühenden Oleandern üppig umwachſen. Im Fluſſe, der nicht tief war, lagen Steine von ſehr bedeutender Größe und man konnte von einem zum andern bequem gelangen, dadurch wurde der Fluß vielfach getheilt und erhielt eine ungewöhnliche Breite.

Ibraim, der ſtets darauf bedacht war, uns eine anmutige Abwechſelung der Genüſſe zu bereiten, hatte den Einfall, auf einem dieſer flachen, ſanft umrauſchten Steine, der nahe dem Ufer lag, und ganz von Oleanderbäumen beſchattet wurde, uns das Frühmahl vorzuſetzen. Wir ſaßen denn auf dieſer kleinſten aller Felſeninſeln, kühl umhaucht von der Flut, aus der wir ſchöpften, wenn wir trinken wollten, und froh, den gewaltigen Ritt über den Libanon glücklich vollbracht zu haben.

Fortan ging es auf ebenen Wegen, zwiſchen Getreidefeldern, die auf ſonnigen Abhängen lagen, zwiſchen den üppigſten Wein-, Oliven- und Maulbeergärten, an Feigen- und Zitronenbäumen vorbei. Die geſegnete Landſchaft war durch Arbeiter in den Gärten, durch Reiter, durch Wandernde belebt. Die Pracht und der Segen, der hier ausgebreitet lag, wirkte durch ſeine Schönheit und hatte es nicht nötig, im Abſtiche der kahlen, entſetzlichen, unfruchtbaren Gebirgsabdachung, die wir herabgekommen waren, betrachtet und ſchön gefunden zu werden.

Wir gelangten nach zwei Stunden auf eine weitgedehnte Hochebene, die üppig bepflanzt, vor uns wieder das Meer aufrollte und deren Hintergrund die ſchneebedeckten Berge des Libanon bildeten. In den Feldern waren zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, ein Knabe kam heran und tränkte meinem Pferde eine Hand-

Den Libanon hinab.

Entſetzliche Wege. — Raſt am Bache. — Fruchtbare Ebene. — Schöne Trauer. — Eine mutige Jüdin.

Wir brachen des Morgens um 6 Uhr auf, nachdem wir den Führer entlaſſen und einen andern, nach Tripolis aufgenommen hatten.

Das zwiſchen Gärten und reichen Oliven- und Maulbeerpflanzungen ſchön gebaute Dorf, welches größtentheils von Maroniten bewohnt iſt, verlaſſend, ſahen wir meilenweit Bergabhänge, Schluchten, Waldungen tief zu unſeren Füßen liegen bis an die See. Dort erhob ſich weiß und glanzvoll Tripolis. Im durchſichtigen, lichtzitternden Aether ſchien es uns nahe zu liegen; wir brauchten aber zehn Stunden, um es zu erreichen.

Wir kamen, immer niederſteigend, auf ſo ſchroff abſinkende Felſenwände, daß wir vom Pferde ſteigen und es völlig frei gehend, hinter uns herabklettern ließen. Was wir auch bisher an Felswegen kennen gelernt hatten, hier war es überboten und ich ſagte Herrn Alſanderi, daß es mir, wenn wir glücklich mit unſeren Thieren hinab gelangt ſein würden, jetzt erſt notwendig ſcheinen werde, jenes Gebet zu ſprechen, das er ſpäter, in der Synagoge von Tripolis, auch andächtig, dankbar dem Herrn, that.

Ein zwiſchen Felſen rinnender Bach begleitete uns zuweilen, dann verlor er ſich wieder in Schluchten, aus denen Zedernwipfel, nur wenige Schuh hoch, emporragten. Nach drei Stunden erreichten wir das maleriſch auf einem Bergabhange gelegene, ſchön umpflanzte Dorf Mieh. An ihm vorüberziehend, ſetzten wir durch den uns begleitenden Bach, der im Thale, breit wie ein Fluß wurde, und lagerten uns an ſeinem Ufer, um das Frühmahl einzunehmen. Wie unſere Bäche mit Weidengebüſch, ſo war dieſer mit roſenrot blühenden Oleandern üppig umwachſen. Im Fluſſe, der nicht tief war, lagen Steine von ſehr bedeutender Größe und man konnte von einem zum andern bequem gelangen, dadurch wurde der Fluß vielfach getheilt und erhielt eine ungewöhnliche Breite.

Ibraim, der ſtets darauf bedacht war, uns eine anmutige Abwechſelung der Genüſſe zu bereiten, hatte den Einfall, auf einem dieſer flachen, ſanft umrauſchten Steine, der nahe dem Ufer lag, und ganz von Oleanderbäumen beſchattet wurde, uns das Frühmahl vorzuſetzen. Wir ſaßen denn auf dieſer kleinſten aller Felſeninſeln, kühl umhaucht von der Flut, aus der wir ſchöpften, wenn wir trinken wollten, und froh, den gewaltigen Ritt über den Libanon glücklich vollbracht zu haben.

Fortan ging es auf ebenen Wegen, zwiſchen Getreidefeldern, die auf ſonnigen Abhängen lagen, zwiſchen den üppigſten Wein-, Oliven- und Maulbeergärten, an Feigen- und Zitronenbäumen vorbei. Die geſegnete Landſchaft war durch Arbeiter in den Gärten, durch Reiter, durch Wandernde belebt. Die Pracht und der Segen, der hier ausgebreitet lag, wirkte durch ſeine Schönheit und hatte es nicht nötig, im Abſtiche der kahlen, entſetzlichen, unfruchtbaren Gebirgsabdachung, die wir herabgekommen waren, betrachtet und ſchön gefunden zu werden.

Wir gelangten nach zwei Stunden auf eine weitgedehnte Hochebene, die üppig bepflanzt, vor uns wieder das Meer aufrollte und deren Hintergrund die ſchneebedeckten Berge des Libanon bildeten. In den Feldern waren zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, ein Knabe kam heran und reichte meinem Pferde eine Hand-

voll Aehren, „damit ich Freude habe“. So liebenswürdiges Betteln wußte ich nicht anders, als durch eine kleine Münze zu erwiedern, damit der munter blickende Knabe ebenfalls eine Freude habe.

Kleine Karawanen von Kameelen, Mauleseln, die Waarenlasten trugen, kamen uns immer zahlreicher entgegen und mahnten, daß wir uns in der Nähe eines Hafens befinden.

Von der Ebene sanft niedersteigend, erblickten wir bald Tripolis, das mit seinem weitläufigen, einer großartigen Burgruine gleichenden Kastelle, mit seinen weißgrau im Sonnenlichte funkelnden Häusern, in üppigsten Baum- und Gartenpflanzungen vor uns lag. Wir ritten durch die engen, schmutzigen Gassen, die wie in jeder türkischen Stadt rasch allen Zauber verwischten, den der Anblick derselben von ferne gewährt.

Froh nach ermüdendem Ritte die Stadt endlich erreicht zu haben, erklärte uns Ibraim, daß wir noch eine halbe Stunde reiten müßten, um an die Hafenstadt zu gelangen, wo wir unser Zelt aufgeschlagen finden würden, indem er Affan und Chatib mit den Maulthieren dahin vorausgeschickt habe.

Wir kamen vor dem Thore an einem türkischen Friedhofe vorüber, auf welchem uns mehrere weiß aufgeschlagene Zelte auffielen. unter denen Frauen und Kinder saßen und speisten. Es war Freitag, der mohammedanische Ruhetag und die Bewohner der Stadt lustwandelten zwischen den Gräbern. Mehrere Witwen kamen, schon des Morgens mit ihren Kindern, um den Tag am Grabe des Vaters zuzubringen. Sie ließen an demselben ein Zelt aufschlagen, um vor der Sonne geschützt zu sein und in Erinnerung und Betrachtung mit den Todten, im eigentlichsten Sinne des Wortes, zu leben. Diese Weise des Gräberbesuches, die den Lebensgenuß nicht ausschließt und durch die Nähe eines geliebten Todten sich fort und fort angeregt fühlt, schien mir eine poetische, herzlich fromme Sitte.

Wir ritten auf einer breiten sandigen Straße, die zu beiden Seiten durch hohe Kaktuswände eingefaßt, hinter diesen

[redacted]ngen-, Zitronen- und Maulbeerbäume in üppigster Fülle sehen [redacted]. Nach einer halben Stunde langten wir vor dem Thore [redacted] Vorstadt, welche die Franken Marina nennen, an. Zur Rech[redacted], zwanzig Schritte den brandenden Wellen des Meeres fern, [redacted] einem wenig erhöhten Ufer stand unser Zelt, das wir freu[redacted] begrüßten.

Tripolis.

Die jüdiſche Gemeinde. — Antiker Ring. — Damenbeſuch. — Juden in Chasbeia. — Haſſan.

Wir hatten unſere Reiſe ſo eingerichtet, um in Tripolis Sabbatruhe zu halten und das franzöſiſche Dampfſchiff zu erwarten, das uns wieder nach Beyrut bringen ſollte.

Wir ſtanden um vier Uhr Morgens auf, badeten in der See und gingen hierauf in die Stadt zur Synagoge. Ein Knabe, den wir nach derſelben gefragt hatten, führte uns durch viele enge, winkelige, von hohen Steinhäuſern gebildete Gaſſen. Wir traten in einen mäßig großen, viereckigen Raum, der eine mit kleinen Säulchen geſchmückte Empore hat und durch unregelmäßig angebrachte kleine und größere Fenſter Licht empfängt. Aus der hölzernen Decke wölbten ſich zwei Kuppeln hinaus, ſie waren an mehreren Stellen zerbrochen. In der Mitte der Synagoge ſtand der hölzerne Almener, zu dem zwei Stufen emporführen, dieſem gegenüber die Bundeslade mit einem wollenen Tuche verhängt, in einer Stadt, deren Haupterwerb in Seidenerzeugung beſteht. Das Ganze machte den Eindruck der Armut, der durch die Kleidung der verſammelten Betenden nicht vermindert wurde. Es waren nur acht Perſonen und zehn Kinder, darunter die jüngſten auffallend genug, baarhaupt, verſammelt. Ich und Herr Alfanderi wurden doppelt freudig willkommen geheißen, als Gäſte und weil

wir die zum Minjan nötige Zahl voll machten. Später kamen noch drei Andächtige hinzu.

Nach dem Gottesdienſte lud uns der Vorſteher der Gemeinde, Herr Schehaje Chammi in ſeine Wohnung ein, wo wir von der Familie und bald von faſt allen Männern der Gemeinde begrüßt wurden.

Die Gemeinde iſt eine ſehr kleine, ſie zählt nur ſiebzehn Familien mit achtzig Seelen; ſie iſt ſeit undenklicher Zeit hier angeſiedelt, doch weiſt der älteſte Grabſtein auf ihrem Friedhofe ein Alter von nur 400 Jahren nach. Sie ſtammen kaum, wie die meiſten in Kleinaſien und Syrien, von ſpaniſchen Juden her, indem dieſes Idiom ihnen fremd iſt und Alle nur arabiſch ſprechen.

Ich hatte folgendes Geſpräch mit den Anweſenden:

„Beſitzt die Gemeinde irgend ein Vermögen?“

Weder die Gemeinde noch ihre Mitglieder. Wir ſind ſehr arm, wie Du in der Synagoge ſehen konnteſt. Wir beſitzen nur eine Thorarolle und unſere Kinder haben keine Schule. Unſere Ausgaben belaufen ſich auf 4000 Piaſter jährlich, von denen der Chacham allein, der zugleich unſer Vorbeter und Schlächter iſt und die Kinder am achten Tage in den Bund aufnimmt, 2500 Piaſter d. i. 250 fl. bezieht. Du haſt die finſtere Höhle, die er neben der Synagoge bewohnt, geſehen und gewiß Mitleid mit einer Gemeinde empfunden, die ſo arm iſt, daß ſie ihren Rabbi keine beſſere Wohnung anweiſen kann.

„Womit ernähren ſich die Juden von Tripolis?“

Wir treiben kleine Handelsgeſchäfte.

„Sind keine Juden Handwerker?“

Zwei unter uns ſind Schuſter, in neuerer Zeit kam ein ruſſiſcher Soldat, der Schneider iſt, hinzu.

„Warum lernen Eure Kinder, um der Armut zu entgehen, nicht Handwerke?“

Weil keine jüdiſchen Meiſter unter uns ſind. Zu den mohammedaniſchen dürfen wir ſie, wegen der Entweihung des Sabbats und wegen eines Laſters, das an ihnen verübt werden könnte, nicht ſchicken. Wenn wir nur eine Talmudthora hätten, oder

doch genug Gebetbücher, damit der Vater sein eigenes Kind wenigstens lesen lehren könnte.

„Ich werde Euch, wenn ich nach Wien zurückgekehrt bin, Gebetbücher und die Bücher Moses schicken."

Dafür wird Dich Gott segnen.

Alle Anwesenden sagten laut und andächtig: „Amen!"

„In welchem Alter heiraten eure Kinder?"

Die Knaben mit 16, die Mädchen mit 12 Jahren.

„Wenn aber die Familien so arm sind, warum vergrößert ihr, durch ihre so frühe Vermehrung noch mehr ihre Not?"

Wir sammeln für die zu Vermählenden Geld in Damaskus, in Beyrut.

„Warum sammelt ihr nicht für eine Schule?"

Sollen unsere Knaben, wenn wir sie nicht verheiraten, sich einem Laster ergeben und siech werden?

Die Anwesenden, die Frau und die Kinder des Vorstehers hörten dem Gespräche, das ich mit dem Letzteren führte und Herr Alfanderi dolmetschte, aufmerksam zu und ich konnte merken, daß Alle die ausgesprochenen Ansichten nicht nur vollkommen theilten, sondern auch ganz vernünftig fanden.

Angenehm fiel mir die Reinlichkeit aller Anwesenden auf und die orientalische Gastfreundschaft verleugnete sich auch im Hause der Armut nicht; wir wurden mit Raki und Süßigkeiten bewirtet. —

Ebenso freundlich wurden wir bei dem österreichischen Consularagenten, dem griechischen Christen Herrn Kaziklis aufgenommen. Das Haus, nicht so reich, aber nach dem Geschmacke in Damaskus eingerichtet, bot einen angenehmen Aufenthalt.

Leider hatte Herr Alfanderi, wiewohl ich ihn wiederholt bat, es nicht zu thun, verrathen, daß ich ein Arzt sei, weil er wußte, daß ein solcher im Oriente einer besonderen Achtung genieße. Sogleich wurde mir ein blondes, fünfzehnjähriges Mädchen vorgeführt, damit ich sie vom kalten Fieber heile. Sie hatte es sich

zugezogen, indem ſie, wegen der drückenden Hitze Nachts, ſich den Teppich auf der Terraſſe des Hauſes ausbreitete und im Freien ſchlief.

Ich erſuchte, einen Diener zu mir ans Zelt zu ſenden, um einige Chininpulver abzuholen. —

Wir kehrten in der größten Sonnenglut wieder zu unſerem Zelte zurück, um unter dem Schutze deſſelben die heißeſte Zeit zu verſchlafen.

Nach Mittag beſuchte uns der Vorſteher und der Chacham der Gemeinde. Der Erſtere trug einen eigenthümlich geformten, goldenen Ring am Finger, dem ein geſchnittener Karneol eingeſetzt war. Ich bat, mich den Ring ſehen zu laſſen und hatte mich nicht getäuſcht, indem ich ihn für einen antiken hielt. Herr Chamui erzählte mir, daß er auf einer Reiſe nach Tarſus zufällig anweſend geweſen ſei, als der Ring in einem alten Felſengrabe gefunden wurde. Vom feinſten Golde, breit und hohl, trug er oben den nicht ganz genau gefaßten Karneol, in den ein Eros mit Pfeil und Bogen geſchnitten iſt. Ich beging die Unvorſichtigkeit, den Ring laut zu bewundern, und Herr Chamui reichte mir ihn ſogleich mit den Worten: „Er iſt Dein Eigenthum, Herr!“

Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit, von dem armen Manne ein Geſchenk annehmen zu ſollen, das ich mit nichts zu erwiedern hatte. Herr Alfanderi winkte mir, den Ring anzunehmen und ſagte mir ſpäter, ich ſolle, weil es heut Sabbat ſei, von Beyrut aus das Geſchenk mit Geld erwiedern. —

Ein abyſſiniſcher Knabe kam zu Pferde heran und ließ mich durch Ibraim fragen, ob ich zwei Frauen vor dem Zelte empfangen wolle?

Ich war ſehr erſtaunt über einen ſolchen Beſuch und ließ antworten: „Der Sklave iſt bereit, ſeine Herrin zu erwarten.“ Ibraim lächelte meiner Phraſe ſeinen Beifall und überſetzte ſie.

[illegible] antiker Münzen [illegible] den Anschein habe, [illegible] wollte, bemerkte [illegible] wenn Oester- [illegible]

[illegible] beschenkt; doch [illegible] den Damen [illegible] Konstantinopel [illegible]

[illegible] zu Lande [illegible] als die [illegible]

In Chasbeia leben 100 Juden, die Ackerbau treiben und durch ihre Tapferkeit bekannt sind. Als Abdala Pascha im Jahre 1831 gegen das aufrührerische Sanur Mannschaft brauchte, sandte ihm der Emir Beschir meist Juden aus Deir el Kamar und Chasbeia. Herr Schwarz, der Verfasser des Buches „das heilige Land" erzählte mir, daß auch die jüdischen Mädchen von Chasbeia, mit Pistolen und Spießen bewaffnet die Heerden weiden. Es ereignete sich, daß ein solches Mädchen, von einem Türken überfallen, ihre Ehre damit rettete, daß sie ihn muthig niederschoß. Das Gericht sprach sie frei und der Ruhm ihrer Tapferkeit und Tugend wurde von allen Bergbewohnern gefeiert.

Die Segel des heranziehenden Schiffes waren im Fernrohre schon weiß und geschwellt sichtbar.

Nachdem Ibraim zurückgekehrt war, gingen wir durchs Thor, um die kleine Hafenstadt, in der jetzt eine größere Bewegung war, zu sehen und Karten für unsere Fahrt zu lösen.

Ich wußte nicht, daß ich noch einen traurigen Abschied zu nehmen hatte, von meinem guten Hassan! Das Thier hatte mich über die gefährlichsten Wege des Libanon, an Abgründen vorbei, durch grauenhafte Schluchten sicher und treu auf seinem Rücken getragen und nun sollte ich von ihm für immer scheiden. Kaum hätte mir von einem Menschen, der zufällig mit mir denselben Weg gegangen wäre, der Abschied schwerer werden können.

Ich gab dem klugen Thiere, woran ich es während der Reise gewöhnt hatte, Zucker zu essen, den es jedesmal damit belohnte, daß es an meinem Kleide, wohl auch an meiner Wange zutraulich mit der Zunge leckte.

Assan und Chatib schwangen sich auf die Pferde und waren bald hinter einem sandigen Hügel verschwunden.

Abschied von Syrien.

Egyptisches Wunder. — Die L'loyddampfer. — Ziege Amalthea. — Nach Jerusalem!

Die Sonne war untergehend, als wir uns an Bord begaben. Es war ein französisches Dampfschiff und alle Plätze auf demselben überfüllt. Auf den Rath Ibraims hatte ich, da die Fahrt nur eine Nacht währte und das herrlichste Wetter versprach, daß sie eine sternenhelle, warme sein werde, eine Karte für das Verdeck gelöst. Das Gewühl auf demselben war aber so groß, daß ich meine Karte umtauschte und einen Platz in der Kajüte nahm. Ich hatte das gleich Anfangs zu bereuen und Gelegenheit, mich der trefflichen und bequemen Einrichtung der Schiffe des österreichischen L'loyd zu erinnern. Als ich mich in das Bett begab, spürte ich bald eine brennende Glut am ganzen Leibe. Ich fürchtete, daß ich mir vielleicht durch das ungewohnte Klima, die anstrengende Reise einen Hautausschlag zugezogen habe. Meine Unruhe wurde immer größer, ich machte Licht und sah mich in einem Bette, das schon Vielen gedient haben mußte, es war ein so entsetzlicher Anblick, daß ich aufsprang, mich ankleidete und auf das Verdeck eilte, auf dem ich eine der schönsten Nächte verlebte.

Erst in Beyrut, das wir gegen Morgen erreichten, befreite mich ein Bad von dem dritten, egyptischen Wunder.

Der Tag in Beyrut, wo ich von meinen Gastfreunden aufs freudigste begrüßt wurde, ging in Reisevorbereitungen, in Absendung von Gepäck, in Abschiedsbesuchen auf. Ich kann nicht unterlassen, der vielen Güte zu gedenken, die der Lloydagent Herr Laurella und sein Bruder für mich hatten, durch jede Art von Rath und Unterstützung mir die Reise zu erleichtern und durch Gastfreundlichkeit den Aufenthalt in Beyrut angenehm zu machen.

Am 26. Mai, nach Mittag um vier Uhr ging ich wieder an Bord eines französischen Dampfschiffes, um zwar keine so entsetzliche Erfahrung zu machen, wie auf der Fahrt von Tripolis nach Beyrut; doch ist jedem Reisenden zu rathen, wenn ihm die Wahl gelassen ist, sich immer der Schiffe des österreichischen Lloyd zu bedienen, die sicher, blank und rein, jede mögliche Bequemlichkeit bieten.

Auf dem Schiffe hatte ich die Freude, Herrn und Frau Wetzstein zu finden, die sich nach Europa eingeschifft hatten mit ihrem schönen Kinde, zu dessen Ernährung eine prächtige Ziege mitging. Ich dachte an die mythisch heilige Amalthea und den jungen Gott, der dankbar später aus ihrem Horne alle Fülle und jeden Segen strömen ließ.

Ich blieb lange auf dem Verdecke, bis ich die syrische Küste versinken sah und mich der Gedanke faßte: morgen betrittst du Palästina und dann —

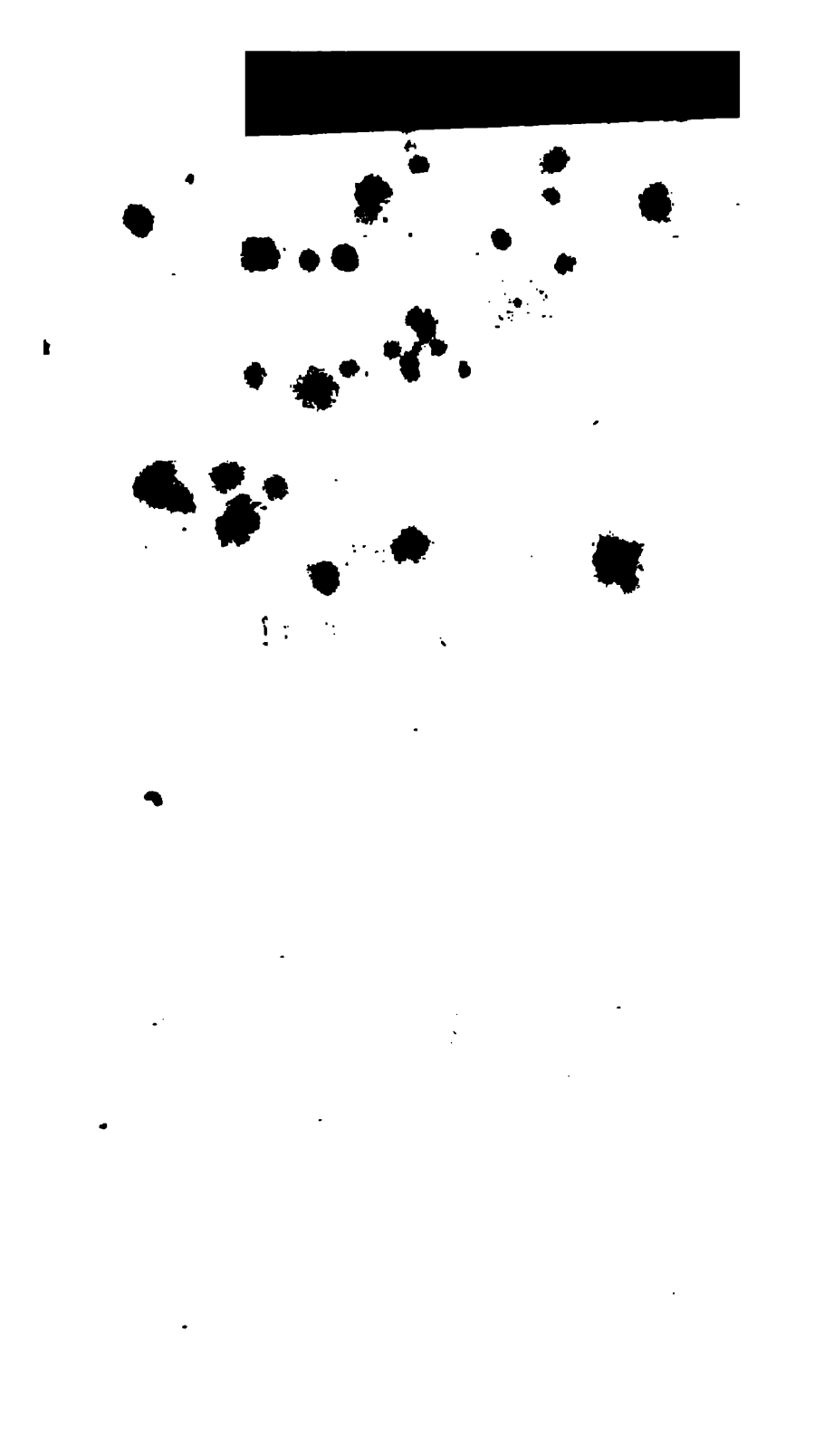
„Nach Jerusalem!"

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Zweiter Theil.



Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

Inhalt.

	Seite
Jaffa	1
Ramleh	8
Jerusalem	11
Der österreichische Consul	15
Der Chacham Baschi	19
Besuchende	22
Klageort der Juden	28
Beim Pascha	31
Die Zionssynagoge	36
Zwischenfälle	39
Die jüdischen Gemeinden	43
Sephardim	44
Aschkenasim	47
Peruschim	48
Chassidim Wolhinier	49
Chassidim Oesterreicher	49
Chassidim Chabat	50
Warschauer	50
Ansche Hod	50
Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid	52
Allgemeine Zustände	54
Die Karaiten	63
Mission	67
Entscheidende Versammlung	78
Zwei Besuche	84

Seite

Episoden 87
Pamphlete 89
Auf den Oelberg 93
Beschuldigungen 100
Das Wochenfest 103
Ein Haus 105
Handwerker und Arbeitschulen 108
Jüdische Hospitale 114
Vor dem Jaffathore 119
Auf Zion 122
Eine Hochzeit 127
Doppelehen 132
Ein Leichenbegängniß 134
Aufnahme in die Schule 138
Der Bazar 144
Ißur 151
Um die Stadtmauern 156
Eröffnungs-Feierlichkeit 163
Woher kann Hülfe kommen? 169
Ein- und Auswanderung 169
Vereinigung der Gemeinden 176
Freie Wahl des Vorstandes 177
Frühe Heirat 179
Acker- und Gartenbau 182
Geldverwendung 183
Schlußbetrachtung 185
König David's Grab 188
Jüdische Legenden von König David's Grab 194
Der Dolch 194
Die fromme Wäscherin 196
Arabische Legenden 198
Die Reue 199
Panzerhemde 199
Das Sterben 200
Der Leichenzug 200

Seite

Nebi Samwil 202
Siloa 207
Bethanien 210
Gethsemane 212
Die Grabkirche 213
Das österreichische Hospiz 224
Das Kreuzkloster 226
Das griechische Kloster 228
Das armenische Kloster 230
Das abissinische Kloster 231
Diakonissinnen 233
Haremé 235
Antike Steinbrüche 244
Auf dem Blutacker 248
Der Tempel 254
Der letzte Hohepriester 265
Jerusalemitanische Legenden 268
Das Feuer in der Bundeslade 268
Regen 270
Drei Kabbalisten 272
Die Hand 274
Eine Familienmegilah 276
Der leblose Lebendige 279
Rabbi Kolonimos 281
Aberglaube 284
Abschied 288
Fort 296
An Jerusalem 298
Arabische Gastfreundschaft 302
Schluß der Tragödie 308
Nach Khaifa 311
Auf dem Carmel 317
St. Jean d'Acre 325
Name 329
Safed 336

Zum galiläiſchen Meere 1
Tiberia 1
Die Bäder 1
Sabbatraſt 1
Ein Blatt aus der Chronik 1
Nach Nazaret 1
Im Kloſter 1
Der Tabor 1
Betrachtung 1
Fra Joachimo 1
Die Ebene Jedreel 1
Ein Nachtlager 1
Sebaſte 1
Nablus 1
Bei den Samaritanern 1
Auf dem Garizim 1
Der Ebal 1
Jakobs Brunnen und Joſefs Grab 1
Legenden von Juſſuf 1
Dſchel Dſchule 1
Jericho 1
Zum Jordan 1
Das todte Meer 1
Betlehem 1
Hebron 1
Die Doppelhöhle Machpelah 1
Purim taka 1
Der Zehnte 1
Gotteserkenntniß 1
Auferſtehung der Todten 1
Rachels Grab 1
Abſchied vom Leſer 1
Anhang . . . . . 491—

Jaffa.

Meine Aufgabe. — Das Geſtade von Paläſtina. — Betende Chriſten und Juden. — Andromeda und Jona. — Ein Jude gewordener Chriſt. — Die jüdiſche Gemeinde. — Ebene von Saron. — Füchſe und Philiſter.

Die Nacht lag noch auf der See, ich aber konnte nicht ſchlafen; mich beherrſchten Gedanken und Sorgen, Fantaſien und Gefühle. Nebel der See ſtiegen ſie empor, legten ſich trüb und weich und doch empfindlich an die Seele und rangen nach Geſtaltung, um als Wolken hoch aufzuſchweben, in Licht und Schatten zu ſpielen und wieder in ſich zurück zu ſinken und zu verrinnen.

Ich kleidete mich an, ging auf das Verdeck neben den Steuermann und ſchaute hinaus in die rauſchende Nacht.

„Wenn die Sonne aufgeht, wird das heilige Land der Väter vor dir liegen. Das wunderverklärte, das durch Bibel und Geſchichte heilige Land! Du wirſt es betreten und ein Pilger an all den Orten weilen, wo aus begeiſterter Menſchen Häuptern die Flammen Gottes ſchlugen, wo die zornigen Volkstribunen, die Propheten vergeblich göttliche und politiſche Weisheit predigten, und die ſchönſten Hymnen und Liebeslieder von Königen gedichtet worden ſind.

Wonach ſich Millionen Menſchen ſehnen, dir iſt es durch ein günſtiges Geſchick gegönnt, und nicht ſchauen blos ſollſt du Kanaan und ſeine heilige Königsſtadt.

Was im Schutt liegt, es wird nicht wieder auferſtehen, nicht der Tempel Jehovas mit ſeinem blutigen Opferdienſte, nicht ſein

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Zweiter Theil.

Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

Inhalt.

	Seite
Jaffa	1
Ramleh	8
Jeruſalem	11
Der öſterreichiſche Conſul	15
Der Chacham Baſchi	19
Beſuchende	22
Klageort der Juden	28
Beim Paſcha	31
Die Zionsſynagoge	36
Zwiſchenfälle	39
Die jüdiſchen Gemeinden	43
Sepharedim	44
Aſchkenaſim	47
Peruſchim	48
Chaſſidim Wolhinier	49
Chaſſidim Oeſterreicher	49
Chaſſidim Chabat	50
Warſchauer	50
Anſche Hod	50
Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid	52
Allgemeine Zuſtände	54
Die Karaiten	63
Miſſion	67
Entſcheidende Verſammlung	78
Zwei Beſuche	84

Seite

Episoden 87
Pamphlete 89
Auf den Oelberg 93
Beschuldigungen 100
Das Wochenfest 103
Ein Haus 105
Handwerker und Arbeitschulen 108
Jüdische Hospitale 114
Vor dem Jaffathore 119
Auf Zion 122
Eine Hochzeit 127
Doppelehen 132
Ein Leichenbegängniß 134
Aufnahme in die Schule 138
Der Bazar 144
Jßur 151
Um die Stadtmauern 156
Eröffnungs-Feierlichkeit 163
Woher kann Hülfe kommen? 169
Ein- und Auswanderung 169
Vereinigung der Gemeinden 176
Freie Wahl des Vorstandes 177
Frühe Heirat 179
Acker- und Gartenbau 182
Geldverwendung 183
Schlußbetrachtung 185
König David's Grab 188
Jüdische Legenden von König David's Grab 194
Der Dolch 194
Die fromme Wäscherin 196
Arabische Legenden 198
Die Reue 199
Panzerhemde 199
Das Sterben 200
Der Leichenzug 200

Jaffa.

Meine Aufgabe. — Das Geſtade von Paläſtina. — Betende Chriſten und Juden. — Andromeda und Jona. — Ein Jude gewordener Chriſt. — Die jüdiſche Gemeinde. — Ebene von Saron. — Füchſe und Philiſter.

Die Nacht lag noch auf der See, ich aber konnte nicht ſchlafen; mich beherrſchten Gedanken und Sorgen, Fantaſien und Gefühle. Nebel der See ſtiegen ſie empor, legten ſich trüb und weich und doch empfindlich an die Seele und rangen nach Geſtaltung, um als Wolken hoch aufzuſchweben, in Licht und Schatten zu ſpielen und wieder in ſich zurück zu ſinken und zu verrinnen.

Ich kleidete mich an, ging auf das Verdeck neben den Steuermann und ſchaute hinaus in die rauſchende Nacht.

„Wenn die Sonne aufgeht, wird das heilige Land der Väter vor dir liegen. Das wunderverklärte, das durch Bibel und Geſchichte heilige Land! Du wirſt es betreten und ein Pilger an all den Orten weilen, wo aus begeiſterter Menſchen Häuptern die Flammen Gottes ſchlugen, wo die zornigen Volkstribunen, die Propheten vergeblich göttliche und politiſche Weisheit predigten, und die ſchönſten Hymnen und Liebeslieder von Königen gedichtet worden ſind.

Wonach ſich Millionen Menſchen ſehnen, dir iſt es durch ein günſtiges Geſchick gegönnt, und nicht ſchauen blos ſollſt du Kanaan und ſeine heilige Königsſtadt.

Was im Schutt liegt, es wird nicht wieder auferſtehen, nicht der Tempel Jehovas mit ſeinem blutigen Opferdienſte, nicht ſein

Seite

Zum galiläischen Meere 343
Tiberia 347
Die Bäder 354
Sabbatraft 358
Ein Blatt aus der Chronik 363
Nach Nazaret 373
Im Kloster 378
Der Tabor 383
Betrachtung 388
Fra Joachimo 392
Die Ebene Jesreel 398
Ein Nachtlager 403
Sebaste 407
Nablus 412
Bei den Samaritanern 416
Auf dem Garizim 423
Der Ebal 427
Jakobs Brunnen und Josefs Grab 430
Legenden von Jussuf 434
Dschel Dschule 438
Jericho 443
Zum Jordan 454
Das todte Meer 458
Bethlehem 464
Hebron 468
Die Doppelhöhle Machpelah 474
Purim taka 475
Der Zehnte 476
Gotteserkenntniß 481
Auferstehung der Todten 482
Rachels Grab 485
Abschied vom Leser 489
Anhang . . . . . 491—516

Im Osten fingen weiße Streifen zu schimmern an, silberne Fransen am schwarzen mit Sternen besäeten Sargtuche der Nacht. Die Sterne erloschen einzeln, die weißen Streifen röteten sich und wurden immer breiter. Ein lang gestrecktes, welliges Gestade hob sich dunkel vom lichten Horizonte ab und ein purpurnes Funkeln ging über die Wellen der See.

Noch wenige Momente und es lag im vollen Sonnenglanze vor mir — Palästina!

Auf dem Verdecke wurde es lebendig, die Pilger aus dem Abendlande eilten zuerst hinauf und eine kleine christliche Gemeinde hob ein feierliches frommes Morgenlied zu singen an.

Der Schönfärber Benzion aus Přemisl, den wir bereits von der Fahrt nach Rhodus und Cypern kennen, stand demüthig betend, die Tephillen um Stirne und Arm gewunden und sprach weinend den Spruch, wenn Juden das gelobte Land erblicken:
„Wehe mir, deine heiligen Städte sind zur Wüste geworden."

Wir fuhren noch einige Stunden die Küste entlang, bis uns eine Anhöhe hinauf die uralte phönizische Stadt Joppe — was Anhöhe bedeutet — das heutige Jaffa, erschien. Aus grauweißem Stein gebaut, flache Dächer, hoch gekuppelte Moscheen, schlanke Minarete, grüne Gärten, da und dort eine Palme, oder das Banner einer europäischen Macht im Morgenwinde flatternd, so stellte sich uns die im Sonnenlichte funkelnde Stadt dar, mächtig, fremdartig, schön!

An diese Anhöhe war die plastisch schöne Gestalt der äthiopischen Königstochter Andromeda geschmiedet, um einem Seeungeheuer preisgegeben zu werden, bis sie der vom Siege über die Medusa auf dem Flügelrosse heimkehrende Perseus erblickte, befreite und unsterblich zu lieben begann. Er tödtete das Ungeheuer und wusch in einer Quelle nahe beim Meere von Joppe seine Hände vom Blute rein. Die Quelle fließt seitdem, wie der sich rot färbende Andonisfluß auf dem Libanon, rot. Die schöne bildende

Sage der Hellenen mußte eine natürliche Erſcheinung, daß der Quell von der rings verbreiteten roten Sanderde zuweilen rote Farbe annimmt, auch hier poetiſch zu verklären.

Die Anker wurden außerhalb des ſeit Urzeiten gefährlichen Hafens weit draußen geworfen. Aus ihm heraus, auf phöniziſchem, mit Götzendienern gefülltem Schiffe ſuchte der Prophet Jona dem Gebote des Herrn, nach Ninive zu gehen, zu entkommen, bis ihn der Haifiſch verſchlang und als zähe unverdauliche Atzung wieder ausſpie.

Flügelroß und Haifiſch! Der plaſtiſch ſchön empfindende Hellene und der die edle Plaſtik verachtende Jude!

Wir waren bald von Barken umſchwärmt und nicht mehr mir ſelbſt; vielmehr willenlos gemachte Menſchen, Waaren, welche die Barkenführer ans Land zu bringen hatten. Jeder von ihnen ſuchte einen Reiſenden mit ſeinem Gepäcke unter heftigem Schreien und Zanken zu entern. Einige Barken wurden von völlig nackten, kräftig edlen Jünglingsgeſtalten geführt und retteten die durch die unförmliche Haifiſch-Erinnerung verderbene Fantaſie.

Ein Jude aus Kaſchau, Herr Platner, der das Uhrmacher-Handwerk betreibt und eine gute, reinliche Herberge hält, war von Freunden angewieſen, mich zu empfangen und holte mich am Borde ab. Ich begab mich mit ihm und drei Deutſchen, die ich auf dem Schiffe kennen lernte, zu ihm. Um im Hafen beim Zollamte ans Land zu kommen, muß man ſich, unter dem lärmenden Tumulte all Derer, die ſich des Fremden bemächtigen wollen, von zwei Männern empor ziehen laſſen, was nicht ohne Gefahr ins Waſſer zu fallen möglich iſt. Zu einer hölzernen Treppe, die bequem oder doch wenigſtens ſicher empor führte, hat es die türkiſche Lokalbehörde noch nicht gebracht. Es wäre dies zwar nicht koſtſpielig, aber ordentlich, und Ordnung iſt nicht die Sache eines auch in den kleinſten Dingen anarchiſchen Staates.

Vier Piaſter: 20 Kreuzer genügten, um vier voraus geſandte große Kiſten uneröffnet und ſomit ununterſucht vom Zollamte

ausgefolgt zu erhalten; freilich war Muſſa, der bis an die Zähne bewaffnete Kawaß des öſterreichiſchen Conſulates mein Begleiter.

Auf dem Diwan der offenen Terraſſe der Herberge hingeſtreckt, vor mir das weithin rollende, blau wogende Meer mit ſeinen ſtarken weißen Brandungen, die den Hafen von Jaffa ſeit uralten Zeiten gefährlich machen, ruhte ich von der Seefahrt aus.

Bald kam der ehrwürdige Chacham der ſephardiſchen Gemeinde in Jaffa, Herr Juda Lewi aus Raguſa, um mich zu begrüßen und mir einen zum Judenthum übertretenen Chriſten, Herrn David — früher Peter — Klaſen, einen Feldbebauer aus Danzig, vorzuſtellen. Herr Klaſen iſt der Leiter des Gartenbaues auf dem um 50,000 Pfr. angekauften Beſitze Sir Moſes Monteflores und beſchäftigt zwanzig jüdiſche Arbeiter. Die Gärten ſind eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und weil den Arbeitern der täglich zweimalige Gang nach Jaffa zum Gottesdienſte zu viel Zeit rauben würde, richtete Herr Klaſen eine kleine Synagoge in einem Gartengebäude ein. Die Thorarollen brachte ihm ein jüdiſches Mädchen aus Jeruſalem als Morgengabe mit. So wurde Herr Klaſen der Begründer einer zweiten Gemeinde und Synagoge in Jaffa.

Seine Schweſter, ebenfalls zum Judenthume übertreten, heiratete in Jeruſalem einen Herr P. K., der ſpäter Proteſtant wurde, während ſie Jüdin blieb.

Der Chacham Lewi kam vor vierundzwanzig Jahren nach Jaffa als Kommiſſionär, um jüdiſchen Pilgern behülflich zu werden und fühlt ſich glücklich, hier der Stifter einer Gemeinde geworden zu ſein. Es leben jetzt 65 jüdiſche Familien — darunter nur drei aſchkenaſiſche — etwa 400 Seelen hier; ſie beſitzen eine Synagoge und eine Talmud Thora. Die Gemeindeauslagen belaufen ſich auf 4500 Pfr. jährlich, die durch freiwillige, wöchentliche Spenden hereingebracht werden.

Die Gemeinde iſt arm und bezieht nirgend her Almoſen. Ihre Mitglieder ſind Kaufleute, Krämer; Viele leben von ihrer

Hände Arbeit und als Lastträger, Schiffer, Boten u. dgl. Handwerker sind wenige unter ihnen: 4 Schuster, 3 Schneider, 1 Silberarbeiter, 1 Uhrmacher. Nur vier Gemeindemitglieder besitzen Häuser. Herr Lewi schilderte mir im Ganzen die Lage der Gemeinde als eine sehr traurige und meinte, wenn sie nur einen Lehrer bezahlen könnten, um ihre Kinder auch in andern Gegenständen als im Talmud, namentlich aber in der Landessprache unterrichten lassen zu können; wodurch sie erwerbfähiger würden. „Wie glücklich," schloß er, „sind unsere Brüder in Jerusalem; ihnen wendet sich alle Theilnahme zu. Bewohnen denn nicht auch wir das Land Israels?"

Um 3 Uhr Nachmittags war vor unserem Hause lebhafte Bewegung von Menschen und Thieren; ein Lärmen und Schreien und Zanken der Araber, als sollte jeden Augenblick ein Kampf mit Messern beginnen. Es war aber nur ein sich verständigen, ein besprechen in der landesüblichen temperamentvollen Weise. Endlich waren neun Pferde gesattelt — es hatten sich uns ein Engländer und ein Spanier angeschlossen — fünf Maulthiere mit unserem Gepäcke beladen. Um 4 Uhr stiegen wir zu Pferde, die Kawasse des österreichischen und preußischen Consulates ritten voran, wir folgten und drei Männer, die Besitzer der Thiere, liefen barfuß bald vor, bald hinter uns, wie eben ein Reiter, oder ein Thier ihrer bedurfte. Ein kleiner Esel lief mit und diente bald dem Einen, bald dem Andern mit seinem Rücken und sprengte ganz stattlich zuweilen der ganzen Karawane voran.

Wir ritten enge steinigte Straßen hinab, den Bazar durchschreitend, zum Stadtthor hinaus und gelangten bald durch lebhaft bewegte Gruppen voll fantastischer Gestalten, durch Kameelzüge und Heerden zu einem prächtigen in sarazenischem Stile erbauten weiß marmornen Brunnen. Straßen, die durch hausbohe undurchdringliche Kaktuswände gebildet sind, nahmen uns auf. Hinter den grünen, mit hochroten großen Blüten geschmückten Wänden standen Orangen und Zitronenbäume, fast brechend unter der Last der

grüngoldenen und rötlichen Früchte. Aus ihnen heraus ragten einzelne Palmen. Zypreſſen, Feigen-, Oel-, und Granatbäume und Weinranken ließen die Pflanzungen zur Rechten und Linken nicht wie Gärten, vielmehr wie Waldungen erſcheinen. Zwiſchen durch wirbelten unſere Pferde den rötlichen Sand als Staub auf, vom Himmel brannte unerträgliche Glut und eine ſchmale Wüſte durchſchreitend hatten wir zur linken und rechten Seite paradiſiſche waſſer-, duft- und glanzreiche Oaſen.

Eine leicht gewellte ſanft anſteigende Ebene nahm uns auf. Da und dort weißgelbes, für die Ernte reifes Getreide — es war der 27. Mai — einzelne Oelbäume, verfallene Häuſer, drei, vier Hügeln angebaute unanſehnliche Dörfer. Wir befanden uns in der meilenweiten Ebene von Saron. Vor uns, noch in blauer Ferne, im halben Kreiſe, das in mäßig hohen, runden Kuppen ſich erhebende Gebirge von Juda. „Der Schmuck Sarons" — „Die Roſe im Thal" — hatte abgeblüht, ich konnte nur die dornigen Sträucher ſehen. Ein hinjagender Fuchs, das einzige Thier, das wir erblickten, erinnerte an jenen humoriſtiſchen Streich Samſons, wie er „dreihundert Füchſe fing und Brände nahm und je einen Schwanz zum anderen kehrete und einen Brand je zwiſchen zween Schwänze that, ſie mit Feuer anzündete und unter das Korn der Philiſter ließ."

Ein moderner Held hätte jetzt vielmehr die Aufgabe, die Philiſter zwiſchen die Füchſe zu jagen und ihnen ihre klugen Behauſungen über den Köpfen anzuzünden; was uns ein treffliches Mittel ſchiene, Füchſe und Philiſter zu gleicher Zeit los zu werden.

Ramleh.

Das Franziskanerkloster. — Ein abgewiesener Jude. — Gestörte Nachtruhe. — Ein Mord. — Abreise.

Fernher kündigte sich vor uns Ramleh „die Sandige", durch ihren hohen schlanken Thurm an. Hinter uns sank die Sonne langsam als glühende Scheibe unter den Horizont; nur die Gipfel der Berge vor uns leuchteten noch in rot violettem Dufte und ohne hinüberzudämmern verwandelte sich der Tag plötzlich in Nacht.

Nach vierstündigem Ritte, — die müden Pferde waren durch keine Gewalt zu einem raschen Schritte zu bewegen, — machten wir vor dem Kloster der Franziskaner Halt. Auf dem Wege hatte sich ein Jude zu Pferde zu uns gesellt: Reb Jizchak, der als Kind mit seinen Eltern aus Ungarn in Jerusalem einwanderte, seinen Geburtsort nicht mehr kennt, und nur schwer sich in deutscher Sprache verständlich zu machen weiß. Im Kloster mit uns eingetreten und als Jude erkannt, wurde er auf unfreundliche Art hinausgewiesen. Die erste Regung war in mir, ihm zu folgen. Der Gedanke aber, keine Herberge zu haben, wenn es gut geht in einem offenen Chan unter unsicherem Gesindel, oder gar im Freien übernachten zu müssen, überwog mein beleidigtes Gefühl und ich blieb.

Im reinlichen Refektorium, Bänke und Tische entlang den Wänden wurde ein einfaches Nachtmahl von zwei Laienbrüdern in freundlichster Weise gereicht. Ich ließ mir an Wein, Brot und schwarzem Kaffe genügen. Ich war von der

Seefahrt angegriffen und hatte noch unwohl, ohne in Jaffa einen Biſſen zu eſſen, in heißer Sonne den ſonſt angenehmen Ritt, von mehreren Stunden gemacht. Noch am folgenden Tage wirkte das Unwohlſein nach und ich betrat in Wahrheit die heilige Stadt nach einem achtundvierzigſtündigen Faſten.

Nach der Mahlzeit wurden wir eine breite Treppe empor je zwei in geräumige Stuben geführt, wo uns die reinlichſten Betten aufnahmen.

Wir ſollten uns nicht lange der Ruhe erfreuen. Ein heftiger Lärm, ein Schreien und Heulen weckte uns nach Mitternacht; es wär als ob es ſich näher wälzte und die Mauern des Kloſters ſtürmen wollte.

Wir ſprangen erſchrocken auf, kleideten uns raſch an und langten Alle, faſt gleichzeitig, in der hochgewölbten, gegen einen kleinen Garten hin offenen Halle an. Die Mönche beruhigten uns, wiewohl ſie uns doch eine entſetzliche That, die eben geſchehen war, mittheilten: drei Beduinen brachen in die Tenne eines mohammedaniſchen Bauers und luden auf vier Kameele ſein eben eingeheimſtes Getreide. Als er ſich zur Wehre ſetzte, ſchoß ihn einer der Diebe nieder. Zwei Beduinen ergriffen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der dritte wurde gefangen genommen.

Die ganze Bevölkerung Ramlehs war aufgeſchreckt und ſchrie und wehklagte durch die nächtigen Straßen.

Ein Zufall eigenthümlicher Art ließ mich vierzig Tage ſpäter das blutig begonnene Drama in Ramleh zu Ende erleben. Ich werde davon zu erzählen haben.

Wir benützten den unſere Nachtruhe ſtörenden Zufall und hießen unſern Führer ſatteln, um die Morgenkühle zu genießen und zu früher Stunde unſere Sehnſucht nach Jeruſalem erfüllt zu ſehen.

Im Refektorium mit ſchwarzem Kaffee und Brot bewirtet, übergaben wir Jeder eine freiwillige Spende von ſechs Francs fürs Kloſter und nahmen von den Mönchen, die ſehr bedauerten, wegen Mangels an Vorrat, uns weder Speiſe noch Wein mitgeben zu können, herzlichen Abſchied.

Im Hofraume war wieder lebendiges Treiben und Drängen. Eine brennende Fackel beleuchtete unſere Pferde, die geſattelt, die Maulthiere, die beladen wurden; all das wieder unter heftigem, übrigens völlig unbedenklichem Schreien und Zanken unſerer Führer und Begleiter. Ueber den bewegten Gruppen ragte eine ruhig hohe Palme und bewegte kaum im Nachthauche ihre Blätter. Um halb vier Uhr des Morgens war die Karawane zum Aufbruche bereit. Wir ritten durch enge ungepflaſterte Straßen, die Häuſer waren wieder ſtumm geworden, über ihnen da und dort eine Palme, eine Zipreſſe im Mondlicht glänzend. Alles in unſicheren Umriſſen ſchweigend, bald im Lichte, bald im Schatten zitternd. Die Sterne, die größer als im Abendlande erſchienen, flackerten, was hier keinen Regen verkündet und in den Lüften fing ein Lerchenjubel zu ſchmettern an. Der Himmel war leicht wolkig und zeigte uns die Pracht des Sonnenaufganges nicht; es wehte ein friſcher Hauch und ſelbſt bei voller Tageshelle blieb es nur angenehm warm. Wir hatten bis Jeruſalem von keiner Hitze zu leiden.

Jeruſalem.

Der Weg. — Adler und Eidechſen. — Ein Schech. — Kiriat Jearim. — Anblick der h. Stadt. — Ein Ueberfall. — Krie ſchneiden.

Das Land, das den Anblick einer von der Sonne verbrannten Hutweide gewährte, fing nun immer mehr an hügelig zu werden. Die Straße, wenn ein ſeit Urzeiten nicht gebauter Weg ſo genannt werden kann, wurde ſteinigt und den Pferden beſchwerlich.

Nach drei Stunden waren wir in den Bergen. Auf den erſten Anhöhen zur Linken lag das Dorf Kubak. Wir ritten, zur Rechten und Linken hohe Felſen, durch enge ſteinigte ſchmal zuſammengedrückte Thäler. An die halsbrecheriſchen Ritte auf dem Libanon gewöhnt, erſchien mir dieſer von Pilgern verrufene Weg völlig ungefährlich und meine Gefährten konnten nicht begreifen, wie ich, zuweilen mein Pferd heiter in Galopp ſetzte und über den felſigen Weg ſchmetternd hinſprengte. Ebenſo erſchien mir, der ich bereits Wüſtenland geſehen hatte, die Landſchaft nicht ſo kahl und nackt. Ueberall ragten einzelne, bald in Gruppen bald einzeln, uralte Oliven- und Johannesbrotbäume empor und Felſenritze und Spalte durch, drängte ſich grünendes Geſträuch. Am Anfang des Wadi Aly begrüßten wir das Dorf Latrun.

Wir waren bereits an zwei Quellen vorüber gekommen und hielten an einer dritten Raſt. Wir lagerten unter uralten Bäumen. Ein Adler flog von einer Felſenkuppe hoch auf und über die grau grünen umliegenden Felsblöcke blitzte aufgeſchreckt zuweilen eine Eidechſe an uns vorüber, zwei Spannen lang.

Während wir lagerten ritt ein ſchön bewaffneter Schech, mit fünf Begleitern durch Felſen hervor und an uns vorüber. Die maleriſch gekleideten Reiter wurden von kleinen, ſchlanken feurigen Pferden getragen. Ich grüßte den Schech, worauf er auffallend ehrerbietig

dankte. Muſſa, der Kawaß, ſagte mir: „Das habt ihr gut gemacht, Herr! Er hält euch für einen wichtigen Mann, weil ihr ihn zuerſt gegrüßt habt.“

Wir brachen nach einer halbſtündigen Raſt auf und erreichten durch dichte Olivenbäume-Pflanzungen immer mehr empor zwiſchen Felſen und Bergen reitend Kurjet el-Enab, „die Stadt der Weintrauben.“ Eine mäßige Anhöhe baut ſie ſich von der Kante derſelben herab bis ins Thal mit weißen ſteinernen Häuſern, mit einer Moſchee, einer verfallenen, einſt größten Kirche in Paläſtina, von Wein, Feigen und Olivenpflanzungen umgeben, die ſich auch jenſeits der Thalhöhe einen Abhang empor ziehen und dem ganzen Bilde ein bewegtes friſches Anſehen geben. Die Mönchsüberlieferung will in dieſer Stadt das alte Anathot des Propheten Jeremias erkennen, neuere geiſtvolle Forſchung aber Kiriat Jearim, die „Stadt der Wälder“ dahin die Leute von Bethſemes die Bundeslade gebracht haben. Jetzt hauſet die Familie Abu Ghoſch hier, deren Häuptling noch vor wenigen Jahren jedem Reiſenden einen Tribut abverlangte.

An dem üppig angepflanzten Dorfe Kulonieh vorüber durch das Terebintenthal, ſahen wir zur Linken das Dorf Liſta und im Hintergrunde auf einem kegelförmigen Berge das Grab des Propheten Samuel.

Der Weg fing jetzt an beſchwerlicher zu werden, die Berge kahler und endlich war kein Baum, kein Grashalm ſichtbar. Wir wußten uns Jeruſalem nahe und die Unruhe es zu erblicken ließ den Weg noch länger und beſchwerlicher erſcheinen. Ich ſpornte mein Pferd einen Bergrücken hinan, da erhob ſich wieder ein zweiter, eben ſo traurig und kahl. Und ſo einigemal. Endlich that ſich zur Rechten eine Thalkluft auf und drin lag das Kloſter des Kreuzes, das auf der Stelle hingebaut iſt, wo der Stamm zum Kreuze an dem Chriſtus gerichtet worden iſt, genommen worden ſein ſoll.

Auf einer Bergebene angelangt, begegnete uns ein mohammedaniſch gekleideter alter Mann, er ging hinter einem Eſel her, auf dem ein junges Weib in blauem weiten Gewande ritt; ſie

verhüllte ihr Angeſicht, als wir näher kamen. Der Alte ſprach den arabiſchen Gruß: „Maruh haba.“

Muſſa war einige hundert Schritte vorangeſprengt und die Rechte ausſtreckend rief er mir zurückgewendet zu:

„El Kods!“ ſo heißt Jeruſalem arabiſch.

Ich ſetzte mein Pferd in raſchen Gang und ſah vor mir — Jeruſalem.

Der Himmel war grau gewölkt und die Stadt ſelbſt mit ihren Kuppeln und Minareten, Häuſern und Ruinen, umgeben von einer hohen phantaſtiſch gezackten Mauer, lag in einem matten Bleiglanze. Sie ſelbſt ſchien mir ein altergrauer Pilgrim, der hierher kam und hinſank um zu ſterben und vom Schmerz verſteint worden iſt, wie jene Mutter, nachdem ihr der Zorn des Gottes die Kinder getödtet hatte.

Dies alſo iſt die Stadt des Helden, des Dichters, des Königs. Dies iſt die Tempelſtadt des weiſen, des Menſchen und Geiſter beherrſchenden Salomo. Von hier leuchtete eine Centralſonne der Geiſter: der Glaube an nur einen, ungetheilten Gott der Welt, über die ganze Erde hin und machte dieſe kleine Stadt zur Weltſtadt, zu der man wenn man ſie erreichen will, nach den Worten der Schrift: „hinaufziehen“ muß. Sie zog die Geiſter hinauf, wie die Sonne die Milliarden Thautropfen, in denen ſie ſich in allen Farbenbrechungen ſpiegelt.

Ich hielt den Zügel meines Pferdes ſtramm, damit es ſich nicht bewege und mich nicht ſtöre. An meinem innern Auge gingen die Thaten und Geſtalten alter Jahrhunderte vorüber. In mir ſprach es: Gräber auf Gräbern in Gräbern! Ich war tief gerührt und mich im Sattel vor der Stadt Jehovas beugend, fielen Thränen in die Mähnen meines Pferdes. Ich hörte meine Reiſegefährten hinter mir herkommen, die von den Pferden geſtiegen waren, um die Stadt zu Fuße pilgernd zu betreten und gab, um von ihnen in meinen Gedanken nicht geſtört zu werden, dem Pferde die Sporen und ritt allein die Höhe hinab.

Reb Izchak, der ſich uns vor Ramleh geſellt hatte und den wir von den Kloſtergeiſtlichen abgewieſen ſahen, war ſchon früher

unſerer Karawane vorangeeilt, um wie ich ſpäter erfuhr meine längſt angekündigte Ankunft zu melden. Ich ſelbſt war jetzt dem Zuge einige Hundert Schritte voraus und ſchon den Mauern der Stadt nahe. Da trat ein Mann, den ich früher nicht bemerkt hatte, plötzlich an mich heran, faßte mit ſeiner Linken den Kragen meines Oberkleides, während die Rechte ein langes blankes Meſſer ſchwang.

Meine Gedankenverſunkenheit, aus der ich durch die plötzliche Erſcheinung und ihren ſtummen Angriff emporgeriſſen wurde, wich einem unſagbaren Entſetzen und als ich faſt automatiſch die Piſtole aus dem Halfter zog, — jedenfalls konnte der Angreifende mir mit ſeiner Waffe zuvorkommen — ließ der Mann raſch von meinem Kleide ab, beide Arme ſinken, und ſchrie bis in die Lippen erblaſſend: „Schema Israel! Was wollen Sie vollbringen?“ Alles dieß war kaum in einer Minute geſchehen und den Glaubensgenoſſen erkennend, mußte ich, der ich eben noch ſelbſt blaß vor Schreck ſein mochte, laut auflachen. Er aber erklärte mir, daß jeder jüdiſche Pilger, ehe er die Stadt betrete, in Trauer über ihre Zerſtörung, wie um einen blutverwandten Todten ſein Kleid zerreißen müſſe. So ließ ich mir denn von Herrn Moſche Kural, der von dieſem Geſchäfte ein ſpärliches Einkommen hat, eine „Krie ſchneiden“, d. h. das Kleid zerreißen, während ich ihm den üblichen Spruch nachſagte: „Zion iſt zur Wüſte geworden, es liegt zerſtört.“

Darauf ritt ich durch das Jaffathor in das mir gaſtlich aufgethane Haus des Directors, des Sir Monteſior'ſchen ärztlichen „Dispenſatory“ Herrn Dr. Fraenkel.

Vom langen Ritte und der Sonnenglut fieberhaft aufgeregt, begab ich mich zur Ruhe bis zur Abendkühle, während welcher Zeit mich der kaiſerlich öſterreichiſche Conſul durch ſeinen Dragoman begrüßen ließ, mich die Vorſteher der ſephardiſchen und der deutſch-holländiſchen Gemeinde willkommen hießen, und die Rabbiner der Gemeinde „Chaſſiden“ ſchriftlich anfragten, zu welcher Stunde ſie ſich mir vorſtellen könnten.

Der öſterreichiſche Conſul.

Erſter Gang. — Das Conſulatsgebäude. — Rot-weißes Banner. — Gräfin Pizzamano. — Emilia. — Perſiſche Schache. — Münzenſammlung.

Der erſte Gang in Jeruſalem führte mich durch den buntfantaſtiſchen lebhaften Bazar, durch enge, meiſt abwärts führende, ungepflaſterte Gaſſen, die, jemehr ſie ſich vom Bazar entfernen, immer einſamer und ſtiller werden. Zwiſchen hohen und ſteinernen Häuſern mit kleinen verſchloſſenen Thüren mit engen Holzgittern in den glasloſen Fenſterräumen, dann unter Wölbungen hin, über Schutthaufen, da und dort über Aeſer von Katzen, Hunden und ſogar über eine den Querraum einer Gaſſe völlig verſperrende Kameelleiche, fühlte ich mich in den lebhafteſten und ſchmerzlichſten Widerſpruch mit all' den Gefühlen und Gedanken verſetzt, welche ein Pilger in die heilige Stadt mitbringt. Selten nur begegnete ich einem Reiter, oder einer, um es richtiger zu bezeichnen, vermummten, nicht verſchleierten Frau, einem weiß beturbanten Moslim, einem ſchwarzen Sklaven, oder polniſch gekleideten Juden. Man ſchreitet, und der Gedanke in der von der Peſt oft heimgeſuchten liegt nicht fern, wie durch eine Stadt, in der ſie eben gewüthet und einen großen Theil der Bevölkerung hingerafft hat. Vom Himmel herab zittert ein weißblaues heißes Glutmeer und immer wieder ſagt ſich der Wanderer wie erſtaunt darüber: Du biſt in Jeruſalem!

Endlich aus Wölbungen hervor erblickte ich zur Rechten ein überkuppeltes, halbverfallenes Bad und eine Straße, die an seiner Seite mäßig aufwärts führt, von welcher mein Begleiter berichtete, daß sie die Via dolorosa sei. Zur Linken stehen verfallende Häuser und dem Voranschreitenden schaut das phantastisch überzinkte, hochgewölbte Damaskusthor entgegen. Hart an demselben führt ein schmaler Staubweg einen Schuttberg empor, zu dessen Linken sich die schöne sarazenisch gebaute Stadtmauer hinaufzieht, während man rechts jenseit der Leidensstraße thurmhohe Zypressen und zwei Palmenbäume aufragen sieht, die auf dem Berge Moria wurzeln und ihre Schatten über den Opfer heiligen Raum des Tempelplatzes werfen.

Vor mir auf einem kleinen Plateau, von dem zierliche Steinstufen hinauf geleiten, stand, den Schuttberg krönend, das österreichische Consulatsgebäude. Zu beiden Seiten der Treppe ein jung angelegter Garten, in welchem unter Blumen aller Art, Granatbäume ihre blutroten Blüten wiegten. An der verschlossenen Pforte angelangt, drehte ich ihr den Rücken und sah zu meinen Füßen tief und einen entgegengesetzten Berg empor, die kuppelreiche, im Sonnenglanze grauweiß funkelnde Stadt.

Ein Zug an der Schelle der Pforte und sie wurde von einem bewaffneten Diener aufgethan. Auf einem terrassirten Hofraume spielten hinter einem hölzernen Gitter zwei Gazellen; über einer Zisterne glänzte der kaiserliche österreichische Adler. Eine hölzerne, von Blumen eingefaßte Treppe führte mich in einen mit türkisch bunten Teppichen belegten Salon, wo mich, da der Consul momentan nicht anwesend war, seine liebenswürdige Gattin empfing, an ihrer Hand ein dreijähriges Mädchen, das mich aus großen märchenhaften schwarzen Augen anschaute und arabisch grüßte.

In einiger Entfernung stand malerisch gekleidet eine Bethlehemitin, die Aja der kleinen Emilia.

Ich kannte die Gräfin Pizzamano von Wien her, wo sie in geistiggeselligen Kreisen durch anmuthende Schönheit und liebenswürdigen Geist sonnenhaft wirkte.

Graf Pizzamano, aus einer altpatrizischen, später in vier Zweige getheilten Familie Venedigs stammend, wohin sie aus Böhmen eingewandert war, und deren Paläste noch jetzt verschiedene Plätze der Dogenstadt zieren, trat bald ein. Eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge heiter wohlwollend, begrüßte er mich herzlich in deutscher Sprache, die er zuweilen mit italienischem Akzente betont. Seit acht Jahren in Jerusalem, war Oesterreich vor seiner Sendung dahin in der heiligen Stadt nicht vertreten und seiner maßvollen Energie ist es zu danken, daß nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder seit dem Jahre 1855 das Banner Oesterreichs in Jerusalem aufgehißt wurde. Das weiß-rote Wappen, welches der „glorreiche" Herzog Leopold von Oesterreich zum Andenken an seine bei der Erstürmung von Ptolomäus bewiesene Tapferkeit gestiftet hat.

Die Consuln von Frankreich, Spanien, England, Preußen und Nordamerika folgten später dem Beispiele Oesterreichs. Eine andere Macht ist in Jerusalem nicht vertreten.

Graf Pizzamano ist ein fleißiger Sammler. In einer in gothischem Stile gebauten gemalten Erkerstube zieren vierzig Portraite persischer Schache die fantastisch gezierten Wände. Abgesehen von der Portraitähnlichkeit sind sie in kunsthistorischer Beziehung durch die originelle Pracht der Kostüme kostbar und ein merkwürdiger Besitz. Die Münzensammlung beschränkt sich zwar nur auf alt jüdische, seleuzidische und sirische Münzen, dürfte aber in Exemplaren von Gold, Silber und Kupfer eine der vollständigsten sein. Lampen, Basreliefs, Säulenknäufe, Ringe, Spangen und was an dergleichen in Palästina und Sirien häufiger gefunden wird, gewähren ein interessantes Studium, wie sie zugleich für den, dem Italiäner innewohnenden Kunst- und historischen Sinn auch hier ein erfreuliches Zeugniß geben und wohl eine nähere kritische Beschreibung verdienen würden.

Wir besprachen einiges, das sich auf meine Sendung bezog, wobei ich gleich nach der ersten Stunde den bei späteren Anlässen sich immer mehr darstellenden praktisch klaren Geist des Grafen

kennen, vor Allem aber die jedem Bureaukratismus fern abgewandte heitere ruhige Weiſe bewundern lernte, mit dem er die wichtigſten Geſchäfte wie ſpielend, ohne jede leidenſchaftliche Regung, mit ruhigem Ernſt abthut. Eine Eigenſchaft, die dem Orientalen gegenüber von beſter Wirkung iſt.

Wir ſchieden in herzlicher Weiſe, nicht ohne Bedauern der Hausfrau, daß ich, um meinen Glaubensgenoſſen kein Aergerniß zu geben, jede Einladung zu Tiſche ablehnen mußte.

Der Chacham Baſchi.

Patriarchaliſche Erſcheinung. — Sehnſucht nach Meſchiach. — Muſik klingt weit. — Gegenbeſuch. — Stöcke am Sabbat. — Süße Kuchen.

Ich verfügte mich hierauf zum Oberrabbiner Herrn Chajim Riſſim Abulafia von Jeruſalem.

Vor Jahren ſtellte die türkiſche Regierung, die den Chacham Baſchi als einen von ihr beſtättigten Würdenträger ehrt, eine doppelte Ehrenwache vor das Haus, die vor einem Dezennium der Koſten wegen dankbar abgelehnt wurde. Ich ſtieg eine ſchmale ſteinerne Treppe empor, trat über eine offene Terraſſe, wo zwei Frauen raſch ihr Antlitz verhüllten und wurde in einen geräumigen Saal geführt, der nach orientaliſcher Sitte ringsum mit niedrigen Divanen umgeben war. Auf einem derſelben ſaß der mehr als achtzigjährige Greis. Das Haupt, von einem blaugrauen Turban umwunden, ließ die Haare nicht ſehen, ein langer weißer Bart fiel auf einen weißwollenen weiten Talar. Er ließ ſich von zwei Dienern emporheben, um mich zu begrüßen. Eine ehrwürdige patriarchaliſche Geſtalt. Er legte die rechte Hand an Bruſt und Stirne und winkte mich neben ſich zum Sitzen.

„Verzeihe“ begann er in ſpaniſcher Sprache, „daß wir Dir nicht vor das Thor der Stadt entgegen gezogen ſind.“

Es wäre beſchämend für mich geweſen, wenn Du, der ehr-

würdige Greis, mir, dem jüngeren Manne entgegen gekommen wäreſt.

„Wenn Opfernde nach Jeruſalem kamen, ging ihnen der Hoheprieſter immer entgegen. Und Du bringſt ein Opfer.“

Nicht ich, eine edle Frau.

„Biſt Du nicht ſoweit gereiſet?“

Eine Sehnſucht meines Lebens iſt erfüllt, Jeruſalem zu ſehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt Dir nebſt dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Paſſafeier betend ſchließen: „Leſchono habo be Jeruſchalaim“.

„Du haſt Grund dich zu freuen! dir wird mehr Heil, als Moſes, unſerem Lehrer. Er durfte das verheißene Land nur von fern ſehen. Du haſt es betreten. Wir aber, die wir hier geboren ſind, warten ſehnſuchtsvoll traurig auf den Meſchiach.“

Mit der grüßenden Handbewegung an Bruſt und Stirne, reichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe. Mittlerweile hatten einige Rabbiner in orientaliſcher Tracht, um dem Herrn des Hauſes durch ihre Gegenwart den Gaſt ehren zu helfen, ſich verſammelt und Platz genommen. Zwei Diener reichten Tſchibuk und Kaffe und auf ſilberner Taſſe eingemachte ſüße Früchte und Limonade dar. Nicht ohne früher das kurze, bevor man Speiſe oder Trank genießt, übliche Gebet geſprochen und, gegen den Hausherrn mich neigend, die Hand an Bruſt und Stirne gelegt zu haben, genoß ich des Dargereichten.

Der Chacham Baſchi hatte unterdeſſen, ſelbſt aus einem Tſchibuk rauchend, die Briefe aufmerkſam geleſen, und richtete wieder das Wort an mich:

„Dieſe Briefe freuen mich; ſie ſind aber nicht nötig. Wer ein gutes Werk thut, iſt empfohlen genug.“

Gott vielleicht, aber noch nicht den Menſchen. Du kennſt mich nicht und darum ſchienen ſie mir nötig.

„Du biſt ein trefflicher Mann, hätte man ſonſt gerade Dich gewählt? Wir ſind Alle Sklaven Gottes.“

Lies mein „Kol mebaſſer“ und gib mir dann Deinen Rath; ich will ohne dieſen in der heiligen Stadt nichts unternehmen.

Vielleicht iſt Manches, wenn auch gut gemeint, nicht landesüblich.

„Es iſt alles gut; ich habe ſchon früher davon gehört! Ich bin alt, aber was ich thun kann, Dich zu unterſtützen, werde ich thun.“

Dein Anſehen iſt alt und ehrwürdig aber Dein Geiſt iſt jung.

„Das iſt die Gnade Gottes.“

Ich freue mich, zu Dir gekommen zu ſein, Dein Name iſt bekannt, wie im Morgen- ſo im Abendlande.

„Muſik klingt weit.“

Erlaube mir, daß ich wieder zu Dir komme.

„Komme zu mir, ich will Dich unterſtützen. Ich kann es um ſo mehr, als“ — anſpielend auf die anweſenden Rabbiner, „das Geſchlecht der Tanaim und Amoraim noch nicht ausgeſtorben iſt.“

Ich ſchied, nicht ohne die Hand, wie ſchon beim Kommen, an die Meſuſa der Thürpfoſte und an die Lippen zu legen, welche fromme Sitte in Jeruſalem durchweg geübt wird.

Zwei Tage darauf erwiederte mir der Chacham Baſchi, umgeben von ſeinem ehrwürdigen Besdin, Rabbiner-Kollegium, unter Vortritt ſeiner Diener, feierlich den Beſuch, wobei es mir auffiel, daß Alle, da es doch Sabbat war, ſogenannte ſpaniſche, mit Silber beſchlagene Stöcke trugen, während die deutſchen Juden es für Sünde halten, ſich am Sabbat eines Stockes zu bedienen. Vor ſeiner Ankunft hatte der Chacham Baſchi mir, „damit mir die Ankunft in der heiligen Stadt wohlſchmeckend ſei“ ſüße Kuchen geſendet.

Besuchende.

Vorsteher der Chassidim. — Oesterreichisches Geld an Russen vertheilt. — Synagogenbau. — Ein jüdischer Dichter. — Ein Mann aus Kremsier. — Widerwille gegen Ackerbau. — Anklage der Rabbiner. — Zorn gegen jüdische Wohlthäter. — Ein Tischlermeister.

Bald nach diesem Besuche begrüßten mich die Vorsteher der Gemeinde „Chassidim", an ihrer Spitze Herr Nissim Back aus Galizien, der die einzige, leider feiernde hebräische Buchdruckerei in Jerusalem, die ihm Sir Montefiore einrichtete, besitzt.

Die Herren boten mir, unter bedauernder Darstellung, wie es in Jerusalem an Lehranstalten fehle, und wie sie den Gedanken an die Gründung einer solchen segnen, ihre Dienste aufs freundlichste an. Sie eröffneten mir dann ihr schmerzliches Anliegen, wie sie seit Jahren ohne ergiebigen Erfolg Geld sammeln, um eine Synagoge zu bauen, zu der sie den Grund bereits angekauft. Als ich sie auf den Curator in Wien verwies, dessen einzige Obliegenheit es sei, Almosen für das heilige Land einzusenden, lehnten sie denselben mit der Bemerkung ab, daß er das in Oesterreich gesammelte Geld, mit Ausschließung der gebornen Oesterreicher, einzig und allein den nur Schutz befohlenen Russen der Gemeinde „Peruschim" zuwende. Der österreichische Consul bestättigte mir die Thatsache. Die Herren sendeten mir später einen begeisternden von dem Consul mit unterzeichneten Aufruf an alle Glaubensgenossen zu, mit der schriftlichen Bitte: im Abendlande denselben zu verbreiten, um durch fromme Spenden zu ihrem andächtigen Ziele zu gelangen.

Brief und Aufruf sind diesen Blättern angehängt; möge der Letztere vom segenreichsten Erfolge begleitet sein!

Ich wurde am folgenden Morgen noch durch einige Besuche ausgezeichnet, die mir, wenn auch vorerst einen flüchtigen, doch charakteristischen Schattenriß von Personen und Zuständen in Jerusalem boten.

Ich saß in einer mit hochgewölbter Kuppel gedeckten Stube, wie sie alle in Jerusalem sind und hatte durch zwei in ein enges Gäßchen führende Fenster einen freien Ausblick über einen Theil der Stadt, auf den Oelberg und den jüdischen Begräbnißplatz im Thale Josafat. Ein mit schöner Bernsteinspitze versehener Tschibuk, der dem Erwachenden am Morgen noch vor dem Frühstück gereicht wird, war mit Tombak, dem gelben Tabak aus Persien gefüllt, und wirbelte blaue süßduftende Wolken empor.

Die funfzehnjährige Magd des Hauses, eine verheiratete spanische Jüdin Chanula, mit einem still anmutigen Gesichtsausdrucke, den Kopf mit einem Turban umwunden, die Brüste völlig frei, während die ganze Gestalt keusch verhüllt war, brachte das Frühstück. Jede Stube hat eine kleine flache Erhöhung, etwa eine einen Schuh hohe mit Teppichen bedeckte Bühne, auf der sich die Divane befinden. Vor dieser Erhöhung legte Chanula nach orientalischer Sitte ehrerbietig die Pantoffel ab, und mit bloßen Füßen sich nähernd, grüßte sie, die Rechte an Herz, Stirne und Mund legend. Sie stellte das Frühmahl auf den Tisch: Schwarzer Kaffe und Ziegenmilch, weißes Brot, von der Hitze flüssige Butter und Honig. Ich befand mich denn in Wahrheit im Lande, wo Milch und Honig fließt.

Ich ahnte nicht daß der Erste der mich besuchte, ein Genosse der Unsterblichen, ein Epigone der Prosoten-Sängerschulen, ein Sangesbruder des königlichen Harfenschlägers, ein — Dichter sei.

Es trat ein kleiner bleich und kränklich aussehender Mann, dessen Augen rot umrändert, asketisch glanzlos schienen, zu mir

herein. Zu beiden Seiten des mit einem schmutzig vergriffenen Sammtkäppchen bedeckten Hauptes schlängelten sich „Peies“ die polnisch historischen, unausgekämmten langen Haarbüschel. Der seidene Talar, die sogenannte „Schubeze“ ließ kaum einen längst verloschenen Glanz vermuten, und die vor der Estrade abgelegten Pantoffel schienen allen Gräberstaub des Thales Josafat seit vielen Jahren auf ihr durchlöchertes Haupt gestreut zu haben. Herr Jakob Sapir aus Wilna redete mich nach einem stummen Handreichen, ohne alle Einleitung also an:

„Hier ist alles Staub. Nach der Zerstörung blüht es überall auf der Erde, aus den Ruinen wieder auf; hier aber grünt nichts und blüht nichts, und doch reift eine bitter schmeckende Frucht hier: der Schmerz, daß Jeruschalaim untergangen ist. Erwarte Dir keine Freude hier, nicht von den Menschen, nicht von den Bergen!“

Ich freue mich Dich kennen zu lernen; ich habe schon in Wien von Dir vernommen, daß Du durch die Ruinen der heiligen Stadt wandelst und die Lichter Deines Liedes leuchten lässest.

„Die Schatten, die Schatten! sage. Aber ich staune, daß man in der trefenen Stadt Wien von einem jüdischen, armen Sänger in Jeruschalaim redet. Es gibt ja keine Wunder mehr!“

Hast Du Deine Gedichte gesammelt?

„Sammelt man dürre Blätter? Ich schenke wenn ein Lied fertig ist, es meinen Freunden und so fliegt es weiter; oder ich verbrenne es, und manches geht verloren. Was darf Dauer haben, wenn Jeruschalaim zu Grunde gegangen ist.“

Bringe mir ein Lied.

„Wenn mirs Gott beschert.“

Schreibe ein Klagelied auf Zion, und zeige Dich würdig des Don Jehuda Halewi, des großen Dichters.

„Wer ist groß nach David dem Könige?“

Sapir kam als zehnjähriger Knabe aus Rußland nach Jerusalem, wo er seit dem Einvierteljahrhundert lebt; er ist Schriftführer der Gemeinde „Peruschim“ mit einem Gehalte von 1000 Piastern d. i. 100 fl. C.-Mze. Nach einigen Tagen brachte er

mir ein Gedicht, das dieſen Blättern angefügt iſt. Seine Schweſter iſt an einen Oeſterreicher, Moſes Baumgartner aus Kremſier in Mähren verheiratet, welcher der einzige Repräſentant des genannten öſterreichiſchen Kronlandes in der heiligen Stadt iſt. Er trat eben auch, bleich und kränklich ausſehend, mit ſeinem ſchönen, hellblonden, ſchwarzäugigen Knaben ein, um mich zu fragen, ob ihm ſein Verwandter Herr E. B. aus Wien nichts ſagen laſſe? Dies ſchien wohl zu heißen, ob er ihm keine Unterſtützung ſchicke. — Er lebt ſeit zwei Jahren arm in Jeruſalem und gehört zu den Fanatikern. Er begegnete mir ſpäter noch oft ohne mich eines Grußes zu würdigen. Und zwar nach hier üblicher Anſchauung mit Recht, denn ich hatte ihm kein Geld zu geben.

Ein hagerer Mann, mit unſtättem Blicke und erſchreckend ſemitiſcher Haſt trat jetzt ein, und kündigte ſich mir als Zeitungskorreſpondenten aus der heiligen Stadt an. Herr M. S. iſt aus einer kleinen Stadt in Mitteldeutſchland gebürtig. Um ſeinen ſeinen Geſchmack, oder ſeine Frömmigkeit zu beurkunden, ſteckte er ſich in eine polniſche Schubeze und ließ ſich lange Schläfen-Haarbüſchel wachſen. Nach talmudiſchen Studien hörte er mediziniſche Vorleſungen in München und Wien. In letzterer Stadt, wie er mir mittheilte, gab er ſich vor zwanzig Jahren vergebens Mühe, für Ackerbautreibende in Paläſtina Simpatien und Unterſtützung zu finden. Kaum hatte Ibrahim Paſchas Gewaltherrſchaft Ordnung und Geſetz einzuführen begonnen, mußte er wieder Sirien räumen, und ſo war für einen geſicherten Zuſtand im Lande weiter keine Hoffnung.

„Und warum," meinte mein Gaſt, „ſoll der Jude im Schweiße ſeines Angeſichtes das Feld hier bebauen, wenn zur Zeit der Ernte der Beduine gewaltſam und ſtraflos auf Kameelen einheimſt, was er nicht geſäet, wo er nicht gepflügt hat? Aber auch die Rabbiner ſind gegen den Ackerbau, wiewohl aus einem andern Grunde: ſie fürchten, wenn Ackerbau getrieben würde, könnte

man von Europa her, ſtatt Almoſen zu ſchicken, auf den Gedanken kommen, Grund und Boden anzukaufen, wodurch ihnen, da ſie nur fromm und nicht arbeitſam ſein wollen, ein jetzt mühelos zufliegendes Geld entzogen würde. Aus gleichem Grunde ſträubten ſie ſich, als von Sir Moſes Monteſiore eine Suppen-Anſtalt gegründet werden ſollte, mit der vertraulich unter einander gethanen Aeußerung: Da werden die Armen hinlaufen und eſſen, und wir werden weniger Geld bekommen. Und haben wir Schulen? In der heiligen Stadt gibt es keine! In einzelnen elenden Stuben können Sie die „Chedorim" der verkommenſten Gemeinden in Galizien und unwiſſende Lehrer finden. Und für dieſen Ruin meiner eigenen Kinder muß ich armer Mann noch zahlen! Warum ſorgen die Rabbiner nicht für Schulen, warum ſchießen die Wohlhabenden nicht Geld zuſammen? In Jeruſchalaim nicht einmal eine Talmud Thora! In Jeruſchalaim! Schreit das nicht zu Gott?"

Ich freute mich ſolche Geſinnungen zu vernehmen, war ich ja gekommen, eine Lehranſtalt daſelbſt zu begründen. „Warum" fragte ich meinen Gaſt, „unterrichten Sie aber Ihre Kinder nicht ſelbſt?"

Ich bin zu haſtig, zu zornig, ich kann nicht Lehrer meiner eigenen Kinder ſein!

„Lehren Sie fremde Kinder. Nehmen Sie denn lieber Almoſen, ſtatt wie Sie könnten, Ihr Brot zu erwerben?"

Wenn ſie von Chuze lorez — d. i. von Außen her — die Narren ſind und Geld ſchicken, ſoll ich der Narr ſein und es nicht nehmen? Jeruſchalaim iſt leider eine Oremiklot, die Zufluchtsſtätte allen Pöbels und das Schreien der Armen iſt ein ohnmächtig fruchtloſes, und uns kann nur eine Revolution gegen die Rabbiner helfen. Aber jeder fürchtet, bei der nächſten Geldvertheilung weniger zu bekommen, wenn er ein Wort redet, und ſo bleibt es beim alten Elend, bei der ewigen Not! Und was haben endlich die Herren — er nannte zwei glänzende, um die heilige Stadt hochverdiente Männer — hier gewirkt? Sie haben die Rabbiner, die Wohlhabenden eingeladen, und ſich mit ihnen beſprochen. Den Armen, ſtatt ſie zu hören, haben ſie Geld

hingeworfen, wie Brotbiſſen den Hunden — die Rede des Mannes wurde immer heftiger — der Eine iſt wie ein Abortus, und der Andere wie ein Hund von hier abgegangen.

Mir empörte ſich das Herz und ich rief ihm zornig entgegen: „Jetzt ſagen Sie mir aber, wie Sie mich nennen werden, wenn ich dieſe Stadt verlaſſen habe, wenn Sie Männer die ſo geiſtig, ſo edel, ſo aufopfernd, ſo großmütig ſind, von Ihnen mit ſolchen Reden angeſpieen zu werden?“

Wir ſind die Armen! Armut empört das Herz und Empörung iſt rückſichtslos und undankbar Und doch iſt hier — er rief es zähneknirſchend — und doch iſt hier Jeruſchalaim! Jeruſchalaim! hier iſt Zion! hier iſt Gott!

Ich hörte ſpäter, daß dieſer Mann in Jeruſalem, ſelbſt unter den Frommen für exaltirt gehalten werde; übrigens iſt er der Schwiegerſohn des reichſten Oeſterreichers in Jeruſalem, des Herrn Zadok Levi aus Galizien, der in der heiligen Stadt drei Häuſer beſitzt und ſcherzweiſe der jeruſalemitaniſche Rothſchild genannt wird. Wir werden unſerem Gaſte noch in ſeltſamem Widerſpruche mit ſich ſelbſt begegnen.

Er ſchied mit der Bitte: Alle zu hören und Niemandem zu glauben, auch ihm nicht.

Einen friedlicheren Eindruck machte ein vierter Beſuch. Es kam ein Tiſchler Reb Jechiel aus Mogolnitz bei Warſchau, der die zierlichſt gearbeiteten Sachen aus Olivenholz vor mir zum Kaufe ausbreitete: Stöcke, Lineale, Büchſen, Becher, Briefbeſchwerer u. d. gl. Auf allen dieſen Gegenſtänden war in ſchöner hebräiſcher Quadratſchrift die Jahreszahl und Jeruſalem zu leſen.

Ich fragte ihn, warum er nicht auch mit lateiniſchen Lettern, als den allgemeinſten auf die Gegenſtände ſchreibe, worauf er mir erklärte, daß die Engländer, welche zumeiſt die Käufer ſind, ausdrücklich die hebräiſche Bezeichnung vorziehen.

Ich kam mit dieſem gewerbefleißigen Manne ſpäter noch in Beziehung.

Klageort der Juden.

Witterung. — Salomonische Ueberreste. — Wehklage. — Ein Derwisch Jehovas. — Mokem kodesch. — Fanatische Ansprache.

Die Glut des Tages milderte sich. Mein Thermometer zeigte während eines vierzigtägigen Aufenthaltes von Ende Mai bis Anfang Juli zwischen 22 bis 32 Grad R. Zuweilen erhob sich der „Wind von Arabien" der Südostwind. Jenseit des todten Meeres gegen das arabische Gebirge zeigte sich dann die Luft dunkelglühend, die Sonne brach nicht hellleuchtend durch, und es tauchte wie Rauch empor. Die Hitze war dann unerträglich. Nach 1 Uhr Mittags erhebt sich ein kühlender Nordhauch. Während des oben angedeuteten Zeitraumes sah ich nicht eine Wolke am weißlich blauen Himmel und bemerkte nur geringen Thau.

Ich ging mit einem Begleiter zu der noch emporragenden Mauer des Tempelplatzes nach dem Klageorte der Juden, wo sie namentlich am Freitag zum Abendgebet und zum Wehklagen über das untergegangene Heiligthum sich versammeln.

Die Juden sind im Besitze eines großherrlichen Fermans, der ihnen den Zutritt gegen eine sehr kleine Abgabe für alle Zeiten gestattet. Der Weg führte durch mehrere Straßen, bis wir in ein enges krummes Gäßchen einbiegend, an die Mauer gelangten. Diese ist 158 Fuß lang, 60 Fuß hoch und besteht aus 23 Steinschichten, deren unteren 9 Lagen aus Quadern, mitunter von 20 bis 30 Fuß Länge bei einer Dicke von 5 Fuß bestehen. Alle diese Blöcke sind gerändert, und zwar so, daß, nach-

dem die ganze Oberfläche flach rauh gemeißelt, am Umfange derſelben eine einen Zoll tiefe Kante geſchliffen iſt. Dieſe ſo bearbeiteten Steine laſſen über einander gethan Fugenlinien zwiſchen ſich und geben der Mauer das Anſehen einer getäfelten Wand, die in den höheren Lagen kleinere Steine eines ſpäteren Baues zeigt. Einzelne hervorragende Quadern führten die moderne Forſchung zur Ueberzeugung, daß ſie die Ueberreſte eines Bogens von jener Brücke ſind, die vom Tempel zum Berge Zion führte. Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Mauer in ihren Fundamenten und den über der Erde befindlichen untern Lagen ein echtes altjüdiſches Denkmal aus der Salomoniſchen Zeit nach dem Ausdrucke des Joſephus Flavius „unbeweglich für alle Zeit“ iſt. Dieſer kiklopiſche Bau macht den gediegenen Eindruck, daß er nicht eher, als die Veſten der Erde ſelbſt untergehen könne.

Schon ehe wir vor die Mauer traten, hörten wir ein heulendes Singen, heftige Schreie, herzerſchütterndes Wehklagen, wie im Chore, aus dem die Worte emporweinten. „Wie lange noch o Gott?“

Es waren mehrere hundert Juden in türkiſcher und polniſcher Tracht verſammelt, die mit dem Antlitz gegen die Mauer gewendet ſich neigend und beugend das Abendgebet verrichteten. Der Vorbeter, ein junger wüſtleidenſchaftlich und krankhaft ausſehender Mann in polniſchem Talare betete vor. Es waren die Worte des bekannten Minchagebetes aber in einer Weiſe, gedehnt, zerriſſen, aufſchreiend und wieder in ſich verſinkend, daß der durchtönende Geſang mehr ein raſendes Freiwerden gefeſſelter Naturlaute, das Stürzen eines tobenden Waſſerfalles in einen finſtern Abgrund ſchien. Weit abgeſondert von den Männern ſtanden an hundert Frauen, alle in langen weißen Gewändern, welche faltig die ganze Geſtalt und das Haupt bedeckten. Weiße Tauben, die vom Fluge müde ſich auf Ruinen niederließen. Wenn gemeinſame Gebetſtellen zu ſprechen waren, ſo fielen ſie mit in die tobenden Männerchöre ein, breiteten die Arme hoch empor, ſo daß dieſe in den weiten Gewändern Flügel ſchienen, die ſich in den offenen Himmel erheben wollen, und dann ſchlugen ſie die Stirne an die Quadern der

Tempelmauer. Zuweilen, wenn der Vorbeter ermüdet war und still weinend sein Haupt an die Mauer lehnte, da war es eine Minute lang todtenstill.

Der Zufall stellte mich neben ihn und ich konnte die Wahrheit seines erschütterten Gemüthes bemerken; er sah mich flüchtig an und ohne sich im Gebete zu stören sagte er mir: „Mokem kodesch" d. h. heiliger Ort und deutete auf meine Fußbekleidung.

Mein Begleiter hatte vergessen, mich aufmerksam zu machen, daß ich die Schuhe ablegen müsse. Ich that es denn und wurde in die Wirbel des in Schmerz und Klage tobenden Gottesdienstes hineingerissen.

Nach dem Gebete entfernte ich mich mit der Menge; da trat der heulende Derwisch Jehovas der Vorbeter Reb . . . . . ein Russe, aus der Gemeinde Peruschim an mich heran und sprach mit heiserer Stimme:

„Du bist gekommen, um Neuerungen zu beginnen, seitdem die Zerstörung Jeruschalaims ist, darf hier nichts aufgebaut werden."

Ihr sammelt doch Geld durch alle Welt um hier Synagogen zu bauen.

„Wir wollen keine Schkoles" — scolas — erwiederte er, ohne auf eine Bemerkung Rücksicht zu nehmen. „Die Thora ist genug."

Du verwirfst also den Talmud?

„Hier muß Alles beim Alten bleiben, bis Meschiach kommt, und wir warten weinend und klagend auf ihn."

Eine schweigende Menge begleitete uns und hörte dem Gespräche zu, dem ich mit den Worten einen Abschluß gab: „Ich bin nicht gekommen, um die heilige Thora zu verletzen, wenn es Gott gefällig ist, werde ich, auch wenn es Deine Meinung nicht ist, das Werk glücklich begründen. Du aber bist nur Einer, ich will Alle hören."

Du wirst Alle hören, schon Morgen!

Mit einer grüßenden Handbewegung entfernte ich mich, den Mann und die Menge hinter mir lassend.

Beim Paſcha.

Aermlichkeit der Wohnung. — Kiamil Paſcha. — Kaffe und Tſchibuk. — Geſelliger Anſtand. — Brief des Freiherrn von Bruck. — Blick auf den Tempelplatz. — Erzherzog Ferdinand Max. — Jagdgeräte. — Bedenkliche Situation des Paſchas.

Ich begab mich um die Mittagsſtunde zum Conſul, um von ihm dem Paſcha von Jeruſalem vorgeſtellt zu werden. Dieſer war bereits in Kenntniß geſetzt, daß ich ihm ein Schreiben Sr. Exzellenz des Freiherrn von Bruck zu übergeben hatte. Uns voran ſchritten zwei Kawaſſe, bewaffnete mohammedaniſche Diener. Jeder führte einen hohen Stab, deſſen oberes Ende mit einem großen ſilbernen Knopfe nach Art unſerer Portierſtöcke geziert war. Sie ſetzten die Stöcke klirrend auf die Steine vor ſich hin und die Hand in einen kleinen Halbkreis nach Rechts ſchwingend erhoben ſie dieſelben, um ſie wieder vor ſich hinzuſetzen. Alle Conſule im Oriente bedienen ſich ſolcher Liktoren.

Wiewohl ſchon in anderen Städten des Orients vielfach enttäuſcht, wenn ich Pracht und Ueppigkeit erwartet hatte; war meine Verwunderung doch groß, als wir im Hauſe des Paſcha, das auf dem Tempelplatze ſteht, anlangten. Wir ſtiegen zwei Steintreppen hinab, in einen unregelmäßigen, ſchmutzigen Hofraum, wo Soldaten, Gefangene und Sklaven, exotiſch bunte, phantaſtiſche Gruppen bildeten. Von hier führte uns eine Treppe empor; wir traten in einen großen Saal. Die Gerichtsſtube eines europäiſchen Landſtädtchens iſt anſehnlicher, ſie zeigt doch auf einem Tiſche ein

Cruzifix und die Bibel, etwa das Bild eines Potentaten an der Wand. Hier sahen wir kahle, weißgetünchte Wände, denen entlang sich Divane mit schmutzigem Kotton bekleidet, hinzogen. Sonst war kein Einrichtungsstück zu sehen. Dieß der Audienzsaal eines Pascha. Se. Exzellenz kam uns freundlich entgegen, und führte uns in eine Ecke des Saales, die einen Erker bildet. Er lud den Consul neben sich zur Linken den Ehrenplatz der Türken, auf einem Divan zum Sitzen ein. Mir und dem Dragoman, einem jungen blonden Griechen, waren Sesseln ihm gegenüber angewiesen, während er selbst gekreuzter Beine sichs bequem machte.

Der Pascha war in Segeltuch gekleidet, nur die Weste von blaugrauer Seide und gestickt, der Hals von einem schwarzseidenen Tuche umgeben. Ein roter Fes deckte sein orientalisch schön geschnittenes Haupt. Ein schwarzer, weiß durchschimmerter Vollbart umgab einen sanften, freundlich lächelnden Mund; die Augen hatten einen blaugrauen Glanz.

Tschibuke mit kostbaren Bernsteinspitzen, deren Zwischenringe mit Edelsteinen besetzt waren und schwarzer ungezuckerter Kaffe in kleinen Porcellantäßchen, die in silbernen Bechern saßen, wurden uns mit ehrerbietiger Begrüßung von barfußen, sonst anständig gekleideten Sklaven gereicht.

Es wäre gegen den feinen Anstand, belehrte mich der Consul, früher von Geschäften zu reden, ehevor man Kaffe und Tschibuk genommen hat. Nachdem beides geschehen war, überreichte ich dem Pascha den Brief des österreichischen Finanzministers, den er an Herz, Stirne und Mund legte, und dem Dolmetsch übergab. Dieser sich verneigend, erbrach ihn und weil er ihn in türkischer Sprache geschrieben fand, stellte er ihn dem Pascha wieder zurück. Er nahm den Brief und las mit einem sich immer mehr in seinem Antlitze spiegelnden Wohlgefallen, er war sichtlich sehr geschmeichelt und ließ mir durch den Dolmetsch sagen: „Ich bin bereit alle Deine Wünsche und Befehle zu erfüllen."

Meiner hatte sich unterdessen eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Mir zur Rechten war ein hohes Erkerfenster, welches

den Einblick auf Räume gewährte, die mit Kuppeln, Bogen, Säulen, Nischen, Trümmern, Hallen und riesigen Zypressen bedeckt waren. Es war die Plattform des Berges Moria und der ewig heilige Platz, wo der Tempel Jehovas stand. Mich ergriff eine derartige Aufregung und Wehmut, daß ich dem Gespräche nur scheinbar Aufmerksamkeit schenkte. Der Consul, der dies bemerkte, fragte mich, was mir fehle? Ich sagte ihm die Ursache und ließ den Pascha fragen ob er gestattete, daß ich eine Weile hinabsähe.

„Sieh nur hinab, so lange Du Freude daran hast", war seine Antwort: „und wenn Du hinabgehen willst, so werden meine Bewaffneten Dich geleiten."

Ich stand von meinem Sitze auf, und schaute hinab auf die wunderbare Szene.

Momente gibt es, wo in der Seele Vergangenheit und Zukunft zusammenschmelzen, wo sie alles in der Zeit oder im Raume hintereinander sich Begebende gleich gegenwärtig sieht und wie im Traumwachen nur der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Fantasie folgt. Die Seele schwebt in einem Meere von Empfindungen, in welchem große Gedanken aufgelöst, aber noch nicht zu klaren Kristallen angeschlossen sind. Wir fühlen uns von einer wehmütigen Freudigkeit, wie von einem Fliegen im Traume ergriffen und doch auch von einem Bangen. So schwebte mit Einemmale, was durch Menschenalter und Jahrtausende getrennt ist, an mir vorüber: ich sah einen Vater sich rüsten, den Sohn als Opfer zu schlachten, ich sah die Feuersäule durch die Wüste wandeln und den donnernden Berg brennen, ich hörte an dem Tempel Jehovas zimmern und den königlichen Sänger die Gottbegeisterte Harfe rühren. Zahlloses Volk wimmelte auf dem Tempelplatze und der hohe Priester im weißen Gewande brachte das Versöhnungsopfer dar. Ich sah Abfall und Verrat an Gott und schmachvolle Könige empörten sich und verzehrende Lohe schlug in Jehovas Zederngebälke! der Zorn des Herrn drohte und vernichtete furchtbar und er hat noch nicht abgelassen, Finsternisse und Drangsale auf sein erwähltes Volk zu wälzen.

Wenn es Abend wird in einer großartigen Gletscherwelt und die weißen Häupter in weich goldenem violetten Dufte glühen, verschwinden all' die verbindenden und weithin trennenden Schluchten, sie liegen in Nacht. Aus unsichtbaren Thälern klingen halbverwehte Glockentöne, die Seelen der bewegten Lüfte. Ein unnennbares Heimweh, eine wehmutvolle Musik der Gefühle ergreift uns und das wandelnde Licht und die es verfolgenden Dunkelheiten und all' die himmelan ragenden Gestalten, die ganze große langsam sich entwickelnde That eines glorreichen Sonnentodes brennt, klingt und verklärt sich in der trunkenen Seele des Wanderers und spiegelt sich in einer Thräne.

Ich wüßte mit keinem anderen Bilde der Empfindung des Lesers näher zu bringen, was an elegisch Großem und wehmutvoll Freudigem durch meine Seele ging.

Nur mit Gewalt riß ich mich von dem Anblicke des ruinenhaft Erhabenen los, das unter meinen Blicken lag, denn ich fürchtete durch allzulanges Weilen am Fenster den Anstand zu verletzen.

Der Pascha fragte angelegentlich um das Befinden des Erzherzogs Ferdinand Max, der sich durch seine, einen andern Prinzen, der vor ihm den Orient bereiste, weit überbietende Großmut und Liebenswürdigkeit der Sitten viele Herzen gewonnen hat. Der Pascha ließ, um es mir zu zeigen, ein Jagdgeräte bringen, welches ein Meisterwerk belgischer Waffenarbeit ihm vom Herzog von Brabant als Gegengeschenk für drei arabische Pferde kurz zuvor zugesendet worden war. Dem österreichischen Consul wurde der Auftrag, das prächtige Geräte dem Pascha zu übergeben.

Er reichte jetzt diesem vertraulich die Hand und ließ mir seine Worte dolmetschen: „Das ist mein Bruder und seine Frau meine Schwester."

Nach einer Stunde freundlichsten Gespräches schickten wir uns zum Fortgehen an. Der Pascha reichte mir die Hand und ließ mir wiederholt seine Dienste anbieten. Dann schritt er, um uns das ehrenvollste Geleite zu geben, voran. Wir folgten ihm bis zur Treppe, hier empfahl er sich auf die herzlichste Weise und wir stiegen wieder die Treppe hinab, durch den Hof, wo etwa zwölf

Diener Spalier bildeten, unter welche der Consul Silber vertheilen ließ.

Kiamil Pascha ist unverheiratet, er besitzt auch keine Sklavinnen; doch hieß es, daß er einer von fast allen orientalischen Dichtern besungenen Leidenschaft huldige und man nannte einen Epigonen des Alkibiades seine Geliebte.

Er ist wohlwollend, allem Fanatismus fern und besonders Oesterreich zugethan, seitdem das Großkreuz eines seiner Orden die Brust des Pascha deckt. Er befand sich aber wegen des Aufstandes in Naplus, der im April 1856 so unheilvoll zu werden drohte in großer Verlegenheit, indem er beschuldigt war, 300,000 Pstr. bei dieser Angelegenheit — empfangen zu haben. Der österreichische und der französische Consul suchten ihn zu halten, „denn kommt ein neuer Pascha, so nimmt er auch Geschenke an, und wir wissen nicht, ob er uns eben so wohlwollend und fast christenfreundlich wie dieser sein wird."

Wenn es Abend wird in einer großartigen Gletscherwelt und die weißen Häupter in weich goldenem violetten Dufte glühen, verschwinden all' die verbindenden und weithin trennenden Schluchten, sie liegen in Nacht. Aus unsichtbaren Thälern klingen halbverwehte Glockentöne, die Seelen der bewegten Lüfte. Ein unnennbares Heimweh, eine wehmutvolle Musik der Gefühle ergreift uns und das wandelnde Licht und die es verfolgenden Dunkelheiten und all' die himmelan ragenden Gestalten, die ganze große langsam sich entwickelnde That eines glorreichen Sonnentodes brennt, klingt und verklärt sich in der trunkenen Seele des Wanderers und spiegelt sich in einer Thräne.

Ich wüßte mit keinem anderen Bilde der Empfindung des Lesers näher zu bringen, was an elegisch Großem und wehmutvoll Freudigem durch meine Seele ging.

Nur mit Gewalt riß ich mich von dem Anblicke des ruinenhaft Erhabenen los, das unter meinen Blicken lag, denn ich fürchtete durch allzulanges Weilen am Fenster den Anstand zu verletzen.

Der Pascha fragte angelegentlich um das Befinden des Erzherzogs Ferdinand Max, der sich durch seine, einen andern Prinzen, der vor ihm den Orient bereiste, weit überbietende Großmut und Liebenswürdigkeit der Sitten viele Herzen gewonnen hat. Der Pascha ließ, um es mir zu zeigen, ein Jagdgeräte bringen, welches ein Meisterwerk belgischer Waffenarbeit ihm vom Herzog von Brabant als Gegengeschenk für drei arabische Pferde kurz zuvor zugesendet worden war. Dem österreichischen Consul wurde der Auftrag, das prächtige Geräte dem Pascha zu übergeben.

Er reichte jetzt diesem vertraulich die Hand und ließ mir seine Worte dolmetschen: „Das ist mein Bruder und seine Frau meine Schwester."

Nach einer Stunde freundlichsten Gespräches schickten wir uns zum Fortgehen an. Der Pascha reichte mir die Hand und ließ mir wiederholt seine Dienste anbieten. Dann schritt er, um uns das ehrenvollste Geleite zu geben, voran. Wir folgten ihm bis zur Treppe, hier empfahl er sich auf die herzlichste Weise und wir stiegen wieder die Treppe hinab, durch den Hof, wo etwa zwölf

Diener Spalier bildeten, unter welche der Conſul Silber vertheilen ließ.

Kiamil Paſcha iſt unverheiratet, er beſitzt auch keine Sklavinnen; doch hieß es, daß er einer von faſt allen orientaliſchen Dichtern beſungenen Leidenſchaft huldige und man nannte einen Epigonen des Alkibiades ſeine Geliebte.

Er iſt wohlwollend, allem Fanatismus fern und beſonders Oeſterreich zugethan, ſeitdem das Großkreuz eines ſeiner Orden die Bruſt des Paſcha deckt. Er befand ſich aber wegen des Aufſtandes in Naplus, der im April 1856 ſo unheilvoll zu werden drohte in großer Verlegenheit, indem er beſchuldigt war, 300,000 Pſtr. bei dieſer Angelegenheit — empfangen zu haben. Der öſterreichiſche und der franzöſiſche Conſul ſuchten ihn zu halten, „denn kommt ein neuer Paſcha, ſo nimmt er auch Geſchenke an, und wir wiſſen nicht, ob er uns eben ſo wohlwollend und faſt chriſtenfreundlich wie dieſer ſein wird.“

Die Zionssynagoge.

Vier Synagogen. — Die heilige Lade. — Ehrenbezeigungen. — Verkaufte Thora. — Das Gebet der Frauen. — Ein Bräutigam. — Blumen und Früchte.

Um sechs Uhr Morgens am ersten Sabbat, den ich in Jerusalem erlebte, besuchte ich die Zionssynagoge, welche einer Ueberlieferung zu Folge zur Zeit der Zerstörung Jerusalems das „Midrasch" Lehrhaus des Rabbi Jochannan ben Sakai war. Dieser Umstand war für mich von einem besonders beziehungsreichen Interesse. Die Synagoge ist ein Eigenthum der sepharedischen Gemeinde und besteht aus vier Synagogen, die zusammengebaut ein ziemlich umfangreiches Gebäude darstellen. Eine steinerne Treppe in die erste Synagoge hinabsteigend, gelangt man durch sie in die anderen drei.

Das alte Gebäude befand sich in einem sehr baufälligen Zustande. Die Localbehörden erlaubten keine Ausbesserung, bis es unter Ibrahim Pascha neu aufgeführt wurde. Man fand bei dieser Gelegenheit eine Steintafel die das Alter des Gebäudes auf 460 Jahre angab; wahrscheinlich war es auf dem Grunde der früheren Synagoge nur wieder hergestellt. Die Hallen sind hoch, luftig und hell, die Einrichtung ist prunklos, aber anständig.

Mir wurde der Ehrenplatz auf dem Almemer angewiesen; wie ich überhaupt mit allen synagogalen Ehren ausgezeichnet, und in jeder der vier Synagogen zu irgend einer frommen Funktion

während des einen Gottesdienstes eingeholt wurde. Die Thorarollen in der Lade werden, ich sah es so in allen Synagogen des Orientes — in einem hölzernen runden Gehäuse, das mit Silber oder Kupfer beschlagen, oder künstlich ausgelegt ist, verwahrt. Wenn man die meist gemalte Thüre der heiligen Lade aufgemacht hat, ist ein seidener mit Inschriften in Gold oder Silber versehener Vorhang wegzuschieben; dann erblickt man die Thorarolle, aus der heute vorgelesen werden soll, in dem offenen Gehäuse, das man nicht ohne eine kleine Anstrengung heraushebt, und durch die Synagoge trägt. Der Diener zeigt fortgesetzt voranschreitend mit der silbernen Jad die Stelle an der die heutige Lesung beginnt. Die über die Thora herausragenden Rollen sind mit „Czchajim", Lebensbäumen, die meist in Silber getriebene Granatäpfel darstellen, geschmückt.

Als ich ein solches Paar für den neuen Tempel in Wien kaufen wollte, wurde mir dieß nur darum gestattet, weil ich selbst eine Thorarolle in die heilge Stadt gebracht hatte. Das Ausführen einer Thorarolle, oder eines heiligen Gerätes ist nicht erlaubt. Großes Aufsehen erregte daher der Verkauf einer Thora durch den Rabbi C. an die Prinzessin von Holland. Um den Sturm gegen den Mann zu beschwören, richtete der Consul ein Schreiben an den Oberstthofmeister der Dame, um die Thora zurückzuerhalten, welches jedoch ohne Erfolg blieb.

Bei der „Hagbaha", dem Emporheben und Vorzeigen der Thora, erheben sich, wie auch bei uns alle von ihren Sitzen; die Frauen aber, die hinter vergitterten hölzernen Gallerien sitzen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick: sie breiten ihre Arme gegen die Thora wiederholt aus und werfen ihr mit inbrünstiger Andacht, die Hände an die Lippen führend, Küsse zu. Es ist dies der fast einzige thätige Antheil — da nur sehr wenige lesen können — den die sepharedischen Frauen an dem Gottesdienste nehmen.

Während des Vortrages der Thora hatte eine eigenthümliche Zeremonie statt. Unter einem Baldachine saß mitten in der Synagoge ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, der vor acht Tagen Ehemann, und heute von seinen zwei „Unterführern" die neben ihm

ſaßen, zur Thora begleitet wurde. Nach dem Vorleſen des Abſchnittes hörte er andächtig noch die für ihn beſonders geleſene Stelle an: „Und Abraham war alt“ bis „du ſollſt nehmen ein Weib für meinen Sohn.“ Der Synagogendiener beſprengte unterdeß alle Andächtigen mit Roſenwaſſer, über das der Vorbeter einen Segenſpruch ſang.

Eine ſchöne Sitte iſt es, daß die Söhne, wenn ihr Vater zur Thora gerufen wird, aufſtehen und ſtehend die Vorleſung anhören; eben ſo erhebt ſich die ganze Gemeinde, wenn ein Rabbiner emportritt. Mir wiederfuhr dieſelbe Ehre.

Beim Austritt aus der Synagoge reicht der Diener jedem Andächtigen einen Blumenſtrauß, oder eine Frucht hin, deren Duft unter Segenſprüchen eingeathmet wird.

Zwischenfälle.

Unterbrochene Thoravorlesung. — Der Chacham Baschi terrorisirt. — Erbetene Versammlung. — Absage. — Ein Bannstral.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden und wurde von allen höflich, von einigen mit einem gewissen Rückhalt empfangen. In drei kleinen Synagogen wurde heute, wie ich später erfuhr, das Vorlesen der Thora unterbrochen, und Beratung gepflogen, wie man dem herannahenden Unheil einer Lehranstalt begegnen könne? Manche Bemerkung in meinem „Kol mebasser" das ich allen Rabbinern zugeschickt hatte wurde mit Absicht, oder wirklich mißverstanden, und so suchten sie die Stimmung gegen die zu begründende Anstalt durch meine „Verkündende Stimme" noch zu verstärken.

Als ich gegen Abend den Chacham Baschi besuchte, erzählte er mir, es sei eine Anzahl Personen bei ihm gewesen, um ihn zu schelten. Als er ihnen ihre frechen Aeußerungen verbot und seine Würde entgegenhielt, äußerten sie: „Wenn die Thora in Gefahr ist, gilt das Ansehen des Rabbiners nichts." Sie drohten, ihn mit dem Banne zu belegen, den er Kraft seines hohen Amtes auf sie zurückzuschleudern entschlossen sei. „Wir Sepharedim", schloß er seine Mittheilung, „halten Deine Anstalt für gut und dem Religionsgesetze nicht entgegen. Ein Mann aus Wien hat gegen die Anstalt den Aschkenasim geschrieben, und dabei Dinge vorgebracht

von der Familie der Stifterin. Er hat auch gegen Dich Soldaten geworben, ehe Du gekommen bist. Du aber wirst nicht zu Schanden werden und von Deinen Feinden wird es heißen: „Jmachschemom."

Ich wünsche nur eine Versammlung der Rabbiner, um ihnen den Gegenstand vorzutragen und ihre Meinungen zu hören; ich werde gerne ihrer Belehrung mich fügen, wolle in Gnaden sie in die „Auda" den Versammlungsort der Gemeinde für morgen einladen.

„Lade Du sie ein, die Versammlung kann ohne mich stattfinden, da Du meiner Zustimmung der Gemeinde doch sicher bist."

Mir schien in dieser Antwort ein sich Zurückziehenwollen zu liegen, und ich erwiederte, wie gerade deswegen seine Anwesenheit nötig sei, indem er durch das Ansehen seiner hohen Person, wie durch das Aussprechen seiner gut heißenden Meinung auf die Anderen wirken werde. Er erlaubte mir hierauf in seinem Namen die Rabbiner für den morgigen Tag in seinen Diwan zu laden.

Ich wohnte dem Abendgebete in der Privatsynagoge des Rabbi Josef Schwarz bei, desselben, der durch sein Werk „Palästina" die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich gezogen hat und richtete eine hebräische Einladung an die Rabbiner, von welcher der Synagogendiener mehrere Abschriften an die einzelnen Personen besorgte.

Am folgenden Tage kam vom Chacham Baschi eine schriftliche Absage, die Chachamim seien vom Lernen während der heutigen Nachtwache müde, sie schlafen, die Versammlung könnte auch besser morgen oder übermorgen abgehalten werden.

Ich glaubte in dieser Absage wieder ein sich Zurückziehen bemerken zu müssen, und verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi. Wieder waren Männer bei ihm gewesen, die großes Bedenken geäußert hätten. Der Vater der Stifterin habe in Wien einen Gottes-

dienst mit Musik im neuen Tempel eingeführt, der Gatte, die Kinder der Stifterin seien zum christlichen Glauben übergetreten. All dieß habe ein Mann aus Wien hieher berichtet. Es könnte noch ein größeres Zerwürfniß unter den Sepharedim und Aschkenasim, das zu seinem tiefen Schmerze bestehe — entstehen, auch er würde in Europa verläumdet werden. Die Aschkenasim wollen eine Schrift aufsetzen und ihre Bedenken gegen die Anstalt in derselben niederlegen. Ich möchte nicht drängen; mit der Zeit gehe Alles. Die Versammlung werde er auf morgen oder übermorgen selbst einberufen.

Nach einigen Stunden sandte mir der Chacham Baschi eine Schrift an den k.k. österreichischen Consul in welcher er meldete, daß er den österreichischen Unterthan U . . der ihn, das religiöse Oberhaupt von Jerusalem freventlich geschmäht habe, mit dem Banne belegen wolle.

Um diese Meldung zu begreifen, ist es nötig zu erklären, daß der Bann in Jerusalem für den Mann auf dem er liegt, von sehr bedenklichen Folgen begleitet ist. Kein Jude darf dem mit dem Banne Belasteten Lebensmittel verkaufen und keiner, wenn er Kaufmann ist, ihm Waaren abkaufen. Jede Gemeinschaft wird abgebrochen; er kann die Synagoge nicht besuchen, Weib und Kinder entfernen sich von ihm, seine bloße Berührung macht unrein. Weil nun zuweilen wegen geringfügiger Ursachen der Bann ausgesprochen und der Bannbelegte auch der politischen Rechte beraubt wurde, so behielten sichs die Consuln vor, daß wenn der Bann einen ihren Regierungen unterthänigen Mann träfe, ihnen die Meldung hiervon gemacht werden müsse, um die Zustimmung zu geben.

Ich verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi, um ihn zu bitten, das zu thun, was ihm seines Amtes scheine; doch möchte er die weltliche Macht nicht aufrufen, um religiöse Angelegenheiten zu ordnen. Er ließ sich beruhigen und ich hatte zu meiner

perſönlichen Befriedigung den gezückten Blitzſtral von dem Haupte meines Feindes abgelenkt.

Am folgenden Tage, den 2. Juni wurde ich, was ich wenigſtens nicht ſo bald, wenn überhaupt noch erwartet hatte, durch ein Rundſchreiben des Chacham Baſchi zu der erbetenen Verſammlung um 12 Uhr Mittags eingeladen. Er ſelbſt, umgeben von ſeinen Chachamim, erwies mir vor denſelben noch einmal die Ehre ſeines Beſuches und verſicherte mich ſeiner beſten Geſinnungen, für mich und mein Vorhaben.

Die jüdiſchen Gemeinden.

Sepharedim. — Aſchkenaſim. — Peruſchim. — Chaſſidim Wolhinier. — Chaſſidim Oeſterreicher. — Chaſſidim Chabat. — Warſchauer. — Anſche Hod.

Um einen klaren Einblick in die religiöſen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände der Juden in Jeruſalem zu gewähren, und zu zeigen, wie ſie ſich zu der mir geſtellten Aufgabe verhielten, erſcheint es vor Allem nötig, die in den voran gehenden Blättern wiederholt gebrauchten Namen: Sepharedim, Aſchkenaſim, Peruſchim, Chaſſidim näher zu erklären, die Gemeindegliederung wenigſtens im Umriß zu zeichnen, ſtatiſtiſche und geſellſchaftliche Zuſtände zu ſchildern.

Die Geſammtzahl der Juden in der heiligen Stadt iſt nach amtlicher Erhebung 5,700 Seelen; ſie ſtellt ſomit den dritten Theil der Geſammtbevölkerung dar, welche 18,000 Seelen umfaßt, und überragt die chriſtliche um das Doppelte. Jeruſalem zählt 3000 Chriſten, darunter 1000 Lateiner und 2000 Griechen und Armenier. Von den Juden ſind 1700 öſterreichiſche Unterthanen und in Schutz Genommene, während Oeſterreich nur 100 chriſtliche Unterthanen, alle Secten zuſammengenommen, in der heiligen Stadt zählt. Der Titel: Sr. apoſtoliſchen Majeſtät „König von Jeruſalem" iſt denn in dieſer Rückſicht eben ſo gerechtfertigt, wie in jeder andern hiſtoriſch-diplomatariſchen.

Die Juden unterſcheiden ſich in ſepharediſche und aſchkenaſ

Sepharedim.

Die spanisch-portugiesischen Juden, Sepharedim, werden jene genannt, die bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabelle II. von dorther in alle Welt auswanderten. Die Sepharedim in Jerusalem stammen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Egypten, Tunis, Tripolis, Marokko, Algier, Indien, Persien u. s. w. und bedienen sich des spanischen Idioms.

Sie bilden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen und die Großgemeinde von Jerusalem.

An ihrer Spitze steht der von den „Chachamim" d. i. Rabbinern gewählte Chacham Baschi, den die türkische Regierung bestättigt. Dieser entscheidet mit seiner „Besdin" in allen religiösen Dingen. Für weltliche meist ökonomische Angelegenheiten wählen wieder die Chachamim — die Gemeindemitglieder haben durchaus keine Stimme — drei „Pakidim" Vorsteher; unter diesen stehen drei andere. Alle Pakidim werden in Rechnungssachen wieder von drei „Maschkichim" kontrollirt; diese wählt der Chacham Baschi aus seinem Rabbinerkollegium. Es ist somit eine Art von Gemeindevertretung hergestellt, die aber der Gemeinde selbst keinerlei Rechenschaft zu geben schuldig und von ihr nicht gewählt ist. So kommt es, daß die meisten „Balebatim" Familienhäupter mit dem Gebahren der Chachamim, deren an 100 sind und sich nur mit dem Erlernen des Talmuds ohne fortbildende Forschung beschäftigen, unzufrieden sind. Vorzüglich sind es aber die Arbeiter und die „Mogbrebim", Juden aus Tunis, Marokko und Algier, welche mit der ökonomischen Verwaltung und mit der Vertheilung der Gelder durch die Chachamim nicht einverstanden sind, und sich in neuerer Zeit von der Großgemeinde loszutrennen streben, um die aus ihrer Heimat fließenden Almosen gerechter unter sich zu vertheilen. Es droht hier dasselbe Unheil, welches wie wir sehen werden, unter die Aschkenasim durch Zersplitterung in viele Gemeinden herein gebrochen ist.

Die Gemeinde besitzt die vier in diesen Blättern bereits ge-

schilderten Synagogen, sechs Häuser, von denen eins in Jaffa, und mehrere unbebaute Plätze.

Fromme Stiftungen „Jeschibot" bestehen 36, die meist von Ausländern mit einem gewissen Kapitale gegründet sind, und deren Zinsen jene Chachamim erhalten, die zum Andenken der Stifter Talmud studiren und beten.

Mancher Chacham hat deren mehrere, die meisten keine. Die Jeschiba „Perera" ist mit 16,386 Piastern fundirt, die geringen nur mit 1000 Piastern.

Ein eigentliches Gemeindevermögen besteht nicht; eine Steuer wird nicht erhoben. Neue Ansiedler müssen sich einkaufen und zwar mit so viel Kapital, als sie in einem Jahre Einkünfte haben. Wenn sie sterben, nimmt die Gemeinde den Nachlaß ohne Rücksicht auf Erben im Auslande, was aber jedesmal durch freiwilliges Uebereinkommen festgestellt wird.

Den Pakidim liegt die Pflicht ob, bei jedem Sterbenden zu erscheinen; sie siegeln den Nachlaß, bringen ihn in die „Auda", den Versammlungsort der Gemeinde, wo er zu Gunsten der Gemeinde an dem Meistbietenden gegeben wird. Die Witwen, die zahlreich einwandern und ohne Erben sind, nehmen Chachamim als solche an, um nach ihrem Tode Jemanden zu haben, der „Kadisch" das Gebet zum Gedächtnisse an die Todten für sie sagt, und eine Kerze am wiederkehrenden Todestage für sie anzündet. Bei ihrer Einwanderung müssen sie sich ebenfalls mit der Gemeinde abfinden.

Die Gemeinde sendet ferner Boten, um Almosen zu sammeln, mit Ausnahme von Rußland und Polen, in alle Welt, zumeist nach Afrika.

Zu diesen von außen zufließenden Einkünften kommen der Gemeinde durch das ihr allein zustehende Recht, Grabstätten zu verkaufen, jährlich an 20,000 Piaster zu und andere 20,000 Piaster durch ihr Privilegium der Fleischausschrotung.

Alle diese Beiträge reichen aber nicht aus, auch nur die Zinsen der Schuld zu zahlen, die seit Menschenaltern auf der Gemeinde la-

stet und immer größer anwächst, zumal noch viele direkte Auslagen hinzukommen.

Die Gemeinde schuldet:

Ein direktes Kapital, das zurückgezahlt werden muß	12,000	Dukaten.
Zinsen für Kapitale, die ihr von Einwanderern geschenkt wurden, und so lange diese leben, bezogen werden	8,000	„
Die Zinsen von Legaten für die „Jeschibot"	10,000	„
Eine Gesammtschuld also von . . .	30,000	Dukaten.

Direkte Auslagen hat die Gemeinde:

An das Dorf Siluan auf der Höhe des Josafatthales für Ueberwachung, vielmehr für Nichtbeschädigung des Begräbnißplatzes .	10,000	Piaster.
Geschenke an vornehme Türken, vorzüglich für den freien Zutritt zur Tempel-Westwand	30,000	„
An die Bewohner von Bethlehem für den Zutritt zum Grabmale Rachels . . .	5,000	„
Für die Talmud Thoraschule	20,000	„
Gehalt des Chacham Baschi	5,000	„
Gehalt des Kanzlers und der Diener . .	5,000	„
Unterstützung an Arme, Witwen und Waisen	30,000	„
	105,000	Piaster.

Die Gemeinde nimmt ein nach dem Maßstabe des vorigen Jahres:

Von Todten, Grabsteinen, Heiraten, Waareneinfuhr, Weinabgabe, Fleischertragniß . . .	500,000	Piaster.
Spenden von Amsterdam	80,000	„
„ aus der Türkei und Sammlungen in verschiedenen Ländern variren; doch ergiebt sich in guten Jahren eine Gesammteinnahme von	1,000,000	Piaster.

Studium aber ist hier nur eine mechanische Gedächtnißsache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forscher! Ich erzählte einem als sehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reisen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tausend Meilen weit von hier?“ fragte er mich erstaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Palästina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez“ d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menschen nur Barbaren schienen. Ein Vorsteher lernte, schon in alten Tagen, erst seinen Namen hebräisch unterschreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu bestättigen hatte.

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für freigeisterisch, für ungelehrt und bornirt; dagegen die Sepharedim den Aschkenasim den Ruf der Frommheit, der Gelehrsamkeit und der spitzfindigsten Ränkesucht einräumen. Sie besuchen gegenseitig nicht ihr Besdin und nur die Aermsten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben so wenig sind die Aschkenasim unter sich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choßid das Schlimmste bezeichnen will, so sagt er: „Du bist ein Porisch!“ d. h. einer von den Peruschim. Hingegen ruft der Porisch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choßid?“ d. h. einen von den Chassidim.

Der Sepharedi in der malerisch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anstand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung seines Angesichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beispiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit seinem mohammedanischen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aschkenasim, namentlich die Russen und Polen sind hastig, unruhig in jeder Bewegung, grimassirend, spitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erscheinung ist durch die bekannte pol-

Peruschim.

„Porisch" d. h. abgesondert; sondern sich die Mitglieder dieser Gemeinde, 850 an Zahl, von den übrigen Glaubensgenossen stolz ab; sie werden auch Pharisäer genannt.

Fanatisch, bigot, intolerant, streitsüchtig und in Wahrheit nicht religiös, ist ihnen der Schein und die Beobachtung der Zeremonialgesetze Alles, die Moral wenig, die Sitte nichts. Und so liefern sie, wie wir später nachweisen werden, das bei Weitem größte Kontingent zu den von der Missionsgesellschaft zum Christenthume hinüber Bezahlten.

Sie nennen sich Schüler des Rabbi Elja Gaon, der vor einem halben Jahrhunderte in Wilna lebte. Ihr Hauptsitz war früher in Zafet, erst seit dem Erdbeben im Jahre 1837, flüchteten sie sich, wenige zurücklassend, nach Jerusalem.

Sie haben kein geistliches Oberhaupt. An ihrer Spitze als Vorsteher steht Rabbi Schaje Bordaki aus Minsk in Rußland. Alle sind in Rußland geboren, und als dieser Staat sie vor mehreren Jahren zur Rückkehr aufforderte, und sie nicht dem Rufe folgen wollten, gab er sie preis. Sie begaben sich theils unter englischen, in der größeren Zahl aber unter österreichischen Schutz. Der Sitz ihrer Verwaltung ist in Wilna, woher sie jährlich bei 15,000 Rubel, das sind 300,000 Piaster, zu denen von anderen Ländern noch bei 80,000 kommen; zusammen 380,000 Piaster als Unterstützung erhalten.

Da sie von Oesterreich nur in Schutz genommen, keineswegs seine Unterthanen sind, so muß es, wie mir der k. k. Consul bestättigte, auffallen, daß von Wien her mit Umgehung der wirklichen österreichischen Unterthanen, der Gemeinde Peruschim Almosengeld zugewendet wird, welches von Oesterreichern ihren österreichischen Glaubensgenossen in guter Meinung zugedacht ist. Nur der ehrwürdige Rabbiner in Wien und in Eisenstadt sendet Geld an die österreichische Gemeinde durch das k. k. Consulat.

Die Peruschim stehen mit Ungarn durch den Rabbiner in Preßburg, mit Deutschland durch den Rabbiner in Altona, mit

Preußen durch den Rabbiner in Königsberg, mit Bayern durch den Rabbiner in Würzburg, mit Holland durch ein Handlungshaus Leeren in Amſterdam in Verbindung.

Chaſſidim Wolhinier.

Die Mitglieder dieſer Gemeinde ſtammen aus Wolhinien, aus der Moldau, aus Beſſarabien; ſie ſind in Zafet und Tiberias anſäſſig und erſt ſeit 12 bis 16 Jahren auch in Jeruſalem als Gemeinde angeſiedelt.

Der Sitz ihrer Verwaltung, welche dieſe Gemeinden der drei heiligen Städte leitet, iſt in Berditſchew und Sardagura, in der Bukowina, wo auch der Sitz ihres geiſtlichen Oberhauptes. Als Vorſteher fungirt in Jeruſalem Herr Niſſim Back. Sie ſind ihrer religiöſen Anſchauung nach den Peruſchim verwandt, nur hängen ſie dem ſepharediſchen Ritus an, während die Letzteren dem aſchkenaſiſchen huldigen. Weniger fanatiſch als die Peruſchim, leben ſie in größerer Sittenreinheit. Das Studium des Talmud iſt nicht Hauptſache, ihnen ſteht ein ideales Denken höher, das ſie zum Kabalismus führt.

Sie erhalten jährlich 5000 Rubel, 100,000 Piaſter, aus ihrer Heimat, 50,000 aus anderen Ländern; zuſammen 150,000 Piaſter.

Chaſſidim Oeſterreicher.

Dieſe ſtammen aus Galizien und Krakau und haben ſich wegen Geldſtreitigkeiten vor ſechs Jahren von dem Chaſſidim Wolhinier, mit denen ſie der Geſinnung nach ſo ziemlich übereinſtimmen, losgelöſt. Sie bilden ſeitdem eine eigene Gemeinde, die nur 150 Seelen zählt. Ihrer eine kleine Anzahl lebt auch in Zafet und in Tiberias; der Sitz ihrer Verwaltung iſt Lemberg, als Vorſteher fungirt in Jeruſalem Herr Rabbi Moſche Schmelke Horwitz.

Sie erhalten aus Galizien 7000 fl., 80,000 Piaſter, aus anderen Ländern an 6000; zuſammen 86,000 Piaſter.

Chassidim Chabat.

Wenn man die Mittellaute des Wortes Chbt, wie es mit Weglassung der Selbstlaute geschrieben wird, — Chochme (Weisheit), Bine (Vernunft), Deie (Erkenntniß) — neben einander stellt, C, B, D, geben sie das Wort „Chabat". Diese Gemeinde ist eigentlich in Chebron seßhaft, wo ihre Mitglieder die einzigen Aschkenasim sind. In Jerusalem besteht nur ein Filiale von 40 bis 50 Seelen, unter einem Lokalvorsteher Herrn Salamon Epstein. Der Vorsteher der Gesammtheit ist Rabbi Schimon Menasche, der zu Chebron wohnt. Der Sitz des geistlichen Oberhauptes der Chabat, das zugleich die Verwaltung leitet, ist Libawiz in Rußland. Die Anschauungen und Sitten der Chabat neigen zu den Peruschim.

Haupt- und Filialgemeinde beziehen aus Rußland 2000 Rubel, 40,000 Piaster, aus anderen Ländern 5000; zusammen 45,000 Piaster.

Warschauer.

Diese Gemeinde ist aus Peruschim und Chassidim zusammengesetzt, deren einige den aschkenasischen, andere den sepharedischen Ritus beobachten; der Seelenzahl nach sind sie 150. Auch sie haben sich wegen Geldstreitigkeiten erst vor 8 Jahren als eigene Gemeinde konstituirt. Sie stehen theils unter englischem, theils preußischem und österreichischem Schutze. Ihre Vorsteher sind Rabbi Juda Elia Deiches und Herr Mordachai Maier Robinson.

Sie erhalten aus Polen 4,500 Rubel, 90,000 Piaster, aus anderen Ländern 5000; zusammen 95,000 Piaster.

Ansche Hod.

Die Anfangsbuchstaben dieses Namens A und H bedeuten abgekürzt: Aschkenes: Deutschland und Hod: Holland, also Männer, die aus diesen beiden Ländern hierher kamen. Ihrer sind nur 60 an der Zahl und bilden erst seit etwa 6—7 Jahren eine eigene Gemeinde. Ihre deutsche Abkunft ist kaum bemerkbar; sie tragen orientalische, oder polnische Tracht, lange Schläfenhaare;

die Peruſchim, mit denen ſie ſich verſchwägern, ſind ihnen Vorbild. Als Vorſteher fungiren Rabbi Joſef Schwarz und Herr Juda Leb Goldſchmied.

Sie beziehen aus Amſterdam 60,000, aus anderen Ländern 2000; zuſammen 62,000 Piaſter.

Die Geſammtſumme der jährlich nach Jeruſalem fließenden Almoſen kann, da Privatſendungen nicht immer bekannt werden, ohne Uebertreibung auf achtmalhundertachtzehntauſend Piaſter angenommen werden.

Ein geiſtliches Oberhaupt haben die Aſchkenaſim in Jeruſalem nicht; doch beſteht in der Gemeinde der Peruſchim und Warſchauer ein „Besdin“. Die Vorſteher werden nicht von ihren Gemeinden, ſondern von Europa her gewählt. Die Verſammlungen derſelben finden ohne Zuziehung von Vertrauensmännern ſtatt.

Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid.

Churba. — Nachmaindes. — Bestrittenes Eigentum. — Brand. — Die Aschkenasim fliehen. — Rückkehr nach der Pest in Zafet. — Baukosten. — Grundsteinlegung.

Die Aschkenasim besitzen nur eine Synagoge in Jerusalem, die sogenannte Churba. Als Nachmaindes im 13. Jahrhunderte nach Jerusalem kam, kaufte er „ein schönes aber zerstörtes Gebäude mit marmornen Säulen und prächtiger Kuppel", das, eigentlich aus mehreren Gebäuden bestehend, einen großen klosterartigen Hof bildete. Er verwandelte einen Theil desselben in eine Synagoge; der übrige schönere, jetzt noch bestehende Theil des Gebäudes wurde den Juden später entrissen und in eine Rosinenmühle umgewandelt.

In dieser Synagoge beteten Sepharedim und Aschkenasim vereint, bis die ersteren die in Schutt liegende Zionssynagoge wieder herstellten.

Der Besitz wurde später den Aschkenasim von den Mohammedanern wieder streitig gemacht. Trotz vorgezeigter Dokumente über das rechtmäßige Eigenthum bestättigte ihnen der Kadi erst nach Empfang von 260 Dukaten, daß die Synagoge seit Jahrhunderten ihr Eigenthum sei. Nichtsdestoweniger wurden ihnen einzelne Theile des Gebäudes entrissen, und zu entwürdigenden Zwecken verwendet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts kam der Rabbi Jehudah Hachaßid aus Polen nach Jerusalem, und wurde daselbst wegen seiner trefflichen Eigenschaften zum Vorsteher der Aschkenasim gewählt. Er vergrößerte die Synagoge, schmückte sie

reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das fromme Oberhaupt den Namen: Synogoge des Rabbi Jehudah Hachaßid. Die Aſchkenaſim gerieten ſpäter durch Peſt und Bedrückung der Mohammedaner in ſolche Armut, daß der glänzende Erfolg einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommenen Pilgerreiſe ihres Vorſtehers Rabbi Moſcheh Hakohen durch ganz Europa, 25,000 Stück Dukaten nicht ausreichten, die Schuldenlaſt der Gemeinde zu tilgen. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigſten Gläubiger die Synagoge, gaben ſie den Flammen preis und vertrieben die Aſchkenaſim, die nach Zefat, nach Chebron und in alle Welt flüchteten.

Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten ſich allmälig mit Schutt, daß ſie kaum aus demſelben hervorragten. Erſt im Jahre 1812 als die Peſt in Zefat ausbrach, wagten ſich an 20 Aſchkenaſim verkleidet wieder nach Jeruſalem.

Ein vier Jahre ſpäter in Konſtantinopel erwirkter Ferman ſtellte ſie ſchuldenfrei dadurch, daß die Mohammedaner keinen Anſpruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aſchkenaſim erheben durften. Zugleich wurde ihnen geſtattet, ein Lehrhaus, ein Midraſch mit einer Betſtube einzurichten. Ein ſpäterer Ferman Mehmed Ali's in Egypten gab den Aſchkenaſim im Jahre 1836 auch ihr Eigenthum, die Synagoge zurück, die bald darauf wieder eingeweiht wurde.

Dieſe Synagoge befand ſich während meiner Anweſenheit im Umbaue durch die Peruſchim begriffen. Ein frommer Mann aus Bagdad Herr Jecheskiel vermachte zum Bau dieſer Synagoge 100,000 Piaſter. Bis jetzt ſind 400,000 verausgabt, welche die Peruſchim aus ihrem Reſervefond theilweiſe vorgeſtreckt haben. Die Vollendung der Synagoge dürfte 1,000,000 Piaſter in Anſpruch nehmen. Freiherrn von Rothſchild wurde die fromme Ehre zu Theil, den Grundſtein, wir hoffen eines ſchönen und ewigen Gebäudes, zu legen.

Allgemeine Zustände.

Chedorim. — Unwissenheit. — Wie sich Sepharedim und Aschkenasim charakterisiren. — Ihre Tracht. — Politisches Zerrbild. — Leichenhöfe. — Fleischausschrotung. — Peruschim wenden sich nach Mekka. — Fleischbank. — Krida. — Sehnsucht nach Egypten. — Chasaka. — Chalnka und Kadima. — Versteigerung der Sendbotenschaft. — Einbruch-Diebstahl am Versöhnungstage. — Neßach. — Montefiore und der Bettler. — Rath des k. k. Internuncius. — Aasschinder und Almosen.

Neben der Hauptsynagoge der Aschkenasim gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Midraschim und Jeschibot, mit denen meist Betstuben verbunden sind, wo von Erwachsenen Talmud studirt wird, und religiös theologische Disputationen statt finden.

Eine höhere Lehranstalt für die Jugend haben die Aschkenasim niemals besessen, nicht einmal eine Talmud Thora; vielmehr lassen sie ihre Kinder in kleinen dumpfen und schmutzigen Stuben in den kulturhistorischen „Chedorim" bei armen Rabbinern geistig und körperlich verkümmern. Mir graut vor der Erinnerung an diese Mistbeete für herauswuchernde Unwissenheit, an diese finstern Höhlen der Ungesundheit und des Elends.

Wenn ein talmudisches Wissen unter den Aschkenasim in Jerusalem besteht — das meiste traut man den Peruschim zu — so wurde dasselbe nicht in der heiligen Stadt erworben, sondern von den Einwanderern aus der Heimat mitgebracht. Sie studiren keine Bibel und lernen diese nur aus dem Talmud, an den sie ohne grammatikalische Vorkenntniß herangehen. Alles

Studium aber iſt hier nur eine mechaniſche Gedächtnißſache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forſcher! Ich erzählte einem als ſehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reiſen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tauſend Meilen weit von hier?“ fragte er mich erſtaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Paläſtina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez“ d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menſchen nur Barbaren ſchienen. Ein Vorſteher lernte, ſchon in alten Tagen, erſt ſeinen Namen hebräiſch unterſchreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu beſtättigen hatte.

Die Aſchkenaſim halten die Sepharedim für freigeiſterisch, für ungelehrt und bornirt; dagegen die Sepharedim den Aſchkenaſim den Ruf der Frommheit, der Gelehrſamkeit und der ſpitzfindigſten Ränkeſucht einräumen. Sie beſuchen gegenſeitig nicht ihr Besdin und nur die Aermſten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben ſo wenig ſind die Aſchkenaſim unter ſich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choßid das Schlimmſte bezeichnen will, ſo ſagt er: „Du biſt ein Poriſch!“ d. h. einer von den Peruſchim. Hingegen ruft der Poriſch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choßid?“ d. h. einen von den Chaſſidim.

Der Sepharedi in der maleriſch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anſtand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung ſeines Angeſichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beiſpiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit ſeinem mohammedaniſchen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aſchkenaſim, namentlich die Ruſſen und Polen ſind haſtig, unruhig in jeder Bewegung, grimaſſirend, ſpitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erſcheinung iſt durch die bekannte pol-

nische häßliche Tracht und den an ihr haftenden Schmutz im besten Falle nur unbehaglich.

Es gewährt eine fast heitere Betrachtung, wie große politische Zustände zuweilen ein kleines verzerrtes Spiegelbild werfen. Wie der russische Staat dem türkischen ein Ende bereiten wollte, so suchen namentlich seine jüdischen Söhne in Jerusalem die Herrschaft der türkischen Juden langsam zu untergraben und wenn möglich zu entreißen. Der Zaar vermuthet kaum, daß seine ehemaligen Unterthanen seine unbesoldeten Hilfstruppen im Oriente sind.

Wir haben gesehen, mit welchen Schulden, mit welchen Ausgaben die Sepharedim belastet sind, Ausgaben selbst für Dinge, die den Aschkenasim mit zu Statten kommen. Aber nicht nur, daß diese keinen Beitrag leisten, suchen sie, rührig, schreibselig, intriguirend, wie sie sind, die mehr trägen und geistig weniger beweglichen Orientalen zu bekämpfen und zu übervortheilen.

Eine der Haupteinkünfte der Sepharedim mit denen sie die Gemeindeausgaben decken, ist der Leichenacker, indem sie die Gräber und die Grabsteine verkaufen. Wir wollen nicht unbedingt annehmen, daß die Forderung immer eine billige gewesen sei, und so mag es wohl aus diesem Grunde gekommen sein, daß die Peruschim seit 2½ Jahren einen besonderen Platz zur Beerdigung ihrer Todten angekauft haben, welchem Beispiele jetzt die Wolhinier folgen wollen.

Aber auch den Gewinn der Fleischausschrotung, ein Monopol der Sepharedim, suchten die Peruschim ihnen zu entziehen, und da begab sich ein ganz besonderer Fall.

Wie etwa der Sultan die Kuppel der heiligen Grabkirche wird eindecken lassen, weil die christlichen Sekten keine der andern den Ruhm und den materiellen Vortheil gönnen wollen, so

Israel! der ewige unser Gott, der Ewige ist Einer!“ Die Thora ist nicht, wie sonst überall auf zusammenzurollenden Blättern, sondern in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Initialen und Arabesken. Die letzte Blattseite giebt Nachricht über die Entstehung, das Alter und den Schreiber des Manuskriptes mit folgenden Worten:

„Ich Moses, Sohn des seligen Menachem Dalbures, habe dieses Buch, welches genannt wird „Maknitsche“ geschrieben und übergeben dem geehrten Rabbi Mordechai, dem Sohne des seligen Isack als ein würdiges Geschenk im Monate Siwan, im Jahre zweiundachtzig des sechsten Jahrtausends. Gott gönne es ihm, über das Buch nachzudenken, ihm und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende aller Geschlechter. Amen! Und es bewahrheite sich das Wort, das geschrieben steht: Es weiche nicht das Buch dieser Lehre von deinem Munde, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Damit du beachtest zu thun, Alles was darin geschrieben steht, dann wirst du auf deinen Wegen glücklich und weise sein. Sei stark! Amen! Selah!“

Neben diesem Buche befindet sich auch eine Thora auf gerollten Pergamentblättern, die in neuerer Zeit geschrieben ist.

Als wir aus der Synagoge herauf wieder in den Hofraum kamen, war die ganze kleine Gemeinde versammelt. Alle sabbatlich geschmückt. Mein Gastfreund machte mich aufmerksam auf die Freundlichkeit Aller, die sich durch unseren Besuch sehr geehrt fühlen. Alle sagten fast wie aus einem Munde uns Lebewohl, während der Vorsteher mich zu wiederholtem Besuche einlud.

Wiewohl sie in religiösen Dingen vollkommen unabhängig sind, betrachtet die türkische Regierung den Chacham Baschi doch als ihr geistliches Oberhaupt. Er gebietet jedoch nur, daß sie die Feste der Juden wenigstens äußerlich beobachten und achten müssen. So dürfen sie, wenn es auch ihnen gestattet wäre, an gewissen Tagen ihre Kaufläden nicht offen halten u. dergl.

Eines Tages während meiner Anwesenheit gab es in Jerusalem kein Fleisch; der Schlächter verweigerte zu schlachten, weil das Besdin seinem Neffen, einem neunzehnjährigen unwissenden Menschen, das Zeugniß eines tief gelehrten Rabbi, mit dem er durch Europa betteln gehen wollte, versagte. Die Juden schrieen, wie einst in der Wüste: „Wollte Gott, wir wären in Egypten gestorben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen.“ Ich konnte den Vorgang nicht begreifen, und hatte folgendes Gespräch darüber:

„Ist denn der Schlächter nicht von der Gemeinde angestellt, folglich euer Diener, dem ihr befehlen könnt?“

Er ist unser Diener.

„So befehlt ihm, seine Schuldigkeit zu thun.“

Er gehorcht nicht.

„So zahlt ihm den Gehalt nicht, und wenn er sich noch nicht fügt, so jagt ihn fort.“

Das dürfen wir nicht.

„Ihr dürft einen widerspänstigen Diener nicht fortthun?“

Er hat die Chasaka.

Chasaka besitzt jeder der ein Amt antritt, ein Haus bezieht, eine Pension genießt, wenn er sich durch sechs Monate im Besitze derselben befindet. In Jerusalem bewährt sich in Wahrheit der Spruch: Glücklich die Besitzenden, denn nicht allein darf ihnen ein solcher Besitz nicht entzogen werden, er erbt auch auf Kinder und Enkel fort. Nun befinden sich viele Chachamim, rücksichtlich mancher Jeschibot und anderer einträglichen Rechte in gleichem Falle und sie hüten sich streng, die altehrwürdige Legitimität der Chasaka anzutasten.

Die in den vorangehenden Blättern nur annäherungsweise angeführten Unterstützungsbeiträge, die aus Europa kommen, sind natürlich auch von Zufälligkeiten abhängig, die sie bald erhöhen, bald vermindern können.

Die Vertheilung der Gelder geschieht in doppelter Weise: als „Chaluka“ d. i. per Kopf, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder

Alter, daher eine mit vielen Kindern gesegnete Familie einen bedeutenden Betrag erhält, und als „Kadima", nach dem Range und Ansehen der Person. Die Ansche Hod die nur nach der ersteren Weise Unterstützung erhalten, sind am besten, fast reichlich versorgt; sie sind die einzige Gemeinde die keinen Armen zählt.

Doch nicht alles Geld, das fromm und wohlthätig gespendet wird, fließt, mit Ausnahme dessen das von Lemberg kommt, nach Jerusalem. Verwaltungskosten, Zersplitterung, der Mangel jeder Kontrolle, das Wechseln der Geldpreise machen, daß nicht alles Geld an die wahrhaft Dürftigen gelangt. Wir werden auf diesen Gegenstand noch zurückkommen.

Die Armut der Einzelnen ist eine oft Entsetzen und Erbarmen erregende; während die Vorsteher die ebenfalls als Arme einwanderten, ihre Frauen in Seide kleiden, mit Schmuck von Gold und Edelsteinen behängen. Einer von ihnen verheiratete seine Tochter, die am Hochzeitstage ein Kleid für 1000 Piaster und einen kostbaren Schmuck trug, während das Festmahl, zu dem alle Honoratioren Jerusalems geladen waren, 1500 Piaster kostete.

Ehe der aufopfernde thätige Herr Albert Cohn das zweite Mal nach Jerusalem kam, wurde durch mündliche Kurrende den Frauen der Rabbiner verboten, während seiner Anwesenheit ihren Schmuck zu tragen. Wir sind weit entfernt, wiewohl man es von den Armen behaupten hört, und zwar mit dem charakteristischen Ausdrucke: sie „fressen" bei den gewiß sehr ehrenhaften Vorstehern an ein verbrecherisches Vorenthalten der Gelder zu glauben. Es scheint nur, daß sie in menschlich verzeihlicher Selbstüberschätzung ihren Rang zu hoch ansehen, und darnach, nur etwas zu hoch und groß die „Kadima" für sich in Abzug bringen.

Mit welcher Ehrfurcht begrüßen wir ihn, wenn ein Scheliach, ein Sendbote aus Palästina in unsere Stube tritt, um Almosen für die armen Glaubensgenossen in Jerusalem zu sammeln! Haftet nicht noch der Staub der heiligen Erde an seinem Kleide? Sein Auge

weilt und weint über den Trümmern des Tempels und dann sich losreißend aus dem Kreise seiner Familie, zieht er fort und gibt sich den Stürmen des Meeres und den Gefahren einer langen Landreise preis. Er erzählt uns von den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem, die für uns weinen und beten.

Wie aber, wenn dieses Sendbotengehen ein ganz einfaches Geschäft ist, das dem Manne selbst den größten Theil dessen zuwendet, was von uns gläubigen Gemütes allen den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem zugedacht ist?

Die Sendbotenschaft wird in der heiligen Stadt an den Meistbietenden gegeben; gewöhnlich um einem sonst achtbaren Chacham oder Rabbiner zu Vermögen zu verhelfen. Er muß jedoch eine bestimmte Summe dafür an die Gemeinde bezahlen. Der Mehrbietende erhält das Recht. Er ist nicht verpflichtet, seine Reise sogleich anzutreten, er kann dies nach Monaten, ja nach Jahren thun, wenn er nur die Zinsen des Ersteigerungspreises, der nicht unbedeutend zu sein pflegt, an die Gemeinde bezahlt. Es gibt Einige, die seit 5 und 8 Jahren die Zinsen zahlen. Zurückgekehrt erhält der Sendbote den dritten Theil des Ertrages seiner Reise, aber nicht sein Einlagskapital; es ist also menschlich verzeihlich, daß er dieses selbst abzieht und nur den Rest der Gemeinde überbringt, die ihm sein Drittheil auszahlt.

Vor einigen Jahren wurde am Versöhnungstage im Bazar bei einem jüdischen Goldschmiede eingebrochen und Gold gestohlen. Nach einem Jahre kam an Tag, daß der Sohn des Vorstehers einer der strenggläubigsten Gemeinden sich aus der Synagoge im weißen Bußhemde entfernt und nach vollbrachtem Einbruch-Diebstahl wieder zurückkehrte und zerknirscht mit seiner Gemeinde beim Beten des Sündenbekenntnisses an die Brust geschlagen habe. Aus Achtung vor dem Vater wurde das Verbrechen nicht anhängig gemacht, und von den Juden selbst ausgeglichen.

Wenn dieſe gerade an dem heiligſten Tage des Judenthumes verübte That das Entſetzen wachruft und von der Erziehungsweiſe des Vaters ein trauriges Zeugniß ablegt, ſo wollen wir doch dem Vater das Verbrechen des Sohnes nicht anrechnen. Eines aber, wenn ſich auch die Feder dagegen ſträubt, eines müſſen wir niederſchreiben, weil es einen Einblick in die Verderbtheit der Sitten bei aller ſtrengen religiöſen Obſervanz thun läßt: derſelbe Mann, der Einbrecher, der Dieb, der Heuchler, der Gotteslästerer ging bald darauf als Sendbote nach Europa, um Geld für die Armen zu ſammeln. Natürlich mit einem Schreiben des Beſdin an alle Gläubigen, wie dieſer fromme, ehrenvolle, gelehrte Rabbi vor vielen auserwählt worden ſei u. ſ. w.

Doch nein! Nicht: und ſo weiter.

Ein mehr humoriſtiſches Vergehen eines Sendboten nach Amerika war es, daß er in Smyrna von Chriſten zubereiteten Wein kaufte und als koſchern aus Chebron, aus der Umgebung des Erbbegräbniſſes der Patriarchen, den Gläubigen verkaufte. Zur Ehre der Jeruſalemitaner ſei aber bemerkt, daß dieſer Rabbi aus — Jaffa war.

Um einen ferneren Einblick in die Verhältniſſe zu gewähren, möge folgende mehr heitere Thatſache hier Platz finden. Sir Moſes Monteſiore brachte in mehreren Fäſſern harte Thaler mit, und hielt es guten Herzens, wie er iſt, für ſeine Pflicht, jedem Armen einen Thaler perſönlich zu reichen. Viele Stunden währte die Arbeit und der Anblick einer traurigen Armut. Der Zufall fügte es, daß der edle Spender, ſich ſelbſt vergeſſend, auch das ausgegeben hatte, deſſen er zu ſeiner Weiterreiſe bedurfte. Er mußte Geld borgen. Es fand ſich bald ein Mann, der mit vielen Freuden und — Intereſſen bereit war, und die nicht unbedeutende Summe in blankem Golde überbrachte. Dieſer aber war ein Mann, der Tags zuvor unter den Dürftigen der dürftigſt Ausſehende einen Silberthaler aus der Hand des paläſtinenſiſchen Wohlthäters empfangen hatte.

Mit dieſer Thatſache hängt der Rath zuſammen, den mir der k. k. Internuncius in Konſtantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorſteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermſten vorgeſtellt werden.“

Dämoniſch humoriſtiſch iſt die Satire, die ſich ein deutſcher Arzt über den Müſſiggang und das Almoſennehmen eines chaſſidiſchen Vorſtehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jeruſalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorſteher beim Namen und fragte ihn: „Willſt Du eine „Mizwe“ eine fromme Handlung thun?“ Als der Vorſteher ſich mit Vergnügen bereit erklärte, ſagte er ihm: „So ſchinde dieſes Aas ab, denn im Talmud heißt es: Beſſer ſich vom Schinden des Aaſes ernähren als Almoſen nehmen.“

Der Uebertrit zum Mohammedanismus iſt ein ſehr ſeltener Fall; die Gattin eines öſterreichiſch jüdiſchen Unterthans verliebte ſich in einen Türken, und von dieſem vor den Paſcha geführt, erklärte ſie Mohammedanerin werden zu wollen. Der verliebte und daher ſehr unglückliche Gatte wendete ſich an den Conſul mit der Bitte den Uebertritt ſeiner Gattin zum Islam zu hindern. Zufällig fand ein Formfehler ſtatt; es war nämlich, als ſie ihre Abſicht Mohammedanerin werden zu wollen, vor dem Paſcha ausſprach, kein Dragoman gegenwärtig und ſomit konnte der Uebertritt als ungültig erklärt werden. Nach einiger Zeit — die ſchöne Polin lernte unterdeſſen von ihrem geliebten Türken im Koran leſen — wurde wieder und diesmal nach ſtrenger Rechtsform eine Sitzung anberaumt, bei welcher ſie jedoch erklärte, Mohammed nicht mehr als Propheten verehren zu können. Aus dem Hauſe des Türken kehrte ſie reuig in das Haus ihres jüdiſchen Gatten zurück.

Im Zeitraume der acht letzten Jahre kamen nur noch etwa vier Fälle vor, in denen öſterreichiſche Unterthanen auf den Koran ſchwuren. Der Conſul erklärte, daß er gegen den Religionswechſel, wenn er aus Ueberzeugung geſchieht, nichts einzuwenden habe, daß aber der zum Islam Uebertretende nicht aufhöre ein öſterreichiſcher Unterthan zu ſein. Dieſe Erklärung hielt Manchen vom Uebertritte ab.

Wie frappant auch die Erſcheinung wirkt, ſo viele, meiſt zum Proteſtantismns überläuferiſche Juden in der ihnen heiligſten Stadt der Erde zu finden, was die Erfolge der Miſſionsbemühungen als bedeutend herauszuſtellen ſcheint; ſo mindern ſie ſich gar ſehr, wenn man ſie vom ſittlich-religiöſen Standpunkte aus und die Perſönlichkeiten betrachtet, die ſich — von den Hirten einhürden laſſen.

Wenn auch in der Lage, war es nicht mein Vorhaben, die Mittel kennen zu lernen und nach ihnen zu forſchen, welche von der Miſſion angewendet werden, um Juden zur Taufe zu bewegen.

kleinen Mädchen Blumen in den aufgelöſten, mit goldenen Flittern gezierten Haaren.

Der Hausherr erzählte mir, auf mein Erſuchen um einige geſchichtliche Nachrichten über die karaitiſche Gemeinde in Jeruſalem Folgendes:

„Wir ſind die älteſten Einwohner Jeruſalems ſeit der Zerſtörung des zweiten Tempels. Vor zweihundertſiebenzig Jahren waren zweihundert Karaiten in der heiligen Stadt, die wegen ausbrechender Peſt auswanderten; ſo daß zwanzig Jahre kein Karaite in Jeruſalem zu finden war. Seit hundertundfünfzig Jahren ſind wir wieder hier angeſiedelt, unſer älteſter Grabſtein iſt nur hundertundzehn Jahre alt; doch mögen viele in der Erde eingeſunken liegen. Jetzt ſind wir nur zweiunddreißig Seelen, darunter vier Familienhäupter. Es iſt ſchmerzlich, daß Deine Landsleute, die Aſchkenaſim uns verachten, die Sepharedim beſuchen uns doch zuweilen und wir ſie; doch nehmen wir uns nur aus unſerer Gemeinde Frauen und begraben unſere Todten nicht zu den ihren. Wir ſind auf Fleiß und Arbeit angewieſen, denn die Unterſtützung unſerer Brüder aus der Krim iſt nur ſehr unbedeutend. Durch die Theurung der letzten Jahre aber ſind die ſonſt Reichen arm und die Armen brodlos geworden. Bücher, nach denen Du fragſt, haben wir keine, uns iſt das eine genug, das die Weisheit der ganzen Welt einſchließt: Ich werde Dir unſere Thora zeigen."

Er lud uns hierauf ein, die Synagoge zu beſuchen. Wir ſtiegen die Treppe, die wir heraufgekommen waren, und dann noch eine zweite herab, die uns zu einem kleinen unterirdiſchen Raume führte, der durch eine viereckig ausgeſchnittene Oeffnung in der Decke Licht empfängt. Ein kleiner Glasluſter mit vier brennenden Oellampen miſchte ſich mit der Tageshelle, ohne der kleinen, mit ſchönen Teppichen belegten Synagoge den Reiz des magiſchen Dunkels zu benehmen.

Gegen Oſten hinter dem Betpulte über der heiligen Lade iſt eine ſilberne Platte angebracht die mit großer Goldſchrift das jüdiſche Glaubensbekenntniß jedem Eintretenden entgegenhält: „Höre

Israel! der ewige unser Gott, der Ewige ist Einer!“ Die Thora ist nicht, wie sonst überall auf zusammenzurollenden Blättern, sondern in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Initialen und Arabesken. Die letzte Blattseite giebt Nachricht über die Entstehung, das Alter und den Schreiber des Manuskriptes mit folgenden Worten:

„Ich Moses, Sohn des seligen Menachem Dalbures, habe dieses Buch, welches genannt wird „Maknitsche“ geschrieben und übergeben dem geehrten Rabbi Mordechai, dem Sohne des seligen Isack als ein würdiges Geschenk im Monate Siwan, im Jahre zweiundachtzig des sechsten Jahrtausends. Gott gönne es ihm, über das Buch nachzudenken, ihm und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende aller Geschlechter. Amen! Und es bewahrheite sich das Wort, das geschrieben steht: Es weiche nicht das Buch dieser Lehre von deinem Munde, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Damit du beachtest zu thun, Alles was darin geschrieben steht, dann wirst du auf deinen Wegen glücklich und weise sein. Sei stark! Amen! Selah!“

Neben diesem Buche befindet sich auch eine Thora auf gerollten Pergamentblättern, die in neuerer Zeit geschrieben ist.

Als wir aus der Synagoge herauf wieder in den Hofraum kamen, war die ganze kleine Gemeinde versammelt. Alle sabbatlich geschmückt. Mein Gastfreund machte mich aufmerksam auf die Freundlichkeit Aller, die sich durch unseren Besuch sehr geehrt fühlen. Alle sagten fast wie aus einem Munde uns Lebewohl, während der Vorsteher mich zu wiederholtem Besuche einlud.

Wiewohl sie in religiösen Dingen vollkommen unabhängig sind, betrachtet die türkische Regierung den Chacham Baschi doch als ihr geistliches Oberhaupt. Er gebietet jedoch nur, daß sie die Feste der Juden wenigstens äußerlich beobachten und achten müssen. So dürfen sie, wenn es auch ihnen gestattet wäre, an gewissen Tagen ihre Kaufläden nicht offen halten u. dergl.

„Dann wünsche ich der Gesellschaft den ironischen Zufall, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Robinsons, z. B. der sich die größten wissenschaftlichen Verdienste um das heilige Land erworben hat, zufällig ein Jude wäre und mehr leistete, als alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Gesellschaft, und dem es ein Stolz wäre, dieser Gesellschaft nicht anzugehören."

Sie sprechen wie ein gebildeter Europäer; hier aber nimmt Alles eine religiöse Färbung an; die Geistlichen würden die Aufnahme nicht dulden. Wäre die Gesellschaft in Ramleh, oder sonst einer Stadt Palästina's, die Aufnahme wäre möglich, in Jerusalem ist sie es nicht, weil hier Alles religiös ist.

„Die Wissenschaft aber ist eine Kosmopolitin."

Es gibt keine Wissenschaft ohne Religion.

„Nimmt die Gesellschaft von einem Nichtprotestanten auch keine Unterstützungen an?"

Das thut sie.

„Sie nimmt also von einem Jeden nur Pfunde (englische), aber keine geistig schwerer wiegenden Talente an. Sie macht es, wie jener Imperator, der als man ihm die auf Kloaken gesetzte Steuer brachte, und sich ein Hofschranze darüber ein Lächeln erlaubte, das Geld an die Nase brachte und sagte: „Non olet!"

Wir schieden in heiterer Weise; der Consul mit freundlicher Einladung, ihn und das Museum der Gesellschaft zu besuchen. Herr Finn sandte mir noch am selben Tage das Programm der Gesellschaft, das ich mit den von mir herausgegebenen „Inschriften des Judenfreithofes in Wien" mit meinem biblischen Gedichte „Rahel" den hebräischen Elegien: „Nach der Zerstörung" und einigen hebräischen Landkarten Palästina's erwiederte. Alle diese Gegenstände wurden in der Bibliothek der Gesellschaft dankbarst aufgenommen.

Ich besuchte bald darauf das schön und geräumig erbaute k. Großbritannische Consulatsgebäude, in dessen weitläufigem Kreise sich auch die anglikanische Kirche befindet. Von der geistvollen

Frau des Conſuls, der abweſend war, freundlich empfangen, bot ſie mir von den geröſteten Weitzenkörnern, die ſie eben ihren ſchönen Knaben vertheilte, mit den Worten an: „der geröſteten Frucht wird ſchon in der heiligen Schrift Erwähnung gethan.“ Sie lud mich für den nächſten Tag zum Thee; leider durfte ich es nicht wagen, der Einladung zu folgen, es hätte mich dieß unter den Juden verketzert. Wie ich mich denn auch hüten mußte, wenn ich den preußiſchen Diakoniſſinnen, an deren eine ich Grüße von Wien her zu beſtellen hatte, begegnete, ſie anzuſprechen. Sie begleiteten ihre jungen Elevinnen, unter denen auch Judenmädchen waren, auf Spazlergängen.

Die Bibliothek der literariſchen Geſellſchaft iſt eine bereits anſehnliche und enthält koſtbare und gelehrte Werke der vorzüglichſten europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen. Das Muſeum iſt erſt im Werden. Eines der intereſſanteſten Stücke iſt eine in Barelief ſitzende Greiſengeſtalt, die Rechte wie zu einem Befehle emporhebend, der Kopf hat den Ausdruck und die Bildung eines polniſchen Rabbiner, über ſie hält ein Sklave einen Sonnenſchirm. Robinſon erklärte dieſes Geſchenk Layards für einen Sanherib. Lampen, Spangen, Lanzenſpitzen u. dgl. die auf dem Libanon gefunden wurden, Säulenreſte, Kapitäle, Schnörkel, Muſcheln, Mineralien u. dgl. liegen noch bunt durcheinander. Am meiſten zog mich ein mehrere Zentner ſchwerer Steinklumpen an, der ſich bei näherer Beſichtigung als ein Aggregat von Hunterttauſenden kleinſter Purpurſchnecken-Muſcheln ergab, und von Sidon hierher geſendet worden iſt. Herr Finn verſprach mir, auf mein Erſuchen ein ähnliches Konglomerat für das k. k. Muſeum in Wien nachzuſenden.

Im Bibliotheksſaale empfing mich der Sekretair der Miſſionsgeſellſchaft, der treffliche Photographien aller heidniſch, bibliſch und kirchlich heiligen Monumente und Trümmerreſte verfertigt, deren eine ſchöne Auswahl ich mir aneignen durfte.

Er konnte ſein Befremden darüber nicht unausgeſprochen laſſen, daß die Juden Jeruſalems ſich ſo ſehr gegen eine Lehranſtalt ſträuben, die von einer Jüdin geſtiftet, von jüdiſchen Lehrern in ſtreng altgläubiger Weiſe geleitet, von frommen Rabbinen

überwacht werden sollte, während doch manche selbst von den chassidischen Gemeinden ihre Kinder in die Missionsschule schicken, um sie da Unterricht in Elementargegenständen und in Sprachen genießen zu lassen. Kranke Juden, ehe das Rothschildsche Hospital gegründet war, begaben und begeben sich noch in das englische Krankenhaus und kein Rabbiner rügt es, wenn sie da die gemeinschaftlichen Speisen genießen.

Er führte mich in die Kirche, einen schon von Außen her sich einfach schön darstellenden gothischen Bau.

Die Kirche strebt mit drei Spitzbogen empor, zwischen denen braunes Holzgebälke ist. Auf dem Hochaltare kein Kreuz, statt dessen zwei schwarze Marmortafeln auf denen die zehn Gebote mit — hebräischer Goldschrift eingegraben sind. Auf den einfachen dunklen Holzbänken, die an aufstrebenden Eichenstäben bunte Glaskugeln — zur Beleuchtung beim Abendgottesdienste tragen — lag ein zufällig liegengebliebenes Gebetbuch in — hebräischer Sprache. Es enthält die üblichen, altbergebrachten jüdischen Gebete mit kleinen Weglassungen, wohl auch Einschaltungen, die sich auf den christlichen Glauben beziehen. So wird die Anschauung und Phantasie des neuen Christen nicht nur geschont, sondern ihnen vielmehr gebuldigt, und der Neugetaufte so zum andern Glauben allmälig herüber gewöhnt.

Diese Kirche füllt sich, wenn sich alle in Jerusalem wohnenden bekehrten Juden in ihr versammeln, mit einer stattlich zahlreichen Gemeinde! Welche jüdische Gemeinde der Erde und wenn sie selbst zu den großen zählt, hat wie die in Jerusalem das Schauspiel aufzuweisen, daß sich hundertundeinunddreißig getaufte Juden in einer Kirche versammeln?

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für minder strenggläubig, und so ist die Thatsache um so auffallender, daß die russischen Juden allein, über die Hälfte: 71 Seelen, in den Missionshandel geliefert haben; während sich die übrigen 60 fast auf alle Länder vertheilen.

Der Uebertrit zum Mohammedanismus iſt ein ſehr ſeltener Fall; die Gattin eines öſterreichiſch jüdiſchen Unterthans verliebte ſich in einen Türken, und von dieſem vor den Paſcha geführt, erklärte ſie Mohammedanerin werden zu wollen. Der verliebte und daher ſehr unglückliche Gatte wendete ſich an den Conſul mit der Bitte den Uebertritt ſeiner Gattin zum Islam zu hindern. Zufällig fand ein Formfehler ſtatt; es war nämlich, als ſie ihre Abſicht Mohammedanerin werden zu wollen, vor dem Paſcha ausſprach, kein Dragoman gegenwärtig und ſomit konnte der Uebertritt als ungültig erklärt werden. Nach einiger Zeit — die ſchöne Polin lernte unterdeſſen von ihrem geliebten Türken im Koran leſen — wurde wieder und diesmal nach ſtrenger Rechtsform eine Sitzung anberaumt, bei welcher ſie jedoch erklärte, Mohammed nicht mehr als Propheten verehren zu können. Aus dem Hauſe des Türken kehrte ſie reuig in das Haus ihres jüdiſchen Gatten zurück.

Im Zeitraume der acht letzten Jahre kamen nur noch etwa vier Fälle vor, in denen öſterreichiſche Unterthanen auf den Koran ſchwuren. Der Conſul erklärte, daß er gegen den Religionswechſel, wenn er aus Ueberzeugung geſchieht, nichts einzuwenden habe, daß aber der zum Islam Uebertretende nicht aufhöre ein öſterreichiſcher Unterthan zu ſein. Dieſe Erklärung hielt Manchen vom Uebertritte ab.

Wie frappant auch die Erſcheinung wirkt, ſo viele, meiſt zum Proteſtantismns überläuferiſche Juden in der ihnen heiligſten Stadt der Erde zu finden, was die Erfolge der Miſſionsbemühungen als bedeutend herauszuſtellen ſcheint; ſo mindern ſie ſich gar ſehr, wenn man ſie vom ſittlich-religiöſen Standpunkte aus und die Perſönlichkeiten betrachtet, die ſich — von den Hirten einhürden laſſen.

Wenn auch in der Lage, war es nicht mein Vorhaben, die Mittel kennen zu lernen und nach ihnen zu forſchen, welche von der Miſſion angewendet werden, um Juden zur Taufe zu bewegen.

Daß es aber ein goldenes Netz sei, mit welchem der heilige Menschenfischfang getrieben wird, darüber waltet, wenigstens in Jerusalem kein Zweifel ob und Jeder der darnach fragt, kann diese Auskunft erhalten.

Mir selbst ist ein Fall bekannt, daß einem jüdischen Schriftgelehrten von der englischen Bibelgesellschaft eine lebenslängliche Rente von 4000 Fl. in Silber jährlich, ohne alle weitere Verpflichtung, als sich taufen zu lassen angeboten wurde. Beide Personen, zwischen denen der Handel stattfinden sollte leben noch, der eine in Wien, der andere in Konstantinopel. So einfach und keines Lobes werth die Ablehnung ist; eben so schmachvoll erscheint der Antrag.

Die Lateiner unterstützen ebenfalls diejenigen, die katholisch werden, jedoch erst, wenn sie übergetreten sind. Die Protestanten geben Handgeld und demoralisiren die Familien. Wenn Eltern ihre Kinder streng anlassen, ewiedern diese nicht selten trotzig drohend: „Ich gehe zur Mission."

Eines Tages, als ich mit meinem Gastfreunde durch den Bazar ging, redete mich ein Mann an, ihm 3000 Piaster zu schenken, die er der Mission schulde; ich rette ihn so, mit seinem Weibe und sechs Kindern vor der Taufe. Dieser Mann stahl 25000 Piaster und als die Juden sich für den Dieben nicht verwenden wollten, ging er aus Rache zur Mission und eben kein Glaubenskoloß, ging dieser edle Rhodiser unter die Protestanten. Dieß eine Beispiel mag beweisen, auf welcher Stufe der Moral und der Sittlichkeit diejenigen stehen, welche die Mission nach der unvertilgbaren Ansicht der Juden im gelobten Lande zu „Götzendienern" macht. Es ist bekannt, daß manche Juden eigens nach Jerusalem reisen, um sich hier, wo es mehr Vortheile gewährt, taufen zu lassen. Es kommt wohl auch vor, daß solche Religions-Reisenden sich wie sie eben der Weg führt in mehreren Städten taufen lassen; wahrscheinlich um sich für die Wiedertaufe in Jerusalem vorzubereiten.

Charakteristisch für den jüdisch-polnischen Witz, wie für die Mission ist es, was ein Jude äußerte: „Das einzig gute He-

schäft, das sich noch gehalten hat, wenn man sich taufen ließ, wer hats verdorben? die Juden mit ihrer Konkurrenz."

Unter den Getauften in Jerusalem befindet sich ein Mann aus Rußland, welcher der griechisch unirten Kirche angehörte, sich beschneiden ließ, und schließlich von der Mission zum Protestantismus „gewonnen" wurde. Aber auch zum Judenthume kehren manche zurück, auf deren gerettete Seelen die Mission mit Stolz hingewiesen hatte. Siehe da wieder einige Peruschim darunter! ihren Schreiber Herrn Jeikef Sapir, der über den Fall Jeruschalaims so schöne Elegien dichtet, siehe Herrn Munje, Lehrer in einem ihrer Chedorim, siehe Herrn Pense, der jetzt wieder als Sendbote in Indien und Australien Geld für seine armen Glaubensgenossen im heiligen Lande sammelt.

Die Religion, nicht die mosaische allein — ist eine Waare in Jerusalem und Käufer und Verkäufer, die Krämer sind nicht würdig, daß sie, wie einst ihre berüchtigten Ahnen, zum Tempel hinausgejagt werden.

Wenn von dem freiesten Volke der Erde, welches das erste die Stimme gegen den Sklavenhandel erhoben hat, hier Seelensklaverei getrieben wird, wenn auf die Not, das Elend der Kreatur christliche Spekulationen angelegt werden; so empört sich das Herz der Moral, lehnt sich der Geist der Cultur, der Gedanke des Erlösers der Christen selbst dagegen auf.

Wenn man von dem Zwecke, den die Mission verfolgt, absieht — man kann aber von dem Unsittlichen und Schlechten nicht absehen — so ist die Wirksamkeit derselben eine materiell wohlthätige und im allgemeinsten Sinne Kultur fördernde.

Die Mission hält ein gut eingerichtetes Spital mit 36 Betten für Kranke jeden Glaubens bereit. Eine Nähschule, die 80—100 Frauen Erwerb gibt. Ein nicht lange gegründetes Handwerkinstitut zählte 6 Zöglinge: polnische Knaben, die das Tischler- und Drechslerhandwerk lernen. Eine Agrikultur-Anstalt beschäftigt an 100 Menschen.

Ich begegnete ihnen oft des Abends, wenn sie von der Bearbeitung eines Feldes, das die Missionsgesellschaft ankaufte, heimgingen. Manche, die sich von der Mission Almosen direkt zu nehmen scheuen, werden hier mehr darum beschäftigt, um ihnen einen Vortheil zu gewähren und sie durch Dankbarkeit an die Mission zu fesseln. In jedem Falle sind sie verpflichtet jeden Abend, eine Missionpredigt anzuhören.

Der Arbeit Lohn in der Glut der syrischen Hitze ist nur 4 Piaster, das ist 24 Krzr., und doch drängen sich so Viele heran, ihn zu verdienen.

Mir lieferte dieß wieder den Beweis, daß die Handwerker und Arbeiter den sehr gedrückten aber ungleich ehrenwerten Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems darstellen, und daß sie auch gerne ihre Hände regen, wo ihnen die Arbeit Schwülen drückt.

Die Mission vertheilt endlich Almosen, Kleidungsstücke, sie bezahlt Mietzinse, schickt Kranken oder Wöchnerinnen Speisen, Kaffe, Thee, Zucker u. s. w.

Eine treue Darstellung der jüdischen Zustände in der heiligen Stadt fordert die Gerechtigkeit auf, diese wohlorganisirten und auf die Armut berechneten Einrichtungen um so mehr zu nennen, als sie eben dazu beitragen, Schwache zum Abfall vom Judenthume zu verleiten, anderseits aber eine sittliche Gegenwirkung wach rufen sollen.

Die Mission hat erst vor dreizehn Jahren ihre Arbeit begonnen, die Taufen sind der Zahl nach im Zunehmen, und einsichtsvolle ruhige Beobachter sagen ihr, auch rücksichtlich der Katholiken eine Zukunft voraus, nicht allein in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung. Die Mission hat etwas von der Wüste, oder von der Natur der Gletscher, die langsam aber sicher immer vorrücken, und immer neue grüne Erde bedecken.

Ein Großes ist geschehen durch die Errichtung des Rothschild'schen Hospitals, dieses treffliche Institut emanzipirt vorerst die Kranken von der Mission.

Die anderen durch Herrn Albert Cohn getroffenen Einrichtungen ſollen manchen von der Miſſion im Stillen organiſirten Widerſtand gefunden haben, und es wurde von einem in dem Lokalzuſtänden offiziell kundigen Manne der Verdacht ausgeſprochen, ob die Miſſion es nicht auch mit ſei, die durch ruſſiſch-polniſche Juden gegen die Errichtung der Simon von Lämel'ſchen Lehranſtalt wirke? Ich lehnte dieſe Abſicht ab, weil Herr Finn, als er den unvernünftigen Widerſtand ſah, mir freiwillig anbot, diejenigen Tumultuanten, die engliſche Unterthanen ſind, zur Rechenſchaft ziehen zu wollen, wenn ſie ihm durch den öſterreichiſchen Conſul genannt werden würden.

Die Erfolge der Miſſion ſind aber theilweiſe durch die Juden ſelbſt verſchuldet.

Während in einer deutſchen, oder öſterreichiſchen Gemeinde der Uebertritt eines Juden zum Chriſtenthume eine ſchmerzliche Bewegung hervorbringt, ein Aufſehen erregt; ſo verhalten ſich die Juden in Jeruſalem ziemlich apatiſch in dergleichen Fällen. Entweder weil ſie durch die häufige Erſcheinung abgeſtumpft ſind, oder weil ſie der Miſſion den gewöhnlichen ſittlich Verkommenen gerne gönnen.

Während meiner Anweſenheit entlief ein ſechzehnjähriger aus Sklow in Rußland geborner Knabe von der Gemeinde Peruſchim der Cohnſchen Lehranſtalt, wo er das Uhrmacherhandwerk lernte. Nach fünf Tagen, während welcher man von ihm nichts erfahren hatte, ſendete ihn der griechiſche Patriarch, zu dem er ſich mit der Bitte, ihn in der griechiſchen Kirche aufzunehmen, geflüchtet hatte, dem öſterreichiſchen Conſulate mit dem Bemerken zu: daß die griechiſche Kirche keine Art von Proſelitenmacherei mit ihrer Würde vereinbar halte. Der Knabe erklärte hierauf, katholiſch werden zu wollen. Nun war es die Pflicht des katholiſchen Conſuls, dem lateiniſchen Kloſter eine ſolche Abſicht eines öſterreichiſchen Unterthans bekannt zu geben. Da der Knabe ſeine herbeieilenden Eltern nicht ſehen wollte, und wenn man ihn dazu zwänge, drohte ſich ein Meſſer durchs Herz zu bohren; ſo ließ der Conſul gerechter und toleranter Weiſe die Vorſteher und Rabbinen der Peruſchim von dem

Falle ebenfalls verständigen, damit sie zusehen, ob sie den Knaben nicht dem Judenthume erhalten könnten? Das lateinische Kloster sendete unverweilt zwei Priester; von den Rabbinen und Vorständen der Peruschim erschien Niemand.

Die Familie des Getauften, wenn sie auch anfangs bestürzt ist, beruhigt sich bald und schneidet durchaus mit ihm die Familienbande nicht durch; er besucht sie, er speist mit ihr und wird nach wie vor mit „Reb" und seinem jüdischen Namen angesprochen. Die Familie weiß, daß in den allermeisten Fällen die innere Ueberzeugung dieselbe geblieben ist, und ich hörte es aussprechen: „Er wird schon zurück kommen, wenn er sich geholfen haben wird." Dann herrscht große Freude.

Da dieses Kapitel den vom Judenthume Abgekehrten gewidmet ist, wollen wir auch ein Wort von denjenigen sagen, welche dem Christenthume abtrünnig werden, und zur Väterkirche zurückkehren. Wenn sie durch die notwendige Bluttaufe und das Wegwerfen vieler bürgerlicher und sozialer Vortheile mehr aus Ueberzeugung zu handeln scheinen, als diejenigen, die durch Taufwasser weltliche Vortheile zu gewinnen wissen; so theile ich ganz die einmal von Hammer-Purgstall gegen mich ausgesprochene Gesinnung. „Ich verachte jeden Renegaten, den religiösen wie den politischen."

Der Uebertritt zum Judenthume kommt auch in Jerusalem nur selten vor. Den Rabbinen ist es eine vom Talmud gebetene Pflicht, demjenigen, der sich zum Judenthume bekehren will, den Schritt zu erschweren und ihn zurückzuhalten. Proselitenmacherei ist, seitdem aus den gewaltsam bekehrten Idumenäern der verhaßte König Herodes hervorgegangen ist, den Juden von Rabbi Schamai nicht gestattet.

Ich lernte in Jerusalem nur zwei vom Christenthume abgefallene Juden kennen; während mir eine ansehnliche Anzahl geborner Juden genannt worden ist, die sich taufen ließen, und wieder zum Judenthume zurückgekehrt sind.

Herr Warder Greſſon iſt ein in Philadelphia in Amerika 1799 geborner Chriſt, der von ſeinen Renten lebend, im Jahre 1848 nach Jeruſalem gekommen iſt, und ſich beſchneiden ließ; ſein Name iſt jetzt Jiſroël Boas.

Herr Peter Rumpf iſt im Jahre 1814 in Leuin in Niederpreußen geboren. Er lernte Nägel ſchmieden und arbeitete im Jahre 1833 beim Nagelſchmied-Fabrikanten Moſes Roſenbaum in Zell bei Würzburg, den er auf früherer Wanderſchaft kennen gelernt hatte. Durch ihn wurde er mit dem Judenthume bekannt und von demſelben angezogen. Nichtsdeſtoweniger gehörte er in den Jahren 1842 bis 1846 dem Basler Miſſionsvereine an. In Engelhardtszell, wir wiſſen nicht wie, gelangte er, weil er für die Miſſion in Oeſterreich wirken ſollte, in den Beſitz eines öſterreichiſchen Paſſes und als Oeſterreicher geltend, arbeitete er, im Jahre 1845 in Wien bei dem Nagelſchmiedmeiſter Krum in der Vorſtadt Neulerchenfeld; ſpäter in Preßburg, Peſth, Temeswar. Auf ſeinen Wanderungen durch aller Herren Länder gelangte er auch nach Amſterdam; hier ließ er ſich im Jahre 1848 beſchneiden und ging hierauf nach Hamburg, wo er aus uns unbekannten Gründen nicht geduldet wurde. Er ſchiffte ſich im Jahre 1849 nach Amerika ein, wo er die Bekanntſchaft des in dieſen Blättern wiederholt genannten Rabbi Joſef Schwarz machte, und durch deſſen begeiſterte Schilderungen des gelobten Landes angezogen, im Jahre 1856 nach Jeruſalem kam. Etwa um ſein Handwerk zu betreiben und ſich, rüſtig und jung wie er iſt, ſein Brot zu erwerben? Wozu auch eine ſolche Kraftverſchwendung in dem heißen Klima! Er nimmt Chaluka und lernt hebräiſch beten, das, wie er mir ſagte, „ſchwerlich mehr in ſeinen harten Schädel zu nageln ſein wird.“

Entscheidende Versammlung.

Der Sprecher der Aschkenasim. — Pädagogische Weisheit. — Nicht der Stachel nicht der Honig. — Abstimmung. — Sieg der Sepharedim. — Erstaunen der Aschkenasim. — Ihr Verhalten. — Besuch des Rabbi Bordaki.

Der für meine Mission wichtigste Tag, war der zweite Juli, zugleich merkwürdig für die Annalen der jüdischen Gemeinden in der heiligen Stadt durch den Umstand, daß seit der feindlichen Sonderung der religiösen Parteien sich zum ersten Male alle Vorsteher im Divan des Chacham Baschi vereinigten. Unerhört aber in den jüdischen Versammlungen Jerusalems war, daß über Berathung und Beschlüsse Protokoll geführt wurde.

Der Chacham Baschi nahm als Präsident der Versammlung in der Ecke des Divans seinen Sitz ein; ihm zur Linken reihten sich die Chachamim und Vorsteher der sepharedischen, dann die Rabbinen und Vorsteher der aschkemasischen Gemeinden. *

---

* Chachamim und Gemeinde-Vorsteher der Sepharedim: Chajim Nissim Abulafia, David Chazan, Salomon Löwi, Mordechai Sasin, Chajim Pisanti, Majer Panigel, David Cario, Jakob Löwi, Mosche Mejuchas, Juda Paya, Bechor Cohen, Elia Mugdar, Jakob Finci, David Cohen, Chajim Gagin.

Vorsteher der Gemeinde Peruschim: Jeschaje Bordaki, Sundel Salant.

Vorsteher der Gemeinde Aschkenasim „Chassidim:" Nissim Back, Mordechai Aaron.

Mit anweſend waren die beiden dirigirenden Aerzte des Rothſchild'ſchen Hospitales Herr Dr. Neumann und des Monteſloriſchen Dispenſatory Herr Fränkel, die ich um europäiſche Bildung als Zeugen zu haben, eingeladen hatte.

Den achtundzwanzig Männern und Greiſen, den Frömſten und Gelehrteſten der heiligen Stadt gegenüber, hatte ich ſelbſt Platz genommen. Die Verſammlung übte auf mich, den Laien, eine impoſante Wirkung aus, wenn ich auch bereits wußte, daß Manche gekommen waren um gegen die Kultur zu ſtimmen und die Ziviliſation mit Verachtung von ſich zu weiſen. Ich fühlte mich mehr, wie ein Angeklagter vor ſeinen Richtern, denn wie ein Bote, der manchen Gefahren durch Länder und Meere trotzend auf ſilbernen Schalen ein goldenes Gaſtgeſchenk zu überbringen hat. Der Gedanke jedoch an die durch Religion und Geſchichte geheiligte Szene auf der die Verſammlung ſtatt fand, das Vertrauen auf den verſtändigen Sinn der Väter, daß ſie eine ihrer Jugend entgegengetragene Wohlthat nicht abweiſen werden, erhoben und tröſteten mich, und in ſolchen Gedanken mich ergehend, begrüßte ich ehrfurchtsvoll das Synhedrion der heiligen Stadt.

Ein bleicher, asketiſch ausſehender ſchlanker, nicht mehr junger Mann, in polniſcher Tracht mit langem Barte und langen Schläfenhaarbüſcheln, die ſchwarzglühenden Augen auf mich gerichtet, erhob ſich und nahm das Wort. Er ſprach im Namen aller Aſchkenaſim, die ſich während der ganzen Verſammlung ſchweigend verhielten.

Herr Bordaki ſprach hebräiſch und unterſchied den doppelten Zweck meiner Miſſion, die wiſſenſchaftlich moraliſche Bildung der

---

Vorſteher der öſterreichiſchen Gemeinde: Moſes Schmelka Horwitz, Moſche Joſſel.

Vorſteher der Warſchauer Gemeinde: Elia Juda Deiches, Mordechai Meier Rabinſon.

Vorſteher der Gemeinde Chabat: Salomon Erſtein.

Vorſteher der Deutſch-holländiſchen Gemeinde: Joſeph Schwarz, Moſe Sachs.

Entscheidende Versammlung.

Der Sprecher der Aschkenasim. — Pädagogische Weisheit. — Nicht der Stachel nicht der Honig. — Abstimmung. — Sieg der Sepharedim. — Erstaunen der Aschkenasim. — Ihr Verhalten. — Besuch des Rabbi Bordaki.

Der für meine Mission wichtigste Tag, war der zweite Juli, zugleich merkwürdig für die Annalen der jüdischen Gemeinden in der heiligen Stadt durch den Umstand, daß seit der feindlichen Sonderung der religiösen Parteien sich zum ersten Male alle Vorsteher im Divan des Chacham Baschi vereinigten. Unerhört aber in den jüdischen Versammlungen Jerusalems war, daß über Berathung und Beschlüsse Protokoll geführt wurde.

Der Chacham Baschi nahm als Präsident der Versammlung in der Ecke des Divans seinen Sitz ein; ihm zur Linken reihten sich die Chachamim und Vorsteher der sepharedischen, dann die Rabbinen und Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden. *

---

* Chachamim und Gemeinde-Vorsteher der Sepharedim: Chajim Nissim Abulafia, David Chazan, Salomon Löwi, Mordechai Safin, Chajim Pisanti, Majer Panigel, David Cario, Jakob Löwi, Mosche Mejuchas, Juda Paya, Bechor Cohen, Elia Mizrahi, Jakob Finci, David Cohen, Chajim Gagin.

Vorsteher der Gemeinde Peruschim: Jeschaje Bordaki, Sundel Salant.

Vorsteher der Gemeinde Aschkenasim „Chassidim:" Nissim Back, Mordechai Aaron.

Mit anweſend waren die beiden dirigirenden Aerzte des Roth-ſchild'ſchen Hospitales Herr Dr. Neumann und des Monteſioriſchen Dispenſatory Herr Fränkel, die ich um europäiſche Bildung als Zeugen zu haben, eingeladen hatte.

Den achtundzwanzig Männern und Greiſen, den Frömſten und Gelehrteſten der heiligen Stadt gegenüber, hatte ich ſelbſt Platz genommen. Die Verſammlung übte auf mich, den Laien, eine impoſante Wirkung aus, wenn ich auch bereits wußte, daß Manche gekommen waren um gegen die Kultur zu ſtimmen und die Ziviliſation mit Verachtung von ſich zu weiſen. Ich fühlte mich mehr, wie ein Angeklagter vor ſeinen Richtern, denn wie ein Bote, der manchen Gefahren durch Länder und Meere trotzend auf ſilbernen Schalen ein goldenes Gaſtgeſchenk zu überbringen hat. Der Gedanke jedoch an die durch Religion und Geſchichte geheiligte Szene auf der die Verſammlung ſtatt fand, das Vertrauen auf den verſtändigen Sinn der Väter, daß ſie eine ihrer Jugend entgegengetragene Wohlthat nicht abweiſen werden, erhoben und tröſteten mich, und in ſolchen Gedanken mich ergehend, begrüßte ich ehrfurchtsvoll das Synhedrion der heiligen Stadt.

Ein bleicher, asketiſch ausſehender ſchlanker, nicht mehr junger Mann, in polniſcher Tracht mit langem Barte und langen Schläfenhaarbüſcheln, die ſchwarzglühenden Augen auf mich gerichtet, erhob ſich und nahm das Wort. Er ſprach im Namen aller Aſchkenaſim, die ſich während der ganzen Verſammlung ſchweigend verhielten.

Herr Bordaki ſprach hebräiſch und unterſchied den doppelten Zweck meiner Miſſion, die wiſſenſchaftlich moraliſche Bildung der

---

Vorſteher der öſterreichiſchen Gemeinde: Moſes Schmelka Horwitz, Moſche Joſſel.

Vorſteher der Warſchauer Gemeinde: Elia Juda Deiches, Nordechai Meier Rabinſon.

Vorſteher der Gemeinde Chabat: Salomon Erſtein.

Vorſteher der Deutſch-holländiſchen Gemeinde: Joſeph Schwarz, Moſe Sachs.

Kinder, und deren materielle Unterstützung. „Wir bedürfen keiner Schule. Wir Peruschim und alle andern Kongregazionen der Aschkenasim haben hinreichend viele Chedorim, wo unsere Kinder Unterricht erhalten. Die im „Kol mebasser" angedeutete Unterrichtsmethode, den Kindern Begriffe und Lehren spielend beizubringen, sie ohne Anstrengung zu unterweisen, sie religiöse Lieder singen, und zur Stärkung ihres Körpers gymnastische Uebungen machen, vielleicht gar tanzen zu lassen, ist völlig falsch. Kindern muß man nicht den Unterricht leicht, vielmehr schwer machen, sonst erscheint ihnen die Lehre nicht wichtig genug. Unsere Kinder bedürfen keiner physischen Kräftigung, keiner Erholungszeit im Freien; sind sie gesund."

„Hältst du Schulen" nahm ich das Wort „in denen außer Talmud Bibel gelehrt wird, für schädlich? Ist Elementarunterricht in der hebräischen Sprache, Beibringung von religiösen Begriffen, Gebete, Reinsprechen der eigenen und der Landessprache der Religion zuwider?"

„Schulen" entgegnete Herr Bordaki und wie es schien mit voller Beistimmung derjenigen, deren Sprecher er war, „Schulen in denen außer Talmud irgend ein Gegenstand gelehrt wird, sind, wenn auch nicht geradezu gegen die Vorschriften der Religion, aber gewöhnlich die Veranlassung zu späterem Abfall von der Religion, wie wir dieß in vielen Beispielen in Europa sehen. Nicht meine orientalischen Brüder hier, aber Du kennst Mosche dessi, (Moses Mendelsohn aus Dessau) und Dein „Kol mebasser" ist in seinem Geiste geschrieben. Alles das, was Du in der Schule gelehrt wissen willst, ist nicht nur nicht nötig, vielmehr in jeder Beziehung schädlich, vorzüglich aber in religiöser. Mein eigener Sohn und viele, ja alle Kinder der Gemeinden lernen ohne alle vorbereitende Kenntnisse gleich Talmud. Ich stimme daher gegen die Anstalt, die Du beabsichtigst. Was aber die materielle Unterstützung der Kinder mit Speise und Kleidung anbelangt, so wollen wir sie annehmen, dabei erspart Du noch die Ausgaben für Hausmiete, für Lehrer und Verwaltungskosten, welcher Betrag unserer Chedorim zugewandt werden könnte."

Ein aſchkenaſiſcher Rabbi warf die Bemerkung hin: „Ich
l den Stachel und auch den Honig nicht!“

Ich nahm das Wort:

„Der Zweck der von einer edlen Frau begründeten Stif-
ng iſt beſtimmt ausgeſprochen, und von der k. k. öſterreichiſchen
gierung empfohlen. Ich habe weder die Macht, noch die Ab-
t von demſelben abzugehen. Es liegt nicht im frommen Sinne
r Stifterin Etwas einführen zu wollen, was irgend wie die
ewiſſen beſchweren könnte. Ich bringe als ihr „Scheliach aus
nze leorez“ als ihr Bote außer dem Lande Israels her, in
ter Meinung und redlichen Herzens, eine Wohlthat den Ge-
inden der heiligen Stadt. Wenn ihr ſie annehmen wollet, ſo
die Angelegenheit abgethan, und ich bitte nunmehr den ehr-
irdigen Präſidenten der Verſammlung, die Stimme jedes Ein-
nen zu hören, und zu zählen.“

Der Chacham Baſchi forderte die Abſtimmung der Aſchkena-
, welche folgendes Reſultat ergab:

Von ihren 9 Vorſtehern ſtimmte nur Herr Joſef Schwarz
d Herr Riſſim Back für, 6 gegen die Anſtalt. Herr Moſes
achs der fanatiſche Eiferer für Unterricht, der Ankläger des
bſkurantismus der Rabbinen, als welchen wir ihn bereits kennen
lernt haben, entfernte ſich vor der Abſtimmung.

Der Chacham Baſchi gab hierauf ſeine Stimme mit dem
merken ab: „Nachdem die zu gründende Anſtalt in keiner
eiſe den heiligen Geſetzen unſerer Religion entgegen, vielmehr
eignet iſt, dieſelben noch feſter und ehrwürdiger zu machen; ſo
mme ich, Kraft meines Amtes und meiner prieſterlichen Würde,
Chajim Riſſim Abulafia, Oberrabbiner der heiligen Stadt
ruſchalaim, für die Gründung der Anſtalt.“

Einhellig mit ihm ſtimmte das Besdin und die Vorſteher,
amens der Großgemeinde von Jeruſalem, 15 an der Zahl. Es
mmten ſomit in der Verſammlung 18 für, 6 gegen die Anſtalt,
lche bedeutende Mehrheit noch dadurch an moraliſchem Gewichte
wann, daß eben die Großgemeinde mit ihrem geiſtlichen Tri-
nale und ihren Vorſtehern ſich in ihr befand.

Herr David Chazan, Oberrabbiner der Gemeinde in Smyrna, jetzt Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem stellte hierauf den Antrag, daß nunmehr noch eine weitere Besprechung über die Art und Weise der Gründung gepflogen werde, wobei diejenigen, welche gegen dieselbe gestimmt haben, keinen weitern Beruf anwesend zu bleiben, fühlen dürften. Die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden, mit Ausnahme der Herren Schwarz und Back entfernten sich, und es wurde nach einer kurzen allgemeinen Besprechung beschlossen, daß, da die Sitzung bereits 3½ Stunden in der heißen Mittagszeit gedauert habe, zur Vereinbarung eines Programmes eine zweite Versammlung angeordnet werden möchte.

Die Herren Doktoren Fränkel und Neumann konstatirten das in deutscher Sprache abgefaßte Protokoll. Die Debatte wurde in hebräischer Sprache geführt; Herr Doctor Neumann, derselben vollkommen kundig, hatte die Güte, Dolmetsch zu sein.

So wurde eine Versammlung geschlossen, die an und für sich bedeutungsvoll und karakteristisch auch nach einer andern Richtung hin eine eigenthümliche Wirkung hervorbrachte. Der Beschluß dieser Versammlung war gleichzeitig ein Sieg der Sepharedim über die sie fort und fort bedrängenden Aschkenasim. Beide Parteien schienen erstaunt; die Sepharedim über sich selbst, denn sie fühlten sich plötzlich ihrer Majorität bewußt, und von einem moralischen Drucke befreit, den der Fremde, der Geduldete, über sie seit Langem in ihrem Vaterlande geübt. Die Aschkenasim staunten hingegen über den Muth einer selbstständigen That, den sie ihren trägen, orientalischen Glaubensgenossen lange nicht mehr zugetraut hatten. Zugleich aber war die Gründung einer Lehranstalt, ein Trost für die Sepharedim, welche die Beschämung tief fühlten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde einer solchen entbehre. Kurz vorher auch, nach Verkündigung des „Hat humajum" hatte der Chacham Baschi des kaiserlich türkischen Reiches in Konstantinopel an alle Rabbinen und Gemeinden den

Auftrag ergehen laſſen, für religiöſen und wiſſenſchaftlichen Unterricht der Jugend zu ſorgen und Schulen zu gründen. Die Großgemeinde in Jeruſalem hätte, wegen der auf ihr liegenden Schuldenlaſt, nimmer dem Befehle entgegen kommen können, und ſo ſchien es ihr, wie vom Himmel zu ſein, daß ihr von der Ferne her, unerwartet die Mittel geboten wurden, wahrſcheinlich die erſte Gemeinde des weiten türkiſchen Reiches zu ſein, die dem weiſen Wunſche der Regierung entſprechen konnte.

Ueberall fügt ſich geſittet die Minder- der Mehrzahl der Meinungen. Die Aſchkenaſim, ſchon weil ſie die Fremden im Lande ſind, hätten die türkiſchen Unterthanen in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht nicht weiter ſtören ſollen. Die Meiſten aber einer ſie demütigenden Herrſchaft entflohen, hier gaſtfrei aufgenommen und geſchützt, faſt keinem Geſetze unterthan, ſind ſie übergreifend, herrſchſüchtig, der entronnene und Herr gewordene Sklave. Sie konnten, und hier iſt vorzugsweiſe von den Peruſchim die Rede, die plötzliche ſelbſtſtändige That der Sepharedim und ihre eigene Niederlage nicht ertragen, und ſo fingen ſie gegen Das heimlich zu intriguiren an, was ſie in öffentlicher Sitzung feierlich beſchließen ſahen. Ohne übrigens daran zu zweifeln, daß manche aus „heiliger Einfalt“ gegen ein Inſtitut eiferten, das echte Religioſität, Tugend und Bildung zu verbreiten berufen ſein ſollte; muß auf die hier dargelegten Motive Rückſicht genommen werden, wenn man auf den folgenden Blättern die unmächtigen, meiſt pöbelhaften Verſuche die Gründung einer Lehranſtalt zu ſtören, leſen wird. Es werden übrigens noch manche andere Motive, als die der religiöſen Ueberzeugung zu Tage kommen.

Zwei Beſuche.

Herr Bordaki. — Vier Ellen weit im gelobten Lande. — Glasſcherben und Diamanten. — Geſpräch mit Rabbi Hirſch aus Preßburg.

Noch an demſelben Tage erwiederte Herr Bordaki, begleitet von zwei Rabbinen ſeiner Gemeinde, meinen ihm abgeſtatteten Beſuch. Es freute mich des Mannes willen, daß er, trotzdem er als Gegner in der Sitzung gegen meine Sache aufgetreten war, dieſe von der Perſon ſchied und einem freundlichen Geſetze der Höflichkeit huldigte.

„Sie haben", begann er, „eine lange beſchwerliche Reiſe, und in dieſer heißen Sommerszeit angetreten. Im Talmud heißt es, wer nur vier Ellen des gelobten Landes betritt, dem wird Aulom habo, künftiges Leben, zu Theil."

Auch ohne gute Werke?

„Ein Mann" erwiderte er „hatte wenig Geld und kaufte für einen Theil deſſelben alte Glasſcherben, die wie es ſich ſpäter zeigte Diamanten waren. Da klagte er: Warum habe ich nicht für all meinen Willen gute Werke eingetauſcht?"

Wie aber, wenn ſich durch Unverſtand oder Bosheit der Menſchen Edelſteine in Glasſcherben verwandeln?

„Wird Gott entſcheiden!"

Wir ſchieden in freundlichſter Weiſe, ohne uns wieder zu begegnen.

Nach dieſem wurde mir der Beſuch des Rabbi Hirſch Markus aus Preßburg zu Theil, um mich zu bitten nicht bittern Herzens die Stadt zu verlaſſen; es ſeien viele ſchlechte, aber auch gute Menſchen in der heiligen. Hat nicht Gott ſelbſt Sodoma und Gomorha *eines* Gerechten wegen ſchonen wollen?

„Ich fühle mich zu ſchwach, um dem Herrn nachzuahmen. Iſt denn eine Schule in der das Geſetz des Herrn, die Gebete zu ihm gelehrt werden ſollen, wirklich ſo etwas Schlechtes, daß gerade die Deutſchen und Sie unter ihnen, ſich dagegen ausgeſprochen haben?"

Jetzt hat die Schule nichts Bedenkliches, aber in Zukunft kann ſie böſe Früchte tragen.

„Haut dann den Baum um, aber was hat die von Euch als gut erkannte Pflanze verbrochen?"

Man kann nicht zweien Herren dienen. Weltliche Wiſſenſchaft zieht von der heiligen den Geiſt ab. Man darf nichts Neues hier lernen, das Alte muß bleiben, bis Meſchiach kommt.

„Haben denn die Weiſen, welche den Talmud verfaßt haben, nicht auch Mathematik, Aſtronomie, Medizin ſtudirt? Haben ſie nicht das Reich der Thiere und der Pflanzen erforſcht? Waren ſie nicht kundig der Philoſophie?"

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Iſt nicht eine Kinderbewahranſtalt unter den Augen Ihres eigenen Lehrers, des weitbekannten, frömmſten Rabbiners Soſer in Preßburg entſtanden?"

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Ich nehme Ihr Schweigen als Zeichen der Zuſtimmung an."

Ja, aber die Kinder ſollen arabiſch leſen und ſchreiben lernen in Ihrer Schule!

„Sie ſind mein verehrter Rabbi Hirſch! aus Ungarn und ſprechen deutſch; viele frommſte Rabbinen in Galizien ſprechen, wie Sie, deutſch, nebſt dem Hebräiſchen polniſch, in Frankreich franzöſiſch, in England engliſch. Iſt es nun gegen die Religion, wenn die Kinder die Landesſprache Paläſtinas, arabiſch lernen?"

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Warum antworten Sie nicht?

Wir sind zu schwach hier im heißen Klima, um nebst der Thora noch etwas zu lernen.

„Der Geist kann auch bei schwächlichen Körpern sich kräftig bilden. Aber wissen Sie lieber Rabbi Hirsch! warum die Juden hier so schwächlich sind? Weil Kinder heiraten dürfen. Weil die Kinder von ihren Eltern nur eines lernen, — betteln, lieber Rabbi Hirsch! Benützt Ihr die so großmütig geschaffene Handwerksschule? Eben ist ein Knabe ihr wieder entlaufen."

Er war zu schwach.

„Und zählt doch 17 Jahre und zählte schon 15, als ihn die Eltern heiraten ließen?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Sie wollen nicht reden?"

Lieber Herr Doktor! könnten Sie mir nicht in Triest eine Verbindung mit einem Kaufmann einleiten, ich möchte gern einen Holzhandel von dort nach dem Lande Israels einführen. Es wäre ein sehr gutes Geschäft.

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft, verehrter Rabbi Hirsch! und habe just heute von Ihnen gelernt: Man kann nicht zweien Herren dienen. Ich habe nichts vom Handel gelernt. Ich bin zu schwach, um neben der Wissenschaft noch etwas anderes zu lernen."

Sehen Sie, Sie sind doch bös auf uns und werden über uns schreiben, denn man sagt, daß Sie sind ein großer Schreiber. Und doch sind gute Leute in Jeruschalaim!

Der liebe, gute Rabbi Hirsch Markus!

Episode.

Ausflug. — Rückkehr. — Szene an der Tempelmauer. — Reskript des österreichischen Consuls.

Ich war von der Aufregung und Arbeit der letzten Tage um so mehr müde geworden, als der Eindruck des ungewohnten Klimas ein mich fast lähmender war. Meine ärztlichen Freunde riethen mir einige Tage, bis die Gemüther sich in Ruhe geschwungen haben würden, vorüber gehen zu lassen, und so unternahm ich, da sich eben angenehme Reisegesellschaft ergab, den Zug nach Jericho, an den Jordan, ans todte Meer, nach dem Kloster S. Saba, nach Hebron, Betlehem, und zum Grabe Rachels. Die Reise war in vier anstrengenden Tagesritten vollendet, und die Schilderung derselben, soll, um hier nicht episodisch störend hereinzuspielen, später mitgetheilt werden.

Freitag den 6. Juli langte ich gegen Abend, von meinem Gastfreunde, der sich schon wegen des nahen Sabbat in einiger Verlegenheit um mein rechtzeitiges Eintreffen befand, freudig begrüßt, wohlbehalten in Jerusalem wieder an. Der Mann, der mir mit dem Schlüssel zum Grabe Rachels entgegen gekommen war, ein Sepharedi, theilte mir mit, daß während meiner Abwesenheit Schmähbriefe an den Straßenecken angeschlagen worden seien, und bat mich gleichzeitig, seinen Knaben in die Anstalt aufzunehmen. Am selben Tage lud der Synagogendiener der Warschauer Gemeinde ein, sich zahlreich zum Gebete an der Tempelmauer einzufinden. Wirklich fand eine größere Versammlung statt, Mütter brachten ihre Kinder mit, Männer beteten Psal-

men um Abwehr der „Gefehre“ des Unheils. Einige Fanatiker wollten, um ſich beſſeres Gehör in den Himmel zu verſchaffen „Schofar“ das Lärmhorn blaſen, was jedoch unterblieb.

Um den fortgeſetzten Intriguen und Beunruhigungen der polniſch ruſſiſchen Aſchkenaſim ein Ende zu machen, erließ der öſterreichiſche Conſul folgende Zuſchrift an die Vorſteher:

„Ich habe durch vielſeitige Mittheilungen erfahren, daß von einzelnen Individuen gegen die von Frau Eliſe von Herz-Lämel geſtiftete Anſtalt und gegen den Herrn Dr. Frankl Demonſtrazionen ſtatt finden. — Weit entfernt, Sie in ihrer religiöſen Ueberzeugung ſtören zu wollen, oder Ihnen Etwas in dieſer Rückſicht zu befehlen, mache ich Sie jedoch für jede Demonſtrazion gegen die Anſtalt, oder eine etwaige perſönliche Beleidigung des Mannes, der dieſelbe zu gründen gekommen iſt, verantwortlich. Ich werde, nachdem die Anſtalt unter den Allerhöchſten Schutz Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich geſtellt iſt, jede Störung nach dem ſtrengſten Sinne des Geſetzes ahnden. Ich hoffe und wünſche, daß Sie mich nicht in die unangenehme Lage bringen werden, meine mir vorgemeſſene Pflicht zu erfüllen.

Pizzamano.“

Der Conſul wollte mir einen Kawaß zur fortgeſetzten Begleitung geben; ich lehnte dies freundliche Anerbieten ab, um nicht Furcht merken zu laſſen. Doch trug ich, wenn ich allein ausging, meinen kleinen Revolver bei mir. Niemals jedoch iſt mir Jemand nahe getreten; vielmehr wichen mir die polniſch Gekleideten meiſt ſcheu aus.

Pamphlete.

Stil der Religionstribunen. — Tapezierung des Sarges. — Prosa und gereimte Prosa. — Karrikaturen.

Ich lasse hier, um eine Probe des Stiles der modernen Religionstribunen Jerusalems, eine Parodie des verhallten Prosetenzornes zu liefern, einige der herbsten Pamphlete, mit denen ich ausgezeichnet worden bin, in worttreuer Uebersetzung folgen. Der Literarhistoriker wird sie schon der Stilistik wegen nicht undankbar aufnehmen. Andere Leser dieser Blätter mögen meine Selbstverleugnung kennen lernen, wenn es gilt, ihnen eine sachliche, der Wahrheit streng gemäße Darstellung selbst dann zu geben, wenn es dem Wehrlosen Schmach und Hohn aufs Haupt regnete in der dreimalheiligen Jeruschalaim. Diese Plakate wurden in verschiedenen Nächten, bald an Hausthüren, wo Rabbinen wohnten, bald an den meinen und an den Pforten des englischen Missionsgebäudes angeklebt gefunden. Leider gelangten nicht alle in meinen Besitz. Die Originale, alle anonym, liegen wohlgeordnet in meinem Pulte mit der Weisung bezeichnet: die innere Fläche meines Sargdeckels mit ihnen dereinst zu tapezieren, als Zeichen meines Martirthums.

„Im Namen des heiligen Gottes und im Namen des Bedins und einzelner Gemeindemitglieder legen wir in den Bann den Bösewicht Frankl — sein Name sei vertilgt! der in der heiligen Stadt Jerusalem ein Haus der Ungläubigen zu errichten gekommen ist. Wir legen in Bann Alle, die in dieses Haus der Ungläubigen gehen. Es soll Jerusalem nicht einer verworfenen Stadt gleichen. Wehe uns über den Bruch!"

„Frankl aus Wien hat das Gesetz Moses und Israels gelästert und geschmäht. Er sei vor Gott dem Herrn des Himmels und der Erde in Bann gelegt. Der Consul kann uns züchtigen, aber nicht den Bann von ihm nehmen!"

„Wer ist diese Frau, die ruchlos einen Ruchlosen zu den Thoren Jerusalems sendet? Wir wollen es euch sagen ihr Frommen! Sie lebte mit einem Manne, der vom Glauben der Väter abgefallen ist. Wenn sie sterben wird, hat sie Niemanden, der ihr das Gebet „Kadisch" nachsagen wird, denn ihre Kinder sind vor Gott gefloben und sind Götzendiener geworden. Wer war ihr Vater? Einen Tempel hat er in dem neuen Niniveh mit bauen helfen, wo sie Musik machen und nach Art der Christen singen. Also steht es geschrieben in einem Briefe, der aus Chuze leorez — aus Wien — in unsere heilige Stadt gesendet worden ist."

„Es ist bekannt, daß, wenn ein mit dem Banne Belegter stirbt, so läßt das Besdin sein Grab steinigen. Jetzt aber, da dieß aus Furcht vor dem Könige, vor der Landesregierung — nicht möglich ist, verpflichten wir uns, wir alle Aschkenasim, daß ein Jeder, der auf den Gottesacker kommt, einen Stein werfe auf das Grab des Verpönten. indem er dabei spreche: „So geschehe dem Verpönten, dem Sünder, und der Andere zur Sünde verleitet." Ist aber just ein Sepharedi zugegen, der es mit

dem Sünder hält, ſo mag der Aſchkenaſi dieß von fern thun und den Fluch ausſprechen. Und ſo ſoll geſchehen ſieben Jahre hintereinander fort und fort nach ſeinem Tode. Jeder, der ein Stück von ſeinem Grabſteine abbricht, wird werden geſegnet von Gott, indem er dadurch den Namen Gottes heiliget."

„Es iſt bekannt, daß der verpönte Böſewicht Frankl eine Schkola errichtet und verlauten läßt, daß er bereit iſt, in die Schule mit dem Conſul und dem Paſcha zu gehen, um ſie einzuweihen. Daher finden wir uns veranlaßt, den Bann über ihn auszuſprechen, und warnen jeden Juden hinzugehen, weil er im Banne iſt. Unrein iſt die Stelle, wo er ſich befindet. Dort wo man die Sefer Thora hineinſtellt, er hat in die Bundeslade auch ein Kreuz gethan. Wehe über ſeine Abtrünnigkeit! Die Rabbinen haben ſolches geſehen, warum haben ſie ihm beigeſtimmt? Wir verlangen denn von unſern Brüdern, die noch gottesfürchtig ſind, daß keiner hingehe. Gebe Gott, daß der Bann die Wirkung habe, daß er eine Stunde früher, ehe er das Haus einweiht, der Welt entwurzelt werde!"

„Höret doch ihr Sepharedim! Seht den Unterſchied zwiſchen euren ruſſiſchen und polniſchen Brüdern: Ihr habt aus freiem Willen eingewilligt, euere Kinder Schrift und Sprache der Völker lehren zu laſſen. Iſt das nicht das größte Vergehen und Verbrechen, daß ihr die Stimme eures Lehrers und Meiſters nicht hören wollet und widerſpänſtig ſeid gegen ihn? Wiſſet, daß euch dieſer Frevel vergolten werden wird, und bildet euch nicht ein, daß dieſe Lehranſtalt nach eurem Gutheißen geleitet und geführt werden wird; ſondern nach der Meinung und Geſinnung der Gottloſen und Gotteslästerer. Daher kehret zurück und vernichtet das Dokument, das ihr unterſchrieben habt, damit ihr nicht zu Spott und Schande werdet in allen Ländern wo der Name Jeruſalem, die heilige Stadt genannt wird. Es könnten ſonſt Tage kommen, wo ihr gern umkehren möchtet, es aber nicht mehr möglich ſein wird."

„Du Sohn eines Mörders und einer Hure, Frankl! warum biſt Du gekommen nach den Thoren Jeruſalems? Du nahſt, Verruchter! eine Quelle des Verderbens zu eröffnen. Geh, geh, Böſewicht, Götzendiener, Unreiner! Bilde Dir nicht ein, wenn Du die Juden züchtigen wirſt, daß ſie von ihrem Glauben ablaſſen werden. Wiſſe Du Narr! daß Du im Banne biſt, ſowohl in dieſem, wie auch im künftigen Leben."

„Hochmütig ſeid ihr Sepharedim! und huldigt doch ihm! Der Hochmütige iſt den Götzendienern verglichen, Euch ſind die Schimmer Gottes verblichen! Ihr häufet aber noch Unrecht zu Unrecht vor Gott und kehret das Unterſte zum Oberſten, zu Schmach und Spott! Laſſet ab von Frankl, dem Vieh, denn was iſt er hie? Er iſt ein Hund an dem nichts iſt, der geht zu Grund! Mög er ſich eine Krie reißen, von ihm wird es wie im Profeten Jeſaias heißen: „Sie gehen dann und trachten die Leichname jener abtrünnigen Menſchen, deren Wurm nie erſtirbt, deren Feuer nie erlöſcht und die allem Fleiſche ein Greuel ſind."

Zu dieſem letzten gereimten Pamphlete geſellten ſich auch Karikaturen, die ein edles Zeugniß von dem künſtleriſchen Sinne des ſüßen Pöbels in Jeruſalem geben; leider ſcheinen ſie uns nicht künſtleriſch genug, um ſie in Holzſtöcke graben und hier abdrucken zu laſſen. Wiewohl die fantaſiereichen Erfinder den Stock gar wohl verdienen möchten, wenn die Eltern auf Zucht ihrer Knaben hielten.

Auf den Oelberg.

Ein Boden für Märtirer. — David als tragiſcher Held. — Blick über Jeruſalem. — Fünf Palmen nur. — Jebel Tur. — Legendariſche Fußſtapfen. — Ewige Szene.

Es iſt ein Stück Erde dieſes Jeruſalem, aus der die Dornen des Martirthums ſeit Jahrtauſenden ſprießen. Ich trug in ſchweigender Geduld und bändigte den ſittlichen Zorn in mir. Du biſt Einer gegen Tauſend, ſprach es in mir, ein müd' gejagtes Wild und der Hunde ſo viele!

Ich wußte, von welchen unwürdigen und unwiſſenden Individuen die Schmähblätter herrührten und ich las ſie wie Tagesneuigkeiten mit neugierigem Intereſſe. Als aber eines von ihnen mir die fromme, gute, durch jede Tugend ausgezeichnete Mutter im Grabe in ſo entſetzlicher Art ſchmähte, da fühlte ich den Widerſtand in mir gebrochen und ich war bis in der Seele betrübt. Ich griff nach meinem Stabe und ging zum Thore hinaus und hinter mir her fühlte ich es wehen, das Grauen, das in dieſer Stadt für alle Zeiten wohnt.

Als ich das ausgetrocknete Bett des Kidron überſchritt und den Oelberg hinan ſtieg, ſchwebte mir die rührende Stelle aus dem Buche Samuel vor: „Und das ganze Land weinete, und der König ging über den Bach Kidron, den Oelberg hinan und weinete und ſein Haupt war verhüllet."

Niemals früher, ſo oft ich das Buch las, war mir die Geſtalt des königlichen Dichters plaſtiſcher aus dem Dunkel der Jahrtauſende entgegengetreten, als jetzt auf meinem einſamen Gange.

Wenn ihn die Dichter beſingen, ſo iſt es immer der Hirtenknabe, der den Rieſen ſchlägt, der den düſtern Sinn des Königs mit Harfenklängen bändigt, dem die Weiber ſangen und ſpielten: „David ſchlug zehntauſend“. Die dreifache Krone des Dichter-Helden und Königthums beglückte dies eine Menſchenhaupt. Großmuth ſchmückte ſeine Seele, die der edelſten Freundſchaft offen war; Schönheit den Leib, die alle Frauenherzen ihm gewann. Alle Herrlichkeit der Gottesweihe verklärten den beglückten Herrn des gelobten Landes, den Beherrſcher eines von Gott ſelbſt auserwählten Volkes.

Wie traurig dagegen ſein Ende!

Iſt es nicht im Buche Samuel wie der letzte Akt einer Tragödie zu leſen? David hat die Gipfel alles ſchönen Erdenglückes erſtiegen, ſein Dichterruhm, ſeine Königsmacht erfüllen die Länder und die Meere. Da kommt ihm die Kunde, daß ſich ſein Haus, ſein eigener Sohn gegen ihn empört hat.

Was iſt all der Schmerz, alle Sorge, die er, um das menſchliche Leben völlig zu erſchöpfen, wohl auch erlitten hat, gegen dieſen einen tiefſten Kummer!

Der greiſe Fürſt in ſeinem Harem und von Schmeichlern wie die Könige alle, umgeben, vernimmt vielleicht nicht wie ſonſt die Stimme derjenigen, die um Gerechtigkeit flehen und das Volk hat keine Verhörer vom Könige. Sein Sohn, der um die Volksgunſt buhlend, der Gerichtspflege ſich annimmt, ſtiehlt ihm das Herz der Männer in Israel.

Da man dem Könige meldet, daß ſich Abſalom, den er in Frieden hieß nach Hebron ziehen, um daſelbſt einen Gottesdienſt zu thun, empört hat, bäumt ſich der tapfere König empor, wirft er die Bruſt in Stahl, greift der ſieggewohnte Held nach dem Schwerte? Nichts von alledem! Was kann er im Kampfe gewinnen? Wenn er ſiegt, wie wird er den, dem Tode verfallenen Empörer ſtrafen, der ſein eigen Fleiſch und Blut iſt? Seine im Kampfe mit dem fremden Feinde errungenen Triumfe, werden ſie nicht erblaſſen, wenn er zum Bürgerkriege das Schwert erhebt? Im tollen unerwarteten Aufruhr fallen ihm die Zügel der Re-

gierung aus den zitternden Händen und so ruft er denn seinen Treuen, die sich um ihn sammeln, zu: „Auf lasset uns fliehen!“ Drangen ihm nicht auch Erinnerungen dunkler Art die Seele und läßt er nicht, wie zu einer Versöhnung mit sich selbst in schmerzlicher Befriedigung ein Strafgericht des Herrn über sich ergehen?

Aber auch die Bundeslade, die ihm die Priester nachtragen, sendet er zurück. Würde sie ihm nicht das Volk um sich versammeln helfen? Ist sie nicht die heilige Fahne des Judenthumes und das Panier seines Reiches? Wo sie, ist der König. Verläßt ihr edler Tänzer die ihm angetraute Braut? Er flieht. Seine zehn Weiber läßt er zurück, um seine Burg zu bewahren und lehrt Husai den Arachiten, wie er ein Verräther werden solle.

So gibt der König die Krone und das heilige Banner, der Held seine Stadt, der Mann sein Haus preis und — weint.

Und da ein Mann vom Geschlechte des Hauses Saul ihn mit Steinen bewirft und ihn einen Bluthund und losen Mann schilt und ihm flucht und die Gewaltigen zu des Königs Rechten und Linken diesen schlagen wollen, da wehrt er ihnen mit den Worten: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen.“

Wie? Vielleicht hat es der Herr damals auch geheißen, als Goliat das Volk verhöhnte. Der mutige Knabe besann sich aber nicht lange und schlug den Riesen und die Philister und alle die sich ihm später widersetzten.

Aber die Jugend ist entschwunden und die Kraft des Mannes ist gebrochen. Weiber umgeben den hinfälligen Greis. Wir erkennen Den nicht mehr, der zehntausende schlug! Und da er sich endlich aufrafft, nachdem ihm sein Sohn Krone und Ruhm geraubt und den Vater vor den Augen des ganzen Israel geschändet hat, und man ihm räth sich nicht an die Spitze des Heeres zu stellen, da spricht der sonst die Schlachten ordnende Feldherr seltsam genug: „Was euch gefällt, will ich thun!“ Er will wohl nicht verantwortlich für Thaten sein, die blutig sind, und die gethan werden müssen. Der seinem Feinde Saul und

seinem Freunde Jonathan die unsterblich rührende Todtenklage anstimmte, der in sich gebrochene Mann hat bei der Todesnachricht seines Sohnes nur den dumpfen Aufschrei mehr in der Brust: „Mein Sohn Absalom, mein Gott, mein Sohn Absalom! Wär Gott, ich müßte für Dich sterben! O, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Nicht der König, nicht der Held, nicht der Dichter mehr, es steht der nackte Mensch vor uns, auf den es brennende Pfeile von einem unbarmherzigen Himmel nieder regnet.

Aber auch die Freuden der wieder gewonnenen Königsmacht schmecken dem Könige bitter. Er muß hinaus gehen und freundlich reden mit den Knechten. Die Empörung erhebt noch da und dort ihr Haupt und der König fürchtet, der Aufwiegler Seba werde ihm mehr Leides thun, als Absalom. Hungersnot drückt auf dreijähriger Mißernte das Volk und er gibt sieben Männer des Hauses Saul den Gibeoniten preis, daß sie sie hängen und versöhnt seien, da es um ihretwillen Mißernte ist.

Fünf Männer von ihnen sind die Söhne der einst geliebten Michal, seiner Retterin vom Tode; sie sind die Neffen des treuesten Freundes Jonathan. Er darf nicht dankbar fühlen und nur der eisernen Nothwendigkeit gehorchen.

Es kommen noch Kriege gegen die Philister; David ist aber müde und seine Männer sagen ihm: „Du sollst nicht mehr mit uns ausziehen in den Streit.“

Die eigene Kraft ist gewichen, er will sich der gesammten Kräfte bewußt werden, und er zählt das Volk. Die Pest wütet, als Rächerin dieser That.

Und der König ist alt und kann nicht warm werden, man bringt ihm die schöne jungfräuliche Abisag aus Sunem, daß sie vor dem Könige stehe, sein pflege, und wärme den Herrn. Und sie war eine schöne Dirne und pflegte des Königs und dienete ihm. Ihm mundete nicht mehr der Wein, nicht köstliche Speisen, und nicht das Lied der Harfe heißt er mehr ertönen.

Es ist ein langsames Sterben und der Vater hat nicht mehr die Kraft, als sein Sohn Adonai den noch lebenden König beerben will, zu fragen: Warum thust Du also? Und doch hatte er,

wie Bath Seba dem Sterbenden vorhält, geſchworen, bei dem Herrn ſeinem Gotte, ſein Sohn Salomo ſoll König nach ihm ſein und auf ſeinem Stuhle ſitzen. Wie aber ſcheidet der geiſtvollſte und heldenhafteſte König Israels? Nachdem er mit frommen Worten Ehrfurcht vor Gott, Treue für das Geſetz Moſes empfohlen hat, ſind ſeine letzten Gedanken ein Vermächtniß der Rache: „Laſſe Joab und Simei, dem ich ſchwur, ihn nicht zu tödten mit dem Schwerte, nicht unſchuldig ſein; denn Du biſt ein weiſer Mann und wirſt wohl wiſſen, was Du ihnen thun ſollſt, daß Du ihre grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringeſt.“

Sind die letzten Regierungsjahre nicht ein ſchmerzlich geiſtiges Abſterben? Dem Heldenkönige wäre beſſer geweſen, in der Jugend mit ſeinen Vätern begraben zu werden. Wie oft wird uns von dem Fürſten erzählt, der da ausrief: „Vor dem Tode iſt Niemand glücklich zu preiſen.“ Ein ſchmerzlicheres Beiſpiel für die Wahrheit dieſer Betrachtung iſt der König David und der Dichter, der ihn als Helden einer Tragödie wählen würde, hätte ihn vielleicht ſo zu faſſen, wie er ſich hier uns darſtellt: nach all ſeinen Triumfen, nach all ſeinen Siegen, eine purpurne Geſtalt dem gemein Menſchlichen preisgegeben, gebrochen vom Alter, beſiegt vom Unglück und ein Bild, wie Jugend und Schönheit, Schwert und Krone, Lied und Geiſt welken, brechen und vergehen.

Ich war den Oelberg langſam in einer halben Stunde hinangekommen und vor mir lag die Stadt Davids. Jenſeit des Kidronthales tief zu meinen Füßen, das den mit alten Olivenbäumen bepflanzten ſteinigten Berg von der Stadt ſcheidet, hebt ſie ſich empor mit ihren tauſend Kuppeln, Zinnen und Terraſſen. Kein Zimmer in Jeruſalem hat eine flache Decke, jedes iſt mit einer Kuppel überwölbt, ſo daß jedes Haus ſo viele Kuppeln zählt, als es Stuben hat, die alle ein Stockwerk hoch gebaut ſind. Einen breiten Bergrücken herab und im länglichen

Fünfecke gestreckt liegt die Stadt durch diesen Kuppelreichthum großartig da; die Steine, aus denen sie gebaut ist, leuchten weißgrau im Sonnenglanze. Wenn wir über diese steinernen Wellen hinblicken, so wölben sich zwei größere aus ihnen empor, es sind die Kuppeln der Grabkirche. Mitten in diesem Kuppelmeere ragt ein Felseneiland auf als ein längliches Viereck; abgeflacht, trägt es zwei blaugrau schimmernde Moscheen. Dies ist der Berg Morea mit der Omar- und Aksamoschee. Der scharf umgränzte Platz auf dem der Tempel Salomo's stand, liegt vor uns. Einige finstere Riesenzypressen ragen zwischen halbverfallenen Bogen, neben trümmmerhaften Bauen empor und fünf Palmen, nicht mehr sind in Jerusalem zu sehen, neigen ihre Blätterfächer über heiße Dächer. Sie tragen in Jerusalem keine Früchte, wie die Gazellen in der Gefangenschaft keine Jungen haben. Ueber all die Stadt ragt der Berg Zion auf. Von fünf zerstreut liegenden Gebäuden flattern bunte Banner, es sind die Flaggen von Oesterreich, Frankreich, England, Spanien und Preußen; sie haben sie, weil es heute Sonntag ist, aufgehißt. Wir hören kein Glockengeläute, die Stimmen des Verkehrs hallen nicht so hoch zu uns herauf, eine tiefe Stille lagert auf der Stadt. Die Umgebungen sind bis an die fantastisch gezackten Mauern hinan nackt, traurig und gräbervoll. Wir sehen keinen Menschen, kein Thier. Hat die Pest innerhalb jener Mauern gewütet und harren die Todten der Geier und Hyänen? Niemand scheint da zu sein, daß er sie begrabe.

Weit hinaus zur Rechten erhebt sich ein grünender Berg, das Rama des Profeten, wo er begraben liegt und was noch ferner sich ausbreitet, wie von der Sonnenglut geschmolzenes funkelndes Silber, es ist das todte Meer. Ein schwarzgrüner schmaler Streif, aber nur dem scharfen Auge sichtbar, bezeichnet den Lauf des Jordans und hinter ihm heben sich die Berge von Moab empor und verbergen dem Auge die rote Wüste.

Auf der Höhe liegt das kleine Dörfchen Jebel Tur und erbt sich ein kleiner kuppelüberwölbter, auf Säulen ruhender Bau, r als Himmelfahrtkapelle bekannt ist. Die Mönchslegende zeigt en im Felsenboden befindlichen unförmlichen Eindruck als die ßstapfe Christi, die er emporsteigend eingedrückt haben soll, dem richte des Evangelisten Luka entgegen, der Christum von den ngern in Bethanien scheiden und verschwinden läßt.

Ich bestieg das Minaret der nebenan gebauten kleinen Mo- ee, um den für ein ganzes Menschenleben unsterblichen Eindruck Auge und Seele zu empfangen, den diese Szene mit ihren isterhaften Bevölkerungen dreier Jahrtausende auf Geist und ntasie ausübt.

Möge die Legende noch so fromm fabeln und für jedes Wort d jede That eine Stelle zeigen, wo sie gethan, wo jenes gespro- n worden ist, möge noch so scharfsinnige topografische Forschung ntdeckungen machen, welche schon von der nächsten widerlegt wer- n, wir betrachten das große Ganze: Dies sind die noch unerschütterten Berge, dies die unzweifelhaften Thäler und Schluchten, s der Kidronbach und die Siloaquelle; diese die unverändert bliebenen, einzig wahren Stätten, wo das geistige Schicksal der enschheit in ältesten und in späteren Zeiten für Jahrtausende ent- eden worden ist.

Beschuldigungen.

Nicht beschnitten. — Ein Kreuz für die Bundeslade. — Verbindung mit der katholischen Geistlichkeit. — Verweigerte Unterschrift. — Wieder Geldmotive. — Zusage.

Rabbi Josef Schwarz, der in der Versammlung für die Anstalt gestimmt hatte, mußte darum mancher bittern Rede seiner Gemeindemitglieder begegnen. Als er sie aufforderte, ihre Meinung durch ein einfaches Ja oder Nein schriftlich kund zu geben, stimmten sie alle mit: Nein. Dies mag der Hauptgrund gewesen sein, daß Herr Schwarz, dem ich seiner Intelligenz, wie seines geistigen Strebens wegen die Direktorstelle der Anstalt angetragen hatte, dieselbe zögernd, zwar nicht ablehnte, doch später mich selbst mit wahrem Bedauern veranlassen mußte, nicht weiter in ihn zu dringen. Seine Stellung wäre unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls gefährdet gewesen.

Er erzählte mir, welche Gerüchte über mich verbreitet wurden: ich sei nicht beschnitten, eben so meine Kinder nicht.

„Allerdings nicht," erwiderte ich dem etwas Erstaunten lachend, „denn ich habe keine Kinder."

In den Kisten die ich mitbrachte, seien eine Orgel und sonstige musikalische Instrumente enthalten, um sie in der Synagoge einzuführen.

„In den Kisten bringe ich die frommen Weihgeschenke, welche in Wien für Jerusalem gespendet worden sind."

Ich beabsichtige statt der Thora ein Kreuz in die heilige Lade zu stellen, ich stünde überhaupt mit der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich in Verbindung, um die Juden zum Christenthume bekehren zu helfen. Die eben in Jerusalem eingelaufene Nachricht von der Festnehmung des Rabbiners von Sardagura in der Bukowina — von dem die Gemeinde „Chassidim Wolhinier" Sammlungsgelder bezieht — durch die österreichische Regierung sei in die angedeutete Richtung hin schon der Beginn und ein Werk meiner Denunziation.

„Verlieren Sie nur nicht," schloß er betrübt und betrübend seine Mittheilungen, „verlieren Sie nur nicht den Glauben an die Erhabenheit der jüdischen Religion, wenn Sie die Irreligiosität, die Niedertracht, die Unehrlichkeit, die Lüge in der uralt heiligen Stadt Jehova's, in Jerusalem sehen."

Mittlerweile wurde von der Gemeinde der Sepharedim ein Programm verfaßt, nach welchem die Lehranstalt eingerichtet werden sollte, es ist diesen Blättern in worttreuer Uebersetzung beigefügt: Nachdem ich mich mit diesem, in der Kanzlei des Chacham Baschi durch den geistig begabten Herrn Jakob Lowy ausgefertigten Dokumente einverstanden erklärte und es demselben zur Unterschrift vorgelegt wurde, verweigerte er diese. Bei ihm waren erschienen die Herren Elia Juda Deiches, Vorsteher der Warschauer, Juda Löb Goldschmied aus Amsterdam, Vorsteher der deutschen Gemeinde, Jochanan Hirsch Markus, ehemals deren Vorsteher, und Jankel Lutschiner, ein Notabler der Peruschim und suchten ihn dahin zu vermögen, seine in der Versammlung feierlich gegebene Zustimmung zurück zu nehmen. Als er sie bei ihrem Gewissen aufforderte zu erklären, ob sie die Lehranstalt nach dem abgefaßten Programme für schädlich und religionswidrig hielten, verneinten sie dies, meinten aber ausdrücklich, daß in Folge der Einführung der Schule gewiß kein Geld mehr aus Amsterdam werde geschickt werden. Auch stehe zu befürchten, daß die frommen

Glaubensgenossen aus Zefat, wo der Chacham Baschi 100,000 Piaster ausstehen habe, ihm keine Zinsen mehr schicken würden.

Alles dies theilte mir der Chacham Baschi, als ich ihn mit Herrn Dr. Neumann wegen der verweigerten Unterschrift fragen ging, treuherzig mit.

„Ich habe die Hand darauf gegeben," schloß der Chacham Baschi seine Mittheilung, „heute nichts zu unterschreiben. Morgen ist das Wochenfest, ich wünsche Dir es glücklich in der heiligen Stadt zu begehen. Es ist, wie Du weißt, zum Andenken an die Gesetzgebung Moses unseres Lehrers eingesetzt. Nach dem Feste werde ich das Gesetz, nach welchem Deine Lehranstalt regiert werden soll, unterschreiben."

Er that dies auch nach zwei Tagen in bester Form, worauf auch sein Besdin und ich unterzeichneten.

Ich beabsichtige statt der Thora ein Kreuz in die heilige Lade zu stellen, ich stünde überhaupt mit der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich in Verbindung, um die Juden zum Christenthume bekehren zu helfen. Die eben in Jerusalem eingelaufene Nachricht von der Festnehmung des Rabbiners von Sardégura in der Bukowina — von dem die Gemeinde „Chassidim Wolhinier" Sammlungsgelder bezieht — durch die österreichische Regierung sei in die angedeutete Richtung hin schon der Beginn und ein Werk meiner Denunziation.

„Verlieren Sie nur nicht," schloß er betrübt und betrübend seine Mittheilungen, „verlieren Sie nur nicht den Glauben an die Erhabenheit der jüdischen Religion, wenn Sie die Irreligiosität, die Niedertracht, die Unehrlichkeit, die Lüge in der uralt heiligen Stadt Jehova's, in Jerusalem sehen."

Mittlerweile wurde von der Gemeinde der Sepharedim ein Programm verfaßt, nach welchem die Lehranstalt eingerichtet werden sollte, es ist diesen Blättern in worttreuer Uebersetzung beigefügt: Nachdem ich mich mit diesem, in der Kanzlei des Chacham Baschi durch den geistig begabten Herrn Jakob Lowy ausgefertigten Dokumente einverstanden erklärte und es demselben zur Unterschrift vorgelegt wurde, verweigerte er diese. Bei ihm waren erschienen die Herren Elia Juda Deiches, Vorsteher der Warschauer, Juda Löb Goldschmied aus Amsterdam, Vorsteher der deutschen Gemeinde, Jochanan Hirsch Markus, ehemals deren Vorsteher, und Jankel Lutschiner, ein Notabler der Peruschim und suchten ihn dahin zu vermögen, seine in der Versammlung feierlich gegebene Zustimmung zurück zu nehmen. Als er sie bei ihrem Gewissen aufforderte zu erklären, ob sie die Lehranstalt nach dem abgefaßten Programme für schädlich und religionswidrig hielten, verneinten sie dies, meinten aber ausdrücklich, daß in Folge der Einführung der Schule gewiß kein Geld mehr aus Amsterdam werde geschickt werden. Auch stehe zu befürchten, daß die frommen

sogenannte polnische Singen, doch stimmt es durchaus nicht zur Andacht. Die Gewohnheit mag da freilich das ihre thun.

Ein schöner Gebrauch in den Synagogen Jerusalems ist es, daß der Priestersegen nicht wie bei uns, nur an hohen Festtagen gesprochen wird; er wird täglich, nur am 9. Ab nicht, wo die Juden die Zerstörung des Tempels beweinen, gebetet.

Das Morgengebet wird an Wochentagen in der großen sepharedischen Synagoge „de las Stambulis" viermal des Morgens wiederholt, damit jeder, je nach Beginn seiner Tagesarbeit, daran Theil nehmen könne.

Der Ruf zum Morgengebete ist eigenthümlicher Art. Wenn der älteste Rabbiner in der Lehranstalt Beth-el, in welcher die ganze Nacht Talmud studirt wird, den ersten Schein der Morgendämmerung bemerkt, sendet er einen Boten ab, auf das hohe weithin gegen Osten schauende Dach des Lehrhauses. Von hier verkündet er laut, wie der Muezim den Mohammedanern vom Minarete, daß es Betenszeit sei. Der eintretende Sabbat wird den Sepharedim durch den Ruf „ascender" anzünden! verkündet und bald leuchten tausend Fenster und es beginnt aus den Synagogen der lyrisch innige Gruß emporzutönen: „Lecho Daudi, likras kalo!"

Ein Haus.

Innerer Anblick. — Eine zornige Abyſſinierin. — Großartige Ausſicht. — Miete. — Chaſaka.

Durch Herrn Dr. Neumann und den mir ſchon von Wien her perſönlich bekannten Rabbi Coronel, wurde ich auf ein Haus aufmerkſam gemacht, das für die Einführung der Anſtalt beſonders geeignet ſchien. In einer engen abſchüſſigen Gaſſe gelegen hat es das Anſehen eines mittelalterlichen Herrenhauſes, dem das Dach fehlt und im erſten und zweiten Stockwerke, nur wenige mit hölzernem Gitterwerk verſehene Fenſter zeigt.

Da es die Einrichtung, wie faſt alle Häuſer in Jeruſalem hat, ſo dürfte dem Leſer eine flüchtige Skizze deſſelben intereſſiren.

Durch eine niedere Thüre gelangt man in eine dunkle, in die Tiefe gehende Halle, aus der gleich beim Eingange eine ſteinerne Treppe zu einem terraſſirten, unbedeckten Vorplatze emporführt, auf welchem ſich zur Rechten ein niederer Umbau einer mit hölzernem Deckel verſchloſſenen Ziſterne befindet. Zur Linken führt eine Thüre in eine kleine Stube, eine zweite neben an zu zwei anderen ineinander gehenden Stuben.

In dieſe zogen ſich, als wir das Haus beſichtigen kamen, die Frauen, deren der ehrwürdige, weißbärtige Hausbeſitzer nur zwei hat, zurück. Eine abyſſiniſche Sklavin, hager, greiſen Anſehens, wiewohl erſt dreißig Jahre alt, mit fein, faſt griechiſch ge-

schnittenen Zügen stand vor der Thüre und breitete ihre Arme so aus, daß die weiten Aermel ihres Gewandes einen Vorhang bildeten. Die Frauen schienen sich nicht rasch genug zurückgezogen zu haben, und so erhob sie über diese Störung einen zankenden Lärm gegen uns in arabischer Sprache; dabei fletschten uns ihre Zähne weiß entgegen, und die graublauen Augen funkelten aus dem braunen Antlitze, wie die Augen einer Hiäne.

Ueber den Vorplatz weiter schreitend, der Treppe gegenüber, die wir herauf gekommen waren, befindet sich eine kleine gedeckte Vorhalle durch die wir in einen hochgekuppelten Saal gelangten. Vom beschriebenen Vorplatze führt eine freie Treppe in das zweite Stockwerk des Hauses; unter ihr, nur durch die offene Thür Licht gewinnend, klaffte uns rauchig und von nie entferntem Ruße schwarz wie ein Höllenrachen, in dem Feuer glüt, die Küche entgegen. Auf der Höhe der Treppe empfing uns wieder ein kleiner offener Vorplatz, der durch Hohlziegel sich vom Nachbarhause trennte. Hier standen einige Blumen in Gartengeschirren, die uns, spalierartig aufgestellt, in einen zweiten luftig hohen Saal führten.

In diesem sowohl, wie im Saale im ersten Stockwerke sind drei Fensterreihen angebracht, die mit Holzgittern versehen und mit hölzernen Läden zu verschließen sind. Glasscheiben fehlen. Dem Eintretenden blickt ein Theil der kuppelreichen Stadt entgegen; die Fenster zur Linken sehen auf die Terrasse des Nachbarhauses — zur Rechten ragen hundertjährige riesige Zipressen, die gewaltigen Kuppeln zweier Moscheen, Säulen und Bogentrümmer. Es ist der ewig heilige Platz, auf dem der Tempel Jehovas stand. Ich war von dem unerwarteten Anblicke tief ergriffen und beschloß, das Haus zu mieten. In einem Lehrsaale mit dieser Aussicht muß das Gemüt der Jugend von einem wehmütig-erhabenen Gefühle bewegt werden, ihre Gedanken höher getragen, und der Geist mit jenen Anschauungen erfüllt werden, die das Leben heiligen und verklären.

Die Unterhandlungen mit dem Hausherrn dauerten nach orientalischer Sitte lange, mehrere Tage, immer einige Stunden, bis

wir uns über den Preis der Miete auf 3 Jahre mit 6000 Piaſtern einigten und der wohlhabende Hausherr echt türkiſch am Schluſſe noch das unvermeidliche „Bakſchieſch“ Trinkgeld verlangte. 150 Piaſter ſtellten ihn diesfalls zufrieden.

Hierauf wurde in arabiſcher Sprache auf dem k. k. öſterreichiſchen Conſulate der Kontrakt ſchriftlich verfaßt, unterzeichnet und ausgetauſcht. Eine Schrift über die „Chaſaka“ wurde mir ſpäter ausgefertigt. Die Chaſaka eines Hauſes in Jeruſalem beſitzen iſt wichtig und eine kluge Maßregel der Juden. Kein Jude darf ein Haus mieten, auf daß ein anderer die Chaſaka beſitzt und ſo ſichern ſich die Armen ihre Wohnungen vor dem Ausmieten durch die Reichen, oder vor einer wucheriſchen Mieteſteigerung des meiſt mohammedaniſchen Hausbeſitzers. Die Chaſaka iſt verkäuflich, ja ſie erbt ſogar fort und wird nicht ſelten um mehrere tauſend Piaſter verkauft.

Handwerker und Arbeitschulen.

Achtbarkeit der Handwerker. — Gewerbestatistik. — Schneider und Profet. — Aristokratie und Almosen. — Knaben und Mädchenschule. — Ein Bibelgebot unerfüllt. — Wichtige Etikettefrage. — Acht und zehnjährige Bräute. — Wie Stiftungen betrachtet werden. — Reiche Bettler. — Wöchnerinnen- und Leihanstalt. — Wucher mit Almosengeldern.

Es begann nun eine eigenthümliche Thätigkeit für mich, das Haus mußte gereinigt, ausgebessert, übertüncht, die Thüren gut schließend, die Fenster mit Glasscheiben versehen, alles frisch angestrichen werden. Für die Lehrsäle waren Tische, Bänke, Schreibtafeln zu bestellen und so geriet ich plötzlich aus den rabbinischen Kreisen in die der Arbeiter und Handwerker.

Ich kann es nicht verschweigen, daß der Eintritt in diese Gesellschaft mir ein angenehmer und mich versöhnender war. Ich sah schlichte Menschen, welche ebenfalls die Sehnsucht nach dem heiligen Lande hieher gebracht hatte, die aber fromm und redlich, heiter und kräftig für das Bedürfniß des Lebens sorgen und schaffen, die, wenn auch unzufrieden mit der Herrschaft der Rabbinen, doch jedes von diesen heilig gehaltene Gebot der Religion fromm und andächtig erfüllen. Sie bilden einen durchweg ehrenwerten tüchtigen Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems. Keinerlei Arbeit mußte ich Mohammedanern oder Christen überlassen; für jede fanden sich Juden.

Eine Statistik der jüdischen Handwerker möge hier ihren Platz finden. In Jerusalem lebten zur Zeit meiner Anwesenheit 1 Maurer, 2 Steinmetzen, 1 Bildhauer, 12 Tischler, 1 Schlosser,

2 Schmiede, 6 Klempner, 5 Uhrmacher, 1 Schleifer, 2 Steinſchneider, 5 Silber- und Goldarbeiter, 5 Buchbinder, 6 Poſamentirer, 20—24 Schneider, 15 Schuſter, 2 Färber, 5 Barbiere, 10 Bäcker, 3 Zuckerbäcker, 30—40 Brantweinbrenner (nur Polen und Ruſſen) und Weinbereiter. Letztere kaufen die Trauben in Hebron.

Anderen Beſchäftigungen nach gibt es in Jeruſalem 40 Melamdim, 5 Schreiber, 2 Muſikanten, 12 Kaufleute, 20 Krämer, 3 Wechsler, 10—12 Hauſirer.

Die Aſchkenaſim ſind als die beſſeren Arbeiter anerkannt, ſie haben das Handwerk in Europa erlernt; auch der Zahl nach übertreffen ſie die Sepharedim.

Wenn wir die Zahl der ſo Beſchäftigten zuſammenfaſſen, ergibt ſich die Ziffer 239, ſomit iſt nur der vierundzwanzigſte Theil der Geſammtbevölkerung praktiſch thätig, und 5461 Menſchen, Frauen und Kinder eingerechnet, ſind müßig und erwerblos.

Zu beklagen iſt es, daß manche jüdiſchen Handwerker in Jeruſalem mit der beſten Abſicht anlangen, ſich ihr Brot zu erwerben und bald das, im heißen Klima allerdings beſchwerliche Handwerk verlaſſen, um von Almoſen zu leben. So wanderte vor etwa ſechzehn Jahren ein europäiſch gekleideter Schneider aus Amſterdam ein; die letzte That ſeiner Nadel war kurz vor ſeiner Ankunft ein polniſcher Anzug für ſich. Dann gab er ſein Handwerk auf, und wie ſein ſchneidernder Landsmann Johann von Leyden, Profet, wurde er — Vorſteher und natürlich wohlhabend. Ein Schneider aus Bayern, der früher das Glück in Amerika ſuchte und in einem Ehebette zu Jeruſalem fand, mußte das Handwerk aufgeben, weil ſeine ariſtokratiſch jeruſalemitaniſche Gattin ihm rund heraus erklärte: „Mit einem Schneider ſitze ich nicht!“ das heißt: lebe ich nicht, und ſie leben nun gemeinſchaftlich vornehm von Almoſen. Bei ſolcher Anſchauung darf es nicht wundern, wenn die durch Herrn Albert Cohn ſo wohlmeinend, wie Alles, was er Jeruſalem zudenkt, ins Leben gerufene Handwerkſchule wenigſtens anfangs von keinem glücklichen Erfolge begleitet war. Sie ſoll in neuerer Zeit durch die energiſche und intelligente Leitung des Herrn Dr. Neumann einen lebhaften Aufſchwung genommen haben.

Das Beispiel des Müssigganges wirkt auf die Jugend, ihr Ehrgefühl, wenn es überhaupt rege wird, stumpft sich durch das allgemeine Allmosennehmen ab. Es ist das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes" in Jerusalem allein, wo jedes Wort der Schrift heilig ist, von keiner Bedeutung.

Die frühe Heirat lähmt endlich alle Thatkraft.

Als ich die Schule der Handwerker besuchte, wo sie die Bibel übersetzen lernen, fand ich die aschkenasischen von den sepharedischen Knaben in zwei Stuben getrennt, dreißig an der Zahl. Drei von den Knaben führte mir ihr Lehrer, Herr Schiffmann aus Prag, als Bräutigame auf, die demnächst heiraten werden.

Die gleichzeitige gegründete Mädchenschule, in der hebräisch lesen, beten und stricken gelehrt wird, fand ich in einem hinsiechenden Zustande. Das Ganze, eben so praktisch gedacht als großmütig dotirt, hatte einen schönen Beginn und hörte bald zu wirken auf. Ich fand in einem Schulzimmer 3, in einem zweiten 5 Mädchen. Drei andere Zimmer standen leer. Die Mädchen saßen müßig da. Die Lehrerin erklärte, es sei heute eine Hochzeit und da laufen die Kinder fort, auch sei es eben Essenszeit und die Kinder bei ihren Eltern. Es war 4 Uhr Nachmittag und somit keine Mahlzeit. Die Schulbänke waren der Art bebestaubt, daß wohl lange keine Schülerinnen auf ihnen Platz genommen haben mögen, die schwarzen Tafeln lagen halbzerbrochen auf der Erde.

Ein Comité von 24 Personen, welches die Schule leiten sollte, war gebildet, und Alles versprach einen günstigen Erfolg. In der ersten Sitzung wurde verhandelt, wer, wenn eine Quittung oder ein Schriftstück vorlag, zuerst unterschreiben sollte? Nach langer Debatte über den hochwichtigen Gegenstand wurde kein Beschluß gefaßt, und erst in der zweiten Sitzung die bedeutungsvolle Etikettfrage dadurch gelöst, daß Niemand unterschrieben und nur das Siegel der Anstalt aufgedrückt werden sollte. Die Abgabe des in den Händen des Herrn Dr. Neumann befindlichen Siegels bildete den Gegenstand der dritten; ob man den Dienern Schuhe verabreichen wolle, der vierten — und letzten Sitzung.

2 Schmiede, 6 Klempner, 5 Uhrmacher, 1 Schleifer, 2 Steinschneider, 5 Silber- und Goldarbeiter, 5 Buchbinder, 6 Posamentirer, 20—24 Schneider, 15 Schuster, 2 Färber, 5 Barbiere, 10 Bäcker, 3 Zuckerbäcker, 30—40 Brantweinbrenner (nur Polen und Russen) und Weinbereiter. Letztere kaufen die Trauben in Hebron.

Anderen Beschäftigungen nach gibt es in Jerusalem 40 Melamdim, 5 Schreiber, 2 Musikanten, 12 Kaufleute, 20 Krämer, 3 Wechsler, 10—12 Hausirer.

Die Aschkenasim sind als die besseren Arbeiter anerkannt, sie haben das Handwerk in Europa erlernt; auch der Zahl nach übertreffen sie die Sepharedim.

Wenn wir die Zahl der so Beschäftigten zusammenfassen, ergibt sich die Ziffer 239, somit ist nur der vierundzwanzigste Theil der Gesammtbevölkerung praktisch thätig, und 5461 Menschen, Frauen und Kinder eingerechnet, sind müßig und erwerblos.

Zu beklagen ist es, daß manche jüdischen Handwerker in Jerusalem mit der besten Absicht anlangen, sich ihr Brot zu erwerben und bald das, im heißen Klima allerdings beschwerliche Handwerk verlassen, um von Almosen zu leben. So wanderte vor etwa sechzehn Jahren ein europäisch gekleideter Schneider aus Amsterdam ein; die letzte That seiner Nadel war kurz vor seiner Ankunft ein polnischer Anzug für sich. Dann gab er sein Handwerk auf, und wie sein schneidernder Landsmann Johann von Leyden, Prosel, wurde er — Vorsteher und natürlich wohlhabend. Ein Schneider aus Bayern, der früher das Glück in Amerika suchte und in einem Ehebette zu Jerusalem fand, mußte das Handwerk aufgeben, weil seine aristokratisch jerusalemitanische Gattin ihm rund heraus erklärte: „Mit einem Schneider sitze ich nicht!“ das heißt: lebe ich nicht, und sie leben nun gemeinschaftlich vornehm von Almosen. Bei solcher Anschauung darf es nicht wundern, wenn die durch Herrn Albert Cohn so wohlmeinend, wie Alles, was er Jerusalem zudenkt, ins Leben gerufene Handwerkschule wenigstens anfangs von keinem glücklichen Erfolge begleitet war. Sie soll in neuerer Zeit durch die energische und intelligente Leitung des Herrn Dr. Neumann einen lebhaften Aufschwung genommen haben.

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

auf Anschaffung einiger Wäsche. Als sich der Mann einer Wöchnerin um die Unterstützung meldete, und ihm Herr Dr. Neumann entgegen hielt, daß er wohlhabend sei, antwortete er: „Mich aber kostet das erste Wochenbett meiner Frau 800 Piaster, 80 Fl. C.-M.

Zu Herrn Dr. Fränkel kam ein Mann, um sich für sein Leiden ein Medikament verordnen zu lassen. Als der Arzt, nicht für seinen Rath, wohl aber für die Arzenei die Zahlung verlangte, und der Pazient sie verweigerte, sagte er entrüstet: Schämst Du Dich nicht, einem Armen zwei Piaster zu entziehen, und hast doch erst einer Tochter eine Hochzeit ausgerüstet, die bekannter Weise 1500 Piaster kostete?" Unbefangen antwortete der Bettler: „Du irrst, sie kostete nur 1100 Piaster."

Eine gleich naiv impertinente Anschauung liegt wohl auch der Thatsache zu Grunde, daß ein mir näher bezeichneter Mann, der notorisch 100,000 Piaster besitzt, und nichts destoweniger mit 4000 Piaster Chaluka betheiligt ist, Fleisch kauft und von Haus zu Haus feilbietet, um einige Para, Pfennige, zu verdienen. Doch das ist der vereinzelte Fall eines Geizigen, wie solche in aller Welt vorkommen.

Es wurde auch von Herrn Albert Cohn eine Leihanstalt gegründet, die mit 100,000 Piastern von der Familie Rothschild fundirt ist.

Herr Isack Alteras, ein Sepharedi aus Haleb und österreichischer Unterthan mit derselben betraut, lieh 40,000 Piaster den Vorstehern der Aschkenasim, das übrige Geld denen der Sepharedim. Alle betrachteten das Geld durchaus nicht als ein unverzinsliches Darlehen, um etwas damit zu erwerben, und borgten das Geld auf wucherische Zinsen weiter. Das wohlgemeinte Kapital ging trotz wiederwohlter Bemühungen durch den k. k. österreichischen Consul, die Beträge zurück zu erhalten, bis auf die Hälfte verloren.

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, sind nach palästinensischen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräischen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht sind. Es sind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothschild, Sir Monses Montefiore's und seiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Elise von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältnissen fügte es so glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Russe, der auf den Hochschulen von Krakau und Wien gebildet ist, sich eben in Jerusalem befand, als Herr Albert Cohn daselbst eintraf und das von den Sepharedim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte rasch das organisatorische Talent dieses energisch thätigen Mannes und stellte ihn als Direktor und Arzt einer Anstalt an, die er freilich erst ins Leben rufen mußte. Hier fand sich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verstandesklare und praktisch tüchtige Vollstrecker derselben. Die ganze musterhafte Einrichtung ist das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung ist die Ausführung seiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß seiner wissenschaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben sind, und 19 starben; was ein sehr günstiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darstellt. Unter den Kranken befanden sich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oesterreich und Deutschland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikanischen Staaten, Marokko, Abissinien und Persien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenstunde anwohnte, erschienen auch Christen und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispensirte

30,135 Rezepte in einem Jahre, die Kosten der Medikamente betrugen im Hospitale 758 Francs, für die Ambulanz 2020 Francs, die Kosten 4401, die Administration 5088 Francs, die Erhaltung des Ganzen, Beleuchtung, Wasser u. s. w. nahm 14,541 Francs in Anspruch. Eine nicht große Summe, die durch sie der leidenden Armut zu Theil geworden sind.

Die Familie Rothschild hat, neueren Berichten zu Folge, noch 300,000 Francs zum Weiterbaue und zur Vergrößerung des Hospitals gespendet; doch fehlt bis jetzt das die Krankenbetten begründende Kapital.

Es ist zu hoffen, daß die Glaubensgenossen aller Länder nicht säumen werden, Beiträge zu liefern, um das menschenfreundliche Werk zu fördern und einer schönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Palästina, und ein unvergängliches Monument für alle diejenigen ist, die dasselbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Vor dem Jaffathore kaufte Sir Montefiore einen weitläufigen Platz, der sich gegen das Josafatthal hinabsenkt, und gegen den Berg Zion hinsieht, ein Hospital darauf zu erbauen. Der Ankauf dieses Platzes fand manchen Widerspruch; weil er für 1000 Pfund zu theuer erschien, wiewohl die auf demselben gebrochenen Steine allein beiläufig denselben Werth haben sollen, und weil er außerhalb der Stadt liegt. Die gesündere Lage im Freien ist fraglich; indem der nahe Begräbnißplatz der Türken, die ihre Todten nur zwei Schuh tief begraben, eben von keinem frischen Dunstkreise umgeben ist. Die Situation bietet ebenfalls manche Unzukömmlichkeit: die Thore werden mit Sonnenuntergang streng geschlossen, ein plötzlich Nachts Erkrankter kann nicht ins Spital gebracht werden; ebenso wenig können die Verwandten zu einem etwa Nachts Sterbenden gelangen. Aber auch bei Tage dürfte es einem Kranken schwer sein, in der heißen Sonnenglut den steilen Abhang vor dem Jaffathore hinab, das Spital zu erreichen.

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, ſind nach paläſtinenſiſchen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräiſchen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht ſind. Es ſind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothſchild, Sir Monſes Monteſiore's und ſeiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Eliſe von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältniſſen fügte es ſo glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Ruſſe, der auf den Hochſchulen von Krakau und Wien gebildet iſt, ſich eben in Jeruſalem befand, als Herr Albert Cohn daſelbſt eintraf und das von den Sepharedim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte raſch das organiſatoriſche Talent dieſes energiſch thätigen Mannes und ſtellte ihn als Direktor und Arzt einer Anſtalt an, die er freilich erſt ins Leben rufen mußte. Hier fand ſich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verſtandesklare und praktiſch tüchtige Vollſtrecker derſelben. Die ganze muſterhafte Einrichtung iſt das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung iſt die Ausführung ſeiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß ſeiner wiſſenſchaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben ſind, und 19 ſtarben; was ein ſehr günſtiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darſtellt. Unter den Kranken befanden ſich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oeſterreich und Deutſchland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikaniſchen Staaten, Marokko, Abiſſinien und Perſien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenſtunde anwohnte, erſchienen auch Chriſten und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispenſirte

Greiſe zu gründen. Er würde mit dieſer That zu den vielen großmütigen, aber vorübergegangenen Wohlthaten, die er dem heiligen Lande ſpendete, ſich ein erſtes monumentales Andenken bauen und ſich den Segen aller künftigen Geſchlechter ſichern; während die Undankbarkeit der Gegenwart noch größer iſt, als ſeine ſtets mit vollen Händen geſpendeten, in einen bodenloſen Abgrund verſunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an dasselbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Missionsgesellschaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Ausbängeschild, dem einzigen, das wir in Jerusalem sahen, u. s. w. Zur Linken thut sich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von dessen Zinne herab er dem Bade der schönen Batseba zugesehen haben soll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlastetwerdens harren, vorbei, sehen wir schon hart am Thore das weitläufige Haus des lateinischen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn selbst, eine hohe Gestalt mit langem schwarzen Barte, in schwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des frischen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und sind im Freien. Hier die Anhöhe schroff hinab, bettelt ein Gruppe aussätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir lassen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet sich sie zu be-

rühren. Wir gelangen herabſteigend in's Thal, und wieder eine kleine ſteile ſteinigte Höhe empor zu einer ſchönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechiſchen Kloſters. Rothblühende Granatbäume leuchten aus dem friſchen Grün hervor. Mitten in dieſer grünen Pracht, die wieder den Aberglauben beſiegt, daß der Boden um Jeruſalem verflucht ſei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terraſſe. In der Mitte derſelben iſt eine Ziſterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Beſuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier verſammelt ſich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jeruſalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten ſitzen und ſehen ernſt und ſchweigſam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen iſt, und die Berge von Moab leuchten, erheben ſich die Moslem, jeder einzeln und abgeſondert, zum Gebete. Dieſes ſich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder ſingenden Prieſters, ſchien mir ein ſchöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menſchlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieſer Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender friſcher Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es iſt, als ob der Berg tauſend grüne Fahnen ſchwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem ſie dieſen Vorpoſten glücklich erobert hat, nicht ſtehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So ſehr die Lateiner auch über den ſteten Beſitzankauf der Griechen eiferſüchtig klagen, iſt es nur wünſchenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo ſie hintreten, nackte felſiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf dieſe Terraſſe, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir ſchon vor ſieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkiſche Regierung behandelt die Stadt als Feſtung und der Militärkommandant übergibt die Schlüſſel der Stadt zu der genannten Stunde dem Paſcha. Jeder ſich Verſpätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer ſicher iſt, zubringen.

Nahe dem Thore iſt vor der Abſperrung deſſelben immer ein bewegtes Leben. Reiter ſprengen auf ſchlanken, bunt gezierten Pferden über die ſteinigten Pfade, einzelne Kameele ſchreiten pflegmatiſchen Schrittes mit ihren Laſten, Männer treiben kleine Eſel vor ſich her, wenn ſie nicht hinter der Laſt auf ihnen ſitzen. Im Thale erhebt ſich eine Gruppe weißgekleideter, verſchleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Prieſter in ſchwarzen Talaren, franzöſiſche „Zionsdamen“, polniſche und ſepharediſche Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern ſich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle ſitzen die Wächter, oder rufen vor derſelben Entfernteren zu raſcherem Gange an.

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rothblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf dieſe Terraſſe, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir ſchon vor ſieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkiſche Regierung behandelt die Stadt als Feſtung und der Militärkommandant übergibt die Schlüſſel der Stadt zu der genannten Stunde dem Paſcha. Jeder ſich Verſpätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer ſicher iſt, zubringen.

Nahe dem Thore iſt vor der Abſperrung deſſelben immer ein bewegtes Leben. Reiter ſprengen auf ſchlanken, bunt gezierten Pferden über die ſteinigten Pfade, einzelne Kameele ſchreiten phlegmatiſchen Schrittes mit ihren Laſten, Männer treiben kleine Eſel vor ſich her, wenn ſie nicht hinter der Laſt auf ihnen ſitzen. Im Thale erhebt ſich eine Gruppe weißgekleideter, verſchleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Prieſter in ſchwarzen Talaren, franzöſiſche „Zionsdamen“, polniſche und ſepharediſche Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern ſich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle ſitzen die Wächter, oder rufen vor derſelben Entfernteren zu raſcherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine vom Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht, vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und ſchwebend, und es glüten nur noch die höchſten Spitzen.

Ein friſcher Windhauch erhob ſich, wir verließen die Bruſtwehr der Mauer und langten in den elenden Behauſungen der Ausſätzigen an.

Biut el Maſakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt ſie der Araber. In ſechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zuſammengebauten Hütten, mit dürrem Reiſig und Steinen gedeckt, athmet ein entſetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis ſiebenzig Ausſätzige, ſagte mir Don Perez, ſiechen hier hin und ſind todt, noch ehevor ſie ſterben. Dieſes Dörfchen iſt gewiß das einzige im ganzen mohammedaniſchen Morgenlande, wo beide Geſchlechter zuſammenleben. Juden ſind keine, doch einige Chriſten unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über dieſe Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von ſieben Jahren etwa, geſund und munter ſind. Der Anblick der Erwachſenen iſt ein grauenhafter und die Schilderung deſſelben gehört nur in ein der mediziniſchen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Beſuch bei Don Perez, dießmal mit einem ruſſiſchen Juden Reb Moſche Schnitzer, ſo genannt, weil er die kunſtreichſten Gegenſtände aus Holz ſchnitzt, aus Marmor und Sandſtein meißelt, und aus ſchwarzem Harz vom todten Meere formt: Vaſen, Becher, Bareliefs der jüdiſch heiligen Orte. Er brachte dieſe Kunſt, die ihn Niemand lehrte, und die er ſeinem jungen Sohne vererbt, aus ſeiner Heimat mit. Bei der Weltausſtellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Moſche Schnitzer iſt auch der Grundſtein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundſteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieſer Mann aus der Gemeinde der Phariſäer,

er verfertigt auch — der einzige Bal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!"

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

„Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
strahlt Gott einher."

und:

„Deine Knechte lieben jeden Stein von
Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig."

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Trauhimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Kesuba“, der Ehevertrag, geschrieben war und laut verlesen. Frauen brachten eine silberne Schüssel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische lagen,

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunseidene goldgestickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halse Perlen und eine lang über die Brust herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tschibuk. Alle standen auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Die Braut, nachdem wir Platz und den dargebotenen Tschibuk genommen hatten, nahte mir und meinem Begleiter und ihre Hand an Herz, Stirne und Mund legend, küßte uns ehrerbietig die Hand.

Die Stube war nur matt erleuchtet und wir saßen Kaffee trinkend in blaue Rauchwolken gehüllt, größtentheils schweigend da. Die Versammlung hätte eher einer traurigen Veranlassung zu gelten geschienen. Die Männer fragten endlich, wo die Mädchen seien und warum sie nicht tanzen kämen? Man rief nach ihnen und es erschien Sultane, was unserem lateinischen Frauennamen Regina und dem hebräischen Malke entspricht. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, trug sie einen bunten Rock von Zit, der um die Hüften mit einem wollenen Gürtel festgehalten war und ein an der Brust offenes Seidenjäckchen. Die glattwallenden Haare waren mit dunkelblauen seidenen Fäden, wie ein aufgelöster Zopf, vermischt und mit Goldflitter behängt. Ihr Antlitz dunkel, die Lippen rot geschnitten, die schwarzen Augen funkelnd. Sie bewegte sich tanzenden Schrittes, singend, im Kreise umher, während die Männer in die Hände klatschten. Dann legte sie abwechselnd die rechte und die linke Hand wie ein Soldat beim Salutiren an die Stirne und streckte die Arme steif hinaus, um sie im Bogen zurückzuziehen, und die Hände wieder an die Stirne zu legen. Zuweilen nur stemmte sie die Arme in die Hüften, sich rascher vor- und rückwärts bewegend, oder sie ergriff ihr Kleid und neigte und beugte sich wie bei unserer Menuette. Alle diese Bewegungen und Schritte hatten etwas Starres, Eckiges, die Gesichtszüge der Tänzerin zeigten keine Erregung und das Ganze erschien mehr als die Nachahmung eines Tanzes durch eine Marionette.

Mehrere Mädchen folgten ihr, jede einzeln, niemals umschlangen sie sich zu einer Gruppe. Die Männer tanzen im Oriente nicht, als ihrer Würde nicht angemessen. Doch gibt es Tänzer von Profession die, wie Gaukler bei uns, keine Achtung genießen.

Die Gesellschaft drückte zuweilen laut ihre Bewunderung über die Tänzerinnen aus, in die ich, der Artigkeit wegen, lebhaft mit einstimmte.

Die Monotonie dieses Tanzes, den jede der Tänzerinnen ohne alle abwechselnde Formen ausführte, die lichtarme, in geistigen und anderen Genüssen asketische Hochzeitsfeier versetzte mich in eine peinliche Langeweile.

Wir standen auf, um zu gehen. Wieder küßte uns die Braut die Hände. Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen.

Es war tiefe Nacht, nur die Sterne, größer und klarer als im Abendlande, waren lebendiger Bewegung. Niemand in den Straßen, der einzige Laut Gebell von Hunden, die da und dort von einem Heimkehrenden aufgestört worden sind. Wir mußten einen nicht unbedeutenden Umweg nehmen, denn der nächste hätte uns durch den Bazar geführt und dieser wird nach Sonnenuntergang geschlossen.

Wir kamen in eine enge Straße, in der aus einem Hause ein Leuchten floß. In der Halle saßen fünf weiß gekleidete Türken mit gekreuzten Beinen, rauchend. Ihnen gegenüber kauerte ein Beduine in braungelbem Mantel auf der Erde und las einen Brief vor; ein abissinischer Sklavenknabe hielt knieend einen Kerzenstumpf hin, damit er besser sehen könne. Die Gestalten, theils im Lichte durch die weiße Kleidung von der schwarz rußigen Mauer sich abhebend, theils im Schatten boten eine schöne malerische Gruppe. Ich trat mit meinem Begleiter, der alle Jerusalemitaner kennt, ein; wir befanden uns bei einem Effendi, einem Freunde Montefiore's. Er ließ seinen Freunden einen Brief vorlesen, den er an Abd-el-kadr richtete. Wir wurden freundlichst aufgenommen, Tschibuk und Kaffee wurden gereicht und als ich bemerkte, daß ich den tapfern Emir in Damaskus besucht und gesprochen habe, mußte ich dem Effendi Gestalt und Tracht, Wort und Weise des „Löwen der Wüste" schildern.

Doppelehen.

Rabbi Gerschon nicht anerkannt. — Recht der Frau. — Gründe der Doppelehe. — Sechs Doppelehen. — Ehescheidungen.

Den orientalischen Juden, die das im 12. Jahrhunderte von Rabbi Gerschon gegebene Gesetz der Monogamie nicht anerkennen, ist es gestattet zwei Frauen zu heiraten und zwar in zwei Fällen, wenn die Frau keine Kinder, oder nur Mädchen gebiert. Die Frau kann dem Willen des Mannes nicht entgegen sein, aber ihr steht das Recht zu, die zweite Frau nicht im Hause aufzunehmen. Der Mann muß in diesem Falle, wenn er doch die zweite Frau nehmen will, ihr einen abgesonderten Haushalt einrichten. Da dies mit bedeutenden Kosten verbunden ist, so ist die Polygamie auch unter den Mohammedanern, wo dasselbe Recht der Frau gilt, weit seltener als man im Abendlande glaubt.

In Jerusalem bestehen sechs Doppelehen:

Herr Ch. S. aus Scheris bei Salonik besitzt eine Frau, die 55, eine zweite die 24 Jahre alt ist; mit dieser ist er seit 11 Jahren verheiratet und hat Kinder von ihr. Vor dieser Doppelehe war er schon einmal verheiratet, die Frau starb und hinterließ ihm einen Sohn, der noch lebt.

Herr M. P. aus Konstantinopel, seine ältere Frau ist 60, seine zweite, aus Naplus gebürtig und von ihrem Manne, der in Jaffa als Missionär lebt, geschieden, 30 Jahre alt. Er heiratete die zweite Frau als siebzigjähriger Greis, diese Ehe ist mit Knaben und Mädchen gesegnet.

Herr A. D. aus Aleppo hatte von seiner Frau einen Sohn und heiratete trotzdem eine zweite von ihrem Manne geschiedene Frau, die kinderlos ist.

Herr P. S. aus Sophia bei Konstantinopel, ein Mann nahe an 60 Jahren, heiratete zu seiner Frau ein sechzehnjähriges Mädchen, das ihm Segen brachte.

Herr Z. A. aus Galipoli nahm zur ersten noch eine Frau, aber auch diese bringt ihm keine Kinder und es hieß, daß er gewillt sei eine dritte ins Haus zu führen. Wenn ihm dies nicht gestattet würde, müßte er sich von einer seiner beiden Frauen scheiden lassen.

Herr J. M. aus Algier, dessen Frau wiederholt den gehofften Segen verlor, heiratete während meiner Anwesenheit ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Ehescheidungen kamen im Jahre 1856 16 vor; 6 unter den Aschkenasim und 10 unter den Sepharedim.

Ein Leichenbegängniß.

Ein Fieberkranker. — Leichenzeremonien. — Fünf Grabreden. — Klagefrauen. — Rasche Beerdigung. — Lustiger Bestattungszug. — Ein mistifizirter Archäolog.

Ich hatte den Auftrag gegeben, wenn sich ein Todesfall ergäbe, mich zu der frommen Handlung, einer Leiche die letzte Ehre zu erweisen, einzuladen.

Der Zufall fügte es, daß ich mit meinem Gastfreunde einen älteren Rabbi, der seit wenigen Tagen am Fieber litt, besuchte. Er lag auf einem Teppich, der in einer Ecke der matt erhellten Stube ausgebreitet war, und wußte keine Leiden anzugeben; nur fühlte er sich matt und heiß. Nach der ärztlichen Anordnung versprachen wir den Kranken, morgen wieder zu kommen, worauf er erwiederte: „Morgen schon stehe ich vor Gott!“ Als wir zum Hause hinaustraten sagte mir Dr. Fränkel: „Der Kranke wird wahr gesprochen haben, das Fieber in Jerusalem tödtet oft rasch. Als ich hierher kam, befand ich mich einer solchen Erscheinung gegenüber nicht selten in gar schmerzlicher Verlegenheit.“

Am folgenden Tage wurde ich wirklich zum Leichenbegängnisse des Rabbi eingeladen.

Die Straße vor dem Trauerhause war von Menschen gedrängt voll; ich konnte nur mühsam in den Hof des Hauses vordringen, wo die Gattin und Tochter des Hingeschiedenen von

etwa zwanzig Frauen umgeben auf dem Boden saßen. Alle waren weiß gekleidet, und erhoben immer wieder nach einer Pause ein Schreien und Heulen so eigenthümlicher Art, daß es wie Jauchzen schmetterte, dabei schlugen sie sich heftig an Brust, Stirne und Wangen.

In der Stube lag die Leiche, weiß überthan, auf dem Boden. Ihr zu Häupten, ebenso zu Füßen brannte eine Wachskerze, damit die Seele, die bis zum ersten Schollenwurfe bei dem Körper weilen muß, aus Buße die Behausung in der sie so oft gesündigt hat, betrachten könne. Ringsumher saßen viele Männer auf dem Boden und hörten einem Redner zu, der die Tugenden des Todten pries; sie unterbrachen ihn zuweilen durch heftiges Weinen. Hierauf wurde die sorgfältigste Waschung der Leiche vorgenommen.

Die vielen im engsten Raume zusammengedrängten Menschen, und die Glut der Sonne, es war zwei Stunden nach Mittag, zwangen mich, das Haus zu verlassen, und vor demselben des Leichenzuges zu harren. Hier wurde vom Gemeindediener der Ruf: „Bitul melacha", Unterbrecht die Arbeit! vernommen und alle Kaufläden schlossen sich „denn ein Angesehener in Israel" war gestorben. Jetzt erschollen aus dem Hause gewaltige Trauergesänge und heftigeres Wehklagen.

Die Leiche, in einen bunten Teppich gehüllt, wurde vor das Hausthor getragen. Hier hielten Männer zwei Stangen bereit, die mit eisernen Haken verbunden wurden, so daß diese Bahre eine hölzerne Leiter mit eisernen Sprossen bildete. Auf sie wurde die Leiche gelegt nnd die Bahre auf den Boden gesetzt. Ein Redner, nachdem der weiße Gebetmantel mit den Schaufäden auf die Leiche gebreitet war, erhob wieder seine Stimme, und sprach zum Lobe des Todten von Weinen und Klagetönen der zahlreichen Menge unterbrochen.

Die Männer erhoben nach Beendigung dieser zweiten Rede die Bahre, der in ungeordnetem Zuge Alle folgten. Die Träger, die abwechselnd aus der Menge sich hinzudrängten sangen den

Psalm: „Wer unter dem Schutze des Höchsten sitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet.“ Auf den Dächern des Hauses erhob sich ein erschreckendes Schreien und Jammern das wieder wie wildes Jauchzen schmetterte. Ich blickte empor und sah auf den flachen Dächern lang und weiß verhüllte Frauengestalten, Klagefrauen, welche die Hände gegen den Himmel streckten und es schien, als ob auf einem Todtenacker die Leichen in ihren weißen Gewändern sich erhoben hätten und im wildentsetzlichen Chore Grabgesänge heulten. Ueber all die Szenen und Gruppen brannte der leuchtende Sonnenglanz und gab dem Gespensterhaften noch einen größeren Prunk.

Bei der großen Synagoge wurde wieder Halt gemacht, die Bahre niedergesetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann ging der Zug, wie jedesmal, zum Zionsthore hinaus, wo nach einer wiederholt gesprochenen Todtenpreisung die meisten Begleiter zur Stadt zurückkehrten. Wir schritten steil den Berg hinab in das Thal Josafat. Am Grabmale Absalons wurde die Bahre niedergelassen, und wir setzten uns alle ringsum auf die Erde, um die fünfte Trauerrede anzuhören über den Vers: „Und das ganze Volk soll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen.“ Der Schluß der Rede lautete: „Und er sagte, die Lebenden sind bestimmt zu sterben.“

Als der Todte in's Grab gesenkt wurde sprachen wir das Glaubensbekenntniß.

Der Hingeschiedene verhauchte seinen letzten Athem um zwei Uhr, und genau zwei und eine halbe Stunde darauf war er begraben. Die Beerdigung ohne Sarg und das Bedecktwerden mit Erde rettet wenigstens vor dem Entsetzen des Wachwerdens in einer unaufbrechbaren Gruft. Mohammedaner und Christen begraben im Orient eben so schnell ihre Todten.

Eine fröhliche Beerdigung ist es, wenn zerrissene Gebetbücher, einzelne losgelöst'te Blätter der heiligen Schriften, des Tal-

mud, oder auf Pergament geschriebene Thorafragmente, weil sie nicht zu profanen Zwecken verwendet und auch nicht vernichtet werden dürfen, in die Erde versenkt werden. Die Frommen thun die Stücke in der Zionssynagoge in eine daselbst befindliche Mauernische bis sie voll ist, der Inhalt wird dann von dem Rabbiner unter Gesang, dem Schalle der Pauken und Pfeifen feierlich und heiter in das Thal Josafat hinausgetragen, und am Fuße des Grabmales Absalons in ein Grab versenkt.

Eine so eingegrabene Thorarolle wurde vor einigen Jahren von einem Geistlichen gefunden und als kostbarer archäologischer Fund nach Rom gebracht, bis den gelehrten Herren von einem einfach unterrichteten Rabbi die Augen aufgethan wurden.

Aufnahme in die Schule.

Wasserdiebstahl. — Bildung eines Comité. — Unwissenheit. — Lehrer und Gehülfe. — Bittende Frauen. — Andrang zur Aufnahme. — Vierzig statt zwanzig Schüler. — Ein Waisenknabe. — Ein karaitisches Kind. — Briefe ins Ausland. — Falsche Münze. — Thätigkeit im Hause.

Das Haus stand vollendet und zur Aufnahme der Anstalt bereit, nicht ohne einen unangenehmen Zwischenfall.

Das Wasser ist in Jerusalem ein kostbares Gut, zumal in den Sommermonaten, wo schon ein großer Theil aus den Zisternen getrunken und es noch lange bis zur Regenszeit ist. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein Verwandter des Hausbesitzers Nachts das Wasser aus der Zisterne des Hauses in ein anderes hinüber schöpfen lasse und daß zwei Aschkenasim ihm diese edle Arbeit thun helfen. Dem war wirklich so und ich ließ mir fortan jeden Abend die Schlüssel des Hauses bringen.

Ich dachte nun daran, ein Comité, welches das vollste Vertrauen in religiöser Beziehung genießen mußte, zu bilden, um mit ihm alle Einrichtungen zu berathen und ins Leben zu rufen.

Es gelang mir, den Stellvertreter des Chacham Baschi, den ehemaligen Oberrabbiner von Smyrna Herrn David Chazan und die Herren Motche Mejuches und Majer Panigel zu gewinnen. Beide Chachamim und Mitglieder des Besdin der Großgemeinde. In Sanitätsbeziehung und um eine europäische Ordnung in das Ganze zu bringen, bat ich die Herren Doktoren Fränkel

und Neumann, hinzuzutreten, was beide Herren in Anbetracht der wichtigen Gründung einer Lehranstalt mit Zeit opfernder Hingebung und geduldigster Ausdauer thaten und noch thun.

In der größten Verlegenheit aber befanden wir uns, einen tüchtigen Lehrer für die Anstalt zu finden. Er mußte selbstverständlich ein Mann von strengster religiöser Observanz sein und sollte nebst Kenntnissen, Lehrfähigkeit, wenigstens eine mäßige allgemeine Bildung und einiges Verwaltungstalent besitzen.

Es gibt in Jerusalem, wo die Juden nichts Anderes thun als „lernen", Talmud studiren, keinen der Art befähigten Mann, daß jüdische Gemeinden in Deutschland ihm ihre Kinder anvertrauen würden. Die Eingebornen bringen es nicht zu einer weiter bildenden Forschung und man versicherte mir, daß es unter ihnen weder einen vielbedeutenden Talmudisten, noch einen großen Pilpulisten gäbe. Physikalische, geographische, oder geschichtliche Kenntnisse, auch die des eigenen Volkes vor und nach der Zerstörung sind kaum einem Juden in Jerusalem eigen, die Aerzte natürlich und Herr Josef Schwarz ausgenommen.

Die nach Jerusalem einwandernden Juden bringen meist talmudische Kenntnisse, wohl auch Welterfahrenheit mit; hier aber leben sie, wenn sie etwa den Müßigang nicht vorziehen, höchstens der Wiederholung dessen, was sie an talmudischem Wissen mitgebracht haben. Sie vermitteln es ihren Kindern nicht und diesen, wie wir gesehen haben, ist in keiner Lehranstalt Gelegenheit geboten, wenigstens nur ihren Vätern gleich, sich auszubilden, die denn noch den Vortheil der europäischen Welt- und Bildungs-Verhältnisse voraus haben. Die Enkel oder gar Urenkel haben kaum mehr überlieferungsweise eine Kunde dessen, was die Wissenschaft oder Forschung, oder auch nur das gewöhnliche praktische Wissen, Lesen und Schreiben heißt. So ist ein geistiges Herabkommen gleich natürlich, wie das physische, durch die frühe Heirat.

Wir wählten, wenn von der Wahl die Rede sein konnte, einen jüngeren Chacham, Herrn Mosche Perez, einen der hebräischen, arabischen und spanischen Sprache kundigen Sepharedi, der

eben als Sendbote aus Babilon und Bagdad zurückgekehrt war, und zu seinem talmudischen Wissen einige Weltkenntniß gesammelt hatte.

Er wurde vom Chacham Baschi besonders empfohlen, und genoß als frommer Mann einer allgemeinen Achtung. Seine junge Frau besaß die Fähigkeit einer Wirtschaft vorzustehen, um für die Kinder, die in der Anstalt auch beköstigt werden, hausmütterlich sorgen zu können. Als Hülfslehrer wurde ebenfalls ein frommer Sepharedi beigegeben, der den Elementar-Unterricht zu leiten hat.

In den ersten Sitzungen des Comité's wurden die Gehalte der Lehrer festgesetzt, die Grundsätze einer Instruktion für sie aufgezeichnet, die Schulordnung entworfen, und die Kosten der Anstalt: Miete, Verköstigung und Bekleidung der Kinder u. s. w. berechnet. Es ergab sich, daß zwanzig Zöglinge aufgenommen werden konnten; hierauf wurde ein Tag bekannt gegeben, an dem die Aufnahme stattfinden sollte. Die Eröffnung der Schule wurde von den Chachamim auf einen späteren Tag verlegt, weil in dem Abschnitte der Thora, der in der laufenden Woche gelesen wurde, die Erzählung von der Auflehnung Korah's vorkommt, was leicht als böse Vorbedeutung hätte gedeutet werden können. Die kleine Synagoge der Anstalt mußte aus dem Saale des ersten Stockwerkes in den des zweiten verlegt werden, weil es nicht gestattet ist über der Lade, wo die Thora aufbewahrt ist, zu wandeln. Der provisorische Entwurf der Statuten der Anstalt ist diesen Blättern beigefügt und gibt eine klare Einsicht in die Einrichtung derselben.

Ich wurde nun, sobald ich mich in den Straßen Jerusalems zeigte, von wunderlichen Gestalten und Gruppen angesprochen. Meist waren es Frauen, die mit Kindern auf dem Arme oder an der Hand durch einschmeichelnde Redensarten, wohl auch durch Schilderung ihrer Not und ihres Elendes die Aufnahme ihrer halb nackten, verwahrlost aussehenden Kinder zu bewirken, mich ansprachen:

„Nimm mein Kind in die Anstalt auf, der Herr wird Dich mit Kindern segnen." — „Dein Kommen in die zukünftige Welt

wird Dir süß und duftig sein." — „Du wirst mit den Frommen vom Fische Liviathan essen." — „Dein Andenken wird gesegnet sein." — „Sieh, wie nackt wir vor Gott und den Menschen stehen müssen!" — „Wir haben nichts, um den Sabbat zu feiern." — „Das Wasser in unserer Zisterne ist versiegt." — „Wir haben kein Zelt, darunter zu wohnen." — Aber auch, wenn ich in die Synagoge trat, drängten sie sich an mich heran und flehten um Aufnahme ihrer Kinder. Vor die Thora gerufen, sprach mich der Vorbeter, und herabsteigend mancher Arme aus der frommen Menge an, seiner Kinder nicht zu vergessen.

Am fest bestimmten Tage der Aufnahme selbst, am frühesten Morgen schon, war das Haus der Anstalt von Greisen, Männern, Frauen, Kindern im eigentlichsten Sinne des Wortes umlagert; nur mit Mühe konnte ich durch die in der engen Gasse liegenden und kauernden Gestalten schreiten. „Gesegnet sei Dein Kommen, Mann aus dem Abendlande!" — „Zürne uns nicht um derentwillen, die Dir Kummer bereiten!" — „Lasse uns nicht die Sünde der Undankbaren büßen!"

Ich war tief gerührt, da es um mich so weinte, bat, schrie und betete. Einen klareren Beweis konnte es nicht geben, wie der Lärm fanatischer Zeloten, die sich Führer der Gemeinde nennen, nicht der Ausdruck der Menge sei, und wie die Armen Jerusalems in tiefem Elende, in geistiger Unterdrückung, wie in brotloser Not und Verzagtheit schmachten! Ich fühlte mich versöhnt, freudig erhoben. Mich schmerzte nur der eine Gedanke, daß die Mittel der großmütigen Stiftung es nicht gestatteten, Allen, die sich zu der edlen menschenfreundlichen Wohlthat herandrängten, von ihrem Segen zukommen lassen zu können.

Unter Beistand des Comité's, namentlich der Aerzte, die mit allen Familien und sonstigen Verhältnissen genau bekannt sind, wurden 12 Kinder k. k. österreichischer Unterthanen, 7 Rajas und 1 Franzose aufgenommen.

Da viele baten, ihre Kinder wenigstens am Unterrichte Theil nehmen zu lassen, wurden noch 20 Knaben als externe Zöglinge,

denen wir die Bekleidung und Beköstigung nicht zukommen lassen konnten, eingeschrieben.

Wir berücksichtigten zunächst Waisen und Kinder, die nicht unter fünf und über neun Jahre alt waren. Trotz der Aufnahme von Externen mußten wir, um die Schule nicht zu überfüllen, an 50 Kinder zurückweisen, und auf einen späteren Turnus nach drei Jahren verweisen. Es kam aber auch vor, daß wir manche Kinder abweisen mußten, deren wohlhabende Eltern den Armen die Wohlthat vorweg nehmen, oder die für Ueberlassung ihrer Kinder bezahlt sein wollten. Tiefschmerzlich war uns die Abweisung eines vater- und mutterlosen Waisenknaben, dessen Pflegemutter ebenfalls bezahlt werden wollte, wenn sie ihn der Anstalt zur Pflege, Bekleidung und Unterricht gnädig überlassen sollte.

Auch ein karaitischer Jude bat um die Aufnahme seines Kindes, und als wir sie verweigern mußten, sagte er traurig: „Das würden die Christen nicht thun, und doch sind wir die allein echten Träger des mosaischen Judenthumes und die ältesten jüdischen Bewohner Jerusalems.“

Die Thätigkeit der russisch-polnischen Zeloten für die zu gründende Anstalt zog sich nun mehr von der Oeffentlichkeit in eine unehrenvolle Stille zurück.

Es wurde bekannt, daß denunziatorische Briefe nach London, Amsterdam, Altona geschrieben worden waren. Die Großgemeinde sah sich bemüßigt, ebenfalls dahin zu schreiben und die Sachlage ihrerseits darzustellen; denn wirklich war sie in Gefahr, von dort keine Unterstützungen mehr zu erhalten. Zu dieser Zeit richtete auch, wie wir später erfuhren, ein frömmelnder Aschkenasi aus Wien, dessen Denunziationen wir bereits nachgewiesen haben, an den Rabbiner von London ein Schreiben mit dem Ansuchen, von dorther die Anstalt mit dem Banne zu belegen! Dergleichen Münze muß, wie einem falschen Wechsler zur Warnung des Publikums auf den Ladentisch genagelt werden!

In dem für die Anſtalt gemieteten Hauſe war es wie in einem Bienenkorbe fleißig, ein Hämmern, Hobeln, Tünchen, Anſtreichen, ein Kommen und Gehen. Der großen Hitze wegen, waren die Arbeiter nur mit Hemd und Leinwandbeinkleid angethan, über dem erſteren das Arbe kanfot mit den frei herabhängenden Schaufäden, auf dem Haupte ein Käppchen.

Die Arbeit ſelbſt würde nach unſeren Begriffen als fleißiges Nichtsthun erſcheinen, ſo gemächlich, ſo echt orientaliſch ruhig geht ſie von Statten. Spät des Morgens beginnen die Arbeiter und hören früh auf; beides iſt durch den Umſtand bedingt, daß ſie nicht beim Gottesdienſt fehlen. Am Freitag ſtellen die Arbeiter ihr Tagewerk ſchon gegen Mittag ein, um ſich für die Andacht des Sabbat zu rüſten.

In Jeruſalem überläßt der Handwerker die Anſchaffung aller von ihm zu verarbeitenden Materialen und Stoffe dem Arbeitgeber. Ich lernte ſo den Bazar, die Art und Weiſe des Verkehrs, Handels und der Gewohnheiten kennen.

Der Bazar.

Die Buden. — Kaufleute und Handwerker. — Waarenſtatiſtik. — Thonpfeifen und Seife. — Portrait einer Beduine. — Bunte Geſtalten. — Kaffeehaus. — Muſik und Tänzer. — Vorleſer. — Kaffeebereitung. — Arabiſcher Hochzeitszug. — Pilger aus Indien. — Bettler.

Die Stadt wird theils von geraden, theils abſchüſſigen Gaſſen und Gäßchen durchſchnitten, die ſich von einem Thore zum andern durchkreuzen. Einige derſelben ſind überwölbt, die Wölbungen ſtellen wieder nach Außen gekehrte Gaſſen dar, zu deren Rechten und Linken Häuſer ſteben. Neueſte Forſchung will in einer dieſer Wölbungen, die ſich bis zur Mauer des Tempelplatzes erſtrecken, die Ueberreſte einer Brücke erkennen, welche eine Verbindung der Weſtſtadt mit dem Tempel herſtellte.

Dieſe vielen Gaſſen, ungeplaſtert und ſchmutzig wie alle in Jeruſalem, führen den Namen nach den Waaren, die in ihnen verkauft, oder den Handwerken, die darin betrieben werden. Es gibt ſo einen Bazar der Gewürzkrämer, der Goldſchmiede, eine Fleiſch- und Getreidehalle, einen Butter- und Oelbazar u. ſ. w.

Zu beiden Seiten dieſer Bazarſtraßen befinden ſich hölzerne, etwa zwei Schuh vom Boden erhöhte Buden, denen auf deutſchen Jahrmärkten nicht unähnlich. In dieſen ſitzen die Kaufleute und die Handwerker. Wenn man an die Geſtalt und das Thun eines europäiſchen Arbeiters gewöhnt iſt, gewährt es einen gar ſeltſam

komiſcher Anblick, wie der oft ehrwürdig, wie ein Patriarch ausſehende Moslem mit einem langen weißen Barte, das Haupt vom weißen Turban umwunden, die Bruſt, den Hals und die Beine nackt, gekreuzter Beine ſitzt und als Schloſſer z. B. pflegmatiſch den Hammer ſchwingt, oder als Riemer Leder zuſchneidet, oder als Schuſter Schuhe flickt. Dabei „trinkt“ er aus einem roten ſchlangenhaft gewundenen Schlauche den durch Waſſer gekühlten Rauch des Tabaks und giebt ihn durch die Naſe in zwei weißen Stralen wieder frei.

Die Waaren in den Buden ſind nicht wie bei uns, lockend ausgeſtellt und in Farben ſchimmernd. Alles iſt ſorgfältig in Papier verpackt und erſt, wenn man an eine Bude herantritt, werden die Waaren enthüllt. Man ſtaunt dann oft über all die bunte Schönheit und reiche Pracht. Den Käufer ladet der mohammedaniſche Kaufmann, der ſich ruhig verhält, und Niemanden anruft, oder herbeiwinkt, zum Sitzen ein, reicht ihm die Pfeife von ſeinem Munde weg und bewirtet ihn wohl auch mit Kaffee. Der Käufer thut gut höchſtens die Hälfte der Summe anzubieten, die der Kaufmann nennt. Juden, Chriſten, Mohammedaner ſind in dieſer einzigen Beziehung völlig einig. Iſt der Kaufmann in ſeiner Bude unbeſchäftigt, ſo ſchläft er entweder oder raucht, oder lieſt, ſich vor und rückwärts neigend, wie die Juden, den Koran; oder er ſchreibt, indem er frei auf der linken Hand, auch auf dem Knie, ein Blatt Papier hält und die Schilfrohrfeder in ein ſilbernes oder meſſingenes Tintenfaß tunkt. Dieſes iſt an einen hohlen Stil, der zur Aufbewahrung der Federn dient, angelötet und ſteckt im Leibgürtel.

Die Manufaktur- und Induſtriewaaren, ſind meiſt engliſches, franzöſiſches und ſchweizeriſches Produkt. Oeſterreich iſt durch Kinkelieriewaaren und Zündhölzchen, Böhmen nebſt Hebron durch Glaswaaren, Spiegel und Ringe vertreten. Von Damaskus kommen Seiden- und Wollſtoffe. Jeruſalem ſelbſt hat nur zweierlei Fabrikate: Töpferwaaren, namentlich Thonpfeifen ohne Glaſur, und was am wenigſten benützt zu werden ſcheint, — Seife. Nach Liebigs Ausſpruch iſt jenes Volk das geſittetſte, das die meiſte

Seife verbraucht. Jerusalem hat zehn Seifenfabriken, in denen meist Christen beschäftigt sind. Die Seife wird in Form einer Scheibe, einer ganzen oder Halbkugel gerundet und ist von gelbweißer Farbe. Meist ist der Halbmond, der Oelberg, die Grabkirche, das Grabmal Rachels auf den Flächen der Seife abgebildet; die feinere wird mit Moschus und Ambra durchduftet.

In den Straßen selbst haben die Fellachim, Bauern oder Beduinen auf der Erde ihre Waaren, die sie täglich zu Markte bringen, ausgekramt.

Meist sind es Weiber, welche Gemüse und Früchte feilbieten. Weiber von olivengelber Farbe, die Augenwinkel geschminkt, die Lippen blau, die Nägel und die innere Handfläche gelb gefärbt, an Stirne und Kinn blau tätowirt. Ihr Anzug ist ein weites blaues Kleid aus Wolle oder Leinwand, das vorn offen, die Brüste sehen läßt und lange weite geschlitzte Aermel hat, die, wenn der Arm herabhängt, spitz zulaufend bis an die Knöchel reichen. Die Füße der Beduinen sind nackt und die ganze Gestalt von jenem Firniß überstrichen, den wir gut deutsch Schmutz nennen, und vor dessen Berührung wir uns scheuen. Das von der Stirne rückwärts bis an die Fersen fallende Tuch von blauer oder weißer Farbe wird wie ein Schleier zuweilen mit der rechten oder linken Hand, je nachdem von einer der Seiten ein Mann naht, über das Gesicht, jedoch nicht zu sorgfältig, gezogen. An den Schläfen und über die Stirne quer hängen eng an einander gereihte Silbermünzen, an den Armen silberne Spangen, an den Fingern zahlreiche Ringe; zuweilen schimmert wohl auch ein Ring im Nasenflügel. Sie säugen ihre Kinder auf offenem Markte und tragen sie in einem wollenen Tuche auf dem Rücken, an dessen vier Enden Schnüre angebracht und vorn an der Stirne der Mutter festgebunden sind, so daß sie ihre Arme völlig frei behält. Häufig sieht man auch Frauen, die ihre kleinen Kinder auf der Schulter reiten lassen, während diese mit beiden Händchen sich an dem Kopfe der Mutter festhalten.

Zwischen den Buden ist vorzüglich in den Morgenstunden lebhafte Bewegung und man ist nicht selten in Gefahr, gestoßen,

oder auch niedergeworfen zu werden. Reiter zu Pferde oder zu Esel ziehen durch die Bazare. Esel mit Lasten, Schafe, Ziegen werden durchgetrieben, die in den türkischen Städten unvermeidlichen Hunde lagern meist schlafend und heulen empor, wenn sie zufällig getreten werden. Das märchenhafte Kameel, zuweilen ein ganzer Zug von Kameelen geht ruhigen Ganges mit seiner Holz- oder einer sonstigen Last mitten unter Käufern und Verkäufern.

Nicht minder bunt und fantastisch sind die Menschengruppen und Gestalten in ihren seltsamen Trachten: der Mohammedaner schreitet würdevoll in faltenreichen Gewändern, der Beduine im weiß und braun gestreiften Mantel blickt wie nach Beute umher, der polnische Jude in schwarzem seidenen Kaftan hastet ihnen nach. Die dunkel gekleidete preußische Diakonissin geht gesenkten Blickes; weiß und tief verschleiert schlurft die Mohammedanerin in gelben Pantoffeln träg und formlos hin, in Begleitung einer schwarzen oder braunen Sklavin, die ihr Kind, oder einen Korb mit Früchten nachträgt. Der Franziskaner mit breitem Krempерhute, mit dem Stricke um den Leib, betrachtet ein unverschleiertes Weib, es ist eine Jüdin. Ein griechischer Priester mit schönem Barte und langem Haupthaare wandelt friedlich, als ob sie einerlei Glaubens wären, neben einem Derwisch mit gelber runder Mütze; ein Moslem mit grünem Turban, dem Zeichen der Profetenabkunft, verachtet sie beide. In schwarzen faltigen Gewändern, edle Gestalten mit feinen Gesichtzügen, hohen spitzigen Mützen, sind Männer aus Persien. Ein völlig nackter Mensch, vor dem sich mein europäisch gewohntes Auge entsetzt, hier aber weder Männern noch Weibern ein Aergerniß ist, begegnet uns. Es ist ein sogenannter Heiliger, der arm sich in irgend einer Familie, auch beim Pascha zu Tische bittet, und den man nicht abzuweisen wagt. Neben ihm schreitet der reichgeschmückte Schech, der zierliche Effendi, ein bis an die Zähne bewaffneter Bewohner des Libanons, türkische Soldaten.

Die Sprachen der Erde — darunter nie gehörte — singen, gurgeln, näseln, schreien, zanken durcheinander und das Ohr ist mehr noch als das Auge erstaunt und verwundert. Die Wirkung ist die eines plötzlich aus tausend und einer Nacht auftauchenden

Märchens, das nur noch toller und ironischer wird, wenn sich Menschen zwischen drängen in schwarzem Frack und rundem Hute, Frauen in einem Anzuge, mit dem sie auf dem Graben in Wien, oder auf den Boulevards in Paris erscheinen könnten. Niemals widerte mich der unsagbar geschmacklose Anzug unserer Salons so sehr an, wie in den Straßen, in den Bergen und in den Thälern des Orients.

Wenn ich müde vom Schauen und Gehen war, trat ich in eines der zwanzig Kaffehäuser Jerusalems, die Wände entlang ziehen sich gepolsterte Divans hin. Der Gast sitzt gekreuzter Beine oder liegt behaglich hingestreckt und athmet durch das mit Wasser und Rosenblättern angefüllte Nargile den Duft des Tabaks aus Persien. Er schlürft trefflichen Mokka und kühlenden Scherbet. Musik und Märchenerzählen und alle Wonnen des mohammedanischen Knabenhimmels sind hier vereinigt und die Seele träumt und ist selig ruhig.

Wie schön das klingt, wenn es in Poesie machende Touristen schildern!

Das Kaffehaus in Jerusalem, wie fast im ganzen Morgenlande, ist aber nichts anderes, als eine gegen die Straße hin offene, rauchgeschwärzte Küche. Die Mauern entlang ziehen sich hölzerne Bänke mit Kattun überzogenen Polstern, die einst rein gewesen sein mochten. In der Ecke neben dem Eingange siedet in einem kupfernen Gefäße Wasser. Der Diener bringt, ohne daß es gefordert wird, dem Gaste das Nargile und kocht vor seinen Augen den Kaffe. Grob gestoßen wird er in ein kleines Kupfergefäß gethan, siedendes Wasser darüber gegossen und das Ganze zum Aufwallen gebracht, dann rasch in ein porzellainenes Täßchen, das in einem metallenen Becher sitzt, gegossen, und dem Gaste mit der üblichen, höflichen Handbewegung an Brust und Stirne und nur auf sein Verlangen mit Zucker gereicht. Der Kaffe ist siedend heiß, zeigt oben einen hellbraunen Schaum, so daß er wie Chocolate erscheint, und schmeckt substanziös und duftig. Eine solche Tasse des edelsten Trankes kostet fünf Para, deren acht erst einen Kreuzer geben. Zuweilen sitzen zwei oder drei Musikan-

ten da, die das Glöckchen behängte Tamburin und eine Zither ſchlagen, eine ſchrille Pfeife blaſen und unmelodiſchen arabiſchen Geſang ſchreien. Ein Erzähler pflegt gewöhnlich eine chriſtenfeindliche Geſchichte aus den Kreuzzügen, oder ein Märchen aus einem Buche, oder auch aus dem Gedächtniſſe vorzutragen. Ein junger Knabe, als Mädchen verkleidet, führt einen jener wollüſtig ſich geberdenden Tänze auf, von denen wir bei der Schilderung unſeres Zuges in das alte Land Mizraim ſprechen werden. Abends iſt der ſchmutzige rauchgefüllte Raum, deſſen Boden ein ekel fließender Spucknapf iſt, in welchem ſich die Schläuche der Nargiles, wie Schlangen im Sumpfe, winden, mit einigen Lampen erhellt, die auf einem rohbemalten hölzernen Lüſter meiſt aus einigen Stäben zuſammengeleimt, angebracht ſind. Im Hintergrunde eines ſolchen Kaffeehauſes pflegt ſich wohl auch ein Raum zu befinden, wo etwa ein Gaſt, während er ſich dem ſo ſchwelgeriſch träumeriſchen orientaliſch-üppigen Nichtsthun hingibt, mittlerweile ſein Pferd, oder ſeinen Eſel hinſtellt und das Thier füttern läßt. Wohnen doch auch in Mohammeds Paradieſe Menſchen und Thiere friedlich und ſelig zuſammen.

Wir haben ausgeruht und treten wieder in den Lärm des Bazars hinaus.

Es begegnet uns ein ſeltſamer Zug: Männer die beim ſchrillen Klange einer Klarinette und dem dumpfen Tone einer Handtrommel in gemeſſenem Schritte vorſchreiten und mit den Händen klatſchen. Knaben tragen einige wunderlich geformte Gegenſtände, bunt gemalte Blumenſtöcke, einen Tſchibuk mit grüngläſernem Mundſtücke, hölzerne mit Perlmutter eingelegte Stelzſchuhe, einen weiblichen Anzug und einen runden Spiegel. Endlich eine roh bemalte Holzkiſte. Es iſt dieß der ganze Reichthum einer arabiſchen Braut, der eben in die Wohnung ihres Gatten getragen wird. Zuweilen unterbricht der Zug die Töne der Klarinette mit einem mehr ſchreiend näſelnden als ſingenden Liede, welches das Glück des Gatten, und den jugendſchönen Stolz der Braut ſchildert.

Die Jünglinge im Zuge ſangen:

„Wir bringen einen Kamm aus Elfenbein,
Wird gut zu deinen weißen Haaren paſſen;
Doch deine Braut bedienet ſich nicht ſein,
Du mußt ihr einen ſchwarzen machen laſſen.
Schön iſt ſie und auf ihre Jugend ſtolz,
Kämmt nur ihr Ebenholz mit Ebenholz.

Die Männer ſangen:

„Kuß des Geliebten iſt wie Moſchuß ſüß,
Wenn auch die Haare weiß wie Kampfer funkeln.
Sie weiſt man fort einſt aus dem Paradies,
Weil ihre Reize die Hnris verdunkeln.
Im Antlitz tadl' ich nur die ſtolze Schrift,
Daß ſie den Mond an Schönheit übertrifft."

Mit uns iſt ebenfalls, um dem Aufzuge zuzuſehen ein Mann ſtehen geblieben. Sein Angeſicht iſt braun, halb nackt trägt er zwei Kürbisflaſchen an ſeinem Gürtel. In der rechten Hand hält er einen Stock, deſſen Griff ein mit den Spitzen nach unten gekehrter eiſerner Halbmond iſt. Ueber ſeine Schultern ragt ein ſehr fein geſchnitzter Stab, der kunſtreich in einen Löffel endet. Wir begrüßen in ihm einen mohammedaniſchen Pilger aus Indien.

Der Spaziergänger durch die Bazare kommt nicht leicht weit vorwärts, ohne von Bettlern, die einen hölzernen Teller als Zeichen ihres Gewerbes hinhalten, angeſprochen zu werden. Männer und Weiber aller Sekten — nur Juden nicht — treiben einen oft ſehr zudringlichen Straßenbettel. Man wird bald rechts bald links, meiſt an Straßenecken mit „Chawaadſchah", Herr! oder „Hadſch" Pilger angerufen, und es iſt nicht rätlich, wenn man längere Zeit in Jeruſalem lebt, auf der Straße Almoſen zu vertheilen. Der Bettler glaubt ſich auf das Almoſen morgen ſchon berechtigt, das ihm heute freiwillig gegeben worden iſt.

Iſſur.

Schofarblaſen an der Tempelmauer. — Wehrufe in der Nacht. — Fünf Juden verhaftet. — Meine Fürſprache. — Conſulats- und Serailgefängniß. — Am Sabbat keine Haft. — Ein Aktenſtück.

Die ruſſiſch-polniſchen Juden hörten nicht auf, gegen die nunmehr beſchloſſene und in voller Vorbereitung begriffene Anſtalt thätig zu ſein. Am 15. Juni fand eine Verſammlung in der Churba, unter Vorſitz eines polniſchen Rabbiners ſtatt; ſie beſchloß die Anſtalt mit einem „Iſſur“ zu belegen, das heißt ſie zu verpönen und den gefaßten Akt am nächſten Sabbat in den Synagogen zu verleſen.

Am folgenden Tage — einem Freitage — ſuchten einige unmündige, verheiratete Knaben, die Menge an der Tempelmauer zu fanatiſiren, indem ſie ihr von einem beſchloſſenen Banne erzählten, und ein als unwiſſend bekannter Landsmann Herr Joſſele Becker aus Galizien, begann aus einem Schofar, einem Widderhorne lärmende Töne auszuſtoßen. Namentlich ſollen es die Frauen geweſen ſein, die ein heulendes Weinen anhoben, in das ihre Kinder ſchreiend einſtimmten.

Nachts wurde ich plötzlich wach, ſchreiende Rufe aus der Ferne kamen näher und unter meine Fenſter. Ich konnte deutlich hören: „Auf, auf! Kommt „Eiches“, Klagelieder ſagen, die Religion iſt in Gefahr! Auf, kommt ihr Gläubigen von Zion! Auf!“ ſo rief und ſchrie es in die ſternenhelle Nacht empor und

entfernte ſich wieder und war verhallt. Ich ſtemmte mein Haupt empor, und lauſchte, aber es ſchwieg, und mir war, als hätte ich einen wüſten Traum gehabt, zündete Licht an und war noch wach, als von der Terraſſe des Bet-el der Ruf zum Morgengebete erſcholl.

Am Morgen wurde der „Iſur" in einigen kleinen Synagogen verleſen, in anderen die Vorleſung von den Herren Joſef Schwarz und Niſſim Back nicht geſtattet, und wie ſich von ſelbſt verſteht, in den Synagogen der Sepharedim gar nicht verſucht.

Der öſterreichiſche Conſul fühlte ſich nunmehr in ſeinem Anſehen verletzt; es war ihm geradezu Hohn geſprochen worden. Als er die Vorſteher deßhalb vernahm, erklärten ſie, daß ſie der Verſammlung nicht haben wehren können; ſie ſelbſt ſeien ihr fern geblieben, und müßten es ihm überlaſſen, diejenigen, die ihm ſchuldig an dem veranlaßten Tumulte erſcheinen, zu ſtrafen.

Der Conſul, wiewohl auf amtlichem Wege anders unterrichtet, ließ dieſes ſich aus der Schlinge ziehen der ruſſiſch-polniſchen Vorſteher gelten, und fünf Ruheſtörer für drei Tage verhaften; zwei im Conſulatshauſe, darunter den Schofarbläſer, und drei im Serail, weil einer von ihnen Raja war, und die Strafe der Verhaftung daſelbſt eine viel empfindlichere iſt. Während im Conſulatshauſe die Gefängnißſtube licht und blank iſt, ſo daß die Verhaftung bei vielen aus ihren elenden Wohnungen Gezogenen, vielmehr wie eine Belohnung erſcheint, iſt das Gefängniß im Serail eng, ſchmutzig, und den Juden beſonders darum peinlich, weil ſie mit ihren verachteten Verächtern, den Mohammedanern zuſammen ſein müſſen.

Hier muß eines humanen Zuges der türkiſchen Regierung und in ſchöner Nachahmung der europäiſchen Conſulate in Jeruſalem erwähnt werden. Zur Zeit, als Graf Pizzamano, der erſte öſterreichiſche Conſul in Jeruſalem, dahin geſendet wurde, mußte ein Jude einer aus Habſucht verübten Vergiftung wegen eingezogen werden. Nachdem der Gefangene ſich mehrere Tage ruhig verhalten hatte, war er plötzlich verſchwunden. Die Verlegenheit des Conſuls war keine geringe, und die Wächter des Hauſes wurden

mit Strenge zur Verantwortung gezogen. Der älteste Kawaß, der eben in Geschäften fern vom Hause war und zurückkehrte, antwortete, als auch ihm seine unverzeihliche Nachlässigkeit vorgehalten wurde, mit voller Ruhe: „Ja Herr! weißt Du denn nicht, daß die Juden heute Sabbat haben? Er ist gewiß zu seiner Familie gegangen, und wird sicher, nachdem sie „zu den Gewürzen gerochen haben werden" wenn der Sabbat zu Ende ist, wieder kommen." Und so geschah es auch. Der peinlich Angeklagte stellte sich noch am Abend desselben Tages wieder in Haft. Jeder Jude, wenn er auch für mehrere Wochen im Gefängniß ist, wird in Jerusalem sowohl von der türkischen, als der consularischen Behörde am Freitag Abend freigelassen, um in seinem Familienkreise den Ruhetag fromm und andächtig feiern zu können.

Die Verhaftung der obengenannten Individuen brachte eine besinnungsvollere Stimmung hervor, und als der Consul die Bitte der Vorsteher um Freilassung der Gefangenen entschieden ablehnte, sendeten die Herren Bordaki, Horwitz und Salant den jüdischen Consulatsdragoman Herrn Hausdorf zu mir, um meine Verwendung in Anspruch zu nehmen. Ich säumte nicht, die Bitte meiner Widersacher sogleich zu erfüllen, und so wurden die Gefangenen statt der ihnen verhängten drei Gefängnißtage schon nach 24 Stunden frei.

Der Ißur, oder Protest gegen die Lehranstalt, lautete in worttreuer Uebersetzung, wie folgt:

„Im Hause Israels sehen wir Schauderhaftes. Die Thora trauert und verhüllt ihr Haupt mit einem Sacke, wie eine Trauernde, denn es befinden sich in unserer Gottesstadt einige Männer, die ein Lehrhaus gründen, für die Jugend Israels, um sie in Schrift und Sprache zu unterrichten, sowohl in der hebräischen, als in der des Landes. Obschon der Anfang unschädlich zu sein scheint, indem sie behaupten, die Anstalt werde unter die Aufsicht gottesfürchtiger Männer gestellt, und es werden die Grundsätze der hei-

ligen Thora gelehrt werden; so wissen wir doch aus Erfahrung, daß das Ende bitterer wie Wermut sein wird. Man wird die Wissenschaft zur Hauptsache, und unsere heilige Thora zur Nebensache machen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieß verursachen wird, Israel seiner heiligen Thora, und die Jugend der Gottesfurcht zu entrücken, und daß es der Grund sein wird, zur Abtrünnigkeit und Gottlosigkeit. So wie dieser Aussatz sich überall außerhalb des gelobten Landes zeigt, wo es Viele gibt, die sich von dem lebendigen Weltenherrn lossagen, die sich zwar noch Israeliten nennen, die aber nicht einmal die Vernunftgesetze anderer Völker befolgen; so reicht leider, ob unserer vielen Sünden wegen, dieser schädliche Aussatz schon bis an die Thore der heiligen Stadt Jerusalem. Wehe den Augen, die da sehen, daß Jerusalem die Gefahr droht, eine verworfene Stadt zu werden! Wehe, die da sehen die Schmach der Thora, zumal daß Alle, die da einwandern, den Vorsatz haben, ihr ganzes Leben Gott zu weihen! Wozu nun dieses Unheil in das Heiligthum Gottes bringen? Darum weint uns das Herz, verdunkeln sich unsere Augen, daß den Frommen Schlingen gelegt und die Gottesfürchtigen verblendet werden. Wehe, daß solches in unseren Tagen geschieht! Da sich nun die Vorsteher, die Rabbinen und einzelne Gemeindemitglieder der aschkenasischen Gemeinden versammeln, und Thränen weinen, über die Entheiligung des Namen Gottes und der heiligen Thora, die von Israel gewichen ist; so haben wir berathschlagt, und erwogen, was zu thun sei, um den Weinberg des Gottes Zebaot zu umzäunen, daß nicht Füchse einbrechen, und ihn verheeren. Wir haben denn Alle einstimmig beschlossen, durch den großen „Issur" zu verbieten, daß Niemand von den aschkenasischen Gemeinden, sowohl diejenigen, die sich hier befinden, als die nachkommen werden, es wage, in diesem Unterrichtshause zu lehren, oder seine Kinder daselbst belehren zu lassen, weder für immer oder nur zeitweilig. Wer diesen „Issur" übertritt, wird als ein Zerstörer des Weinberges betrachtet werden, und „die Schlange wird ihn verwunden."

Gott wird es ihm nicht verzeihen, und er soll keinen Theil haben, an den deutschen Gemeinden.

Dieser „Issur" soll als ein unabänderliches Gesetz für uns, und unsere Nachkommen in Ewigkeit betrachtet werden. Wer Gottes Wort fürchtet, möge unsern Worten Gehör geben, denn sie sind nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit gesprochen, und mögen von Gott gesegnet sein. Amen. Amen.

Im Monat Siwan 5616."

Um die Stadtmauern.

Gräber der Könige. — Kalba Zebua. — Jüdischer Vandalismus. — Kerker des Jeremias. — Söhne eines Hundes. — Kolossale Steine. — Jüdische und mohammedanische Legenden. — Redliche Aufklärung. — Juden und Ziegeuner. — Weißes Geld, weißer Mann.

Es war gegen Abend. Ich wollte einmal die Zeit messen, die man braucht, die ganze Stadt zu umkreisen, und ging mit mehreren Begleitern zum Damaskusthore hinaus. Nach rechts umwendend, sahen wir die schöne zinkenhafte Stadtmauer stellenweise auf lebendigen Felsen gebaut, so daß sie nur als eine Fortsetzung desselben erschien.

Zehn Minuten auf steinigt unebenem Boden, der mit Oelbäumen bepflanzt ist, vorschreitend, bogen wir nach links zu den Gräbern der Könige ein.

Ein im Felsen eingehauener Vorhof, der mit Schutt und Gerölle erfüllt ist, und in den wir durch einen niedern Eingang gelangten, zeigte uns ein schönes, großes Portal, das den zerbrochenen Resten nach, mit vier Säulen geschmückt gewesen ist, welche dasselbe in drei gleiche Theile theilten. Auf dem Architrave sind Weintrauben und Kränze künstlich gemeißelt. Die Juden in Jerusalem halten die Kränze für geflochtene Brote und das Grabmal für das des reichen Kalba Zebua. Hatten sie doch an den Mönchen stets fantasievolle Entdecker heiliger Orte, und übten sich im Benennen ihnen unverständlicher Denkmäler nach berühmten Persönlichkeiten. Im Allgemeinen aber hören die fleißig-

ſten Topographen und ſelbſt Forſcher wie Robinſon zu wenig auf talmudiſche Notizen und Ueberlieferungen; die, wenn ſie auch nicht immer zur Erkenntniß eines Gegenſtandes führen möchten, immerhin verdienen, gekannt zu ſein.

Die Gräber der Kinder David's, oder der Könige Israels, waren auf Zion; vier von ihnen wurden außerhalb der Stadt begraben. Keine Schriftſtelle aber, kein hiſtoriſcher Bericht läßt ſich anführen, der bewieſe, daß die jetzt ſogenannten Gräber der Könige es wirklich ſeien. Vielmehr läßt eine Schilderung des Pauſanias und des Joſephus Flavius die Meinung aufkommen, daß hier Helene, die zum Judenthume übertretene Königin von Adiabene, welche in Jeruſalem ſtarb, begraben liege.

Aus der Vorhalle, welche hinter dem geſchilderten Portale iſt, gelangten wir durch eine niedere Oeffnung zu den Grabkammern. Steingerölle und Schutt machen, daß man nur auf den Knien vorwärts kriechen kann. Die Wände und die Decke ſind glatt gemeißelt. Drei verſchiedene Eingänge führen aus dieſer Kammer in andere, wo ſenkrechte Niſchen, zur Aufnahme der Sarkophage eingeſchnitten ſind. Aus einer dieſer Kammern führen einige Stufen noch tiefer, in ein kleineres Grabgewölbe, das große Niſchen hat, in denen einſt marmorne Sarkophage geſtanden haben ſollen. Die ſteinernen Thüren, die aus dem Fels geſchnitten, nach den vorhandenen Löchern zu ſchließen in Zapfen gingen, ſind alle verſchwunden. Die letzte, erzählte unſer jüdiſcher Führer, hat vor ſieben Jahren ein vandaliſcher jüdiſcher Pilger nach Paris mitgenommen.

Eine nicht große Strecke ſteinigten, ebenfalls mit Olivenbäumen bepflanzten Weges führte uns zu dem ſogenannten Kerker des Jeremias. Man öffnete uns nach einigem Klopfen eine kleine niedrige Thüre. Eintretend befanden wir uns in einem kleinen anmutigen Blumengarten, und gelangten in eine hohe, von der Natur domartig gewölbte, beinahe runde Grotte, die etwa 30 Fuß hoch von zwei maſſiven Felſenſäulen getragen wird, und an

40 Fuß im Durchmesser hat. Durch einen hohen, natürlichen Eingang empfängt sie genug Licht aus dem Garten, in welchem sich einige mohammedanische Grabmäler befinden. Die Mohammedaner kommen hierher, um ihr Gebet zu verrichten. Es ist ein friedlicher vom Felsen eingeschlossener schöner Raum.

Als wir schieden, und dem jungen Wächter ein genug ansehnliches Backschiesch, das ihm jedoch zu gering schien, gaben, nannte er uns die Söhne eines Hundes, und wir mußten froh sein, bemerkte unser Führer, daß er uns keine Steinwürfe nachsendete.

Wir wanderten weiter, die Stadtmauer entlang, und sahen uns zur Linken tief das Thal Josafat mit seinen auf der entgegengesetzten Anhöhe befindlichen Grabhöhlen. Am Löwenthor vorüber, wo ein kleiner mohammedanischer Friedhof und ein alter Teich sich befindet, sahen wir das ausgetrocknete tiefe Bett des Kidron. Die Grabmäler, welche für die des Profeten Jeremias und Absalon seit Jahrhunderten gelten, aber jüngere römische Bau sind, sahen uns jenseit des Thales entgegen. Um sie herum, und höher hinauf, bis zum Dorfe Siluan liegen die jüdischen Gräber, welche durch flach auf dieselben gelegte Grabsteine bezeichnet sind. Dieser Theil des Berghanges sieht aus der Ferne wie mit breiten, grauweißen Fliesen gepflastert aus. Ueber all die Thaleinsenkungen und Gräber jenseit derselben, erhebt sich der dreigipfelige Oelberg.

Wenn wir die Stadtmauer, die uns immer zur Rechten war, betrachteten, so sahen wir, an dem Zionsthore vorüberkommend, zur Linken tief unten, das Thal Hinnom, und da, wo die Stadtmauer des Tempelplatzes ist, zuweilen kolossale Steine von einer Länge von 22 Fuß, die unzweifelhaft, allen Zerstörungen trotzend, noch auf derselben Stelle liegen mögen, wohin sie der Steinmetz vor Jahrtausenden gelegt hat. Ein unförmlicher Block von 7½ Fuß Dicke wurde uns in einer Ecke gezeigt, der sich beim Bau des Salomonischen Tempels nicht fügen wollte, und vom Bauherrn verworfen worden ist. Widerstand nur dieser eine Stein dem Wurme „Ebi-

loſon" welcher der Sage nach nur auf die Steine gelegt zu werden brauchte, um ſie zu zerſchneiden? denn kein Eiſen, aus dem das Schwert geſchmiedet wird, durfte an das Friedenswerk des Tempels gelegt werden. An manchen der großen Blöcke ſind jene Fugenveränderungen angebracht, wie wir ſie an den Quadern der Tempel-Weſtwand geſchildert haben.

Ein aus der Mauer horizontal, 3 Fuß lang hervorragendes Säulenfragment wird als dasjenige gezeigt, auf dem Mohammed, der Proſet, am Auferſtehungstage rittlings ſitzen und die Seelen richten wird. Eine andere mohammedaniſche Legende erzählt: Mohammed werde prüfen, ob Chriſtus gerecht gerichtet habe, und ihm dann ſeine Schweſter vermählen, zum Zeichen des ewigen Bundes. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trat ein falſcher Proſet auf, ſetzte ſich Angeſichts des ihm anhängenden arabiſchen Volkes auf die Säule und Weiſſagungen beginnend, ſtürzte er von der Säule herab und ſtarb.

Abwärts ſteigend gelangten wir an dem Jaffathore vorüber und jenſeit deſſelben, von der Stadtmauer durch einen Graben getrennt, wieder über ſteinigten, mit Oelbäumen bepflanzten Boden an das Damaskusthor, von dem wir ausgegangen waren. Die Zeit, die wir bei den Gräbern der Könige und dem Proſetenkerker verweilten, abgerechnet, brauchten wir 1¼ Stunde zu dem Gange, auf dem uns kein Menſch, kein Thier begegnete. Alles war ſtill, wie auf einem einſamen verlaſſenen Friedhofe. Jeruſalem iſt ein ſolcher, und auf ſeinen Gräbern blüht die Todtenblume unſterblicher Erinnerungen.

Im Damaskusthore geſellte ſich Herr Roſenbaum aus Galizien, der den Bau des Monteſiore'ſchen Hospitals leitet, zu uns. Ihm verdankte ich eine eben ſo unerwartete als redliche Aufklärung, in Beziehung auf den Widerſtand der Aſchkenaſim gegen die zu begründende Lehranſtalt.

„Ich weiß", ſprach er, „in Europa iſt jetzt ein Kampf zwiſchen den alt- und modernglaubigen Juden, der hartnäckig und

bitter genug iſt. Das ſind zwei Parteien. Hier aber ſind Juden, aus aller Welt Enden und jeder iſt eine Gemeinde, eine Partei für ſich. Eine Vereinigung wird bei dem, wie es in der heiligen Thora genannt wird, hartnäckigen und widerſpenſtigen Volke niemals möglich ſein, um ſo weniger, als zu der religiöſen Verſchiedenheit hier auch die der Nazionalitäten kommt. Was uns hier fehlt iſt der Gemeinſinn. Wie wäre es möglich ſonſt daß die Wohlhabenden nicht für eine Waiſenanſtalt, nicht für Schulen ſorgen, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſchämen, Almoſen zu nehmen und nicht wenigſtens den zehnten Theil derſelben für Gemeindezwecke widmen! In dieſer allgemeinen Habſucht aber liegt der Widerſtand gegen die Anſtalt, die Sie zu gründen gekommen ſind."

Ich begreife das nicht ganz.

„Sehen Sie! die Orthodoxen aus Rußland würden, wenn ihre hieſigen Landsleute auch nur entfernt von der ſtrengſten Frömmigkeit abzulaſſen ſcheinen möchten, kein Geld mehr ſchicken. Die Ruſſen ſehen in Ihrer Schule Moſes Mendelſohns Geiſt, der in Aſchkenes viel Unheil angerichtet hat. Er hat, wie Luther lehandelt — d. h. „unterſcheidend ſei er genannt" — die Einheit der Deutſchen, die der Juden zerriſſen. Die Sepharedim hier wiſſen von dieſen Kämpfen nichts, und haben keine Idee davon, was das für ein großes Unglück war, die heiligen Bücher der Thora ins Deutſche zu überſetzen und Anlaß gegeben zu haben, daß die Judenkinder anfingen, deutſche Bücher zu leſen."

Und hat es Ihrer Strenggläubigkeit geſchadet, daß Sie gelernt haben, mir all das in deutſcher Sprache mitzutheilen?

„Reden Sie mit Polen! Aber auch die Deutſchen, die Engländer, die Franzoſen möchten, wenn immer mehr Inſtitute entſtehen, dieſen Geld zuwenden, und die einzelnen Menſchen bekämen dann nichts mehr."

Sie ſind ja ſelbſt erbittert darüber, daß keine Waiſenanſtalt, keine Schulen durch die Einheimiſchen gegründet werden; es müſſen alſo die Freunde dafür ſorgen.

„Was ſoll ich krumm mit Ihnen reden? die Anſtalt der Frau Herz iſt ſehr gut, man verſteht's hier gar nicht, wie gut

ſie iſt; aber ſie iſt nur für zwanzig Kinder. Wie viel Kinder von uns Polen und Ruſſen, da auch die Sepharedim Antheil haben, können aufgenommen werden? drei, ſagen Sie fünf! Steht das dafür, daß wir uns mit ganz Polen und ganz Rußland verfeinden, wegen ein paar Kindern?"

Eine am Damaskusthore lagernde Zigeunergruppe unterbrach das Geſpräch. Ich war überraſcht, auch hier, wie zwanzig Jahre früher, in der St. Peterskirche zu Rom, die braunen Parias der Erde zu finden. Sie bettelten ſchreiend, Weiber und Kinder, in türkiſcher Sprache. Das warme Klima begünſtigte ihre Armut an Gewändern; ein bunt geſtreifter, länglicher Teppich, zeigte die Geſtalten mehr, als er ſie verhüllte. Die Kinder waren völlig nackt. Ein Mann, mit irgend einer Flicke beſchäftigt, ſah nicht auf; ein Anderer geigte zu meinem Erſtaunen das lange nicht mehr gehörte Lied Rakoczi's des Rebellen. Iſt es nicht eine Miſſion dieſes verſprengten Volkes die Göttin Muſika durch die ganze Erde zu tragen, wie die eines andern auch verſprengten Volkes, den Gott Jehova? Und beide dulden nicht, daß die Welt klanglos ſei und im Heidenthume verſinke, und ſo geigen und ſingen ſie aufrühreriſche Melodien und das Lied David's, des königlichen Dichters. Und wenn ein Jude dem melancholiſchen Liede des Zigeuners horcht, zittern nicht Erinnerungen und Geſtalten von den Ufern des alten Nils in ſeiner Fantaſie empor? Oder tönt es nicht wie Windhauch durch Harfen an den Weiden Babilons?

Mir aber tauchte noch eine Erinnerung aus meiner frühen Jugend auf, wo ich auf den öſterreichiſchen ehemaligen Abrichtungsanſtalten, die ſich in überaus lieblicher Naivität Humanitätsſchulen nannten, die Geographie auswendig lernen mußte. Bei den Bevölkerungsangaben hieß es immer zur Demütigung der jüdiſchen Schüler, nach Katholiken, Proteſtanten, Griechen, Unitariern, am Ende: „Juden und Zigeuner!" Wir waren

dumme Jungen und begriffen nicht, daß es eigentlich eine Auszeichnung war, indem man die Juden neben die Unitarier gestellt hatte.

Ich warf den Bettelnden kleine Silbermünzen zu, und eines der Weiber rief: „Weißes Geld, weißer Mann! Gott gebe Dir so viele weiße Söhne, als Du uns weiße Münzen geschenkt hast, und keine Töchter, damit Du keine Schande erlebst!“

Eröffnungs-Feierlichkeit.

Ausschmückung des Hauses. — Ordenskreuz und Bild. — Bannstral gegen einen Musikanten. — Gäste. — Feierlicher Empfang. — Eröffnungsrede. — Volkshymne und Araba. — Fromme Erinnerung an Todte und Lebende. — Heil Abdul Medschid. — Orientalische Bewirtung.

Das für die Anstalt gemietete Haus war in allen Räumen mit rot-weißen Fähnchen zum Empfang der Gäste festlich geschmückt. Im Lehrsaale, der ebenfalls mit den österreichischen Farben verziert war, prangte auf breiter Flagge in prachtvollem Rahmen das Bild Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich — ein Weihgeschenk der Stifterin. Gegenüber war das Bild ihres Vaters des verstorbenen Herrn Simon Edlen von Lämel, angebracht. Längs der Wände gewahrte man die für den Anschauungs-Unterricht bestimmten Abbildungen von Thieren und Pflanzen und biblische Szenen.

Die nicht ruhenden zelotischen Müßiggänger bereiteten mir noch im letzten Momente manches Verdrüßliche. Ich wurde Nachts vor der Eröffnungsfeierlichkeit geweckt und mir mitgetheilt, es sei durch die russischen Juden das Gerücht verbreitet, daß sich ein Kreuz in der Anstalt befinde. Ich setzte voraus, daß durch irgend eine Bosheit ein Kreuz hineingeworfen oder an die Wand gemalt sein könnte. Ich eilte in das Haus, doch konnte ich Nichts entdecken, bis ich auf den Umstand aufmerksam gemacht wurde, daß auf dem Brustbilde des Kaisers die Großkreuze seiner Orden gemalt seien. Ich mußte mühsam die Spitzen der Kreuze mit einem Messer abschaben; ebenso unter dem Bilde des Herrn von Lämel

das geschnitzte versilberte Lamm seines Wappens wegnehmen, weil kein plastisches Bild in einer — Synagoge sein darf.

Das Bild war aber nicht in dieser, sondern im Lehrsaale angebracht. Einer anderen Bemängelung, daß das Portrait baarhaupt sei, konnte ich freilich nicht abhelfen. Der Musiker Reb Chajim aus Czernowitz, der die österreichische Volkshymne mit seinem Instrumente zu begleiten bestimmt war, ließ mit vielem Bedauern seines Verlustes absagen. Er war vor einige russisch-polnische Rabbinen vorgeladen und mit dem Banne bedroht worden, wenn er die Feier verherrlichen helfe. Zugleich wurde ihm aber auch, ebenfalls unter Androhung des Bannes untersagt, die Namen derjenigen zu nennen, die Solches über ihn zu verhängen bereit seien.

„Heilige Einfalt!"

Der kaiserliche österreichische Consul Graf Pizzamano hatte die Güte, mit mir die geladenen Gäste zu empfangen. Unter diesen wurde zuerst Se. Exzellenz, der Pascha von Jerusalem, Großkreuz des Franz Josef und anderer Orden, mit seinem glänzenden Gefolge begrüßt; dann der Chacham Baschi Abulafia mit seinem ganzen geistlichen Collegium. Es erschienen ferner mit ihren Dolmetschern und glänzend bewaffneten Dienern die Consuln von Frankreich, England und Spanien.

Ich führte nach der Begrüßung mit den beiden an der Anstalt angestellten Lehrern die aufgenommenen Kinder vor; alle in geschmackvoller uniformer orientalischer Kleidung. Nachdem die Kinder die ebenso glänzende als bedeutende und ehrwürdige Versammlung begrüßt und auf den schönen grünen Schulbänken Platz genommen hatten, stimmte ein Sängerchor hebräisch den für die Einweihung gewählten Psalm an:

„Ich preise dich, o Gott, daß du mir aufgeholfen und meine Feinde nicht frohlocken ließest über mich."

Ich hielt hierauf folgende kurze Ansprache:

„Wenn ich vor die hochverehrte Versammlung trete, um sie anzureden, so bin ich in dem glücklichen Falle, daß Bild und Ge-

danke nahe liegen und mir dargeboten sind: das Bild des Tempels, der Gedanke des Unterrichts! Blicken Sie zu diesen Fenstern hinaus und nur wenige Schritte fern ragt die Westmauer des Tempels empor. Sie ist der einzige monumentale Ueberrest einer längst dahingegangenen Zeit und einer erloschenen Lichtherrlichkeit. Als diese Tempelmauern wankten, der Fall der heiligen Stadt unvermeidlich war, da ließ ein Mann, scheinbar als Leiche, sich aus der Stadt hinaustragen, — denn die Zeloten hätten ihn sonst als Verräther erschlagen, — um für seine Brüder, für Weiber und Kinder um Gnade zu flehen. Als der Feldherr diese versagte, ihm aber eine persönliche Gnade zu gewähren versprach, bat Rabbi Jochannan ben Sakai: „Laß mich eine Schule begründen." Der Römer gewährte lächelnd die Bitte und ahnte nicht, daß in ihrer Erfüllung die ganze große Zukunft des Judenthumes liege, welche das eiserne Rom überdauern und den Sieger einst besiegen sollte. Rabbi Jochannan ben Sakai sah, daß es mit dem Staatsleben der Juden zu Ende ging, und er faßte den Gedanken eines geistigen Reiches, eines geistigen Jerusalems, welches das weltliche, nunmehr in Trümmern liegende überdauern sollte. Die Juden sind die Bürger dieses Reiches, die heilige Lehre ist das unentziehbare Grundrecht ihres geistigen Staates.

„Laß mich eine Schule gründen!"

Dieser Gedanke ist es auch, der in dem Herzen und Geiste einer edlen und frommen Frau im fernen Oesterreich, dessen Blick dem Osten zugewendet, dessen unabweisliche Aufgabe es ist kulturhistorisch zu wirken, auftaucht. Kultur ist die Sonne, die aus Milliarden Stralen, welche aus Geistern und Herzen strömen, zusammenfließt und die Welt vor dem wiederkehrenden Chaos rettet und sie erleuchtet!

„Laß mich eine Schule gründen!"

Es ist eine hochherzige Frau, welche die Wittwe Jehovas zu trösten kommt, nicht mit einer Stralengarbe, aber doch mit einem Funken, der liebevoll angefacht, fromm gehütet, zu einem Sterne anwachsen kann. Und er wird nicht verlöschen, wie auch

ein finsterer, feindlicher Sturm wehen mag, er wird leuchten und selbst zum Heile denen leuchten, die das Licht scheuen und den Glauben im Wahne finden!

„Laß mich eine Schule gründen!"

Sie ist nunmehr begründet und es ist ein günstiges Zeichen, daß ein mächtiger und frommer Fürst, der unter seinen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, die junge Anstalt unter seinen gewaltigen Schutz nimmt. Es sind sechs Jahrhunderte verflossen, seitdem auf heiligem Boden das rot-weiße Wappen Leopold des Glorreichen entstanden ist und im schönen Oesterreich weht und glänzt, während es hier verschwunden war. Es ist ein günstiges Zeichen, daß es seit kaum einem Jahre in Palästina wieder entrollt, auch heute in diesem Saale flattert, als ein kostbarer Schmuck, als eine schützende Aegide."

Nach dieser Rede sang der Sängerchor unter Musikbegleitung die österreichische, von Letteris ins Hebräische übersetzte Volkshymne, die, in Prachtexemplaren gedruckt, während des Gesanges vertheilt wurde. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, in der uralten heiligen Stadt ein dem österreichischen Nationalgemüthe entsprungenes Lied in der Sprache der Psalmen zu vernehmen.

Ich wendete mich hierauf an den kaiserlichen österreichischen Consul und empfahl die Anstalt seinem besondern Schutze, seinem ferneren Wohlwollen, sowie der treuen Aufsicht und Sorge des leitenden Schul-Comités und fuhr fort zu sprechen:

„Nicht lange ist es, daß der Mund Abdul Medschids die Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen aussprach und so den Juden auch das lang versagte Menschen- und staatliche Recht wiedergab. „Schulen, Erziehung, Bildung, Kultur" sind jetzt Losungsworte auf einem Gebiete, wo man sie seit vier Jahrhunderten kaum vernommen hat. Vor wenigen Monden erging der Befehl an alle Rabbinen des weithin gedehnten türkischen Reiches, Schulen zu errichten. Ich fühle mich glücklich der Ueberbringer, der Bote einer Lehranstalt, der ersten zu sein, die seit dem Befehle des Großherrn gegründet wird. Heil Abdul Medschid!"

Der Sängerchor ſang hierauf einen hebräiſch gedichteten Se-
, welcher der türkiſchen Volkshymne, der ſogenannten „Araba"
gepaßt war:

„Der Herr der Höhen, der den Himmelsdom wölbte, ver-
he ſein Heil dem Sultan, dem erhabenen Herrſcher, denn Liebe
d Milde ſind die Genien ſeines edlen Geiſtes. Er vergaß
ch unſer bedrängtes Volk nicht und iſt ſtets eingedenk, uns
ne hochherzige und väterliche Güte zuzuwenden. Es möge
chten und blühen der Glanz ſeines Hauſes für und für; es
rkünde ein Tag dem andern ſeines Glückes Wachsthum. Seine
inde ſollen zu Schanden werden vor ſeiner ſiegreichen Macht und
n Ruhm verbreite ſich über die ganze Erde."

Das Gebet wurde in zahlreichen Exemplaren vertheilt; ein
achtexemplar mit türkiſcher Ueberſetzung Sr. Exzellenz dem
ſcha Kiamil mit der Bitte überreicht, daſſelbe Sr. Majeſtät
n Sultan zuſenden zu wollen, was auf die freundlichſte Weiſe
geſagt wurde.

Nun folgte das Gebet zum Andenken für Verſtorbene: für
rrn Simon Edlen von Lämel und den durch ſeine teſtamenta-
chen wohlthätigen Verfügungen berühmten Nordamerikaner Turos.
ieſer frommen Gedächtnißfeier, welche von der ganzen Verſamm-
ng aufrechtſtehend vernommen wurde, folgten die „Miſcheberot,"
e Segenſprüche für Frau Eliſe von Herz-Lämel, für die Herren
rtreter der Kultusgemeinde in Wien, als Kuratoren der An-
lt, für die Vorſteher und Rabbinen Jeruſalems, für Monte-
re, Rothſchild, Albert Cohn, für das leitende Schul-Comité,
r die Lehrer und Zöglinge. Der Chor ſchloß mit dem Pſalm:

„So Gott wieder herſtellen wird das verbannte Zion."

Die wahrhaft erhebende Feier, wie eine gleiche kaum in Je-
ſalem noch begangen worden iſt, hatte durch die erhabene Szene,
f der ſie ſtattfand einen eigenthümlich wehmütigen und ergrei-
nden Charakter.

Die anweſenden Conſuln brachten mir hierauf zu dem

freulichen Gelingen meiner Miſſion herzliche Glückwünſche dar, mit der Bitte, der Dolmetſch ihrer Gefühle und Anerkennung bei der großherzigen Stifterin zu ſein. Die Verſammlung wurde dann im feſtlich geſchmückten Speiſeſaale der Anſtalt nach orientaliſcher Sitte mit Erfriſchungen bewirtet, gleichzeitig die Armen Jeruſalems mit Brot reichlich betheilt, wobei die glänzenden Weihgeſchenke, zumeiſt aus Wien für die Anſtalt geſendet, in Augenſchein genommen wurden.

Woher kann Hülfe kommen?

Pſ. 121, 1.

Ein- und Auswanderung.

Es ſind traurige Bilder, die wir entrollt haben; ſie treten
ı ſo greller hervor, als ſie ſich einzeln und nicht im Zuſammen-
lt mit den ebenſo verkommenen Zuſtänden der mohammedaniſchen
d chriſtlichen Verhältniſſe darſtellen. Eine wahrheitgemäße Schilde-
ıg der geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtände in Jeruſalem
erhaupt müßten jeden Denker, jeden Gefühlvollen mit Schmerz
d Zorn und immer wieder mit tiefem Mitleid erfüllen.

Wir haben aber Szenen und Gruppen und Geſtalten nicht ge-
chnet, um dieſe Gefühle im Leſer wach zu rufen, oder vielmehr
h, um ihn geneigter zu ſtimmen für die Vorſchläge, wie zu
fen, wie zu retten ſei?

Es hat etwas unendlich Rührendes und poetiſch Ehrwür-
ıes, in den Reiſepäſſen der Juden als den Zweck ihrer Reiſe
leſen: „um in Jeruſalem zu ſterben.“ Welche Glaubens-
ıigkeit, welche Freude an Schmerz und Entſagung drückt ſich
dieſen wenigen traurigen Worten aus! Wie tief muß die ele-
che Sehnſucht in einem Herzen leben, auf daß der Menſch alle
ınde der Gewohnheit, der Familie und der Heimat durchſchneide
d ſich von einem Welttheile losſage, um in einem zweiten, fernen
n und verachtet, den großen Erinnerungen ſeiner glorreicheren
nen zu leben, von der Herrlichkeit des Tempels, dem Glanze

freulichen Gelingen meiner Miſſion herzliche Glückwünſche dar, mit der Bitte, der Dolmetſch ihrer Gefühle und Anerkennung bei der großherzigen Stifterin zu ſein. Die Verſammlung wurde dann im feſtlich geſchmückten Speiſeſaale der Anſtalt nach orientaliſcher Sitte mit Erfriſchungen bewirtet, gleichzeitig die Armen Jeruſalems mit Brot reichlich betheilt, wobei die glänzenden Weihgeſchenke, zumeiſt aus Wien für die Anſtalt geſendet, in Augenſchein genommen wurden.

Woher kann Hülfe kommen?

Pſ. 121. 1.

Ein- und Auswanderung.

Es ſind traurige Bilder, die wir entrollt haben; ſie treten um ſo greller hervor, als ſie ſich einzeln und nicht im Zuſammenhalt mit den ebenſo verkommenen Zuſtänden der mohammedaniſchen und chriſtlichen Verhältniſſe darſtellen. Eine wahrheitgemäße Schilderung der geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtände in Jeruſalem überhaupt müßten jeden Denker, jeden Gefühlvollen mit Schmerz und Zorn und immer wieder mit tiefem Mitleid erfüllen.

Wir haben aber Szenen und Gruppen und Geſtalten nicht gezeichnet, um dieſe Gefühle im Leſer wach zu rufen, oder vielmehr doch, um ihn geneigter zu ſtimmen für die Vorſchläge, wie zu helfen, wie zu retten ſei?

Es hat etwas unendlich Rührendes und poetiſch Ehrwürdiges, in den Reiſepäſſen der Juden als den Zweck ihrer Reiſe zu leſen: „um in Jeruſalem zu ſterben.“ Welche Glaubensinnigkeit, welche Freude an Schmerz und Entſagung drückt ſich in dieſen wenigen traurigen Worten aus! Wie tief muß die elegiſche Sehnſucht in einem Herzen leben, auf daß der Menſch alle Bande der Gewohnheit, der Familie und der Heimat durchſchneide und ſich von einem Welttheile losſage, um in einem zweiten, fernen arm und verachtet, den großen Erinnerungen ſeiner glorreicheren Ahnen zu leben, von der Herrlichkeit des Tempels, dem Glanze

der Cherubim auf Trümmern zu träumen, an den Gräbern der Könige, Richter und Propheten zu weinen, zu gehen „um in Jerusalem zu sterben."

Es umgibt ihn mit einer Art von Aureole, wenn ein mohammedanischer oder christlicher Pilger, der aus weiter Ferne nach Jerusalem wallfahrtet, d. h. mit allen Bequemlichkeiten des Lebens und den Genüssen, die seine Börse ihm gewährt, reiset, um nach einigen Monaten heimzukehren in den heitern Kreis all des Glückes der Heimat, und reich geworden an schönen Erinnerungen. Wie bewunderungswürdig ist dagegen der gebrechliche Greis, der müde gehetzte Jude, wenn er, preisgegeben allen Mühsalen und Entbehrungen einer ohne Vermögen unternommenen Reise, sich für immer und ohne Wiederkehr in den Gräberstaub des Thales Josafat flüchtet.

Die Juden wurden zuweilen mit den Mönchen verglichen, die an dem der Christenheit heiligsten Grabe beten und dafür mit Geld, aus aller Welt gesammelt, unterstützt werden.

Der Vergleich ist nicht richtig. Die Mönche in demütiger Frommheit üben Gebete und Entsagung, aber sie arbeiten auch. Sie sind Seelsorger, sie taufen, trauen und stehen Sterbenden bei, nicht selten Solchen, die an der Pest zu Grunde gehen; sie sind Lehrer, Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker und — Diener der Pilger. Sie sind, wenn von den Franziskanern die Rede ist, ein seit sechs Jahrhunderten von den fränkischen Königen zurückgelassener verlorener Posten. Dieser Orden hat mehr Märtirer für das heilige Grab aufzuweisen, als alle Orden der Christenheit zusammengenommen. Wir haben einen zu tiefen Blick auch hier in den sittlichen Verfall hinein gethan, um als Lobredner aufzutreten, aber die Wahrheit will ihr Recht und ein tapferes Opferleben muß anerkannt werden. Was jedoch vor Allem zu bemerken ist, die Mönche sind einzelne Männer ohne Familie, sie sterben hier, so wie sie gekommen sind — einsam.

Die Juden kommen meist mit Weib und Kindern, oder noch so jung, um dieses Segens theilhaftig werden zu können. Die Kinder, wie wir gesehen haben, erhalten keinen Unterricht

und heiraten so jung, daß sie körperlich und geistig verstehen und wenig geeignet sind, ihre dereinst schwächlich erzeugten Kinder zu erziehen. Diese hat natürlich keine Sehnsucht nach dem gelobten Lande hierhergebracht; vielmehr ist ihnen durch den alltäglichen Anblick ihre Geburtsstätte nicht ehrwürdig, wenigstens von keinem zauberhaften Golddufte umflossen, den die Ferne gewährt. Unwissend, ohne die Poesie, die ihre Eltern, ihre Großväter ewig hierher lockt, sind sie erwerbslose Müßiggänger, denen das Almosennehmen jedes Ehrgefühl vernichtet hat. So wächst ein maßloses Proletariat an Geist und Körper heran, dessen Folgen nicht abzusehen sind.

Welche Regierung, wenn nicht die türkische Anarchie, würde dies, in der ihr selbst nach Mekka heiligsten Stadt der Erde, oder in den anderen Städten Palästinas, Safet, Tiberias, gestatten? Fragen doch die amerikanischen Freistaaten den die neue Welt Betretenden, ob er sich mit einer bestimmten Summe ausweisen, oder einen für ihn haftenden Mann nennen könne, der für den Erwerbslosen zu sorgen die Verpflichtung übernimmt. Wenn dem Einwandernden der Nachweis gebricht oder wenn er körperlich verkrüppelt ist, wird er unnachsichtig von dem freiesten Lande der Erde zurückgewiesen.

Die Traktate gewähren die unbeschränkte Einwanderung. Gut. Wir selbst sind für das volle Recht der Freizügigkeit. Aber die europäischen Regierungen müßten derselben hier Einhalt thun. Der Greis, die Greisin, wenn sie nach Jerusalem sterben zu gehen sich sehnen, wer sollte ihnen ein so schmerzliches Glück wehren wollen? Wer mit kalter Hand in die geheimnißvollen Regungen eines gottgläubigen Gemütes, eines frommseligen Verlangens greifen; wer die Hand abwehrend entgegen halten?

Wenn aber ganze Familien, deren Kinder und Enkel in Zukunft der sittlichen und physischen Verkommenheit unrettbar entgegen gehen, wenn sie selbst in der Gegenwart schon mit der Armut ringen und mitunter, wohl auch arbeitsscheu, der Almosen wegen ins gelobte Land ziehen; da, will es uns scheinen, müssen die Regierungen die Vormünder sein, die wenigstens warnen und zurück-

zuhalten ſuchen. Thun ſie es denn nicht gegenüber denen, die nach Amerika auswandern? Es ſollte Geſetz ſein, daß fortan Jeder, der nach Jeruſalem einwandert, einen, wenn noch ſo mäßigen, aber beſtimmten Vermögensbeſitz ausweiſe, oder daß er ein Handwerker, oder ein Ackerbauer ſei.

Der Zufall ſpielt überraſchend. Während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, tritt ein Mann mit greiſem Haare bei mir ein, Herr Moſes Hamburger aus Waag Neuſtadtl in Ungarn. Er iſt 60 Jahre alt, und wünſcht Empfehlungsbriefe von mir, nach Jeruſalem, wohin er mit ſeiner Familie, einer Frau und ſieben Kindern auswandert.

„Beſitzen Sie Vermögen?"

Nein.

„Wovon wollen Sie in Jeruſalem leben?"

Eine Anzahl von Freunden hat mir durch Subſkription 1000 fl. jährlich zugeſichert.

„Wenn einzelne dieſer Wohlthäter ſterben, oder ihres Vermögens verluſtig werden, oder auch ihr Wort nicht erfüllen?"

Wird mir Gott helfen.

„Gewiß! aber Sie müſſen Gott unterſtützen in ſeiner Gnade, indem Sie arbeiten."

Ich werde lernen.

„Wie alt ſind Ihre Kinder?"

Mein älteſter Sohn iſt 21, mein zweiter 19, mein dritter 17 Jahre alt, die übrigen 4 Kinder ſind jünger, das Jüngſte erſt 4 Jahre.

„Wenn Ihre Söhne Handwerker ſind, werden Sie willkommen ſein."

Sie ſind keine Handwerker.

„Was werden ſie in Jeruſalem thun?"

Lernen.

„Aber die Sprüche der Väter lehren: Du ſollſt nicht die Thora zum Spaten machen, um damit zu graben."

Er lächelt.

„Gut, sie lernen. Damit ist aber, wenn ich den weisen Spruch auch vergesse, kein Brot zu erwerben."

Was soll ich thun?

„Seh'n Sie, lieber Herr! ich wünsche Ihnen gewiß ein langes und gesund heiteres Leben; aber wenn der Herr Sie früh zu den Vätern versammelt, was in dem ungewohnten Klima, bei völlig veränderter Lebensweise möglich ist, was wird aus Ihrem Weibe, was aus Ihren Kindern? Werden die Wohlthäter, die Sie, den frommen würdigen Rabbi gern unterstützen, dann Ihre erwachsenen, zur Arbeit fähigen Kinder in weiter Ferne zu erhalten geneigt sein?"

Was thun die Anderen?

„Die Anderen leben vom Almosen, im Elend, sie betteln."

Wenn Gott es haben will.

„Nein Herr! das will Gott nicht haben! Gott will nicht, daß junge Menschen ein müßiges Leben hinträumen, daß sie, kaum nach Jerusalem kommend, unmündig wie sie sind, heiraten müssen. Müssen, sage ich Ihnen, nach der dortigen Anschauung der Juden. Gott will daß sich junge Kräfte rühren, Gott will daß sie sich und die Gesellschaft fördern; daß die Söhne tüchtig gemacht werden, ihre Eltern, wenn diese alt und gebrechlich werden, erhalten zu können. Gott will daß die Kinder Vater und Mutter ehren, auf daß es ihnen wohlergehe auf Erden. Wissen Sie, was Gott will? Die Arbeit im Schweiße des Angesichtes!"

Das ist sein Fluch, zu dem er durch des Menschen Sünde gezwungen worden ist, aber es ist nicht sein Wille gewesen.

„Ich aber sage Ihnen, lieber Herr! Während Sie des frommen Glaubens sind, eine Gott gefällige That zu thun, wenn Sie nach Jerusalem sich begraben gehen, begehen Sie in Ihrer Herzenseinfalt ein Verbrechen. Sie stürzen eine Familie, ein künftiges Geschlecht in Not, in körperliche und geistige Armut. Und wissen Sie auch, welcher Empfang Ihrer in Jerusalem harrt? Die Almosen werden dort von den Aschkenasim, je nach der Anzahl der Köpfe vertheilt, und da werden Sie allerdings

eine ansehnliche Summe erhalten müssen; diese aber wird die Almosen der Uebrigen verringern. Ihr Kommen wird darum mit Mißmut, mit Schelsucht angesehen werden; Ihr Kommen und Verweilen werden keine Freundlichkeit begrüßen."

Es ist zu spät, Alles ist zur Reise bereit.

„Aber Ihre drei älteren Söhne können Sie zurücklassen, daß sie ein Handwerk lernen."

Dazu sind sie zu schwach und zu edel.

Ich fühlte den Zorn so heftig in mir aufwallen daß ich, um dem alten Manne nicht hart zu begegnen, schwieg, wie man etwa dem Wahnsinn gegenüber es aufgibt, Vernunft zu reden.

Der Mann, der seit dreißig Jahren, wie er mir erzählte, von der Sehnsucht nach Jerusalem gedrängt ist, hatte keine Ahnung, wie man dahin gelangt, er wußte über die Reise, über Klima und Sprachen, über Gewohnheiten und Sitten des gelobten Landes nichts. Nur die Traube dachte er sich so groß, wie diejenige war, welche die Kundschafter schwer auf einem Stabe tragen mußten und die Milch- und Honigströmung hielt er für noch unversiegt.

Die Einwanderung ist seit den leichteren Verkehrsmitteln in fortgesetzter Zunahme, die unterstützende Theilnahme der Juden für Jerusalem, wir müssen das aussprechen, in steter Abnahme begriffen. Die Not wächst denn aus zwei Richtungen immer näher heran: indem die Almosen spärlicher zufließen, die Zahl der Einwanderer aber immer größer wird. Die Letzteren sind in größerer Mehrzahl aus Rußland und Polen und ihre Auswanderung nach Palästina hat dieselbe Bedeutung für ihren Bildungsgrad, wie die des gebildeten Europäers nach Amerika. Der russisch polnische Jude begibt sich aus der Knechtschaft der Heimat in die anarchische Freiheit eines türkischen Paschaliks. So sind es, bei den Meisten wenigstens, eben so sehr soziale, als religiöse Motive, eine unbestimmte poetische Schwärmerei und Arbeitsscheu,

welche sie in das ihnen — gelobte Land locken. Hier sind sie, wenn sie kein Verbrechen begehen — und selbst dieses wird durch das Zauberwort „Backschiesch“ unsichtbar gemacht — völlig frei, mehr frei als ihrem Bildungsgrade zusteht, und so werden sie, wie sklavisch angewohnte Menschen stets übermütig und frech. Sie ahnen aber nicht daß sie, während sie der Sklaverei der Knute entgehen, der noch mehr bittern, der Armut verfallen. Armut ist aber selten die Mutter gesellschaftlicher Tugenden.

Dies sind also die Mehrer der Judenheit in Palästina! die Wächter Zions! die klagenden Männer unter den Palmen Jeruschalaims!

Die Auswanderung aus Jerusalem hingegen ist eine sehr geringe, kaum bemerkbare. Greise verlassen, wie natürlich, die heilige Stadt nicht mehr und manche Männer, die bald nach ihrer Ankunft allen Heiligenschein erblassen sehen, die durch die unsittlichen Zustände und unechte Religiosität sich angewidert fühlen, wohl auch durch das Klima und die fremdartige Lebensweise leiden, können nicht mehr zurückkehren, weil ihnen die Reisekosten fehlen und weil — sie sich schämen. Ich habe manchen Seufzer, manchen Wunsch nach Rückkehr in die europäische Heimat vernommen. Die Jugend endlich wird durch die so frühe Heirat derart an die Scholle gebunden daß sie, unwissend wie sie ist, auch nicht den Mut hat und haben kann, in Europa sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Von der Ein- und Auswanderung eines reichen Mannes ist in neuerer Zeit nur ein Fall vorgekommen. Bald nach der polnischen Revoluzion kam Herr S. L., ein Lieferant aus Mohilew in Rußland, mit 30 Personen, und einem Vermögen von 3 Millionen Piastern, 300,000 fl. in Silber, in Jerusalem an, um sich daselbst für immer niederzulassen. Nach zwei Jahren schon kehrte der fromme Mann, enttäuscht und empört, der heiligen Stadt den Rücken, in welcher sein Abschiedswort aber in sprichwörtlicher Erinnerung fortlebt: „Wer „Aulom haze“ die Freuden dieser Welt genießen will, der muß in der Moldau leben; wer auf diese verzichtend, „Aulom habo“ die

eine ansehnliche Summe erhalten müssen; diese aber wird die Almosen der Uebrigen verringern. Ihr Kommen wird darum mit Mißmut, mit Schelsucht angesehen werden; Ihr Kommen und Verweilen werden keine Freundlichkeit begrüßen."

Es ist zu spät, Alles ist zur Reise bereit.

„Aber Ihre drei älteren Söhne können Sie zurücklassen, daß sie ein Handwerk lernen."

Dazu sind sie zu schwach und zu edel.

Ich fühlte den Zorn so heftig in mir aufwallen daß ich, um dem alten Manne nicht hart zu begegnen, schwieg, wie man etwa dem Wahnsinn gegenüber es aufgibt, Vernunft zu reden.

Der Mann, der seit dreißig Jahren, wie er mir erzählte, von der Sehnsucht nach Jerusalem gedrängt ist, hatte keine Ahnung, wie man dahin gelangt, er wußte über die Reise, über Klima und Sprachen, über Gewohnheiten und Sitten des gelobten Landes nichts. Nur die Traube dachte er sich so groß, wie diejenige war, welche die Kundschafter schwer auf einem Stabe tragen mußten und die Milch- und Honigströmung hielt er für noch unversiegt.

Die Einwanderung ist seit den leichteren **Verkehrsmitteln** in fortgesetzter Zunahme, die unterstützende **Theilnahme der Juden** für Jerusalem, wir müssen das aussprechen, in **steter Abnahme** begriffen. Die Not wächst denn aus zwei **Richtungen** immer näher heran: indem die Almosen spärlicher zufließen, die **Zahl** der Einwanderer aber immer größer wird. Die Letzteren sind in größerer Mehrzahl aus Rußland und Polen und ihre **Auswanderung** nach Palästina hat dieselbe Bedeutung für ihren **Bildungsgrad**, wie die des gebildeten Europäers nach Amerika. Der russisch polnische Jude begibt sich aus der Knechtschaft der Heimat in die anarchische Freiheit eines türkischen Paschaliks. So sind es, bei den Meisten wenigstens, eben so sehr soziale, als religiöse **Motive**, eine unbestimmte poetische Schwärmerei und **Arbeitsscheu**,

elche ſie in das ihnen — gelobte Land locken. Hier ſind ſie, enn ſie kein Verbrechen begehen — und ſelbſt dieſes wird durch is Zauberwort „Backſchieſch“ unſichtbar gemacht — völlig frei, ehr frei als ihrem Bildungsgrade zuſteht, und ſo werden ſie, ie ſklaviſch angewohnte Menſchen ſtets übermütig und frech. Sie nen aber nicht daß ſie, während ſie der Sklaverei der Knute tgehen, der noch mehr bittern, der Armut verfallen. Armut iſt er ſelten die Mutter geſellſchaftlicher Tugenden.

Dies ſind alſo die Mehrer der Judenheit in Paläſtina! die ächter Zions! die klagenden Männer unter den Palmen Jeru- alaims!

Die Auswanderung aus Jeruſalem hingegen iſt eine ſehr ge- ige, kaum bemerkbare. Greiſe verlaſſen, wie natürlich, die hei- ge Stadt nicht mehr und manche Männer, die bald nach ihrer kunft allen Heiligenſchein erblaſſen ſehen, die durch die unſitt- hen Zuſtände und unechte Religioſität ſich angewidert fühlen, hl auch durch das Klima und die fremdartige Lebensweiſe lei- n, können nicht mehr zurückkehren, weil ihnen die Reiſekoſten len und weil — ſie ſich ſchämen. Ich habe manchen Seufzer, nchen Wunſch nach Rückkehr in die europäiſche Heimat ver- mmen. Die Jugend endlich wird durch die ſo frühe Heirat rart an die Scholle gebunden daß ſie, unwiſſend wie ſie iſt, ch nicht den Mut hat und haben kann, in Europa ſich den bensunterhalt zu erwerben. Von der Ein- und Auswanderung es reichen Mannes iſt in neuerer Zeit nur ein Fall vorge- mmen. Bald nach der polniſchen Revoluzion kam Herr S. L., i Lieferant aus Mohilew in Rußland, mit 30 Perſonen, und em Vermögen von 3 Millionen Piaſtern, 300,000 fl. in Sil- r, in Jeruſalem an, um ſich daſelbſt für immer niederzulaſſen. ach zwei Jahren ſchon kehrte der fromme Mann, enttäuſcht und pört, der heiligen Stadt den Rücken, in welcher ſein Ab- iedswort aber in ſprichwörtlicher Erinnerung fortlebt: „Wer lulom haze“ die Freuden dieſer Welt genießen will, der muß in r Moldau leben; wer auf dieſe verzichtend, „Aulom habo“ die

Seligkeit jenſeits erwerben will, muß in Rußland leben. Wer aber weder Aulom haze, noch Aulom habo haben will der lebe in Jeruſalem."

Vereinigung der Gemeinden.

Bei der Darſtellung der Gemeingliederung ſahen wir dieſelbe Zerklüftung und das ſtarre und feindliche Gegenüberſtehn, wie unter den chriſtlichen Sekten. Es iſt das ſchlimmſte Beiſpiel, das die Juden an den von ihnen verachteten Chriſten genommen haben.

Durch dieſen beklagenswerten Zuſtand, durch das Streben, leidenſchaftlich und unduldſam einen Vortheil den anderen abzugewinnen, und für einen kleinen ausſchlüßlichen Kreis, oder gar für einzelne Perſonen ſelbſtſüchtig auszubeuten, wurden nur kleine Einrichtungen getroffen und nichts geſchaffen, was durch Großheit, durch Würde, durch Ordnung imponiren könnte. Wenn die Juden die Abſicht hätten, ſich die Verachtung der Mohammedaner und Chriſten, zu der dieſe, erbärmlich wie ſie ſelbſt ſind, freilich keinerlei Berechtigung haben, zuzuziehen, ſie könnten nicht planvoller verfahren.

Schwerlich werden ſich jemals wieder die orientaliſchen mit den abendländiſchen Juden vereinigen. Sprache, Anſchauungsweiſe, Sitten und Gewohnheiten, Adel und Gemeinheit werden ſie immerdar auseinander halten. Vereinigung der Aſchkenaſim aber iſt, weil ſie denn doch auch ſchon beſtanden hat, eine Möglichkeit, und eines der erſten Bedürfniſſe für die Juden in Jeruſalem. Wir verkennen nicht, wie ſchwer dies bei der gegenſeitigen, meiſt aber durch Geldverhältniſſe veranlaßten Feindſeligkeit der Gemeinden, zu bewerkſtelligen wäre, um ſo ſchwerer bei den mannigfachen Nationalitäten der Ruſſen, Polen, Galizier, Böhmen, Ungarn, Deutſchen, aus aller Herren Ländern.

Als charakteriſtiſch muß es hervorgehoben werden, weil das Gegentheil von einem Manne, der ſich geltend machen wollte, dargeſtellt worden iſt, daß auch kein Zug politiſcher Bewegung oder Aeußerung durch die jüdiſche Bevölkerung Jeruſalems geht. Sie

ung verantwortlich zu machenden Consuln gesendet werden, die aber nur unter Zuziehung der Gemeindevorsteher das Geld zu vertheilen hätten. Ein solches Verfahren findet bereits seit einigen Jahren statt. Die Gelder aus Galizien kommen den österreichischen Unterthanen durch das k. k. Consulat zu, und zwar zu voller Zufriedenheit der Gemeinde. In neuerer Zeit hat der Rabbiner zu Wien, Herr Horwitz, Herr Eisenstädter zu Ungvár, Herr Hartstein in Ujhely durch Vermittelung des Erstgenannten ebenfalls diesen Weg eingeschlagen.

Der k. k. österreichische Consul läßt bei Empfang der Gelder sogleich am Consulatsgebäude den eingelaufenen Betrag bekannt machen, was schon ein großer Vortheil für die Armen und ein erster Schritt zur Betheiligung und Einsicht der Gemeinde in ihre Angelegenheiten ist, die niemals von ihren Vorstehern erfahren, wie viel Almosengeld eingesendet wurde. An das österreichische Consulat gelangt auch durch eine neuere praktische Verfügung der Unterstützungsbetrag in Gold, was einer oft unglaublich hohen Agiotage vorbeugt. So geschah es vor Kurzem durch den stets und rasch wechselnden Geldkurs, daß den Armen von 40,000 Piastern 10,000 Piaster verloren gingen.

Das Geld wird an die wirklich Armen gleichmäßig, und nach gewissenhaft erwogenem Bedürfniß vertheilt. Diese Art und Weise wurde von der Gesammtheit, nur nicht von den Vorstehern und Rabbinen dankbar aufgenommen. Wir rathen all denen die Almosen nach Jerusalem senden, keinerlei andere Vermittelung, als die der Consulate unter Zuziehung des Vorstandes anzusprechen, und die Beträge in Gold einzusenden, bis vielleicht der Vorschlag, den wir in den nächsten Blättern uns erlauben werden, ins Leben getreten ist.

Frühe Heirat.

Wir haben die Feierlichkeit einer jüdischen Hochzeit in Jerusalem auf einem früheren Blatte geschildert, und der Leser hat das sittliche Grauen mit empfunden, welches der Anblick der Kinder-Eheleute in uns wachgerufen hat.

Wenn die geiſtige Verſunkenheit des Orients überhaupt, mit durch Vielweiberei und zu frühzeitige Ehe verſchuldet iſt; ſo ſind in dieſer Beziehung die orientaliſchen Juden, weil das Individuum immer die Anſchauung und Geſinnung des ganzen Volkes ſpiegelt, wenigſtens zu entſchuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen.

Auffallend iſt es daß die Mohammedaner, deren Profet ſich mit der neunjährigen Aiſcha vermälte, nicht ſo frühzeitig wie die eingeborenen Chriſten heiraten. Nach kanoniſchem Rechte iſt den zehnjährigen Mädchen die Ehe geſtattet; der jetzige lateiniſche Patriarch erlaubt nur nach weltlichem Rechte erſt den vierzehnjährigen Mädchen eine Ehe einzugehen. Uebrigens wird von den Chriſten, wie von den Mohammedanern das Mädchen den Eltern abgekauft. Dieſe, wenn ſie mehrere Mädchen haben, beeilen ſich, weil ſie dadurch zu einigem Vermögen gelangen, ſo bald, als möglich, ihre Töchter zu — verkaufen. Der geringſte Preis iſt 1000 Piaſter; dieſes Geld wird für „Erziehung und Erhaltung“ in Empfang genommen, und iſt nach unſerer Anſchauung aber echt mohammedaniſch der Kaufſchilling für eine Sklavin.

In früher Heirat überbieten aber die Juden, die den Mädchen eine Mitgift geben, Mohammedaner und Chriſten. Wenn es auch nicht geſtattet iſt, daß ein jüdiſches Mädchen in Jeruſalem vor dem zwölften Jahre heirate, ſo kann dies leicht umgangen werden, wenn ſich die Familien für einige Tage nach dem Dörfchen Tur, auf den Oelberg begeben, und daſelbſt die Ehe ihrer Kinder vollziehen.

Wie aber verhält es ſich mit den Aſchkenaſim? Wir wiſſen, daß die zu frühen Ehen in Galizien, Polen und Rußland hauptſächlich darum geſchloſſen werden, um die Söhne vor dem Militairdienſte zu ſchützen. Dieſer Beweggrund fällt im gelobten Lande weg, und eine frühe Entwicklung ſpricht für die aus Europa Eingewanderten ebenfalls nicht, wie etwa für die Orientalen.

Ein um die Topografie Jeruſalems vielverdienter und die ſittlichen und ſozialen Zuſtände ſcharf beobachtender Arzt Dr. Tobler ſpricht ſich über die frühe Ehe der Juden, wie folgt, aus:

„Ehe die Leute mannbar werden, ehe die Zeugungsorgane und Zeugungskräfte gehörig entwickelt sind, werden sie auf namenlose Weise mißbraucht. Wenn der Bube und das Mägdlein zu Jahren gelangen, in denen der Zyklus der Entwicklung geschlossen ist, und in denen erst die Natur zur Verjüngung ruft, so sind die besten Kräfte schon verschwendet. Schwächlinge erzeugen kümmerlich und mit der letzten Anstrengung kleine Schwächlinge, von denen etwa nur zwei Drittheile auf sehr wenige Tage und Wochen das Licht der Welt erblicken. Selten wird man eine Familie mit vielen Kindern sehen, hingegen wohl eine junge kinderlose Ehe nach der andern. Läge den Rabbinen Jerusalems nur ein wenig an der Vermehrung und Erstarkung des jüdischen Volkes, sie müßten diesem sündhaften Uebelstande wehren, sie würden notwendig auf den weisen Gedanken geleitet, die frühe Verehelichung einigermaßen zu beschränken. Die Tollheit, womit die Juden, das unvernünftige Vieh überbietend, das Geschäft der Fortpflanzung betreiben, schadet ihnen weit mehr, als eine Londoner Judenmission, welche höchst selten ein Schäflein, meist ein verirrtes entführt, ja mehr als hundert Londoner Judenmissionaire; denn in Folge der Sinnlichkeit, der Unwissenheit, der Verstocktheit fallen die Opfer hundertweise. Gegen jene Kleinigkeiten nun schäumt das ganze Pfaffenthum, wütet der Aerger, donnert der Bannfluch, und gegen diesen ungeheuren Schaden Israels regt sich Niemand."

Wir wissen nichts den Worten unseres verehrten ärztlichen Kollegen hinzuzufügen. Weil wir aber glauben, daß da dem Unverstand, der Niedertracht der Eltern von den Rabbinen kein Damm entgegengesetzt werden wird, müßte die Ehebewilligung, wie in der Heimat von den Organen der europäischen Regierungen abhängig gemacht werden. Um das Alter aber zu wissen, sollten Geburts-, wohl auch Sterbematrikel bei den Consulaämtern eingeführt werden, was nebstbei den Vortheil einer fortlaufenden Statistik gäbe, die vollständig fehlt.

Gewiß wäre dies wieder eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, der wir nie und nirgend das Wort reden werden; in

Jerusalem wäre die Ausnahme eine Wohlthat, die aber nicht länger andauern sollte, bis die Juden daselbst zu einer gesünderen und besseren Ueberzeugung heran erzogen sein würden.

Acker- und Gartenbau.

Wir haben auf früheren Blättern die Fruchtbarkeit des Bodens um Jerusalem und in Palästina überhaupt geschildert, sie stellt sich nur in anderer Weise dem Auge dar, als in europäischen, mit Wasser gesegneten Ländern. Fleiß und Kenntniß sind hier, wie überall die Zauberstäbe, welche reiche Ernten frisch und reich hervor locken. Aecker und Gärten sprießen noch vom biblischen Segen; selbst die steinigten Berge, die Felsen, die ein langes Barbarenthum brach stehen ließ, zieren sich jetzt mit Maulbeer- und Rebenpflanzungen, welche die Griechen pflanzen.

Nur ein Legenden seliger Reisender mag den Boden seit 1858 Jahren einen verflucht unfruchtbaren nennen. Den Juden ist er es in Wahrheit, sie ackern nicht, sie pflanzen und ernten nicht. Sie sind zu träge wohl und in dem ungewohnten heißen Klima weniger geeignet, den Boden zu bearbeiten, wenn das Arbeit heißt, worüber ein deutscher Bauer lächeln würde. Ein Geschlecht endlich, das durch die frühe Heirat immer mehr herabkommt, ist zu schwach, um die den Menschen befriedigendste Arbeit zu thun; wiewohl auch ihnen die beste Freude nicht gegönnt ist: den eigenen Grund zu bebauen. Es ist so traurig, vom natürlichsten Besitze ausgeschlossen zu sein, und von ferne stehen zu müssen, wenn die gütige Natur ihre üppigen Tafeln deckt.

Auf dem unwirtbaren Libanon besteht in dem Dorfe Der el Kamar eine ganze jüdische Gemeinde, welche nur Ackerbau und Viehzucht treibt. In den von Sir Montefiore angekauften Citronen und Pomeranzengärten in Jaffa, arbeiten nur Juden. Doch all dies ist außer Jerusalem, hier sahen wir nur einen Mann, ein Stück des Berges Zion, den er angekauft hat, bepflanzen und zwar zu reichhaltigem Ertrage. Der englische, jetzt getaufte Jude, Herr Meschulam kaufte vor einigen Jahren bei Bethlehem den soge-

nannten „geschlossenen Garten Salomos“ und zieht da feines Obst, und in Jerusalem früher nicht gekanntes trefflich gedeihendes Gemüse. Anfangs nicht ohne Anfeindung der Mohammedaner; jetzt aber, durch den englischen Consul geschützt, unangefochten und mit reichstem Ertrage. In Jerusalem arbeiten Juden nur auf dem von der Mission angekauften Acker, wir haben bereits geschildert, wie! Wer aber soll auch das Volk belehren, wer zur Arbeit aufmuntern? die Lehrer? sie arbeiten selbst nicht. Die Rabbinen? sie haben Vortheil davon, wenn das Volk nach allen Länder- und Meeresstrecken hinaus um Brot schreit und die Juden der Erde erbarmenvoll Almosen schicken, und es nicht ahnen, wie sie dazu beitragen, ihre Glaubensbrüder auf der ihnen heiligsten Stätte zu demoralisiren.

Gebt ihnen Arbeit, daß sie arbeiten lernen, kauft ihnen Aecker, die sie hier, aber in der Heimat nicht besitzen dürfen, daß sie selbst im Schweiße des Angesichtes, wie der Herr es will, ihr Brot erackern, und aus einer Colonie von Bettlern eine edle Gemeinde werden und den Namen des Herrn heiligen!

Geldverwendung.

Wir gelangen zum Abschlusse unserer Antworten auf die Frage: Woher soll Hülfe kommen?

Die aus allen Enden der Welt einlaufenden Gelder sollen in dreifacher Weise verwendet werden:

1. Ein Haupttheil zum Ankaufe von Grund und Boden, auf welchem der Arme angewohnt würde, sich ehrenhaft, und wie es die heilige Schrift will, sein Brot im Schweiße des Angesichtes zu erwerben. Welche Befriedigung gleichzeitig für den frommen Juden, sich wieder im Besitze, wenn eines noch so kleinen Theiles des Landes seiner Väter zu fühlen. Der Jude würde wieder säen, pflanzen, ernten, und für sein eigen Feld um Thau, Sonnenschein und Regen beten lernen.

2. Ein Theil der Gelder wäre zur Einrichtung und Unterhaltung einer großen höheren Unterrichtsanstalt zu verwenden.

3. Ein Theil, und zwar Anfangs der größte, wäre unter Arbeitsunfähige zu vertheilen.

Der Amerikaner Turo hat teſtamentariſch eine Summe von 100,000 Thalern für Paläſtina zur Verfügung geſtellt, welches Kapital bisher unverwendet, durch die Zinſen ſeit mehreren Jahren noch bedeutend vergrößert worden iſt. Es wäre Großes und Segensreiches für die Zukunft damit zu beginnen; vielleicht in anderer wohlberathener Weiſe. Aber begonnen ſollte werden, glauben wir beſcheiden bitten zu dürfen.

In der angedeuteten Weiſe würden die jetzt faſt ausſchließlich nur als Bettler lebenden Juden von einem Gefühl ehrenvoller Selbſtſtändigkeit durchdrungen werden, ihre Körper durch Arbeit wohlthätig erſtarken, ihre Moral immer mehr die blanken Pfade der Rechtlichkeit und der Sitte gehen lernen.

Wer aber iſt geeignet, eine ſolche Ordnung zu ſchaffen und lebendig wirkend zu machen?

In Jeruſalem Niemand!

Die Juden beugen ſich, aber dann ehrerbietig und gehorſam, nur einer regierenden Gewalt. England wird wegen der Beſtrebungen ſeiner Miſſionsgeſellſchaft von den Juden mißtrauiſch betrachtet. Frankreich und Spanien vertreten ausſchlüßlich katholiſche Intereſſen, und Preußen hat eine zu unbedeutende Anzahl jüdiſcher Unterthanen in der heiligen Stadt. Oeſterreich, das allein faſt ein Drittheil der Juden in Jeruſalem als Unterthanen und Schutzbefohlene zählt, wäre zumeiſt berufen, den ſtarken Arm zur Verbeſſerung der Zuſtände zu leihen.

Ein Mann aus Europa, deſſen Ehre und Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben wären, der jüdiſches und allgemeines Wiſſen beſäße und einen ſtreng frommen Lebenswandel führte, müßte als europäiſcher Almoſenier für die Juden in Paläſtina angeſtellt werden, und in Jeruſalem ſeinen Sitz haben. Ihm wären einige fromme und redliche Männer der heiligen Städte, welche durch die Gemeinden ſelbſt gewählt werden müßten, als Rath beizugeben. Dieſes Comité hätte ausſchließlich nur die Ordnung und Leitung der humanitären Anſtalten, ohne irgend welche poli-

tiſche Gerechtſame, die natürlich den Conſuln, der verſchiedenen in Jeruſalem repräſentirten Regierungen unverbrüchlich zuſtehen, zu leiten. Der Conſul würde in das Gebahren Einſicht nehmend, nach zwei Richtungen hin, mächtig unterſtützen und wirken. Er würde, wo es not thut, im Namen ſeiner Regierung bei der türkiſchen das Geeignete einleiten, fordern oder erbitten und nach Europa hin die Verantwortlichkeit über das gerechte Verfahren des Almoſeniers und des Comité's tragen.

Ein gedruckter Generalbericht und ſtreng kontrollirter Ausweis wäre endlich in alle Theile der Welt jährlich zu verſenden.

Freilich werden ſich die Bewohner Jeruſalems, zerfahren, leidenſchaftlich, ordnungslos, wie ſie ſind, einer ſolchen Ordnung niemals fügen. Hier, wenn auch nirgend ſonſt, müſſen wir eine abſolut befehlende Gewalt befürworten, zum Heile der Unmündigen, Verwahrloſten, auf die ſie ausgeübt werden ſoll. Jenen zur Beruhigung, die mit ihren Glaubensgenoſſen im gelobten Lande es fromm, gut und redlich meinen und nicht wollen dürfen, daß der Name des Judenthumes entweiht werde, und ſeine Bekenner an der ihnen heiligſten Stätte der Erde der Verachtung und zwar einer gerechten, preisgegeben ſeien. Aber auch vom allgemein politiſch ſozialen Standpunkte aus betrachtet, will der Geiſt der Moral und der Culturgeſchichte, wenn nicht verklärt, doch wenigſtens verſöhnt werden.

Schlußbetrachtung.

Wir ſind in dieſen Blättern oft dem gedankenloſen Fanatismus, der Unſittlichkeit einzelner und ganzer Gruppen, begegnet. Nirgend, wie in Jeruſalem ſind Religion und Moral, zwei ſcharf geſchiedene Begriffe, in einer Stadt, wo Religion, die freie Himmelstochter, die Sklavin äußerer Formen geworden iſt, und Moral heißt: nichts thun, ſinnlich genießen, und um dies thun zu können, möglichſt viel zu erbetteln.

Dieſe Witwe Jehova's! welch' einen Lebenswandel führt ſie!

Um Gott! aber darf ich es wagen zu glauben, daß alle die in ihren Berichten Jeruſalem verklären, indem ſie ſeine alte Herr-

lichkeit entrollen, daß alle blind für die Gegenwart ſind, und nur ich, der Einzelne offene Augen habe; oder ich allein nur geiſtigen Verfall und Ruine auf Ruinen ſehe? Die Einſichtsvolleren in Jeruſalem, die mit den Zuſtänden Vertrauten wiſſen um all das und werden die Wahrheiten dieſer Mittheilungen, wenn nicht laut, doch im Herzen beſtätigen, ich weiß dies!

Der menſchenfreundliche Monteſiore, der fünfmal die Gräberſtadt beſuchte, kannte er die Menſchen und Zuſtände Jeruſalems nicht eben ſo und beſſer? Aber er ſchrieb in die Paniere ſeiner Wappenhalter mit hebräiſchen Lettern den Wahlſpruch ſeines Lebens: Jeruſchalaim! Soll der edle Greis nun all ſein Streben, als ein verlorenes darſtellen, weil es an Undankbare verſchwendet wurde? und iſt es denn auch verloren? Er ſtreute Saat mit reichen Händen aus, im frommen Vertrauen, der Herr werde ſie, wenn nicht ganz, doch manches Korn grün und freudig aufgehen laſſen.

Er ſchweigt in edlem Schmerze.

Der geiſtig energiſche Albert Cohn, als er rückgekehrt aus Jeruſalem, von Kanzeln herab feierlich und prächtig uns von der Jehova heiligen Stadt erzählte, von den Leiden der Frommen daſelbſt, von der Not und der Sehnſucht nach beſſeren Zuſtänden, kennt er, nach zweimaliger Pilgerfahrt dahin, das heutige Jeruſalem nicht? Er aber iſt ein Verleumder im edlen Sinne des Wortes, er vergoldet morſches, wurmdurchfreſſenes Holz. Er will helfen, geiſtig und materiell helfen und er war wirklich ſo glücklich in mancher Beziehung; — da mußte er die Maſſen erwärmen, begeiſtern, auf daß ſie ſein ſchönes Miſſionswerk ihm fördern helfen.

Er ſpricht in frommer Begeiſterung.

Es ſoll aber einmal der vergoldende Schleier herabgezogen werden, wie vom Antlitze Mokana des Proſeten, der, weil er häßlich war, ſtets verſchleiert erſchien, und endlich als Lügner erkannt wurde. Mich will bedünken, daß ein Verſchweigen und ein Schönmalen, wie edel auch in ihren Motiven, nicht helfen können.

Ich ſchreibe in hoffnungsloſer Wahrheitsliebe.

Zwei Stimmen werden sich gegen die Enthüllung der Geheimnisse von Jerusalem erheben. Die eine von den Jerusalemiten, die, zum Nachtheil der Armut, bis jetzt Grund hatten, daß die Zustände unbekannt bleiben. Es stände schlimm um die Wahrheit der vorliegenden Darstellung, wenn sich kein Aufschrei der Zeloten und der nunmehr vielleicht geschmälerten Einnahmen der Vorstände erhöbe.

Die Wahrheit ist eine Spitze, welche die Blitze anzieht. Man wird wahrscheinlich nicht bange sein, den Bannstral auf mich zu zücken. Ich bestätige hiermit, für den Fall den richtigen Empfang im befriedigten Bewußtsein, daß die Armen Jerusalems mich segnen werden, daß der Geist der Kultur mir Recht giebt!

Aber auch Jene werden gegen mich sprechen, die in diesen Enthüllungen eine Herabsetzung der jüdischen Glaubensgenossen vor den Augen der Christen werden erkennen wollen.

Mir gilt es höher, die Bahnen gezeigt zu haben, welche zum Ziele echte Frömmigkeit, Sittlichkeit und Moral haben.

Und so mit Gott befohlen!

König David's Grab.

Strenge Abwehr. — Legende von Benjamin von Tudela. — Der Sultan njemßa. — Koranſpruch. — Abendmahlkirche. — Das Grabmal. — Profet oder Dichter? — Harem des Zionwächters. — Chriſtliche Kirchhöfe. — Leuchtende Berge.

Ein faſt noch größeres Heiligthum als die Omarmoſchee iſt den Mohammedanern das Grab des königlichen Dichters, der ihnen, wie den Chriſten, als Profet heilig iſt.

Ich durfte es als eine außerordentliche Begünſtigung des Paſcha betrachten, daß er die Erlaubniß ertheilte, das Grab zu betreten. Vor mir war das erſt in neueſter Zeit dem Herzog von Brabant und ſeiner Gattin, dann dem Erzherzoge Ferdinand Max gegönnt.

Kein Jude hat jemals den Raum betreten, doch konnte ich auch nicht bemerken, daß die Juden in Jeruſalem mit beſonderer Sehnſucht, wie dies mit der Grabhöhle der Patriarchen in Hebron der Fall iſt, an dieſem Grabmale hängen. Vielleicht auch, weil das Buch der Könige ohne nähere Angabe nur einfach berichtet: „Und David legte ſich zu ſeinen Vätern und wurde begraben in der Stadt David's."

Der Legenden erzählende jüdiſche Pilger des zwölften Jahrhunderts Benjamin von Tudela hat uns Folgendes vom Grabe David's überliefert:

„Die Gräber des Hauſes David und der Könige, die nach m regiert haben, waren unbekannt.

Vor fünfzehn Jahren iſt die Mauer einer Kirche auf Zion ingeſtürzt. Der Patriarch ordnete an, ſie wieder aufzubauen und ie Steine dazu aus der Zionmauer zu brechen. An zwanzig rbeiter wurden verwendet, aus denen zwei mit einander be- reundet, noch bei der Arbeit blieben, als die übrigen ſich ſchon ntfernt hatten. Da ſtießen ſie auf einen Stein, den ſie nur mit Mühe wegwälzen konnten und ſahen die Mündung einer Höhle, n welche ſie hinabſtiegen, in der Hoffnung, Schätze zu finden. in langer ſchmaler Gang nahm ſie auf, an deſſen Ende ſie vor inem marmornen Palaſte, deſſen Säulen mit Gold und Silber erziert waren, ſtanden. Eingetreten ſahen ſie in der Mitte einen iſch, auf dem eine Krone und ein Szepter aus Gold lagen. Und ieſes war das Grab David's und zur Linken das Grab Sa- mo's und ſo fort alle Gräber der Könige. Auch ſtanden ver- hloſſene Kiſten da, von denen Niemand weiß, was ſie enthielten. lls ſie weiter vordringen wollten, wehte ihnen ein Sturm ent- egen, daß ſie ohnmächtig hinfielen und todt ſchienen, bis gegen en Abend hin. Da rief ihnen ein Geiſt zu: „Männer weicht on dieſem Platze!“ Sie erhoben ſich erſchrocken, tappten aus den äumen ſich wieder empor und gingen zum Patriarchen, um ihm u erzählen, was ihnen begegnet iſt.

Der Patriarch ſchickte zu dem Rabbi Abraham Hachoßid, er mit arabiſchem Namen Al-Conſtantino hieß und einer von enen war, die über den Fall Jeruſalems ewig trauern und fragte m um die Sache. Dieſer antwortete: „Es ſind die Gräber es Hauſes David und der Könige, die nach ihm regiert haben.“

Der Patriarch ließ am folgenden Morgen die beiden Arbeiter ufen. Sie aber waren noch von Grauen erfüllt und äußerten: Gott will das Vordringen Niemandem geſtatten.“ Der Patriarch efahl hierauf den Ort zu vermauern um ihn zu verheimlichen bis uf den heutigen Tag.

„Der Rabbi Abraham Hachoßid“, ſchließt unſer jüdiſcher ilger, „hat mir dieſe Begebenheit ſelbſt erzählt.“

Die bewaffneten Kawaſſe des Paſcha's und des Conſuls geleiteten mich vor das Zionthor, oder wie es von den Mohammedanern genannt wird: das Thor des Proſeten Daud.

Die Anmeldung beim Schech des Grabes war mir aus dem Divan des Paſcha's vorangegangen.

Wir traten etwa nur fünfzig Schritte vom Thore entfernt in eine offene Thorhalle, in der zur Linken eine umgeſtürzte zerbrochene Säule von Miſt umgeben lag. In einen ſchmutzigen Hofraum gelangt, wo Kinder und Hunde ſich herumtrieben, traten wir in die Stube des Schech. Eine hohe, edle, achtzigjährige Greiſengeſtalt; ſein langer Bart, weißer als ſein weißes, weites Gewand und ſein weißer Turban. Vier ſeiner Freunde waren um ihn verſammelt. Er ließ mir Pfeife, Kaffee und roſendurchduftetes Zuckerwaſſer reichen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln fragte mich der Schech:

„Du kommſt aus dem Lande des Sultan njemßa?“

Eigenthümlich iſt es, daß der Kaiſer von Oeſterreich im Oriente überall nur als der „Deutſche“ Kaiſer bekannt iſt und daß dieſer Anachronismus ſich mit dem ſlaviſchen Worte „njemßa“ fort und fort erhält. Als ich dem Schech bejahte, daß ich aus des Deutſchen Sultans Landen ſei, fragte er nach ſeinen Namen. Ich nannte Franz Juſſuf, er ſchwieg eine Weile, wie im Nachdenken verſunken, dann ſprach er:

„Im Koran ſteht geſchrieben: Ich habe Juſſuf eingeſetzt im Lande Mizraim, um die Träume zu deuten. Dein Sultan deutet die Träume und die Gedanken der Völker mit unſerem Padiſchah, der alleinzige Gott wird die Beherrſcher der Gläubigen und der Ungläubigen ſegnen und weil ſie Freunde ſind, wollen auch wir es ſein, ihre demutvollen Diener.“

Er legte ſeine Rechte an Herz, Stirne und Mund, was ich in gleicher Weiſe erwiederte.

Zwei ſeiner Diener, deren einer mir durch die frappante Aehnlichkeit mit der Büſte Meiſter Pilgrams, des Erbauers der Stefanskirche in Wien und einen roten Turban, den einzigen

In den Hofraum zurückgekehrt, legten wir unſere Schuhe wieder an und gingen durch eine majeſtätiſch hochgewölbte Spitzbogenhalle ins Freie hinaus. Hier entließ ich das bewaffnete Gefolge, nur Kawaß Muſſa blieb bei mir.

Ich befand mich auf den chriſtlichen Friedhöfen, die hier in einzelne Abtheilungen für die auch noch im Tode getrennten Sekten geſondert ſind. Ich las viele Inſchriften der Grabſteine, die flach auf den Gräbern liegend, mir weithin zerſtreute weiße Blätter eines zerriſſenen Buches ſchienen, das der Tod geſchrieben hat. Sie erzählen von Pilgern aus allen Theilen der Erde und preiſen ihr Schickſal, daß es ihnen gegönnt war, hier vom Tode ereilt zu werden.

Es war Abend geworden, die Sonne ging hinter den Bergen von Moab unter, über welche ein golden violettes Leuchten und eine Verklärung ging, wie ſie Moſes ſah, nachdem die Herrlichkeit Jehova's an ihm vorübergezogen war, auf dem Berge Sinai.

Jüdiſche Legenden von König David's Grab.

Der Dolch.

In alter Zeit einmal beſuchte ein Paſcha von Jeruſalem das Grab des Königs David, oder, wie es die Moslim nennen, des Nebi Daud, „des Profeten David," auf Zion. Um beſſer ſehen zu können, bog er ſich über die Oeffnung, die zur Gruft führt; da entfiel ſeinem Gürtel ſein mit Perlen und Diamanten beſetzter Dolch. Er befahl ſogleich ihm den Dolch zu holen und man ließ einen Moslem an einem Seile hinab in die Gruft.

Nach wenigen Minuten wurde er entſeelt emporgezogen. Da ließen ſie einen zweiten Moslem an einem Seile hinab und wieder nach wenigen Minuten zog man ihn ebenfalls entſeelt herauf. Und ſo geſchah es einem dritten und einem vierten.

Der Paſcha ſchwor, daß er ſeinen koſtbaren Dolch haben müſſe und wenn die ganze Bevölkerung Jeruſalems darüber zu Grunde gehen ſollte. Da ſprach der Kadi zum Paſcha: „Vernichte, o Herr, in deinem Zorne nicht ſo viele Rechtgläubige! Wenn du deinem Diener aber Gehör geben magſt, ſo ſende zu dem Chacham Baſchi, daß er einen Juden hinabſchicke, dir den Dolch zu holen. Sollte er ſich des weigern, ſo magſt du ihm drohen mit dem Tode aller Juden. Ich glaube aber, du wirſt deinen Dolch wieder erhalten, denn die Juden ſtehen beim Nebi Daud in größerem Anſehen und ſind einflußreich bei ihm."

Dem Paſcha gefiel dieſe Rede; er ſendete zu dem Oberrabbi Jeruſalems und befahl ihm, durch einen Juden den Dolch aus der

Gruft des Königs David holen zu laſſen. Der gottesfürchtige Rabbi erſchrak gar ſehr über den Befehl, die heilige Grabſtätte der Könige durch Fußtritte zu entehren. Weinend bat er um eine dreitägige Friſt, die ihm gewährt wurde.

Heimgekehrt, verſammelte er die ganze Gemeinde und ordnete ein dreitägiges Faſten an und begab ſich jeden Tag ſelbſt, mit Männern und Kindern hinaus vor die Stadt gegen Bethlehem, um am Grabe der frommen Patriarchenfrau Rachel die Todesnot ihrer Kinder zu erzählen und wehzuklagen. So thaten ſie drei Tage hintereinander, faſteten, beteten und wehklagten.

Am vierten Tage ſprach der Oberrabbi zu ſeiner Gemeinde: „Einer muß ſterben für uns Alle und den Gang in die Gruft der Könige thun. Wer von euch will gehen?“ Da alle ſchwiegen, ſprach er weiter zu ihnen: „So möge das Loos entſcheiden!“ Das Loos fiel auf einen ſehr frommen Synagogendiener. „Ich bin der Knecht Gottes!“ ſagte er, und bereitete ſich durch ein Bad und dreimaliges Untertauchen, wie durch geiſtige Reinigung zu dem Todesgange vor. Hierauf nahm er von den Seinen, dann von der weinenden Gemeinde Abſchied und ging hinauf auf Zion und zu der Gruft, wo die Könige von Juda begraben liegen.

Der Paſcha harrte ſchon mit ſeinem bewaffneten Gefolge und der arme Synagogendiener wurde an einem Seile hinabgelaſſen in die Gruft. Der Paſcha horchte hinunter durch die Oeffnung, den Juden, die mitgekommen waren, zitterte das Herz; da ſchrie es nach wenigen Augenblicken dumpf empor: „Hinauf, hinauf!“ Man zog das Seil, es wurde allmälig die blitzende Klinge des Dolches, dann der mit Perlen und Diamenten beſetzte Griff in einer geballten Fauſt ſichtbar; es erhob ſich das todtblaſſe Haupt des Synagogendieners, endlich die ganze Geſtalt, die ſich über den Rand der Gruftöffnung ſchwang und den Dolch dem erſtaunten und erfreuten Paſcha reichte.

Der Paſcha hielt fortan die Juden in Ehren, wegen des beſondern Schutzes, den ſie vom Nebi Daud genießen.

Die Gemeinde jubelte; in allen Häuſern wurden Gaſtmähler gehalten, aus denen Muſik von Cymbeln und Pauken ertönte.

Am glücklichſten aber war die arme Familie des Synagogendieners, der mit Speiſe und Trank, mit goldenen und ſilbernen Geſchenken überhäuft wurde.

Jeder wollte von ihm hören, wie es in der Gruft der Könige ausſehe; er aber ſchwieg darüber und nur dem Chacham Baſchi vertraute er, daß vor ihm plötzlich, als er in der Finſterniß ſich befand, ein funkelnder Greis geſtanden ſei, der ihm ſchweigend den Dolch überreichte.

Die fromme Wäſcherin.

Es lebte einmal in Jeruſalem eine fromme und tugendhafte Frau; ihr Mann und ihre Kinder ruhten ſchon lange im Thale Joſafat und ſie hatte keine Verwandte mehr auf Erden. Sie harrte in ſtiller Demut, bis man auch ſie zum Zionthore hinaus in das Thal der Auferſtehung tragen werde, und betete fleißig und hielt ſtreng alle dem Weibe auferlegten Gebote. Weil ſie aber arm war, erwarb ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit ihr ſpärliches Brot, indem ſie die leinenen Gewänder der Reichen wuſch. Sie hatte ſie auch die Wäſche des Schech vom Grabmale des Nebi Daud auf Zion zu beſorgen.

Als ſie eines Tages ihm wieder ſein Linnenzeug blank und reinlich brachte und er allein mit ihr im Hofe der Moſchee war, ſprach er zu ihr: „Du biſt ein braves Weib und ich möchte dich für deine Tugend belohnen. Möchteſt du nicht einmal in das innere Gemach des Grabes Davids, das wohl noch keiner deiner Glaubensgenoſſen geſehen hat, gehen?“ Als ſie ihm antwortete: „Eine ſolche Seligkeit zu erleben wäre mein höchſtes Glück,“ ſprach er weiter: „So folge mir!“ Er ſchritt voran, bis er an eine unterirdiſche Pforte kam, die er öffnete und in die er ſie eintreten hieß. Kaum hatte ſie die Schwelle überſchritten, ſchloß er ſogleich von außen die Thür hinter ihr ab und ließ ſie in einem finſtern Raume. Er aber eilte zum Kadi und erzählte ihm, daß ein jüdiſches Weib ſich freventlich in das Grab des Nebi Daud eingeſchlichen. Als er dies bemerkt, habe er ſchnell die Thüre hinter ihr geſchloſſen, um ſie der gerechten Strafe ausliefern zu können.

Der Kadi rief zornig aus: „Beim Leben des Profeten, die muß verbrannt werden!“

Während dieſes geſchah, merkte die fromme arme Frau, daß ſie der Schech betrogen habe und ihr Leben in Gefahr ſei. Sie warf ſich auf die Erde, wkinte laut und flehte zu Gott, ſie um des Königs David willen aus der Todesnot zu retten.

Plötzlich ſtand vor ihr ein ehrwürdiger Greis, den ſie von keiner Seite herkommen geſehen hatte, worüber ſie ſich aber nicht wunderte und auch darüber nicht, daß ſie ihn trotz der tiefen Finſterniß ſehen konnte. Er ſelbſt nur leuchtete in einem matten Bleiglanze, ohne die ſchwarze Nacht um ſich her durch einen Lichtſchein zu erhellen. Er faßte die Frau an der Hand, was ſie ohne Grauen geſchehen ließ, und führte ſie durch lange, unterirdiſche, finſtere Gänge, bis er aus einem Schutthaufen, nahe der Zion-Synagoge mit ihr hervorkam; hier aber ſprach er zu ihr: „Geh in deine Wohnung, waſche ſogleich die Linnen, die dort liegen und laſſe durch nichts merken, was mit dir geſchehen iſt.“ Die fromme Frau wollte ihrem Retter danken, er war aber vor ihren Augen verſchwunden.

Unterdeſſen waren der Kadi, der Mufti und die Effendis der Stadt und noch viele Gläubige auf Zion erſchienen, um die Verbrecherin zu ergreifen und dem Moloch zu opfern. Das unterirdiſche Gemach wurde geöffnet und ſtreng durchſucht, aber Niemand war in demſelben zu finden. Der Kadi fragte zornig den Schech: „Spotteſt du unſer?“ Der Schech betheuerte beim Leben des Profeten, daß er die Wahrheit redete, und nannte den Namen der Wäſcherin. Der Kadi ſchickte ſogleich einige Diener in die Behauſung der genannten Frau. Sie fanden ſie emſig ihr Tagewerk verrichten und ſie fragte, ohne ſich in ihrer Arbeit ſtören zu laſſen, was man denn bei ihr ſuche. „Biſt du heute noch nicht ausgegangen?“ fragten ſie die Männer. Mit zankender Stimme erwiderte ſie: „Was ausgegangen? Ich ſtehe ſeit Anbruch des Tages bei der Arbeit, um am Abend die gereinigte Wäſche abliefern zu können. Seht, was noch da ſchmutzig aufgehäuft iſt. Die Zeiten ſind gar ſchlecht, der Verdienſt ſehr ſchwer und dazu

die Hitze des Tages. Ich habe keine Zeit auszugehen und auch keine mit euch zu reden."

Als die abgesendeten Diener zurückkehrten und berichteten, wie sie die Frau fleißig bei ihrer Arbeit gefunden haben, hielten Alle die Aussage des Schech für eine Lüge, die er zur Verhöhnung des ehrwürdigen Kadi erfunden hatte. Er wurde ergriffen und auf Befehl des Kadi von umherliegenden dürren Olivenbaumästen ein Feuer angefacht und der Schech hineingeworfen.

Die fromme Wäscherin bekam jetzt alle schmutzige Linnen der Gemeinde zu waschen, denn Jeder wollte von ihr etwas über die merkwürdige Begebenheit hören. Sie zankte aber die neugierigen Leute aus. Erst auf ihrem Todtenbette erzählte sie, welches Wunder ihr begegnet war. Ihr durch Fleiß erworbenes Vermögen vermachte sie der Gemeinde von Jerusalem mit der Bedingung, daß an ihrem Sterbetage auf ihrem Grabe von einem frommen Rabbi das Gebet, Kadisch, gesagt werde. Und so geschieht es noch bis zum heutigen Tage.

Arabische Legenden.

König David ist, wie wir gesehen haben, den Mohammedanern als Nebi, d. i. Proset David heilig, denn von ihm spricht Gott im Koran: „Wir haben ihn bestellt zum Chalifen auf Erden; wir verliehen ihm Weisheit und die Kunst der Rede, daß er die Menschen richte nach Gerechtigkeit. Wir unterwerfen ihm die Berge vom Anfang zum Untergang und die Schaaren der Vögel."

Auf das Letztere bezieht sich der zu Ende dieser Blätter geschilderte Leichenzug König Davids. Der Geschichtschreiber Hafis Ibn Aßakir führt manche Sprüche des Königs David an, die sich überlieferungweise erhalten haben und unter denen der originellste ist: „Ein dummer Volksredner wirkt nicht mehr, als der Leichensänger am Haupte des Todten."

Die moslemitische Legende erzählt von dem Könige und Proseten folgende Züge und Erlebnisse:

Die Reue.

Ueber den am Uria verübten Verrath ergriff den König die bitterſte Reue. Er lag vierzig Tage und vierzig Nächte im Staube und weinte. Zwei Bäche ſtürzten aus ſeinen Augen und floſſen von der Terraſſe des königlichen Palaſtes in den Garten, wo ſie ſich verliefen. Die Thränenweide und der Weihrauchbaum entſproßten der Stelle.

Der Herr der himmliſchen Heerſchaaren ſandte einen Erzengel zu ihm herab und ließ ihm verkünden, daß ſeine Reue erhört ſei. David hörte aber nicht auf zu weinen und fragte: „Wie wird der Herr am Tage des Gerichtes richten zwiſchen mir und Uria?“ Der Erzengel wußte nicht Beſcheid und verſprach den Herrn zu fragen. „Ich werde,“ ſprach der Herr, „am Tage des Gerichtes den Uria entſchädigen. Mein Knecht David muß ſich aber mit Uria verſöhnen.“

David ging zum Grabe Uria's, und ſich auf ſein Antlitz werfend, ſprach er hinab: „Uria! Ich habe dir Unrecht zugefügt, willſt du mir verzeihen?“ Da ſprach es dumpf zurück: „Ja, mein Herr und König!“ Der König redete weiter: „Uria, ich habe nach deinem Weibe begehrt und dich durch einen verrätheriſchen Brief dem Tode auf dem Schlachtfelde preisgegeben. Verzeihſt du mir im Grabe?“ Da blieb das Grab ſtumm und antwortete nicht.

Der Herr ſandte den Erzengel in das Grab, der dem Uria tauſendfachen Erſatz im Paradieſe verſprach, und dann erſt verzieh er dem Könige.

Panzerhemde.

David beſaß die Kunſt, Eiſen in ſeiner Hand weich zu ſchmiegen und verfertigte ſchuppige Panzerhemden, die man vor ihm nicht kannte. Er ließ ſie verkaufen und verſorgte von dem Erlöſe ſeine Tafel. Ein reiſender Engel hatte ihn die Kunſt gelehrt und ihm vorgeſtellt, wie jeder König nebſt der Kunſt des Regierens noch eine zweite erlernen müſſe, damit er, wenn ihn ſein Volk fortjage, ſich Brot zu erwerben verſtehe.

Das Sterben.

König David entfernte ſich niemals aus ſeiner Burg, ohne ſein Schlafgemach zu ſchließen, und er erſchrak gar ſehr, als er eines Sabbats zurückkehrend bemerkte, daß er vergeſſen hatte abzuſchließen.

Und wirklich hatte ſich ein Fremder, ſeltſamen Ausſehens, eingeſchlichen. Der König fragte zornig, wer er ſei, der unangemeldet das Gemach eines Königs zu betreten wage?

„Ich bin," erwiderte der Fremde, „einer, der die Könige nicht fürchtet und den kein Riegel und kein Vorhang einzutreten hemmt." Der König ſagte traurig: „Dann biſt du der Tod!" legte ſich ruhig auf ſein Lager und gab den Geiſt auf.

Der Leichenzug.

Will denn kein gottbegeiſtert Lied
Zum Harfenſchlag erſchallen?
Der königliche Sänger ſchied,
Der Stral aus Zions Hallen.

O, Stadt der Städte! wie verwaiſt
Stehſt du im Wittwenkleide!
Dir iſt entflohn der holde Geiſt —
Du weinſt in tiefem Leide!

Und es beginnt der Leichenzug,
Faſt nicht zu überſchauen —
Empor ein banges Weinen ſchlug
Vom Chor der Klagefrauen.

Das Heer geht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten;
Und in der Ferne folgen bang
Die Prieſter und Leviten.

Trübheiße Glut drückt Kanaan,
Kein Hauch in Palmenzweigen,
Der Oſtwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen ſchweigen.

Da ſchwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreiſen,
Die letzte Ehre auch, dem Sohn
Des Liedes, zu erweiſen.

Und ſpannet ſeine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Daß ſo gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger ſchreiten.

Der Adler deckt den König nur,
Deß Geiſt auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Stral durchfuhr,
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun beſtattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langſam ſich empor der Aar
Mit rauſchendem Gefieder.

Nebi Samwil.

Aschenhügel vom alten Opferdienste. — Ramathaim Zophim. — Mizpa. — Samuels Grab. — Pilger aus den Dardanellen. — Gräber der Richter.

Kurz nach Sonnenaufgang holte mich Herr Endlicher ab. Wir stiegen zu Pferde von einem bewaffneten Diener begleitet, und sprengten heiter nach den eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Aschenhügeln, die man für Ueberreste vom alten Opferdienste des Tempels hält.

Diese Aschenhügel sind von bläulich grauer Farbe, deren einer beiläufig eine Höhe von 40 Fuß mißt. Eine unsichere Ueberlieferung bezeichnete sie als die Aschenhaufen der Brandopfer aus dem Salomonischen Tempel; während sich die Meisten hinneigten, sie für Potaschenüberreste der Seifensiedereien in Jerusalem zu halten. Herr Finn lenkte die Aufmerksamkeit auf diese Hügel und eine nach München übersendete Aschenmenge veranlaßte eine Untersuchung Liebigs. Dieser zufolge ist die Asche wirklich als von den Brandopfern herrührend anzunehmen, denn sie enthält vorwiegend thierische und keine vegetabilischen Bestandtheile, denen sogar kleine Knochentheilchen und Zähne beigemischt waren.

Wie überall um Jerusalem über steinigten Boden, zwischen zerstreut gepflanzten Oelbäumen, an den Gräbern der Richter vorüber gelangten wir in eine völlig unfruchtbare Landschaft, durch die wir nach einem zweistündigen Ritte an ein kleines Dorf

kamen, das mitten in einer schönen Pflanzung von Feigenbäumen, Granatäpfeln, Oliven und Weinreben liegt.

Hinter demselben stiegen wir die 500 Fuß steile Höhe von Ramathaim Zophim empor, wo der Mann Gottes Saul entgegen kam, als er die Eselinnen seines Vaters suchen ging. Neuere Forschung hat auch diesen Berg, wo das Rama des Propheten Samuel gelegen haben soll, angezweifelt und mit scharfsinnigen Beweisen die Stadt des Propheten im heutigen Dorfe Roba gefunden. Hier erkannte sie die weithin schauende Mizpa, was Warte heißt, wo die Stämme Israels oft zusammenkamen, Samuel sie richtete und dem Herrn Opfer brachte. Wir wollen diesmal der dreifachen Ueberlieferung der Juden, Mohammedaner und Christen folgen und uns in unserm Glauben nicht stören lassen; jedenfalls stehen wir auf heiligem Boden!

Auf der Höhe angelangt befanden wir uns vor einer verfallenen Moschee, sie ist auf den Grundmauern eines lateinischen Kreuzes erbaut, wahrscheinlich auf den Trümmern des Klosters St. Samuel, das zur Zeit der Kreuzzüge sich hier befunden hat.

So diente dieser Berg, wie mancher Minister der Gegenwart, je nach Umständen den entgegengesetztesten Systemen, dreien Religionsstiftern: Moses, Christus, Mohammed.

Alte in Felsen gehauene Bauwerke liegen in Trümmern ringsumher, in denen noch drei Wasserbehälter zu erkennen sind.

Wir stiegen von den Pferden; ein kleines zehnjähriges Mädchen von schönem Angesichte, faßte die Zügel unserer Thiere zusammen, um sie während unseres Aufenthaltes zur Tränke zu führen und zu halten.

Der wüst genug aussehende steinerne Bau nahm uns auf. Wir stiegen eine Treppe empor und befanden uns in einer Halle, die nach drei Seiten hin offene Fenster hatte. Es ist ein gewaltiger Ausblick hier nach allen Richtungen: Jerusalem und der Oelberg schließen den Horizont nicht ab; das todte Meer schimmert fern her und die Berge hinter dem Jordan ragen empor. Näher liegt das Kloster St. Johann in der Wüste, das alte Engaddi. Nach einer andern Seite streckt sich die Küsten-

ebene mit Dörfern, der hohe Thurm von Ramleh und Jaffa, wiewohl nur dem bewaffneten Auge sichtbar und wie ein weißer Blitz das mittelländische Meer. Es lagert auf dieser weiten Landschaft eine erhabene Einsamkeit und Stille.

Nachdem wir uns auf die Strohmatten der Terrasse gelagert hatten, um uns vom Ritte und trotz des frühen Morgens von der Sonnenglut zu erholen, nahmen wir ein kleines mitgebrachtes Mahl von Brot, Eiern, Käse und Wein ein. Plötzlich nahte eine lärmende Karawane, die zu uns heraufkam. Es waren dreizehn orientalisch gekleidete Juden. Der Vornehmste unter ihnen, ein stattlicher weißbärtiger Greis, Herr Isak Rußo aus den Dardanellen, kam, nachdem er ein wechselvolles Leben als Dragoman durchlebt hatte, nach Jerusalem, um dereinst da zu sterben. Zwölf seiner Freunde begleiteten ihn, sie wallfahrteten nach Hebron, Zafet und Tiberias und werden nach Beendigung der Pilgerreise von ihrem Freunde für immer Abschied nehmen und zurückkehren in ihre Heimat. Er aber wird bleiben, um sich „nach hundert Jahren" im Thale Josafat begraben zu lassen.

Die Pilger stimmten das Morgengebet an, und wieder klang die uralt heilige Sprache, wie vor Jahrtausenden auf der schönen Höhe über Felsen und Schluchten des gelobten Landes hinaus. Jeder Einzelne ließ dann vom Vorsänger das Gebet für irgend einen verehrten Todten sprechen; ich für den frommen hingeschiedenen Herrn Simon von Lämel, dem sich ein Mischberot, ein Segensspruch für Frau Elise Herz anschloß.

Nach dem Gebete stiegen wir eine Treppe herab in einen großen, viereckigen, von Mauern umgebenen Raum, der von einer eingebrochenen Wölbung nicht mehr ganz gedeckt ist. Aus dieser Halle, die mit Steinen, theils mit ärmlichen Hausrat gefüllt war, traten wir durch ein schlechtes Holzgitter, das die Halle theilt, zu dem Sarge des Propheten. Jeder von uns zündete eine Oellampe, die ein Synagogendiener aus Jerusalem mitgebracht hatte, zu Ehren der heiligen Stätte, an. Wir sahen von einem schmutzigen Wolltuche überhangen einen langen Sarkofag, an dessen vier Ecken kupferne Ezchajim, Lebensbäume, angebracht sind.

Wir hoben das Tuch empor und ſahen eine weiß übertünchte, oben etwas gewölbte ſteinerne Truhe, die durchaus nicht den Eindruck eines antiken Werkes macht. In der Mitte des Raumes, auf dem wir uns befanden, klaffte ein Loch das wie in einen Keller, in das eigentliche Grab geht. Wir leuchteten hinab, ohne irgend einen Gegenſtand in der leeren Gruft entdecken zu können. Der Muezim der Moſchee führte uns in einen Seitenraum und zeigte einen mit Steinen verlegten Eingang, der durch einen kleinen abwärts geſenkten Gang zu der eiſernen Thüre der Gruft führen ſoll, die, wie er ſagte, noch niemals geöffnet worden iſt.

Wir ſtiegen wieder die Treppe hinauf zur weithinſchauenden Halle und wurden mit Tſchibuk und Kaffee bedient. Ich fragte den Muezim, ob viele Pilger herauf kämen? „Nicht viele", erwiderte er, „und mehr Juden und Mohammedaner, als Chriſten."

Wir nahmen von den Pilgern Abſchied, ſtiegen zu Pferde und jagten den Berg hinunter über die friſchgrüne Bahn am Fuße deſſelben hinaus, bis uns der Boden langſam zu reiten zwang. Nach einer Stunde waren wir wieder an den Gräbern der Richter angelangt.

In einem freundlich bepflanzten Thale, dem Wady Beit Hanina eine kleine Anhöhe entlang, wo die kleine Waſſerſcheide zum mittelländiſchen Meere ſich abſenkt, befindet ſich eine Anzahl von Grabhöhlen mit ſchön gemauerten Portalen. Wir ſtiegen in einige und fanden ſie in einzelne Grabkammern getheilt, in denen ſich Niſchen für die Todten befinden. Durch eines dieſer Portale gelangten wir in eine Vorhalle, in welcher vier ſchmale niedrige Pforten in Seitenkammern führen, in denen ſich an ſiebenzig Niſchen befinden, daher man ſie für die Gräber des Sanhedrins hielt. Die Juden verehren in ihnen die Gräber der Richter und halten ſie heilig. Sie gehen nicht vorüber, ohne in eines derſelben hinab zu ſteigen und ein Gebet zu verrichten.

Vor einem derſelben ſtanden zwei Männer, die einen Schlauch mit Waſſer einem Eſel auf dem Rücken feſter banden. Neben ihnen

waren zwei mohammedaniſche Frauen, die ſich als wir näher traten, nicht verſchleierten. Wir baten um Waſſer, das uns in freundlichſter Weiſe gereicht wurde. Die Frauen trugen einen eigenthümlichen ſilbernen Kopfſchmuck; als ich mich ihnen, um denſelben zu betrachten, näherte, ſtießen mich beide entrüſtet zurück.

Ich ließ ſie durch unſere Diener bedeuten; ſie fingen aber laut zu zanken an, während ſich die Männer ruhig verhielten.

Wir ſetzten uns wieder zu Pferde und ſprengten im Wettlauf in zwanzig Minuten bis an das Jaffathor.

Siloa.

Burgartiger Anblick. — Miſtſammlerinnen. — Weidende Thiere. — Rogel. — Lederner Eimer. — Siloa und Gichon. — Grotte der Nymphe Egeria. — Golgata und Vatikan. — Ein fliehendes Mädchen.

Ich ritt eines Tages mit Herrn Endlicher Morgens um 6 Uhr zum Zionthore hinaus, den ſteilen Berg hinab, zur Siloaquelle.

Im Thale angelangt, das mit Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, mit Oleandern und Weinreben bepflanzt iſt, gewährte, wenn wir rückwärts ſahen, der Stadttheil über uns einen großartigen Anblick. Er gleicht einer gewaltigen, mit hohen Mauern, Zinnen und Warten geſchützten und geſchmückten Burg des Mittelalters, die auf hohen Felſen ruhend, unbezwingbar erſcheint.

Im Thale waren Männer und Frauen mit Feldarbeit beſchäftigt. Einige von den letzteren ſammelten ſorgfältig den Miſt der häufig hierher zur Weide und Tränke getriebenen Thiere in kleine Haufen, die ſie, damit er nicht wieder zerſtreut werde, mit Steinkreiſen umgaben. Sie zogen den Schleier, wahrſcheinlich um ſich in der Arbeit nicht zu ſtören, nicht vor und ſchenkten uns überhaupt keine Aufmerkſamkeit.

Das kleine Thal bot einen ganz lebhaften Anblick. Kühe, Schafe und Ziegen weideten zerſtreut umher. Der Brunnen, von den Arabern Ejub, Hiobbrunnen genannt, der Rogel der heiligen

Schrift ist tief mit großen Steinen ausgemauert. Kolossale Steinblöcke und ein großer Wassertrog liegen an einem zerbrochenen Bogenwerke umher. Hier stand ein alter Mann, der mit einem rinnenden, schlauchartig genähten, ledernen Eimer an einem Stricke Wasser für uns schöpfte. Zu einem Schöpfrade, oder einer sonst bequemen Vorrichtung hat es Sirien und Palästina seit Jahrtausenden noch nicht gebracht.

Das laue Wasser hatte einen eigenthümlichen Geschmack, salzig soll es nur schmecken, wenn das Wasser höher steht.

Der anliegende kleine ummauerte Teich, zu dem einige Stufen bis unter die Oberfläche führten, war nur halb von einem mit grünem Schlamme bedeckten Wasser erfüllt, dieß ist der 53 Fuß lange, 18 Fuß breite Teich, oder die Quelle Siloa; von welcher der Koran sagt: „Zemzem und Siloa sind zwei Quellen des Paradieses."

Eine steinigte Anhöhe hinauf kamen wir zur zweiten Quelle. Wir stiegen sechzehn breite Stufen zu einem kleinen Vorplatze, von welchem aus noch acht Stufen hinab zur Quelle führen, wo sie aus antikem Felsenschnitte emporquillt. Die Christen nennen sie die Quelle der Jungfrau. Der gelehrte Rabbi Schwarz wies aus Schriftstellen nach, daß sie die Quelle Gichon und mit der Quelle Siloa identisch sei, von der durch einen in den Fels gehauenen Gang der Siloateich gespeist werde. Robinson durchkroch mit vieler aufopfernder Mühseligkeit den Gang und fand ihn 1750 Fuß lang. Auch beobachtete er eine der Ebbe und Flut ähnliche Erscheinung, die bis jetzt noch nicht erklärt ist.

Wir saßen lange in der frischkühlen Dunkelheit von Felsen umwölbt. Gedanken, die sich in Jahrtausende vertieften, zogen an mir vorüber. Plötzlich stand in meiner Erinnerung eine andere Grotte in einem eben so einsam stillen Thale, nahe einer anderen Weltstadt vor mir — die Grotte, in der ich vor zwei Jahrzehnten saß, in welcher der König Numa die Eingebungen der Nymphe Egeria empfing. Jerusalem und Rom, zweimal in der Weltgeschichte mit einander verbunden, in alten Tagen als Besiegte und Siegerin durch Titus, den „Bösewicht" wie ihn die

Juden noch heutzutage nennen, und in späterer Zeit durch Golgata und Vatikan. Welche Geschichte wird der Pilger nach einem Jahrtausend wieder zurückzudenken haben?

Ein Mädchen in einem weiten, langen blauen Kleide, baarfuß, mit Spangen um Fußknöchel und Arme kam mit einem Kruge, den sie auf der Schulter trug, die Stufen herab. Als sie uns sah, kehrte sie rasch um und war selbst gegen eine vorgezeigte Silbermünze nicht zu bewegen, uns Wasser zu schöpfen.

Wir stiegen die Treppe wieder empor und sahen durch eine dem Felsen eingeschnittene Rinne hell und frisch die Quelle gehen. Wir knieten nieder und tranken aus ihr.

Bethanien.

Grab des Lazarus. — Königin Meliſinde. — Kaiſerin Maria Thereſia. — Strohmatten.

Zu Pferde geſtiegen, ritten wir aus dem Siloathal in das von Joſafat, an Gräbern vorüber, zwiſchen ihnen hin und empor und langten nach einer halben Stunde in Bethanien an.

Etwa zwanzig elende Häuſer, deren Mauern da und dort fugengeränderte antike Steine eingebaut zeigen, ſind über die ſteinigte Höhe hingeſtreut.

Ein etwa zwölfjähriges, ſonnegebräuntes Mädchen mit großen ſchwarzen Augen, minder ſcheu als das am Siloabrunnen, nahm die Zügel meines Pferdes, um ſie zu halten, bis ich aus dem Grabe des Lazarus, das die Mönchsüberlieferung hierher verſetzt, wieder heraufkommen würde. Wir ſtiegen ſechsundzwanzig Stufen tief hinab, während wir uns mit mitgebrachten Wachslichtern den Weg erleuchten. Die Kirche, die ehemals ſich über demſelben erhob, iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden; ebenſo das Kloſter, das die Königin Meliſinde hier für ſchwarze Nonnen erbaute.

Alles war einſam und ſtill; keiner der Bewohner, die künſtliche Strohgeflechte verfertigen, ließ ſich ſehen, weder aus Neugierde, und was noch merkwürdiger iſt, auch nicht, um Backſchieſch zu betteln. Das Mädchen allein, das mein Pferd hielt, bat um ein ſolches, war aber nicht zu bewegen, von den Silbermünzen, die ihr um die Stirne als Schmuck hingen, zu verkaufen.

An den Schläfen endete das funkelnd weiße Stirnband, mit je einem Thaler, auf dem das Bruſtbild der ſchönen deutſchen Kaiſerin Maria Thereſia mich heimatlich anſah.

Wir ſaßen wieder zu Pferde und ſprengten den Oelberg empor, um wieder der ſchönen Ausſicht auf Jeruſalem froh zu werden. Der Moſcheewächter bewirtete uns oben mit Limonade, Tſchibuk und Kaffee, während wir bequem auf Strohmatten, moſaikartig geflochten, auf einem Kunſtprodukte Bethaniens, ausruhten.

Gethsemane.

Keine achtzehnhundert Jahre alt. — Lacrimä Christi Wein. — Ein Zweiglein der Oelbäume.

Nachdem wir uns genug geruht hatten, ritten wir nach abwärts zum Garten Gethsemane. Ein von weißen Mauern eingefaßtes Längenviereck nahm uns auf, nachdem der Gärtner, ein italienischer Franziskaner, die kleine eiserne Thüre geöffnet hatte.

Acht zerklüftete Olivenbäume, denen jedoch die Botaniker kein achtzehnhundertjähriges Alter zuerkennen, und eine große Zypresse warfen Schatten über zierlichst angelegte Beete, in denen Rosen, Levkojen, Nelken blühten und von Rosmarin eingefaßt waren. Eine Laube von leichtem Holzwerke gezimmert, lehnt an der, der Stadt näheren Mauer. Von Weinreben umrankt, deren Saft mit besserem Rechte Lacrimä Christi genannt werden könnte, als der, den uns einst der Eremit auf dem Vesuv kredenzte, lud uns die Laube zum Ruhen ein.

Als eine außerordentliche Gunst, die wir der Bekanntschaft Herrn Endlichers mit dem heitern Gärtnermönche zu danken hatten, wurde uns Jedem, da dies namentlich zur Pilgerszeit streng untersagt ist, ein kleines Zweiglein von den Oelbäumen gepflückt und von der Rinde ein Miniaturfragment abgebrochen.

Es war ein friedlich schönes Weilen in dem kleinen Garten, ein Anblick, der in Jerusalem so selten ist.

Die Grabkirche.

Die Juden abgewehrt. — Entgeiſterung. — Shakespeare's Dramen. — Ernſte Stimmung. — Das Grab. — Juden und Mohammedaner als Kirchenbauer. — Vielverbreiteter Irrthum. — Stalaktitenhöhle. — Kopten als Schwalben. — Gottfrieds und Balduins Sarkofage. — Kaffeeküche. — Golgata verkleidet. — Raritätenkabinet. — Der Erfinder des Tätowirens.

Wer ſollte in Jeruſalem ſein und nicht das Verlangen haben auch die Grabkirche zu ſehen? Der jüdiſche Pilger aber, wenn er ein hiſtoriſches, oder künſtleriſches Intereſſe daran hat, darf es nicht wagen, ſich auf die der Chriſtenheit ſo heilige Stätte zu begeben.

Es ſcheint dieſer Fanatismus kein kluger zu ſein. Nirgend mehr als in Jeruſalem ſuchen die Chriſten Juden zu bekehren. Wenn ſie dieſelben nun gewaltſam von der Grabeskirche entfernt halten, ſo geſchieht dies gewiß zu geringerer Befriedigung der Bekehrungsluſt. Oder iſt man der Meinung, daß ſich die Juden dann um ſo weniger bekehren ließen?

Ein ſeltſamer Widerſpruch iſt es freilich, daß es die Chriſten nicht ſtört, wenn der durch ſein Religionsgeſetz unverſöhnliche Feind des Chriſtenthums, der Mohammedaner, durch die Kirche frei und ungehindert geht, während der Jude nicht einmal dem Vorplatze, oder den der Kirche zunächſt anliegenden Gaſſen ſich nähern darf. Das Verbot der Chriſten iſt übrigens überflüſſig, denn der in Jeruſalem ebenfalls fanatiſchere Jude betrachtet eine Kirche als einen unreinen Ort, dem er nur, wenn er nicht anders kann, mit Scheu ſich nähert.

waren zwei mohammedaniſche Frauen, die ſich als wir näher traten, nicht verſchleierten. Wir baten um Waſſer, das uns in freundlichſter Weiſe gereicht wurde. Die Frauen trugen einen eigenthümlichen ſilbernen Kopfſchmuck; als ich mich ihnen, um denſelben zu betrachten, näherte, ſtießen mich beide entrüſtet zurück.

Ich ließ ſie durch unſere Diener bedeuten; ſie fingen aber laut zu zanken an, während ſich die Männer ruhig verhielten.

Wir ſetzten uns wieder zu Pferde und ſprengten im Wettlauf in zwanzig Minuten bis an das Jaffathor.

Siloa.

Burgartiger Anblick. — Miſtſammlerinnen. — Weidende Thiere. — Rogel. — Lederner Eimer. — Siloa und Gichon. — Grotte der Nymphe Egeria. — Golgata und Vatikan. — Ein fliehendes Mädchen.

Ich ritt eines Tages mit Herrn Endlicher Morgens um 6 Uhr zum Zionthore hinaus, den ſteilen Berg hinab, zur Siloaquelle.

Im Thale angelangt, das mit Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, mit Oleandern und Weinreben bepflanzt iſt, gewährte, wenn wir rückwärts ſahen, der Stadttheil über uns einen großartigen Anblick. Er gleicht einer gewaltigen, mit hohen Mauern, Zinnen und Warten geſchützten und geſchmückten Burg des Mittelalters, die auf hohen Felſen ruhend, unbezwingbar erſcheint.

Im Thale waren Männer und Frauen mit Feldarbeit beſchäftigt. Einige von den letzteren ſammelten ſorgfältig den Miſt der häufig hierher zur Weide und Tränke getriebenen Thiere in kleine Haufen, die ſie, damit er nicht wieder zerſtreut werde, mit Steinkreiſen umgaben. Sie zogen den Schleier, wahrſcheinlich um ſich in der Arbeit nicht zu ſtören, nicht vor und ſchenkten uns überhaupt keine Aufmerkſamkeit.

Das kleine Thal bot einen ganz lebhaften Anblick. Kühe, Schafe und Ziegen weideten zerſtreut umher. Der Brunnen, von den Arabern Ejub, Hiobbrunnen genannt, der Rogel der heiligen

Schrift ist tief mit großen Steinen ausgemauert. Kolossale Steinblöcke und ein großer Wassertrog liegen an einem zerbrochenen Bogenwerke umher. Hier stand ein alter Mann, der mit einem rinnenden, schlauchartig genähten, ledernen Eimer an einem Stricke Wasser für uns schöpfte. Zu einem Schöpfrade, oder einer sonst bequemen Vorrichtung hat es Sirien und Palästina seit Jahrtausenden noch nicht gebracht.

Das laue Wasser hatte einen eigenthümlichen Geschmack, salzig soll es nur schmecken, wenn das Wasser höher steht.

Der anliegende kleine ummauerte Teich, zu dem einige Stufen bis unter die Oberfläche führten, war nur halb von einem mit grünem Schlamme bedeckten Wasser erfüllt, dieß ist der 53 Fuß lange, 18 Fuß breite Teich, oder die Quelle Siloa; von welcher der Koran sagt: „Zemzem und Siloa sind zwei Quellen des Paradieses."

Eine steinigte Anhöhe hinauf kamen wir zur zweiten Quelle. Wir stiegen sechzehn breite Stufen zu einem kleinen Vorplatze, von welchem aus noch acht Stufen hinab zur Quelle führen, wo sie aus antikem Felsenschnitte emporquillt. Die Christen nennen sie die Quelle der Jungfrau. Der gelehrte Rabbi Schwarz wies aus Schriftstellen nach, daß sie die Quelle Gichon und mit der Quelle Siloa identisch sei, von der durch einen in den Fels gebauenen Gang der Siloateich gespeist werde. Robinson durchkroch mit vieler aufopfernder Mühseligkeit den Gang und fand ihn 1750 Fuß lang. Auch beobachtete er eine der Ebbe und Flut ähnliche Erscheinung, die bis jetzt noch nicht erklärt ist.

Wir saßen lange in der frischkühlen Dunkelheit von Felsen umwölbt. Gedanken, die sich in Jahrtausende vertieften, zogen an mir vorüber. Plötzlich stand in meiner Erinnerung eine andere Grotte in einem eben so einsam stillen Thale, nahe einer anderen Weltstadt vor mir — die Grotte, in der ich vor zwei Jahrzehnten saß, in welcher der König Numa die Eingebungen der Nymphe Egeria empfing. Jerusalem und Rom, zweimal in der Weltgeschichte mit einander verbunden, in alten Tagen als Besiegte und Siegerin durch Titus, den „Bösewicht" wie ihn die

Juden noch heutzutage nennen, und in späterer Zeit durch Golgata und Vatikan. Welche Geschichte wird der Pilger nach einem Jahrtausend wieder zurückzudenken haben?

Ein Mädchen in einem weiten, langen blauen Kleide, baarfuß, mit Spangen um Fußknöchel und Arme kam mit einem Kruge, den sie auf der Schulter trug, die Stufen herab. Als sie uns sah, kehrte sie rasch um und war selbst gegen eine vorgezeigte Silbermünze nicht zu bewegen, uns Wasser zu schöpfen.

Wir stiegen die Treppe wieder empor und sahen durch eine dem Felsen eingeschnittene Rinne hell und frisch die Quelle gehen. Wir knieten nieder und tranken aus ihr.

Bethanien.

Grab des Lazarus. — Königin Meliſinde. — Kaiſerin Maria Thereſia. — Strohmatten.

Zu Pferde geſtiegen, ritten wir aus dem Siloathal in das von Joſafat, an Gräbern vorüber, zwiſchen ihnen hin und empor und langten nach einer halben Stunde in Bethanien an.

Etwa zwanzig elende Häuſer, deren Mauern da und dort fugengeränderte antike Steine eingebaut zeigen, ſind über die ſteinigte Höhe hingeſtreut.

Ein etwa zwölfjähriges, ſonnegebräuntes Mädchen mit großen ſchwarzen Augen, minder ſcheu als das am Siloabrunnen, nahm die Zügel meines Pferdes, um ſie zu halten, bis ich aus dem Grabe des Lazarus, das die Mönchsüberlieferung hierher verſetzt, wieder heraufkommen würde. Wir ſtiegen ſechsundzwanzig Stufen tief hinab, während wir uns mit mitgebrachten Wachslichtern den Weg erleuchten. Die Kirche, die ehemals ſich über demſelben erhob, iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden; ebenſo das Kloſter, das die Königin Meliſinde hier für ſchwarze Nonnen erbaute.

Alles war einſam und ſtill; keiner der Bewohner, die künſtliche Strohgeflechte verfertigen, ließ ſich ſehen, weder aus Neugierde, und was noch merkwürdiger iſt, auch nicht, um Backſchieſch zu betteln. Das Mädchen allein, das mein Pferd hielt, bat um ein ſolches, war aber nicht zu bewegen, von den Silbermünzen, die ihr um die Stirne als Schmuck hingen, zu verkaufen.

An den Schläfen endete das funkelnd weiße Stirnband, mit je einem Thaler, auf dem das Bruſtbild der ſchönen deutſchen Kaiſerin Maria Thereſia mich heimatlich anſah.

Wir ſaßen wieder zu Pferde und ſprengten den Oelberg empor, um wieder der ſchönen Ausſicht auf Jeruſalem froh zu werden. Der Moſcheewächter bewirtete uns oben mit Limonade, Tſchibuk und Kaffee, während wir bequem auf Strohmatten, moſaikartig geflochten, auf einem Kunſtprodukte Bethaniens, ausruhten.

Gethſemane.

Keine achtzehnhundert Jahre alt. — Lacrimä Chriſti Wein. — Ein Zweiglein der Oelbäume.

Nachdem wir uns genug geruht hatten, ritten wir nach abwärts zum Garten Gethſemane. Ein von weißen Mauern eingefaßtes Längenviereck nahm uns auf, nachdem der Gärtner, ein italieniſcher Franziskaner, die kleine eiſerne Thüre geöffnet hatte.

Acht zerklüftete Olivenbäume, denen jedoch die Botaniker kein achtzehnhundertjähriges Alter zuerkennen, und eine große Zypreſſe warfen Schatten über zierlichſt angelegte Beete, in denen Roſen, Levkojen, Nelken blühten und von Rosmarin eingefaßt waren. Eine Laube von leichtem Holzwerke gezimmert, lehnt an der, der Stadt näheren Mauer. Von Weinreben umrankt, deren Saft mit beſſerem Rechte Lacrimä Chriſti genannt werden könnte, als der, den uns einſt der Eremit auf dem Veſuv kredenzte, lud uns die Laube zum Ruhen ein.

Als eine außerordentliche Gunſt, die wir der Bekanntſchaft Herrn Endlichers mit dem heitern Gärtnermönche zu danken hatten, wurde uns Jedem, da dies namentlich zur Pilgerszeit ſtreng unterſagt iſt, ein kleines Zweiglein von den Oelbäumen gepflückt und von der Rinde ein Miniaturfragment abgebrochen.

Es war ein friedlich ſchönes Weilen in dem kleinen Garten, ein Anblick, der in Jeruſalem ſo ſelten iſt.

Die Grabkirche.

e Juden abgewehrt. — Entgeiſterung. — Shakespeare's Dramen. — nſte Stimmung. — Das Grab. — Juden und Mohammedaner als rchenbauer. — Vielverbreiteter Irrthum. — Stalaktitenhöhle. — pten als Schwalben. — Gottfrieds und Balduins Sarkofage. — ffeeküche. — Golgata verkleidet. — Raritätenkabinet. — Der Erfinder des Tätowirens.

Wer ſollte in Jeruſalem ſein und nicht das Verlangen ha- : auch die Grabkirche zu ſehen? Der jüdiſche Pilger aber, nn er ein hiſtoriſches, oder künſtleriſches Intereſſe daran hat, :f es nicht wagen, ſich auf die der Chriſtenheit ſo heilige ätte zu begeben.

Es ſcheint dieſer Fanatismus kein kluger zu ſein. Nirgend hr als in Jeruſalem ſuchen die Chriſten Juden zu bekehren. nn ſie dieſelben nun gewaltſam von der Grabeskirche entfernt ten, ſo geſchieht dies gewiß zu geringerer Befriedigung der kehrungsluſt. Oder iſt man der Meinung, daß ſich die Juden n um ſo weniger bekehren ließen?

Ein ſeltſamer Widerſpruch iſt es freilich, daß es die Chriſten ht ſtört, wenn der durch ſein Religionsgeſetz unverſöhnliche ind des Chriſtenthums, der Mohammedaner, durch die Kirche i und ungehindert geht, während der Jude nicht einmal dem rplatze, oder den der Kirche zunächſt anliegenden Gaſſen ſich hern darf. Das Verbot der Chriſten iſt übrigens überflüſſig, n der in Jeruſalem ebenfalls fanatiſchere Jude betrachtet eine rche als einen unreinen Ort, dem er nur, wenn er nicht an- s kann, mit Scheu ſich nähert.

Ich mußte zu sehr früher Morgenstunde, wo kaum ein Besucher in der Kirche ist, sie betreten, der mohammedanische Kawaß des österreichischen Consulates begleitete mich. Auf dem schön gepflasterten Vorplatze mußte ich warten; der Kawaß ging die Pforte, vor welcher mehrere Arme beteten, öffnen zu lassen. Ich war allein und konnte ungestört die schöne, wenn auch künstlerisch nicht einheitliche Façade betrachten. Eine der Kirche unmittelbar angebaute Gärberei verbreitete den einer solchen eigenthümlichen Duft. Zwei Männer kamen aus dem Gebäude und schütteten, unbekümmert um den Platz, aus einem Kübel weiße ausgelaugte Lohe. Der Kawaß kam, nachdem ich längere Zeit gewartet hatte, und das hohe Portal wurde aufgemacht. So war ich denn nach anderthalb tausend Jahren der erste Jude, der diese Räume betrat, oder doch davon Kunde giebt.

Immer wieder, wenn wir einem großartigen Monumente gegenüber treten, vorzüglich wenn Religion und Geschichte es ehrwürdig machen, wenn es die Fantasie in verklärender Ferne sich wiederholt aufbaute, tritt eine ankühlende Enttäuschung ein.

So erlebte ich es vor der St. Peterskuppel in Rom, vor der Akropolis in Athen, vor den Piramiden in der Wüste. Da Alles wölbte und giebelte sich höher und fantastischer empor und war von einem Glanze und einem heiligen Hauche umwebt, der die noch so kühnen Wölbungen, die mächtig ragenden Säulen und Bogen in der Wirklichkeit nimmermehr haben. Geistvolle Schilderungen der Grabkirche, die ich gelesen hatte, brachten eine ungleich fantasievollere Wirkung in mir hervor, als sie selbst.

Ich liebe es nicht Shakespeare's Tragödien — geschrieben Dome — dargestellt zu sehen. Die Coulissen und Soffitten verengen und verkleinern die Szene und die Gestalten. Beim Lesen aber, wo die Handlanger, welche die Coulissen vor- und rückwärts schieben, nicht stören, ist die weite Welt als Hintergrund der Handlung zu sehen. Es sind die ewigen Berge selbst die Coulissen, die hochfliegenden Wolken mit ihren Sonnenstralen und Blitzen die Soffitten; der Königssaal und die wilde Schlucht sehen so großartig und prächtig, so schwarzgrün und schauerlich der

dem Auge der Fantaſie, wie ſie niemals ein Dekorazionsmaler lebendig machen kann.

Noch tönen Taſſo's Geſänge, die Verſe Klopſtock's, wie Orgeltöne feierlich in meinem Ohre, noch vernehme ich die Verzückungen Chateaubriands und um auch Anwiderndes zu nennen, die andächtelnden Phraſen Lamartine's, die ſie dem welthiſtoriſchen Grabe zu Ehre anſtimmten; eines Grabes, das allein hunderttauſende Leben der Kreuzfahrer wert ſchien, um es zu erobern. Und haben wir es nicht ſelbſt erlebt, welchen unheilvollen, zu keinem Siege führenden Krieg die heiligen Stätten heraufbeſchworen haben? So trat ich, wenn auch anders denkend und glaubend, doch mit jener achtungsvollen Scheu, die ein hiſtoriſch ehrwürdiges, architektoniſch intereſſantes Bauwerk in uns wach ruft, an daſſelbe heran.

Ich werde weder eine geſchichtliche noch kunſthiſtoriſche Schilderung der Grabkirche hier verſuchen und die tauſend und aber tauſend Beſchreibungen derſelben nicht vermehren. Ich werde die Gedanken, die in einem Juden, gerade in dieſer Kirche auftauchen, nicht niederſchreiben, weil ſie kaum unbefangen aufgenommen werden dürften, ich werde nur einen ſkizzirenden Umriß der Kirche, wie ſie ſich in meinen Augen ſpiegelte, verſuchen.

Durch ein hohes Portal eingetreten, wurde ich auf eine ſchöne Marmorplatte aufmerkſam gemacht, auf der Jeſus Chriſtus von Joſef von Arimathia geſalbt worden ſein ſoll. Weiter vorſchreitend, befand ich mich unter der kühn gewölbten Kuppel der Kirche, die auf ſechzehn gewaltigen Säulen ruht, durch die ſich zwei Galerien in der Höhe hinziehen. Die Rotunde mit buntem Marmormoſaikboden beträgt etwa ſiebzig Fuß im Durchmeſſer. Die Kuppel iſt, wie die im Pantheon zu Rom in der Mitte offen, ſo daß der Himmel herein ſieht; aber ſie zeigt ihn nunmehr auch an vielen andern Stellen, wo nämlich das Kupfer von Roſt durchfreſſen, oder von den Griechen mit Abſicht zerſtört iſt. Dieſe wollen den Bau durchaus notwendig machen, ihn auf ihre Koſten führen und ſo ihren Anſpruch an den Beſitz der Kirche erhöhen. Von der den Griechen angehörenden Terraſſe allein kann man auf

die Kuppel gelangen, und es fällt auf, daß ſie an dieſer Seite zumeiſt zerſtört, während die den Stürmen preisgegebene Nordſeite, die aber nicht zugänglich, faſt unverſehrt iſt. Durch die Fugen und Löcher zwitſcherten jene Vögel, deren ſich Venus zu ihrem Geſpanne bedient, gleichſam daran mahnend, daß die heidniſchen Römer hier zum Hohne der Chriſten einen Tempel dieſer Göttin aufgerichtet haben. Eine Sekte gewährt der andern die Freiheit nicht, das Dach der Kuppel auszubeſſern, weil jede fürchtet, daß dadurch der anderen ein größeres Eigenthumsrecht an der Kirche erſtehe.

„Wir hoffen" ſagte mein italieniſch erklärender Führer, „der Großſultan werde die Kuppel neu eindecken laſſen."

Seitdem der Beherrſcher aller Gläubigen, dem es ein Religionsgeſetz iſt, das Kreuz mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Großkreuze der chriſtlichen Könige auf der Bruſt trägt, iſt er auch allerdings geeignet, gleichſam ein Patron der heiligen Grabkirche, ſie großmütig eindecken zu laſſen.

Sind nicht auch die Giebel an der St. Stefanskirche in Wien zu großem Theil von geldbeitragenden Juden gebaut? Wie ſich doch die Zeiten wandeln! An faſt jeden mittelalterlichen Dombau knüpft ſich irgend eine Sage, wie der Teufel ſelbſt in irgend einer Weiſe den frommen Bau, wenn auch widerwillig fördern mußte. Der Teufel hat in unſeren Tagen menſchliche Geſtalt angenommen. Juden und Mohammedaner bauen chriſtliche Kirchen aus.

Es ſcheint uns hier die Stelle geeignet, einen Irrthum chriſtlicher Pilger aufzuklären, der in Wort und Schrift wiederholt ausgeſprochen worden iſt, daß die heiligſte Stätte der Chriſtenheit ſich im Beſitze der Mohammedaner befinde. Dem iſt nicht ſo! Die türkiſche Regierung nimmt durchaus keinen Einfluß auf den chriſtlichen Beſitz, dieſer iſt außer allem Zweifel und unangetaſtet.

Die Thatſache iſt folgende: Drei mohammedaniſche Familien haben ſeit Jahrhunderten, um es ſo zu nennen, das Pförtnerlehen bei der Kirche. Um Unordnungen zu vermeiden, hält nur

eine dieſer Familien den Schlüſſel und theilt mit der anderen den kleinen Pförtnerlohn von 60 Para d. i. 7 Kreuzer fürs Aufſperren. Wenn das große Thor geöffnet wird, ſind 70 Piaſter und wenn es den ganzen Tag freien Zutritt gewährt, 100 Piaſter zu bezahlen.

Aber ich geſtehe, daß ſelbſt dies mir als frevelhafte Parodie des Hälters der Himmelsſchlüſſel erſchien. Als ich gegen einen katholiſchen Prieſter in Jeruſalem mein Befremden darüber äußerte, erhielt ich die frappante Antwort: „Danken wir Gott, daß dem ſo iſt. Jeder der es mit der Würde und Heiligkeit der Religion gut meint, müßte darum bitten, wenn es anders wäre. Wie der trojaniſche Krieg um die heilige Helena, der wir die Auffindung des heiligen Kreuzes verdanken und die bei uns begraben liegt" fuhr er im ſeltſamſten Anachronismus befangen, zu reden fort, „würde unter den chriſtlichen Sekten der Kampf um den Schlüſſel beginnen. Welche entehrenden, vielleicht blutigen Schauſpiele würden ſich abſpielen! Endlich iſt die Kirche ſelbſt durch einen mohammedaniſchen Pförtner vor dem Fanatismus der Mohammedaner am beſten geſchützt."

Wir waren an eine offene marmorne Kapelle herangetreten, die in der Rotunde ſteht und von der Kuppel hoch überwölbt iſt. Ich trat in einen von fünfzig ſilbernen Lampen, die an ſilbernen Ketten hängen, erhellten Raum. Unter dieſer Lichtglorie iſt ein Stein, den die Legende als jenen bezeichnet, auf welchem der Engel ſaß und verkündete, daß Chriſtus nicht mehr im Grabe zu finden ſei. Aus dieſer Kapelle, dem Eingange gegenüber, trat ich, durch eine kleine niedere Oeffnung mich tief beugend, in einen dunkeln engen Raum, wo ſich ein ſechs Fuß langer marmorner Grabtrog befindet, dies iſt das Grab Chriſti.

Ernſte und ſcharfſinnige Forſcher haben in neuerer Zeit bewieſen, daß alle dieſe Stätten nicht diejenigen ſind, als welche ſie bezeichnet werden, und daß die wirklichen unbekannt ſind. Selbſt ein katholiſcher Prieſter, der ironiſch poetiſche Alban Stolz, wenn er von all den Stätten ſpricht, erlaubt ſich überall das zweifelnde „ſoll".

Eine in Legenden und Sagen ſchwelgende Fantaſie iſt überall hier einer wunderſeligen Andacht der aus der Ferne heran Pilgernden entgegen gekommen. Ein pſychologiſch denkendes, verſtändnißinniges Mönchsgeſchlecht that übrigens gut daran, den nach ſichtbaren Gegenſtänden und Erinnerungsmalen ſich ſehnenden frommen Pilgern ſolche zu zeigen. Einfache, äußerer Anregungen bedürfende, kindlicher Einfalt volle Menſchen werden durch ſie zu elegiſcher Andacht geſtimmt, zu ſeliger Inbrunſt entflammt.

Ich ſtand einſt in einer großartigen Unterwelt. Alabaſterblanke Stalaktiten ſpiegelten magiſch den roten Glanz der Fackeln. Bald trat ich in einen Raum, den der Führer einen Dom nannte. Wir ſchritten die Stufen zu einem eisfunkelnden Throne empor, dann gingen wir Säulenfluchten entlang und blieben vor Altären ſtehen, über die herab weiße Baldachine von unſeren Fackeln rot verbrämt hingen, und wieder zeigte man ein pfeifenähnliches Gebilde, als eine lautloſe Rieſenorgel. Dieſe Benennungen entſprachen freilich nicht ganz den Gegenſtänden, eine willige Fantaſie ließ ſich jedoch leicht anregen, um weiter zu bauen, Manches wegzudenken, und es entſtand eine den Gebilden entſprechende Stimmung, die ſich bald in einer Kirche, in einem königlichen Palaſte, oder vor Obelisken träumen mochte.

So mag es dem frommen chriſtlichen Pilger in der Grabkirche ergehen. Er erhält eine poetiſch erfundene Szene für alle Geſtalten und Gruppen der ihm heiligen Geſchichten, die Illuſtrazion der Urbegebenheiten des Chriſtenthums, ein marmornes Bilderbuch mit blauen, goldenen und ſilbernen Inizialen und Arabesken. Jedenfalls verehrt die Chriſtenheit ſeit anderthalb tauſend Jahren dieſe Stelle als das Grab Chriſti und ſo mag ſie, wie ein Denkmal, das den Todten nicht birgt, aber ihm zum Gedächtniß errichtet worden iſt, von gläubig Verehrenden begrüßt, aber von den ſich anfeindenden Sekten wenigſtens mit keinem Blute befleckt werden.

Wir belächeln mitleidig die tanzenden, oder die heulenden Derwiſche, oder diejenigen, die ſich unter die Füße des über ſie wegreitenden Sultans werfen.

Wie groß erscheint ein so crasses Barbarenthum gegen das Thun der Christen, die sich an dem ihnen heiligsten Grabe, am Sarkofage Christi, erschlagen, um an dem jährlich regelmäßig vom Himmel fallenden Feuer am Ostertage, zuerst die Kerze anzuzünden, oder dergleichen. An der Seite der Kapelle befindet sich die Oeffnung, durch die das Feuer sehnsuchtsvoll Andächtigen heraus gereicht wird. „Dieses Wunder", erklärte mir mein katholischer Führer, „machen diese Herätiker nur um mehr Geld von den Pilgern zu bekommen." In naiver Redseligkeit erzählte er mir auch, daß sich Pilger von den Herätikern gegen eine fromme Geldspende die Erlaubniß erbitten, mit ihren Frauen, deren Ehe nicht gesegnet ist, über Nacht in der Grabkirche eingesperrt beten zu dürfen. Und die Frauen ziehen dann von Hoffnung beseelt in ihre Heimat zurück.

Rührend erschien mir an der äußeren Rückwand der Grabkapelle der kleine hölzerne Altar der armen Kopten, wie das Nest eines aus weiter, weiter Ferne herübergezogenen Vogels, das einem mit vergoldeten Gebälken gezierten Marmorpalast angebaut ist. Diese demutvolle Armut schien mir besser zu dieser Stätte zu passen, als all der Prunk der armenischen und der griechischen Kirche, welch letztere in ihrer Mitte durch eine Säule den Mittelpunkt der Erde, symbolisch wohl sich selbst bezeichnend, zeigt.

Wir gingen dann in der weiten labyrintischen Kirche, die eigentlich aus vielen Kirchen und Kapellen besteht, die bald nebeneinander, bald hoch oben und wieder unten tief hin gebaut sind, umher: Zum Gefängnisse Christi, zur Stelle, wo er verspottet wurde, wo die römischen Soldaten um seine Kleider gewürfelt haben, wo Maria weilte, indeß ihr Sohn gerichtet ward, zur Longinuskapelle und dreißig Stufen hinab zu der der heiligen Helena. Hier ließ in neuester Zeit der Erzherzog Ferdinand Max statt eines alten hölzernen, einen marmornen Altar stellen, auf dem sich die Gestalt der heiligen Helena, das Kreuz in den Armen haltend, erhebt.

In der Kirche der Lateiner, deren Wänden entlang gebräunte Chorstühle stehen, wehte uns, unangenehm abwehrend, eine entsetz-

liche Ausdünstung entgegen; sie kommt aus einem anstoßenden Gange wo — doch die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben. Ein Mosaikkreis bezeichnet die Stelle, wo Christus Magdalenen als Gärtner erschienen sein soll. Das Altarbild ist, wie alle Bilder in der Grabkirche, völlig unbedeutend und auffallen muß es, wie die sich gern schmückende Kirche gerade in einer, die der ganzen Christenheit angehört, nicht ein wahres Kunstwerk aufzuweisen hat. Gibt es, wenn auch keinen Giotto, Cimabue, Gian Bellino oder Kranach, keinen frommen Maler mehr?

Der Franziskanermönch, der sich hier befand, geleitete mich nach freundlichster Begrüßung in die Sakristei und zeigte mir, sie aus einem hölzernen Kasten hervorholend, die schwere goldene Kette, die Sporen und das lange wuchtige Schwert Gottfrieds von Bouillon, dessen schwarz eiserner Griff Spuren ehemaliger Vergoldung zeigt. Ich zog es aus der modernen, rotsaffianen Scheide und schwang es, mit ernstem Gedankengruße, gegen die Stelle, wo ehemals die Sarkofage des ritterlich romantischen Helden und seines Bruders Balduin in einem dunklen Gange sich befanden. Als nach dem Brande der Kirche im Jahre 1808 die Griechen die Kirche wieder aufbauten, sah man die mit lateinischen Inschriften gezierten und vom Brande verschonten Sarkofage fortragen. Nach einer in Jerusalem verbreiteten Meinung sollen sie noch im griechischen Kloster verborgen liegen, oder vandalisch zertrümmert und die Asche des Helden zerstreut sein, der das Grab ihres Heilands aller Christenheit erobert hat. An der Stelle, wo ehemals die Sarkofage standen, sind steinerne, mit Strohmatten bedeckte Bänke angebracht, die zum Ruhen einladen.

Im Hintergrunde dieses Ganges befindet sich eine kleine Kaffeeküche und wird dem Gaste orientalisch höflich ein Täßchen Mokka angeboten. Mich widerte diese Höflichkeit an diesem Orte unsagbar an.

Der Franziskaner führte uns hierauf Treppen empor, zu kleinen Zellen, die in krummen winkeligen Gängen angebracht sind, in denen immer einige Mönche des lateinischen Klosters Wache halten, Buße thun und fasten. Sie dürfen drei Monate lang die

Zellen nicht verlaſſen, bis ſie von Brüdern abgelöſt werden. Ein dieſen Zellen angebauter Stall, in welchem ein Mohammedaner Pferde hält, macht dieſe von üblen Dunſt erfüllten Räumlichkeiten für jeden Beſucher ekelhaft. Wir entfernten uns ſo raſch als möglich.

In die Hauptkirche zurückgekehrt, ſtiegen wir eine Treppe wieder empor und ſtanden in einer kleinen Kirche, deren Decke auf einem Pfeiler ruht, zu deſſen jeder Seite ein Altar iſt. Wir ſtanden auf Golgata. Aller Fels iſt rings umher reich mit Marmor verkleidet; eine ſilberne Platte unterbricht an einer Stelle den Marmor. Empor gehoben zeigt ſie den Spalt im Felſen, der durch das Erdbeben bei Chriſti Tod im Felſen entſtanden ſein ſoll.

Wenn es auch hier gelehrte Forſchung unwiderleglich dargethan hat, daß dies nicht die Stätte, wo Chriſtus gerichtet worden iſt; ſo wird ſie doch von Gläubigen dafür gehalten und von Denkern ſymboliſch betrachtet. Darum ſollte dieſer Fels nicht um- und verbaut ſein. Es wäre freilich von ihm keine Spur mehr auf Erden, denn welcher Pilger von den tauſenden und aber tauſenden würde nicht, wenn ein noch ſo kleines Fragment, als Reliquie mitgenommen haben. Aber der Eindruck und die poetiſche Gewalt iſt verloren. Der Fels, auf dem, wie ihn der Talmud bezeichnet, „jener Mann“ gerichtet wurde und den die tiefer denkenden Juden als „Heidenapoſtel“ anerkennen, den eine Milliarde Menſchen als ihren Erlöſer anbetet, ſollte nicht ſo verſteckt, unanſehnlich und faſt unſichtbar gelaſſen werden. Dieſer Fels müßte frei in nackter Einſamkeit, wie der des „göttlichen Dulders“ Prometheus, oder doch wie der des kettenſchmiedenden modernen Titanen im Weltmeere, emporragen, eine Piramide in der Wüſte der Welt! Dieſer Fels, wenn er der wirklich hiſtoriſche wäre, würde den Vandalismus zur Großartigkeit erheben: den Rieſenbau der Grabkirche ringsum abzubrechen und die marmornen Trümmer in weitem ehrfurchtsvollen Kreiſe, als umfaſſenden Ring über die Berge Jeruſalems zu ſchleudern.

Ich wurde von meinem Führer durch alle dieſe Räume, ich darf das Wort brauchen: gehetzt. Er mochte gerne, ſobald als

möglich ſein Geſchäft, für das er fünf Franken zu bekommen hatte, vollendet haben und ſeine eintönige eingelernte Art zu erklären, war geradezu eine widerliche. Ich empfing zu meinem Leid den Eindruck eines zwar großartigen, aber nur eines Raritätenkabinettes. Meine geſpannte Erwartung, meine erhöhte Stimmung, mit denen ich gekommen war, wichen einer geiſtigen und körperlichen Abſpannung, zu der eine Aufgeregtheit über ein für mich immerhin bedenkliches Unternehmen noch mehr beigetragen haben mochte. Muſſa, der Kawaß, vertraute mir ſpäter, es habe ihn der Führer, weil er mich keinerlei chriſtlich übliche Verehrung den heiligen Stätten bezeigen ſah, beſorgt gefragt: ob ich denn kein Chriſt ſei? Er habe ihn aber mit der Auskunft beruhigt: ich ſei ein närriſcher Engländer und dieſes Volk, wenn auch chriſtlich, ſei ein herätiſches.

Durch das Portal hinaus tretend, ſaß der mohammedaniſche Pförtner mit einigen Freunden gekreuzter Beine auf einem Teppich, behaglich Rauchwolken blaſend, die ſich in die Kirche hinein verzogen, und Kaffee trinkend. Hier verzehrt er auch ſein Mahl, das ihm aus den Klöſtern geſendet wird.

Vor der Kirche wurde ich von zwei Männern angeſprochen, ob ich nicht irgend ein Heiligenbild mir auf den Arm tätowiren laſſen wolle?

Die heilige Schrift verbietet mit klaren Worten das Tätowiren: „Ihr ſollt nicht eingeätzte Schrift an euch machen.“ Die moslemitiſche Legende läßt, im Gegenſatze zu dieſem Verbote, keinen Anderen als den König David ſelbſt das Tätowiren erfinden. Als dieſer, erzählt ſie, den Verrat an Uria begangen hatte, ergriff ihn tiefe Reue darüber. Um den ſchmerzlichen Ausdruck derſelben ſich für das ganze Leben gegenwärtig zu halten, ritzte er ſich mit ſcharfem eiſernen Griffel die Selbſtanklage in Arme und Beine. Seitdem iſt es im Morgenlande Sitte, daß Pilger nach Jeruſalem und Mekka ihrem Leibe die Jahreszahl ihrer Pilgerfahrt

oder einen Koranspruch einätzen. Es artete dieser fromme Gebrauch später aus und Verliebte brannten ihren Armen rote Herzen, wohl auch ganze Liebesgasele ein. Die Beduinenweiber tätowiren noch heutzutage ihre Lippen blau, oder einzelne Male auf Stirne, Kinn und Wangen, als unvertilgbare Schönheitspfläſterchen. Die Kreuzfahrer brachten die Sitte ins Abendland, wo ſie ſich bisheute noch unter Soldaten und Wanderburſchen und — Pilgern nach Jeruſalem erhalten hat.

Das öſterreichiſche Hoſpiz.

Schutträthſel für Archäologen. — Wolken kommen. — Schiebtruhen. — Entdeckte Grotten.

Vom öſterreichiſchen Conſulatsgebäude, das auf einer Anhöhe am Damaskusthore ſteht, abwärts in der Spitze des ſtumpfen Winkels, den die Damaskusſtraße und die Via dolorosa bilden, wird das öſterreichiſche Hoſpiz für Pilger und für Kranke gebaut.

Ein ganzer Berg von Schutt mußte abgetragen werden, bis man auf einen ſteinigten Grund gelangte. Der Schutt durfte aus beſonderer Begünſtigung des Paſcha's unmittelbar vor dem Damaskusthore ausgeſchüttet werden. Schon erhoben ſich anſehnliche Hügel deſſelben, die künftigen Räthſel für archäologiſche Kombinazionen. Ich ſah der Arbeit der Araber oft zu, die faſt immer unter Singen gethan wird. Eines Tages ſangen ſie: „Wolken kommen!“ und hörten nicht auf, dieſe zwei Worte den ganzen Tag ſingend zu wiederholen. Ein Arbeiter gab mit dieſen Worten das Signal, daß der ihnen verhaßte, chriſtliche ſtrenge Aufſeher nahe. Ein anderes Mal beginnen ſie, wenn der Baumeiſter kommt, etwa: „Sei gegrüßt, o Herr!“ Und dieſe Worte bleiben der Liedestext für den ganzen Tag. Ich konnte zu jeder Zeit und ſelbſt wenn die Arbeiter in heißeſter Sonnenglut die ununterbrochene Arbeit verrichteten, volle Heiterkeit unter ihnen bemerken.

Großes Vergnügen bereiteten die ihnen neuen Schiebtruhen mit Rädern zur Wegſchaffung des Schuttes. Es gab ein förmliches Wettrennen damit. Dazwiſchen bewegten ſich pflegmatiſche

langweilige Kameele, denen die Steinlaſten gleich ſchwer zu beiden Seiten angehängt werden. Kleine Eſel mit Kalk, Waſſerſchläuchen und dergleichen erheben oft ihr grelles Schreien und trotten, angetrieben, munterer zwiſchen her.

Eines Tages wurden wir mit der Nachricht überraſcht, es ſeien unterirdiſche Stuben entdeckt worden. Unſere Neugierde war ſehr geſpannt und wir ſtiegen auf Leitern in den Unterbau des Hoſpizes. Wir befanden uns da in einer mannhohen Grotte mit fünf aus dem Felſen gemeißelten, mit ihm zuſammenhängenden Säulen, davon zwei viereckig ſind, drei wie verſteinerte Baumſtämme ausſehen. Zwei Fenſter und eine Thüre waren mit Steinen verlegt. Im ſteinigten Fußboden, nahe den Wänden, ſind runde Löcher, wie zum Durchzuge von Stricken beſtimmt, ausgemeißelt, daher die Araber die Grotte für einen Pferdeſtall hielten. Uns ſchienen es vielleicht die Behältniſſe für wilde Thiere, die für den Zirkus eines römiſchen Imperators hier gehalten worden ſind. Die Koſten einer weiteren Ausgrabung, ſo anreizend ſie war, durften nicht gewagt werden, und ſo iſt eine vielleicht ſehr intereſſante Entdeckung für Jahrhunderte wieder verloren; nur ſoviel ſchien ſich feſtzuſtellen, daß dieſe Baulichkeiten unter dem Niveau der Via dolorosa ſich hinziehen und die ohnehin willkürliche Annahme derſelben monumental widerlegen möchten. Eine zweite, dem Damaskusthore nähere Grotte iſt höher, aber kleiner, der Boden mit zollgroßen Steinen moſaikartig gepflaſtert; auf demſelben lagen zwei Stücke prächtig weißen Marmors, davon ich, wie auch ein Moſaikfragment, durch die Güte des Herrn Endlicher mit in die Heimat brachte.

Das Kreuzkloſter.

Marmorbrüche für des Hoſpiz. — Weiß-Rot. — Sparſamkeit am unrechten Orte. — Die Bundeslade. — Bauſtil. — Schulen und Schlafhallen. — Tolles Pferd.

Graf Pizzamano hatte die Freundlichkeit, mir ſeinen arabiſchen Rotfliegen-Schimmel, einen Paßgänger, ſatteln zu laſſen und ich ritt, als wir aus den Grotten heraufgekommen waren, in Begleitung des Herrn Endlicher zu dem Kreuzkloſter. Am Damaskusthore meldete der Kawaß unſern Hinausritt an, um, wenn wir nach ſieben Uhr etwa erſt zurückkehren ſollten, das Thor noch offen zu finden. Wir ſprengten durch eine mit Oelbäumen bepflanzte Thalſchwingung, zur Linken die Stadtmauer gegen das Jaffathor hinauf und gelangten zu den Steinbrüchen, aus denen das Hoſpiz die Steine holt. Es iſt ein poetiſcher Gedanke des Architekten, daß er die Fronten des Gebäudes ſchichtenweiſe mit rotem und weißem Marmor, den öſterreichiſchen Farben, bekleiden und nur zu beklagen iſt es, daß eine ängſtliche Sparſamkeit die Ausführung eines großartig gedachten Baues hemmt. Es ſollte nicht vergeſſen werden, daß es der öſterreichiſche Klerus, daß es Oeſterreich iſt, das nach ſechs Jahrhunderten zum erſten Male wieder in der heiligen Stadt Fuß faßt und nicht zurückſtehen darf hinter den monumentalen Werken Englands und Preußens. Freilich hatte der urſprünglich ohne Lokalkenntniß voreilig entworfene Koſtenüberſchlag von 60,000 Gulden ſchon das Doppelte erreicht, ohne daß mehr als die Wegräumung des Schuttes und die Grundmauerung möglich geweſen wäre.

Am offenen mohammedaniſchen Friedhofe vorbei, über ſteinige

Felder, auf denen verſtreut Olivenbäume grau grünen, in eine Thalſchlucht einlenkend, hielten wir nach zwanzig Minuten vor dem Kloſter. Auf einer der kleinen Anhöhen des zurückgelegten Weges, erzählt Geramb, ſoll die Bundeslade geſtanden haben. Wann und aus welchem Anlaſſe gibt der abenteuernde Fantaſt nicht an. Das Kloſter ſteht an der Stelle, wo der Stamm zum Kreuze für Chriſtus gefällt worden ſein ſoll.

Es iſt ſchwer, den Bau dieſes Kloſters zu ſchildern. Weite Höfe, freie Treppen, auf und nieder, große Säle, Erker, ein im Bau begriffener Glockenthurm, bogenüberwölbte Hallen, freie Terraſſen; alles ſcheint ohne Plan und zufällig entſtanden zu ſein, und gewährt eben dadurch ein fantaſieanregendes Bild. Nur ein architektoniſch meſſendes Auge könnte ein ordnendes Geſetz in dieſem modernen arabiſchen Baue erkennen.

Wir ſahen zwei Lehrſäle, wo Knaben in Elementargegenſtänden, Religion, Geographie und Sprachen Unterricht erhalten und wurden hierauf in die wohleingerichtete luftige Schlafhalle der Zöglinge und in den Speiſeſaal geführt, wo in muſterhafter Ordnung für das Abendmahl der Mönche und Zöglinge die Tiſche gedeckt waren.

Auf dem Rückwege hatte ich Mühe, das feurige Pferd zu bändigen. Jagend und über Gräben ſetzend, brachte ich es, mit ſtarker Fauſt die Zügel kürzend, nur dahin, daß es ſich bis zum Ueberſtürzen bäumte. Ich wünſchte mir in dieſem Momente die Schenkelkraft Gottfrieds von Bouillon, der jedem Pferde mit ihr die Rippen einbrechen konnte. Eine uns entgegenkommende Schaar von Kloſtereleven mit den ſie begleitenden Mönchen ſchien es zur Ruhe zu bringen. Ich hörte ſpäter, daß das ſonſt treffliche Pferd zuweilen tolle Launen habe, die ſelbſt dem geübteſten Reiter das Leben koſten können.

Die Dunkelheit hatte uns, wie immer im Morgenlande, plötzlich überfallen. Die vor dem Jaffathore Luſtwandelnden erſchienen im Abſtich zu dem noch roten Abendhimmel ſchwarz und größer. Die weiten Gewänder flatterten im Abendwinde und gaben der ganzen Szene ein fantaſtiſches Anſehen.

Das griechiſche Kloſter.

Ein ſilbernes Herz. — Ein geweihtes Kruzifix. — Abgelehnte Spende. — Ein berühmter Vater.

Eine geiſtvoll anmutige ſerbiſche Dame in Wien, deren Herz damals bedrängt ſein mochte, ließ eines aus Silber formen, als Weihgeſchenk für die heilige Grabkirche. Sie bat mich, es dem griechiſchen Kloſter zu übergeben. Mein Name war als der des überbringenden Pilgers in das Herz gravirt, und da ich vom griechiſchen Patriarchen Jeruſalems, der ſeit Jahren ſeinen Sitz in Konſtantinopel hat, ein Empfehlungsſchreiben zu überreichen hatte, wurde mir der Beſuch, den ich nur bis nach Beendigung meiner Miſſion verſchoben hatte, um ſo leichter. Dr. Fränkel begleitete mich.

Wir wurden von den Prieſtern, deren edel geformte Köpfe und ſchöne Geſtalten auffielen, auf das Freundlichſte empfangen, ſie wußten, daß ich Jude ſei und fanden nichts Störendes darin, daß ich der Ueberbringer eines Weihgeſchenkes, auch ein ſchön aus Lindenholz geſchnitztes Kreuz eines Freundes mit der Bitte überreichte, es auf dem heiligen Grabe zu weihen. Ein Prieſter wurde in die Grabkirche, die eigends aufgeſperrt werden mußte, geſendet, um das Herz am Altare zu befeſtigen und das Kreuz zu weihen.

Wir empfingen unterdeſſen Tſchibuk und Kaffee, ſüß eingeſottene Früchte, Liqueur und friſches Waſſer. Der Stellvertreter des Patriarchen ſchrieb mir eine griechiſche Quittung über den Empfang des ſich opfernden Herzens, wobei er viele Mühe hatte, meinen Namen richtig zu ſchreiben, wie denn das Schreiben überhaupt

keine ſehr geläufige Beſchäftigung ſchien. Als ich für das Aufſperren der Grabkirche und das Weihen des Kreuzes, durch meinen Begleiter aufmerkſam gemacht, eine kleine Geldſpende für die Kirche überreichen wollte, wurde ſie mit den Worten abgelehnt: „Wir ſind Dir verpflichtet für das Weihgeſchenk, das Du zu uns aus weiter Ferne gebracht haſt. Der Name der frommen Dame iſt mir nicht unbekannt, Gott ſegne ſie und ihren in der Welt berühmten Vater!“ Wir ſchieden in der freundlichſten Art; etwa zwölf Prieſter gaben uns das Geleite.

Das armeniſche Kloſter.

Marmor und Farbenpracht. — Bilder ohne Wert. — Straußeneier als Guirlanden.

Eine gleich freundliche Aufnahme, wiewohl ich dahin keine Empfehlung hatte, fanden wir im Kloſter der Armenier. Es bildet mit ſeinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terraſſen, ſeiner Kirche und einem Garten faſt einen Stadttheil.

In der Wohnung des Patriarchen, der eben abweſend war, wurden uns auf ſilbernen Geſchirren die üblichen Erfriſchungen gereicht. Die Wände des hohen und weiten Saales, in dem wir uns befanden, prangen in Farben und Marmor. Ein kunſtreich aus Alabaſter gemeißelter Brunnen, ſchön geformte blanke Meſſinggitter fallen beſonders auf, der Eſtrich iſt bunter Marmormoſaik. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht. Noch reicher iſt die Kirche mit Marmor, Gold und Perlmutter geſchmückt. Die Bilder jedoch ſind alle ohne Kunſtwert. Eigenthümlich waren vor einem Altare Guirlanden von leeren Straußeneiern, wie Rieſenperlen an rotſeidenen Schnüren als Zierde angebracht. Ein eben im Baue vollendetes Hospital, welches im erſten Stockwerke ein Längenviereck bildet, wird zur Aufnahme von hundert Knaben Raum bieten.

keine sehr geläufige Beschäftigung schien. Als ich für das Aufsperren der Grabkirche und das Weihen des Kreuzes, durch meinen Begleiter aufmerksam gemacht, eine kleine Geldspende für die Kirche überreichen wollte, wurde sie mit den Worten abgelehnt: „Wir sind Dir verpflichtet für das Weihgeschenk, das Du zu uns aus weiter Ferne gebracht hast. Der Name der frommen Dame ist mir nicht unbekannt, Gott segne sie und ihren in der Welt berühmten Vater!“ Wir schieden in der freundlichsten Art; etwa zwölf Priester gaben uns das Geleite.

Das armenische Kloster.

Marmor und Farbenpracht. — Bilder ohne Wert. — Straußeneier als Guirlanden.

Eine gleich freundliche Aufnahme, wiewohl ich dahin keine Empfehlung hatte, fanden wir im Kloster der Armenier. Es bildet mit seinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terrassen, seiner Kirche und einem Garten fast einen Stadttheil.

In der Wohnung des Patriarchen, der eben abwesend war, wurden uns auf silbernen Geschirren die üblichen Erfrischungen gereicht. Die Wände des hohen und weiten Saales, in dem wir uns befanden, prangen in Farben und Marmor. Ein kunstreich aus Alabaster gemeißelter Brunnen, schön geformte blanke Messinggitter fallen besonders auf, der Estrich ist bunter Marmormosaik. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht. Noch reicher ist die Kirche mit Marmor, Gold und Perlmutter geschmückt. Die Bilder jedoch sind alle ohne Kunstwert. Eigenthümlich waren vor einem Altare Guirlanden von leeren Straußeneiern, wie Riesenperlen an rotseidenen Schnüren als Zierde angebracht. Ein eben im Baue vollendetes Hospital, welches im ersten Stockwerke ein Längenviereck bildet, wird zur Aufnahme von hundert Knaben Raum bieten.

Das abiſſiniſche Kloſter.

Armut und Pracht. — Grab der Kaiſerin Helene. — Schwarze Mönche und Nonnen. — Weißer Bart eines Negers. — Maulbeeren. — Fußkuß.

Wie in der Grabkirche die arme Kapelle der Kopten zur Pracht des Ganzen einen rührenden Gegenſatz bildet, ſo iſt der Eindruck des abiſſiniſchen Kloſters einer Herberge der Armut zu vergleichen, gegenüber den Paläſten der Griechen und der Armenier.

In einem großen Hofraume, deſſen eine Seite durch die Grabkirche abgeſchloſſen iſt, liegen Säulenreſte, theils verſtreut, oder halb zerbrochen aufragend. An den Wänden ſind Bogenanſätze ſichtbar und das Ganze gewährt einen ruinenhaften Anblick. Einige Maulbeerbäume geben Schatten. In der Mitte dieſes Hofes befindet ſich ein kapellenartiger Bau, durch deſſen Fenſter ich in einen dunklen, tiefen, von einer Lampe matt erhellten Raum niederſah, in das vermeinte Grabmal der Kaiſerin Helene. Entlang der Mauern ſind einzelne Stuben, deren Thüren gegen den Hofraum offen ſind und nur ſo Licht erhalten. Dies ſind die Zellen der ſchwarzen Mönche und ſchwarzen Nonnen, die im Schmutze derſelben, in zerlumpten Kleidern rauchend auf dem Boden kauerten, oder im Hofe nicht wie, ſondern als wirkliche Bettler umhergingen. Eine Nonne, die mehr aus Gewohnheit als aus Züchtigkeit ihr ſchwarzes, altes, verfallenes

te, rieb zwiſchen zwei Steinen Weizenkörner zu
nt war mir unter den Mönchen die hier zum erſten
Erſcheinung eines ſchwarzen Menſchenantlitzes mit
vom Greiſenalter gebleichten Augenbrauen und einem
n Barte. Ich wurde von den Mönchen, um ihre
e Gaſtfreundlichkeit aus Armut nicht völlig verleug-
, eingeladen, von den Maulbeeren, die eben reif an
hingen, zu eſſen. Ein kleines Geſchenk, das ich dem
uns umherführte, gab, widerte er durch das Küſſen
e.

Diakoniſſinnen.

Blumen und Dornenkränze. — Die Schweſtern und der Pfarrer. — Kranken- und Schulzimmer. — Weiblicher Apotheker. — Wohlthuende Ordnung.

Einen freundlichern Eindruck machte auf mich das Haus der preußiſchen Diakoniſſinnen. Eingetreten fand ich in einer Stube im Hofraume die Schweſter Charlotte, der ich vom Superintendenten der evangeliſchen Gemeinde in Wien Grüße zu überbringen hatte. Sie war fieberkrank und konnte ſich nur ſpielend mit dem Auftragen trockener Blumen, die an hiſtoriſchen Stätten gepflückt werden, beſchäftigen. Sie war ſo gütig, mir einige mit künſtleriſchem Sinne zuſammengefügte Kränze als Pilgerſpenden für Freunde zu überlaſſen und einen von mir erbetenen Kranz aus Dornen noch beſonders zu winden.

Die Schweſter Roſette führte uns in die Krankenſtuben, wo fünf Betten für Männer und vier für Weiber bereit ſind.

Die Krankenwartung, Apotheke und Küche werden von den Schweſtern beſorgt. In der Schule fanden wir vier Mädchen, die nach den Elementargegenſtänden in Religion, Naturgeſchichte, Geographie, in engliſcher und deutſcher Sprache von einer Schweſter unterrichtet werden.

Im Bibliothekzimmer gab der proteſtantiſche Pfarrer für den der k. preußiſche Conſul Dr. Roſen im Auftrage ſeiner Regierung eben ein Haus um 13,000 Thaler angekauft hatte, einer Schweſter Bibelunterricht.

Das Geſpräch mit den Schweſtern und dem Pfarrer, ſo freundlich es war, bot nichts, was ich als bedeutend oder belehrend in mein Notizbuch eingetragen hätte. Ein verſtändig klares Erfaſſen der Pflichten des Tages, ohne, wenigſtens mir gegenüber, die leiſeſte pietiſtiſche Andeutung ſprach ſich ruhig aus. Das Inſtitut iſt noch räumlich und geiſtig in ſeinen Anfängen begriffen; das Ganze macht den Eindruck wohlthuender Ordnung und duftender Reinlichkeit.

Hareme.

Einrichtung. — Die Frauen. — Eine braune Sklavin. — Naive Fragen. — Herzliches Benehmen. — Zwillinge. — Dichter und die Frauenschönheit.

Herr Dr. Fränkel, der auch in den mohammedanischen Häusern beschäftigte Arzt, verschaffte mir das im Abendlande stets mit sehnsüchtiger Neugierde und mit feinschmeckendem Lächeln besprochene Vergnügen, der Gast eines Harems zu sein. Nachdem ich, ohne eine Gefahr bestanden zu haben, glücklich den weißen, braunen und schwarzen Frauen und Sklavinnen entkommen, und ohne türkische Eifersucht zu erwecken, aus den Haremen zurückgekehrt bin, will ich dieses Paradies des Moslem schildern und einige seiner Geheimnisse verrathen.

Ohne früher angekündigt zu sein, traten wir in das Haus des reichen Effendi Faëdi. Aus einer engen dunklen Vorhalle kamen wir, eine Treppe hoch auf eine offene Terrasse. Hier empfing uns der auf und ab schreitende Herr des Hauses in freundlichster Weise und lud uns ein, ihm in das Frauengemach, das eine Treppe höher gebaut ist, zu folgen.

Oben angelangt, befanden wir uns auf einem kleinen Vorplatze vor einer Thüre. Hier standen mehrere Paare hölzerner Stöckelsandalen und gelber Pantoffel, wie sie Frauen ablegen, um den Teppich der Stuben nicht zu beschmutzen.

Die nicht eben alte, aber gealtert aussehende Frau saß von vier verheirateten Töchtern umgeben, deren eine früher in Naplus wohnhaft, Witwe geworden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Dr. F. wurde wie ein Hausfreund in Europa aufs herz-

lichſte empfangen, faſt mit einer Umarmung, ihm und mir Sitze auf dem Divan angewieſen.

Das Geſpräch wurde arabiſch geführt und bezog ſich auf gemeinſchaftliche, mir fremde Gegenſtände und Verhältniſſe. Ich hatte Zeit, Szene und Perſonen zu betrachten.

Die Stube hatte vier Fenſter, ſtatt der Scheiben waren enge Holzgitter angebracht, die den Blick in die Straße gewährten, ohne daß man von unten herauf bemerkt werden konnte. Entlang den Wänden waren Schuh hohe, breite Divane, mit buntem Ziz überzogen; der Eſtrich mit einem Teppiche belegt. Eine Mauerniſche durch eine geſtrichene hölzerne Thüre zu einem Schranke benützt, unte[illegible]e der Wände.

Die Frauen trugen weite, meiſt farbig geſtreifte Gewänder, die vorn offen, die Bruſt durch einen hell roſenroten, feinſten Schleier ſehen ließen. Das Haupt bedeckte ein Tarbuſch. Augen, Lippen und Wangen geſchminkt, hatten die Geſichtszüge nichts, was ihnen eine beſondere Bedeutung gegeben, oder, wiewohl ſie angenehm waren, Aufmerkſamkeit zugewendet hätte. Die Nägel und die Handflächen waren gelb gefärbt.

Die Frauen zogen von Zeit zu Zeit den Schleier über dem Kinne zuſammen, um ihn gleich wieder fallen zu laſſen, ſo daß dies Thun mehr als ein gewohnheitliches, als abſichtliches erſchien. Das Geſetz des Proſeten hatte hier, wie ſchon häufig im Oriente ſeine Kraft verloren:

„Und ſage den gläubigen Frauen, ſie ſollen ihre Augen niederſchlagen und ihre Keuſchheit bewahren und ihre Reize nicht entblößen und ſie ſollen ihre Schleier auf ihre Buſen fallen und ihre Reize Niemand als ihre Gatten ſehen laſſen und ſollen nicht ihre Füße auf eine Weiſe zuſammenſchlagen, daß dadurch etwas von den Reizen, die ſie verbergen, entblößt werde.“

Eine abiſſiniſche Sklavin, jung und auffallend üppig, brachte mit dem üblichen ſtummen Gruße Limonade, die Waſſerpfeifen und den Kaffee. Ihr Haar war etwas kraus und hing regellos um das dunkle, broncefarbene Angeſicht, aus dem graubelle Augen eigenthümlich hervorleuchteten. Die Naſe war kurz und ſchön geform

nur die aufgeworfenen Lippen und die Farbe mahnten an die fremde Raçe und ließen die prächtigen Zähne nur um so weißer hervorglänzen. Der Hausherr mochte bemerken, daß mein Auge länger auf der Sklavin weilte, denn er lächelte verständnißinnig und ließ, da er vernommen hatte, daß ich einen schwarzen Knaben kaufen wolle, nach einigen Tagen diplomatisch anfragen, ob ich mich nicht zu einem schwarzen Mädchen lieber entschließen könnte?

Die Witwe war die heiterste unter den Frauen, ihr Scherzen hatte kein Ende mit dem Doktor und zu mir gewendet ließ sie mich durch ihn fragen: Warum ich als sein Freund dulde, daß er nicht wieder heirate und ob ich selbst eine Frau habe? Als ich ihr dies bejahte, fragte sie weiter, ob ich denn nur die eine habe?

„Wir im Abendlande dürfen nicht zwei Frauen nehmen."

Mit wahrhaft mitleidigem Tone sagte sie: „Ihr Armen!" Und gleich wieder munter: „Was kennst Du auf Erden Schöneres als eine Frau?"

„Vier Frauen! wie Dein Proset sie jedem Moslim erlaubt."

Die Frauen lachten und der Hausherr sagte: „Du bist ein sehr kluger Frangi! und ich staune Deine Gelehrsamkeit an. Aber ihr im Abendlande seid im Irrthum über uns. Wir haben selten mehr als eine Frau. Aber wir können unsere Frauen, wenn wir mit ihnen unzufrieden sind, leicht verstoßen und immer wieder eine andere zu uns nehmen.

Die Frauen hörten ernst und unverwandten Blickes den Hausherrn an, wie sie immer ehrerbietig thaten, wenn er sprach.

Die Frau des Hauses fragte mich hierauf, ob wir unsere Frauen streng bewachen, und als ich ihr bemerkte, daß bei uns jede Frau die Hüterin ihrer eigenen und der Ehre ihres Mannes und von einer Bewachung nur im Sinne des Schutzes die Rede sei, erwiederte sie: „Es giebt keinen besseren Beweis für die Liebe des Mannes, als wenn er seine Frau streng bewacht."

Nach einer Stunde des Aufenthaltes nahmen wir zum allgemeinen Bedauern Abschied und wurden um so nachdringlicher zu baldigem Wiederkommen eingeladen, als die Frauen hörten, daß

ich ein Arzt sei. Sie reichten uns, wie es in England schöne Sitte ist, zum Abschiede auf das herzlichste die Hand und geleiteten uns bis zur Thüre des Zimmers, während der Hausherr uns bis zu der des Hauses vorausschritt.

Wir gingen hierauf in ein anderes Haus, um eine fieberkranke mohammedanische Frau zu besuchen. In einer Stube, wie die eben beschriebene, lag die Frau in einer Ecke auf dem Estrich. Das Bett wird in mohammedanischen Häusern jeden Abend bereitet und des Morgens wieder weggeräumt.

Die Kranke war fünfzehn Jahre alt, Mutter zweier Kinder und von sehr anmutiger Gesichtsbildung. Das Fieber rötete ihre Wangen und über stechenden Schmerz der Leber klagend, rief sie einigemal in rührend bittendem Tone: „Mache mich bald für meinen Mann gesund.“ Eine Sklavin hatte uns zu ihr geführt, und sie verrieth, vielleicht des großen Schmerzes wegen, den sie litt, keine Art von Verlegenheit, als sie mich, einen ihr völlig fremden Mann, mit dem Arzte eintreten sah. Dieser führte mich als Arzt auf und sie reichte mir sogleich beide Hände hin, um an beiden gleichzeitig den Puls fühlen zu lassen.

Einen reicheren, völlig fremden Anblick gewährte das Innere des Hauses von Effendi Mohammed Ali. Durch eine kleine Thüre in eine dunkle gewölbte Thorhalle eintretend, wo ein Pferd und ein Esel angebunden standen, gelangten wir, nur wenige Stufen empor, in einen großen Hofraum, in welchem Mandelbäume rot blühten und zwölf schwarze Sklaven jeden Geschlechtes und Alters, die Frauen nur mit langen Hemden, die Männer halb gekleidet, unter lebhaftem Schreien mit leichten Arbeiten beschäftigt waren.

Die Frauen scheuerten an den Zisternen messingene Geräte, Glutpfannen, Waschbecken, Untersätze von Nargilehs, die Männer putzten Pfeifenröhren, trugen kleine Holzbündel, die Kinder tummelten sich zwischen durch.

Unter ihnen ging die bunt gekleidete Frau des Hauſes, eine Papierzigarette rauchend, umher und verhüllte, als wir eintraten, ihr Antlitz mit einem ſchwarzen undurchſichtigen Schleier. Sie begrüßte den Doktor und bedauerte, daß ihr Herr nicht zu Hauſe ſei, doch ſolle er es ſich in demſelben mit ſeinem Freunde gefallen laſſen. Sie verließ hierauf raſch den Hofraum und zog ſich in die Frauengemächer zurück.

Der Doktor bemerkte mir, daß die Verſchleierung und die raſche Entfernung nur meinetwegen und weil der Herr des Hauſes nicht gegenwärtig ſei, ſtattfinde. Er hatte die Frau vor Jahren von Zwillingen entbunden, wobei ſie ſich weit natürlicher als jede Frau im Abendlande benommen, und ſeit jener Zeit eine beſondere dankbare Verehrung für ihn habe. Wie denn ſeiner Erfahrung zu Folge, Dankbarkeit ein vorragender Zug im Charakter der Mohammedaner ſei.

Zwei ſchöne, ſiebenjährige Knaben ſprangen jetzt aus den Gemächern, in welche ſich die Frau zurückgezogen hatte, heraus und an den Doktor freudig heran.

„Sehen Sie! die Mutter ſchickt mir ihre Kinder, um mich zu ehren. Hören Sie was ſie mir antworten werden. „Wer bin ich denn, ihr lieben Kinder?“

Wie aus einem Munde riefen ſie: „Du biſt unſer zweiter Vater.“

Sie führten uns im Hauſe umher, das eine Treppe hoch einen großen Saal mit vielen holzgitterigen Fenſtern hat. Die Divane waren von hochrotem Wollſtoffe und mit goldenen Franſen verbrämt; die Polſter ebenfalls mit rotem Stoffe überzogen und mit goldenen Blumen bepreßt. Kein Lüſter, kein Spiegel war zu ſehen: Fenſterſtöcke, in Mauerniſchen angebrachte Schränke und die Thüren von weichem Holze und mit keinerlei Farbe angeſtrichen.

„Sehen Sie, das iſt die gerühmte orientaliſche Pracht!“ ſagte der Doktor.

Wir gingen über die Terraſſen, durch Bogen, Höfe, durch ein unbeſchreibliches Chaos von Bauſtiel zu einer anderen Seite des Gebäudes, wo ein zweiter Saal mit Nebenſtuben eben vollendet war.

Geſtatte uns nun der freundliche Leſer, das Bild des morgenländiſchen Weibes im Spiegel der Dichtung zu betrachten.

Der Dichter gewährt ihm jede Huldigung, den ſüßeſten Ausdruck der Zärtlichkeit und der ſelbſt in Liebeswahnſinn übergehenden Zärtlichkeit, ſowie der unverbrüchlichſten Treue, wie ſie nur die Romantik aufzuweiſen hat.

Wir haben kein Lobgedicht auf Frauen gefunden, welches daſſelbe ganz ſchilderte, und ſo laſſen wir die Anſchauung der einzelnen Schönheiten des Weibes nach arabiſchen Dichtern hier folgen, und zwar in einer kleinen Blumenleſe, die von abendländiſchen Dichtern noch nicht völlig unternommen wurde und die gleichzeitig allgemein verſtändlich, keiner Noten, dieſer Bleigewichte an den Schmetterlingsflügeln eines Gedichtes, bedarf.

Schönheit.

Die Schönheit iſt der Orient,
Der Blitz der durch die Wolken brennt;
Sie iſt der Ring, der Wein, das Licht,
Das ſich in Edelſteinen bricht;
Der Löwe und der Welten Blut,
Der Quell, das Meer, die Roſenglut,
Koran, der Himmel, Stern und Mond,
Der Gipfel an des Daſeins Horizont.

Liebe.

Das Licht, die Sure, das Geſetz,
Aus Sternen ein geſtricktes Netz.
Schmelztiegel, Dolch und Königsgeier —
Auf Erden lebt kein Liebesfreier,
Noch keinen Sklaven hat ſie freigelaſſen.
Du mußt in Liebe dich zu Liebe faſſen.

Stirne.

Es glänzt die Stirne, ob mit Fluch, mit Segen?
Als weiße Schickſalstafel mir entgegen.

Von ihr bezaubert ganz, der Frühling hat
Ins Antlitz ihr geweht ein Lilienblatt.

Augen.

Aufrührer sind fürwahr die Augen meiner Lieben,
Sie haben aus dem Land der Ruh mein Herz vertrieben.

Ach ihre Augen, zwei Todtschläger,
Vom Rausche voll zwei Seelenjäger.

Wimpern.

Mir will kein Nahen zur Geliebten glücken,
Da Dolch und Lanzen mir entgegen zücken.

Verstohlener Blick.

Ein Himmelsunglück und ein wahres Schelmenstück
Ein Unruhstifter ist ihr halbverstohlner Blick.

Brauen.

Auf der Wageschale ihrer Brauen
Ist mein schwankendes Geschick zu schauen.

Wangen.

Die Nachtigall hat sich verirrt zu deinen Wangen,
Sie hielt für Rosen sie, im Frühling aufgegangen.

Sie zog den Schleier fort von ihrem Wangenpaar,
Das göttliche Geheimniß ward mir klar.

Muttermal.

In ihrem Angesicht der Neger wacht,
Verfinstert steht darauf ein Stern der Nacht.

Sie weigerte den Mund im Scherz,
Da küßt' ich ihr verbranntes Herz.

Mund.

Zwei ſchön gereimte Verſe ſchwellen
Die Lippen dir, die purpurhellen.

wenn ſie ſpricht, ich höre ihre Seele
ingen ſanft Salomos Juwele.

Nur e ist der Punkt,
Der Antlitz prunkt.

Zähne.

Wem ſie anmutsvoll entgegen lacht in Gnaden,
Dem erglänzen feucht die Trauben der Plejaden.

Prächtig ſah ich, als mir Gruß die Lippen ſandten,
In Korallen eingefaßte Diamanten.

Zunge.

Ihr Mund iſt eine Kanne von Rubinen,
Die Zunge dran muß ihr als Piepe dienen.

Naſe.

Seh ich mir von ferne die Geliebte an,
Ein Profetenfinger winket mich heran.

Kinn.

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne Grübchen ich gefallen.

Ohr.

In ihres Ohres Muſchel ruht
Die Perle meines Liedes gut.

Haare.

Das Haar von ihrem Haupt in Locken fällt,
Gleich Salomonis ſchwarzer Geiſterwelt.

Und ſchüttelt mit dem ſchwarzen Haupt die Holde,
Die Locken taumeln ihr, wie Trunkenbolde.

Ich ſah mein weißes Mädchen ſich erheben,
Verſchwinden gleich in ihrem ſchwarzen Haar;
Und ſo erſchien ſie mir ganz wunderbar,
Ein heller Tag von finſtrer Nacht umgeben.

Geſtalt.

Zeder, Palme, die Zipreſſe kaum
Gleichen dir, du Schmeicheleienbaum.

Die Geliebte.

Zur Kaaba pilgre ich heran,
Du biſt der Lichtvers im Koran.

Des Paradieſesvogels Schatten
Biſt du auf Erden hier dem Gatten.

Antike Steinbrüche.

Gefangene Juden. — Eine Quelle. — Namen der Felsen. — Toaſte auf den Frieden Europa's. — Tacitus Meinung? — Vermeſſung.

Im Jahre 1855 erzählte ein Jude zufällig dem ſchottiſchen Reiſenden Douglas, daß ſich vor dem Damaskusthore eine kleine Oeffnung der Stadtmauer befinde, die zu weiten und tiefen Höhlen unter der Stadt führe, aus denen die Steine zum Tempelbau gebrochen worden ſind. Herr Douglas verfügte ſich heimlich mit einigen Freunden dahin, und gab einen kurzen Bericht über ſeine Entdeckung im Londoner „Athenäum".

Kurz vor meiner Ankunft in Jeruſalem gab es, in Beziehung zu dieſen Höhlen eine bedenkliche, jedoch heiter endende Szene. Eines Tages wurde eine bedeutende Anzahl von Juden, die mit Leitern, Stricken, Brecheiſen, Laternen verſehen waren, von türkiſchen Soldaten als Gefangene in die Behauſung des Paſcha gebracht. Da die Meiſten Aſchkenaſim waren, hielt man ſie für ruſſiſche Spione, welche, da der türkiſch-ruſſiſche Krieg eben loderte, im Intereſſe Rußlands die Stadt Jeruſalem durch Aufnahme ihrer Befeſtigungswerke und durch heimliches Minengraben, verrathen wollen.

Da die meiſten öſterreichiſche Unterthanen, oder ſeine Schutzbefohlenen waren, wurde der Conſul von dem Vorfalle in Kenntniß geſetzt, und brachte die ernſte Situazion bald zu friedlicher Löſung. Unter den Juden verlautete nämlich der Beſuch des ſchot-

tischen Edelmannes in den Höhlen vor dem Damaskusthore, und da sie hörten, daß von dorther Steine zum Tempelbaue genommen worden sein sollen, konnten sie dem Drange nicht widerstehen und gingen unvorsichtig, keine Erlaubniß hiezu erbittend, die Höhlen zu besichtigen.

Meine Neugierde war ebenfalls rege geworden, und Graf Pizzamano, der selbst gerne die Höhlen sehen wollte, ließ unseren Wunsch beim Pascha melden. Der französische Consul Herr Barrere und der Architekt Herr Endlicher hatten sich uns angeschlossen.

Unter Vortritt der Kawasse und mit einem kleinen Gefolge von Männern, die Fackeln, Leitern und einige Flaschen Wein und Cognac trugen, begaben wir uns nach Mittag um drei Uhr vor das Damaskusthor. Etwa fünfzig Schritte vor demselben rechts, über moderne Schutthaufen, die vom Abgraben für den Grund des österreichischen Hospizes herrühren, gelangten wir vor eine niedere und schmale Oeffnung, die dort ist, wo die Stadtmauer auf sichtbarem lebendigen Felsen emporgebaut ist.

Wir befanden uns, etwa eine Klafter tief herabgelangt, unter einer weiten niedern Wölbung, unter der wir gebeugt gehen mußten. Der Boden war Schutt, und etwas gegen die Tiefe der Höhlungen geneigt. Thierknochen, wie sie Hyänen oder Schakale bei ihren Mahlzeiten mögen übrig gelassen haben, lagen umher.

Am Ende dieser Fläche befanden wir uns vor einem tiefen Abgrunde, über den sich mächtige Bogen wölbten, die auf riesigen, hohen Felsensäulen ruhten. Zwei Männer kletterten mit Fackeln hinab, die rote, fantastische Lichter zu der hohen Kuppel empor und in die Räume hin warfen. Wir gelangten durch schmale Gänge, da und dort über schmalste Felsensteige, an Klüften, an Grotten und Nischen vorüber, über Berge von Felsblöcken weg, unter Arkaden und säulengetragene Gewölbe. Auf einer Stelle wurden wir auf eine sickernde Nässe aufmerksam und ihrer Spur folgend, sahen wir es herabtropfen. Das Wasser schmeckte bitter, und erweichte den Fels. Ich nannte die Quelle: Thräne der Juden.

Weiterschreitend schien eine auf die Spitze gestellte Pyramide unseren Gang hemmen zu wollen; sie war nur die Wand, hinter der wir wieder in andere Räume gelangten, wo kolossale Felsenblöcke gemeißelt da lagen, die mit denen, der Größe nach wenigstens, verwandt sind, die wir an der Tempelmauer und sonst in Jerusalem gesehen haben.

Wieder sahen wir andere Stellen, wo nach einer leicht eingemeißelten Contur der Schnitt in den Felsen begonnen und mitten in der Arbeit unterbrochen nicht vollendet wurde. Wir wanderten mühsam, bald in eine schwindelnde Höhe, bald in einen finsteren Abgrund gelangend, an zwei Stunden durch diese unterirdische Welt, die bisher nur Einzelnen, wie eine Sage bekannt war.

Unsere Fantasie war angeregt und wir fühlten uns wie Entdecker, die eine neue Welt betreten, berechtigt, ihr einen Namen beizulegen. Einen Felsblock, der ein länglich zugespitztes Dreieck an der Decke über uns bildete, nannten wir: die Davidsharfe; eine lange Felsengalerie: die des Gottfried von Bouillon; einen hohen Wall und einen Felsenthurm: Richard Löwenherz' Gefängniß; nicht fern eine Grotte, die des Sängers Blondell. Ein von einer Höhe den Absturz drohendes Felsstück wurde der Stein des Sysifos, und ein langer viereckiger Raum, in dessen Tiefe eine Nische sich befindet, die Kirche Leopolds des Glorreichen genannt. Vier Dome tauften die Consuln: Königin Victoriahalle, Abdul Medschids Moschee, Franz Josefs Palast, Napoleons Mausoleum.

Wir tranken, in die Vorhalle dieser unterirdischen Welt zurückkehrend, auf den Frieden Europa's, der eben durch die Zeitungen in Jerusalem bekannt geworden war. Feurige Toaste in einer Gräberwelt, im Lande der Wunder, der besiegten Könige und der verstummten Propheten!

Als wir die Flaschen und die Gläser unserer aus Mohammedanern und Juden bestehenden Begleitung reichten, tranken sie fröhlich Cognac und Wein, und als hätten sie die erhöhte Stimmung unserer Reden verstanden, schmetterten sie die Gläser an die

Felſen, daß es klirrte und im roten Fackellichte wie Sterne in der Finſterniß aufblitzte.

Einige Tage darauf beſuchte ich dieſe Höhlen noch einmal mit dem gelehrten k. preußiſchen Conſul Dr. Roſen, dem ich von unſerem Gange erzählte und ſeine Wißbegierde rege gemacht hatte. Er ſprach die Meinung aus, ob wir uns nicht in den „cavati sub terra montes“ des Tacitus befänden und ob nicht Verbindungen mit den unterirdiſchen Räumen des Tempelplatzes ſich entdecken ließen? Eine nähere Unterſuchung der Archäologen und Topographen, wie Robinſon und Tobler, würde gewiß die Dunkelheit dieſer unterirdiſchen Räume aufhellen.

Herr Endlicher verſprach genaue Meſſungen vorzunehmen, und einen Plan dieſer Höhlen, die wir als uralte, vergeſſene Steinbrüche erkennen mußten, zu entwerfen. Wir werden die Arbeit mit einer ſachlichen Beſchreibung der gelehrten Welt vorlegen.

Auf dem Blutacker.

Hebräische und griechische Inschrift. — Campo santo in Pisa. — Die Höhlen. — Verschiedene Meinungen. — Das Judenreich wieder hergestellt. — Seltsame Gedanken.

Durch den k. großbritannischen Consul Herrn Finn wurde ich auf Grabhöhlen in Hakeldama, dem Blutacker aufmerksam gemacht, in denen sich Schädel verschiedener Racen gesondert und geschichtet befänden. Eingedenk des mir von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien gegebenen Auftrages, dem ich schon in Athen und auf dem Libanon genügen konnte, war mein Wunsch lebhaft, die Grabhöhlen zu durchforschen, und wohl auch ein Zeichen mitzubringen, daß ich in dieser Unterwelt gewesen sei. Als Herr Finn eines Tages mich einlud, mit ihm auf den Blutacker zu gehen, war ich durch Geschäfte verhindert. Seine freundliche Zuvorkommenheit machte mich später mit dem k. englischen Vizeconsul von Kaifa Herrn Roggers bekannt, der die Güte hatte, unter Begleitung eines Kawaß mein Führer in die interessante Gräberwelt zu sein.

Wir begaben uns zum Jaffathore hinaus und durch das trockene Bett des Kidron schreitend, gelangten wir in die Thalschlucht Hinnom, an einen schroffen, senkrecht, bis 40 Fuß hohen, lang gestreckten Abhang. Dieser ist voll Grabhöhlen, fast nur eine in viele Kammern getheilte Gruft. Die meisten Grabhöhlen sind mit Steinen und Schutt so verlegt, daß man ihnen nahe sein muß, um sie zu bemerken. Eines dieser Gräber hat da, wo

man eintritt, eine vierzeilige, mit hebräiſcher Quadratſchrift geſchriebene Inſchrift; von denen nur fünf Worte leſerlich ſind. Die erſte Zeile beginnt mit dem Worte למלכות, die zweite mit שנת in der Mitte der vierten Zeile ſind die Wörter למלכות ש' und ein ש kaum ſehr deutlich mehr zu leſen. Der fantaſtiſche Schilderer Jeruſalems, Rabbi Hillel, will durch den letzten Buchſtaben, der ein S iſt, verleitet: Salomo leſen, und ſo das Grab bis in die Zeiten dieſes Königs zurückverſetzen. Die angeführten hebräiſchen Wörter bedeuten der Reihenfolge nach: „Tage" — „Jahr" — „Unter der Herrſchaft des Königs und Herrn." — Leider iſt das Wichtigſte, die Jahrzahl verloren. In einem anliegenden Grabe wurden eigenthümlich ſich ziehende im Geſteine befindliche Adern ebenfalls für jüdiſche Inſchriften angeſehen. An einigen anderen ſind griechiſche Inſchriften angebracht.

Ein neuerer, engliſcher Schriftſteller will dieſe Gräber, von denen ſchon Edriſi im zwölften, und Felix Fabri im fünfzehnten Jahrhundert als von alten Judengräbern ſprechen, entdeckt haben. Sie ſcheinen dieſelben zu ſein, von denen Benjamin von Tudela berichtet. Auch wird von dieſen Grabſtätten, als denen, für geſtorbene Pilger und Fremde geſprochen, in deren Räumen ſich fromme Einſiedler, etwa wie die moslemitiſchen Marabu aufhielten.

Ich fragte, wann wir denn das Hakeldama oder den für die dreißig Silberlinge angekauften Blutacker erreichen würden? und erfuhr zu meiner Ueberraſchung, daß wir uns eben auf demſelben befänden. Der Raum des Blutackers iſt nicht abgegrenzt und nur die Ueberlieferung bezeichnet ſeit Jahrhunderten eine gewiſſe Stelle des Bergabhanges als denſelben. Ein langes, ſteinernes, überwölbtes Gebäude, das in Ruinen liegt, und nur den Blick in einen tiefen, kellerartigen Raum gewährt, iſt das ehemalige Leichenhaus, durch deſſen Oeffnung im Gewölbe die Leichen hinabverſenkt wurden.

Ich erinnerte mich, daß ich zwanzig Jahre früher ſchon auf Erde vom Blutacker auf dem heiligen Felde in Piſa geſtanden habe. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lud man von dieſer

Erde, die nach frommer Annahme Leichen in 24 Stunden verwesen machen ſoll, ungeheure Mengen als Ballaſt in Schiffe und brachte ſie nach Italien.

Wir hatten um die Höhlenräume genauer unterſuchen zu können, Kerzen mitgenommen; doch konnten wir ſie in den Gräbern ſelbſt erſt anzünden, indem wir nur auf Händen und Füßen uns fortbewegend, hineingelangen konnten.

Aus einem in den Fels gehauenen Vorgewölbe ſahen wir zur Rechten und zur Linken niedere Oeffnungen in den Felſen eingeſchnitten. Eingetreten waren in allen offene Sargtröge, in denen Schädel, nur wenig ſonſtige Knochenfragmente und Ueberreſte von Gewändern lagen, zerbröckelte und zerfaſerte kleine Stücke. Nachdem wir in alle ſechs Grabhöhlen getreten und wieder in das Vorgewölbe zurückgelangt waren, krochen wir in eine Oeffnung, welche dem Eingange gegenüber iſt, und zwar nach abwärts. Hier lagen hunderte von Schädeln chaotiſch durcheinander.

Die Bildung derſelben nur in geringerer Anzahl kaukaſiſch, die meiſten hatten den Negertypus; doch mag dieß zufällig in dieſer Höhle ſo ſein, denn ſchon in einer andern fanden wir das Verhältniß umgekehrt.

Von einer, wie ich in Jeruſalem reden hörte, ſymmetriſchen Aufſchichtung derſelben, wie die in der Schädelgruft zu Sedlec in Böhmen, ſahen wir nichts; auch nicht eine Sonderung nach Rangen. Vielleicht war es urſprünglich ſo; aber jeder Gaſt mag wohl, wie wir ſelber gethan, um ſie zu betrachten, Schädel von ihrer Stelle genommen haben, ohne ſie genau wieder an dieſelbe zurückzulegen. Mancher rollte uns auch unter den Füßen zu einer andern Höhle hinab. Ich nahm drei der Schädel mit.

Eine andere Gruft hat einen aus zwei Seitenſteinen und einem Querſteine gemeißelten Eingang, welche Zierarten, zwei Kränze und geflochtene Brote wie das Grab des Kalba Zebus haben. Die Vorhöhle zeigt matte Spuren von blauer und roter Malerei.

Vor der Höhle erwartete uns Herr Dr. Neumann, der wegen ſeines ſtärkeren Körperbaues mit uns nicht in die niedern und

ſchmalen Oeffnungen ſchlüpfen konnte. Der Kawaß that die Schädel ſorgfältig in einen Sack, um den im Intereſſe der Wiſſenſchaft begangenen Gräberraub vor den Blicken eines uns etwa Begegnenden zu ſchützen. Juden, Chriſten und Mohammedaner würden gleich ſehr unſer Thun verurtheilt haben, wenn wir nicht gar uns einer gefährdenden Mißhandlung ausgeſetzt hätten.

Als wir auf dem Rückwege allgemeine Weltzuſtände, die ſich zunächſt auf die Geſtaltung des Orients durch den letzten Friedensvertrag bezogen, beſprachen, und Herr Roggers wie über ein großes Thema geiſtvolle Variazionen ſprach, richtete er in einer plötzlichen Wendung die Frage an mich: „Glauben Sie, daß die Juden wieder in das gelobte Land zurückkehren und hier herrſchen werden?“

Nein, mein Herr!

„Die Proſeten aber ſagen es voraus?“

Auch den Beſitz Israels verkündet ſein patriotiſcher Feldherr weit größer, als er geworden iſt.

„Eben darum müſſen die Juden wieder zurückkehren in das Land ihrer Väter, um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen.“

Die Vorpoſten hier ſind jedenfalls traurige Wiedereroberer. Sind ſie Krieger? Sind ſie Ackerbauer? Sind ſie Handwerker? Ein Volk von Proletariern habe ich hier gefunden, das bettelnd die Hand nach Europa ausſtreckt, und das, verzeihen Sie, mein ſehr geehrter Herr! Ihre pietiſtiſchen Landsleute dem Glauben der Väter untreu zu machen bemüht ſind, indem ſie eben die wehrloſe Armut der Juden als Enterhacken benützen.

„Nicht die Juden, die den Meſſias erwarten, ſondern die, für welche er gekommen iſt, werden das Wort der Proſeten erfüllen.“

Wie aber, wenn ich Ihnen den Spruch eines Proſeten entgegenhalten würde, der in der Verſtreuung der Juden über die

ganze Erde und nicht in ihrer Vereinigung hier auf dem kleinen Lande ihre zu lösende Aufgabe, die Verbreitung der Gottesidee findet? Es ist einer mächtigen Fantasie eigen, und die der Propheten war eine solche, daß sie oft Entgegengesetztes ausspricht, und je nach der momentanen Stimmung Anschauungen hat, die mit einander im Widerspruch sind. Die Wahrheit und Ehrwürdigkeit der vollberechtigten erhabenen Stimmung sind aber nicht immer ewige Wahrheiten. Oder wollen Sie von Männern, zumal des fantasiereichen Morgenlandes, die in der Begeisterung in Bildern und symbolisch sprechen, dieselbe Consequenz wie vom verstandesklaren Parlamentsredner des nebelreichen Nordens, wenn er die Sache des Volkes vertritt? Und selbst im Talmud, den man das Produkt einer grübelnden Weisheit nennt; nicht einen Satz finden Sie, dem nicht ein anderer entgegenstünde. Sie können die Eine That aus ihm rechtfertigen und zugleich verdammen. Und ich muß stets lächeln, wenn ein Talmudkundiger Stellen zitirt, um seine Behauptungen zu beweisen. In solchen Fällen erbitte ich mir jedesmal die den Gegenbeweis führende Stelle.

„Aber war es nicht nahe, mein Herr! Wenn sich die Absicht des Kaisers Nikolaus erfüllt hätte, und das türkische Reich getheilt worden wäre? Die Theilung Polens, welche die große Kaiserin Maria Theresia weinend unterschrieb, es ist eben kein glorreiches, aber ein Beispiel für die kontinentalen Mächte. Wäre dann Egypten nicht Englands, Sirien Frankreichs, die Donau-Fürstenthümer Oesterreichs und weit mehr noch Rußlands geworden? Es sind Männer eigenthümlich strenggläubiger Art, die in unserem Parlamente sitzen. Mancher, seien Sie überzeugt, mein Herr! würde in einem solchen Momente, was er jetzt als nicht an der Zeit, als nicht praktisch erkennt und verschweigt, dann ausgesprochen haben: die Juden im gelobten Lande aus aller Herren Ländern zu sammeln und es zu einem jüdischen Griechenland etwa zu machen, oder Jerusalem zu einer Bundesfestung, wie das deutsche Mainz. Nennen Sie solche Redner Fantasten, mein Herr! Aber es gibt Menschen, zumal im altgläubigen Alt-England, die an die wörtliche Erfüllung der Prophetenworte glau-

ben, wenn ſie noch ſo nüchtern ſonſt die Gemeinintereſſen des Landes vertreten.“ —

Es ſind eigenthümliche Geſtalten, die ſich auf dem dreimal heiligen Boden der heiligen Stadt bewegen, und es iſt, als ſtrömte er einen unſichtbaren Hauch aus, der die Gemüter anders, als im dunklen Abendlande ſtimmt. Da faßt nicht ſelten die Fantaſie die Zügel der Gedanken, und was vielleicht an einem anderen Orte ſeltſam, unklar erſcheint, hier hat es ein Recht, ausgeſprochen zu werden. Man befindet ſich eben im Lande der Wunder.

Der Tempel.

Die Zahl 40. — Juden betreten das Heiligthum. — Ein Wahnsinniger zum Tode verurtheilt. — Mehmed Ali begnadigt. — Verbot des Talmuds. — Aszetik der jüdischen Fantasie. — Erherzog Ferdinand Max und Sir Moses Montefiore. — Wissenschaft und Glaube. — Engländer und Juden. — Eben Sch'tia. — Mohammedanische, jüdische und christliche Legenden. — El Aksamoschée.

Auffallend und wohl der Bemerkung wert ist, wie oft in den heiligen Büchern die Zahl vierzig wiederholt ist. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnen die Gewässer der Sündfluth. Vierzig sind der Geschenke Jakobs an Esau; beider Alter, als sie heiraten ist vierzig Jahre. Vierzig Jahre weilt das Volk Israel in der Wüste, eben so viele Tage Moses auf dem Sinai. Nach vierzig Tagen kehren die Männer zurück, die das erobernde Land auskundschaften gingen. Vierzig Jahre dauert die Waffenruhe nach dem Siege über Kuschan Rischatbaim und nach dem Siege am Berge Tabor durch Debora. Vierzig Tage stellte sich Goliat höhnend vor das Lager der Israeliten hin. Vierzig Jahre regieren die Könige David und Salomo und der Hoheprieſter Eli. Vierzig Tage war Jesus Christus ausgesetzt vor seinem Tode und vierzig ist die Zahl der altjüdischen Prügelstrafe. Vierzig ist die runde Zahl der heiligen Schrift, die beim Mangel einer bestimmten allgemein hin ausgesprochen wird.

Der Zufall fügte es, daß ich just vierzig Tage in Jerusalem verweilte und jeden Tag, um es ebenfalls in runder Summe zu sagen, vierzig moralische Streiche in die Seele empfing. Der schmerzlich wehmütigste war der vierzigste Tag meines Aufenthalts in Jerusalem.

Ich ſtand auf der Stelle des Allerheiligſten im Tempel Jehova's.

Wer würde ſich nicht ſehnen, dieſe Stätte zu betreten? Sie allein iſt eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem wert. Der Erfüllung eines noch ſo heißen Verlangens von Hunderttauſenden war ſtets das Verbot der Moslemin entgegen; dem jüdiſchen Pilger aber auch noch das der eigenen Glaubensgenoſſen. Seitdem der Tempel in Ruinen liegt und die Reinigungen durch die Aſche der roten myſtiſchen Opferkuh nicht mehr ſtattfinden können, betrachtet ſich Israel als unrein. Kein Unreiner aber durfte nach der heiligen Schrift das Heiligthum betreten, und haftete der Fluch des Ausgerottetwerdens auf demjenigen Juden, der dem Verbote entgegen handelte. So hat es zur Zeit des unzerſtörten Heiligthumes gegolten.

Nach der Zerſtörung finden wir in dem „Itinerarium hieroſolymitanum" vom J. 333 nach der chriſtlichen Zeitrechnung folgende Stelle: „Es liegt ein Stein da" — wir werden dieſen ſpäter auf dem Tempelplatze in der Omarmoſchee ſehen — „zu dem jedes Jahr die Juden kommen, ſie ſalben ihn unter Wehklagen und Weinen und zerreißen ihr Kleid."

Ein Blutzeuge des alleinigen Gottes, Rabbi Akiba ging mit einigen Freunden auf den Tempelberg. Als ſie emporſtiegen und ſprachen: „Unſer Heiligthum, unſer Ruhm, wo unſere Väter dich einſt geprieſen haben, iſt verbrannt und all unſere Herrlichkeit zerzört." Da, durchs verwüſtete Gemäuer fuhr ein Fuchs auf und an ihnen vorüber und ſie fingen über den Anblick zu weinen an. Rabbi Akiba aber lachte. „Wie kannſt Du, Rabbi," fragten ſie ihn befremdet, „lachen, wenn Du ſiehſt, was profezeit wurde: „Auf dem verwüſteten Berge Zions ziehen Füchſe einher." Und er antwortete ihnen: „Dieſe erfüllte Profezeiung iſt mir eine Bürgſchaft für die Erfüllung einer anderen, die da ſpricht: „Ich der Herr werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umgeben."

Zur Zeit der egyptiſchen Eroberung Syriens im Jahre 1833, erzählte mir Herr Rabbi Schwarz, fanden die Moslems des Mor-

gens einen jungen Israeliten in der Moschee, der sich Nachts dahin eingeschlichen und thöricht Lampen und Geräte zerbrochen hatte. Man erkannte bald, daß er wahnsinnig sei, doch wurde er in einen Kerker geworfen.

Kein Jude durfte es wagen, sich in den Straßen sehen zu lassen, und der Wahnsinnige wurde vom hohen Rathe zum Tode des Verbrennens verurtheilt. Die Bestätigung des Todesurtheils mußte von Mehmed Ali eingeholt werden. Statt derselben erfolgte die frappante Entscheidung: Es seien die Wächter des Harams zu bestrafen, die ihres Amtes so schlecht gewaltet hätten. Die Strafe des lebendig Verbranntwerdens treffe aber nur die Unbeschnittenen. Der Jude darf zwar das Heiligthum nicht betreten, aber da er beschnitten ist, nicht verbrannt werden.

Die Erzählung dieser Begebenheit schien mir eine Warnung, denn der fromme Rabbi mochte, weil ich viel über den Gegenstand sprach, meine geheim gehaltene Absicht doch gemerkt haben.

Die Sehnsucht die Tempelstätte zu sehen, war in meiner frühsten Jugend, wenn ich ihre und des heiligen Dienstes Schilderungen las, rege geworden. Meine Fantasie ruhte oft auf den geheiligten Zinnen und auf den entweihten Ruinen! sie beherrschte mich, als mir das ungehoffte Glück zu Theil wurde, nach Jerusalem zu pilgern, sie ließ mich in der heiligen Stadt nicht ruhen und wuchs, seit ich aus des Pascha's Audienzsaal in den Tempelhof vom Oelberg über den ganzen Raum gesehen hatte, zu einer leidenschaftlichen Forderung der Seele heran, der ich nicht zu widerstehen wußte. Wenn ich in der Nähe des Haram ging, was täglich geschah, und die Zugänge zum Tempel offen sah, blieb ich jedesmal stehen und ich mußte einer fast unwiderstehlichen Gewalt gebieten, um nicht einzutreten und mich einer Todesgefahr auszusetzen.

In neuester Zeit wurde es dem Erzherzog Ferdinand Max und dem Herzog von Brabant gestattet, den Tempelplatz zu besuchen. Der österreichische Consul, der die Erlaubniß einholte, benützte die Gelegenheit und ließ, da der Andrang groß war, um die Prinzen zu sehen, jeden der Theil nehmen wollte, mitgehen.

Die mohammedaniſche Bevölkerung gewöhnte ſich ſo an den Anblick „Chriſtenhunde“ die ihnen nach Mekka heiligſten Stellen betreten zu ſehen, und weil auch dem Schech eine anſehnliche Rente aus dem Beſuchen erwuchs, war es nicht mehr ſchwer, die Erlaubniß zu erhalten.

Der ſehr fromme und ſtrenggläubige Sir Moſes Monteſiore nahm keinen Anſtand den Tempelberg zu betreten und bis an die Stelle des Allerheiligſten vorzudringen.

Er war denn nach wenigſtens anderthalb Jahrtauſenden der erſte Jude wieder, der da ſtand, wo der Hoheprieſter nur am Verſöhnungstage allein hineingehen durfte. —

Es war ein Sabbat. Ich wohnte der erſten Frühandacht, die in der Synagoge der neu gegründeten Lehranſtalt gefeiert wurde, bei; um ſpäter, wenn ſich die Juden in den großen Synagogen verſammeln und keiner von ihnen in den Straßen zu ſehen iſt, mich in den Tempelraum zu begeben. Ich durfte den ruſſiſchen und polniſchen Juden keinen willkommenen Anlaß geben, mich mit dem Banne zu belegen, was auch zum Leide der Großgemeinde geſchehen wäre.

Mich ſelbſt aber hielt ich für genug rein geſtimmt, um die heilige Stätte zu betreten, nicht aber gewillt, eine koſtbarſte Erinnerung nicht zu erwerben, weil irgend ein Talmudiſt den Zutritt unterſagt hat.

Es iſt charakteriſtiſch am Judenthume, daß es jede ſinnliche Anregung zur Andacht vermeidet, ja wie wir es eben ſehen, bei einem durch die heiligen Schriften durch Tradizion und Geſchichte unwiderleglich echten Monumente ſtreng verbietet. Kein Erinnerungsmal, kein Bild, kein Klang ſtimmen und tragen die Andacht des Juden empor. Sein Gottesdienſt iſt asketiſch und an den unſichtbaren Gott darf kein Zeichen mahnen; keine gemeißelte Geſtalt, als fürbittender Wegweiſer in die Ewigkeit, aufgeſtellt ſein. Wie tief muß der fromme Glaube in Gemüthern leben, daß er ein unverſiegbarer Quell Jahrtauſende lang, wie oft auch verſchüttet und vergiftet, immer wieder geſund und klar zum Lichte ſtrömt! Und doch wirft man dem ſemitiſchen

Stamme eine überwiegende Verstandesschärfe vor, die allerdings durch die soziale Bedrückung zu allen Zeiten und in allen Ländern immer wieder zugeschliffen ward. Eine stets freie, ja gebotene Forschung in den heiligen und profanen Schriften, konnten der Glaubensseligkeit des Judenthums nicht die Schwingen lähmen, zum Aufschwung zu dem unsichtbar Einen, konnte ihm nicht die Kraft bändigen, für den Glauben der Väter, Schmach und Hohn und Tod in Demut zu ertragen. Es ist ein schlagender Beweis, wie Wissenschaft, Forschung und Erkenntniß dem echten Gottesglauben und der Frommheit des Gemüthes nicht schaden.

Wir dürfen es aussprechen, daß das verständigste, nüchternste Volk, das Volk der Kaufleute: die Juden und die Engländer die den religiösen Geboten am meisten huldigenden Völker der Erde sind. Dagegen bereiseten wir vor zwei Jahrzehenden ein Land, wo jede wissenschaftliche Forschung verpönt, die freie Entwicklung des Geistes nicht geduldet wird, und fanden es gerade in religiöser und sittlicher Verkommenheit. Und diese, auf Beobachtung der religiösen Observanz besonders aufmerksame Regierung, war in verhängnißvoller Zeit just die erste, gegen die sich die politische Empörung erhob.

Froh der günstigen Bewilligung des Pascha, begab ich mich um 8 Uhr Morgens, vom Kawaß des österreichischen Consulates begleitet, in den Haram.

Wir betraten im Hause des Pascha die Wachstube, die mit Flinten, Pistolen und Säbeln an den Wänden, wenn sie sonst reinlich gehalten gewesen wäre, ein genug stattliches Ansehen gehabt hätte. Der Wachekommandant lud mich auf den Divan, der mit einem zerrissenen Teppich bedeckt war, zum Sitzen ein. Den dargebotenen Tschibuk und den Kaffee lehnte ich unter schicklichem Vorwande ab, weil es Sabbat war und es den Juden nicht gestattet ist, Feuer zu berühren und daher auch Frischgekochtes zu genießen.

Nach einigen Minuten Ausruhens kam der Schech der Moschee,

eine hohe, ſtarke, mit einem langen Stabe bewaffnete Geſtalt, der Kawaß des Paſcha's, noch einige bewaffnete und unbewaffnete Männer und ein ſyriſcher Chriſt als Dolmetſch. Der Schech lud mich ein, ihm zu folgen.

Wir gingen durch einen dunkeln ſchmalen Gang und traten plötzlich in das volle Licht des Tempelplatzes hinaus.

Ich werde die Schilderung durch keinen Gefühlsausdruck unterbrechen, um dem Leſer ein um ſo deutlicheres, ungeſtörtes Bild des Ganzen zu bieten.

Die Ebene des Berges Moria hat eine Breite von nahe an 1000, eine Länge von etwa 1600 Fuß und iſt allſeitig von maſſiven, nach innen etwa 15 Schuh hohen Mauern umgeben. Fünf Eingänge führen auf der Weſtſeite, wo der Klageort der Juden iſt, von der Stadt empor zum Tempelplatze.

An dieſer Seite ſind ſarazeniſche Gebäude, Erker, Thürmchen, Bogen, Hallen, in denen ſich einige „Medreſchen", Schulen der Mohammedaner, Wohnungen für Derwiſche, für die Diener der Moſchee und für Pilger befinden. Vor ihnen auf freiem Platze zwei überkuppelte Bäder. Gegen Morgen hochauf vermauert ragt das goldene Thor, oder wie es die Juden nennen: das Thor des Erbarmens, empor.

Auf dieſer Ebene erhebt ſich eine höhere Terraſſe, zu der von allen Seiten breite Treppen emporführen. Wir ſtiegen eine derſelben von Spitzbogen ſchön überwölbt etwa 15 Stufen hinauf. Dieſe Plattform iſt 550 Fuß lang, 450 Fuß breit, mit buntem Marmor belegt und trägt den Richterſtuhl König Davids und die Omarmoſchee. Ehe wir die Stufen empor ſtiegen, mußte ich die Schuhe abthun, was den Gang durch die weiten, mitunter ſteinigen Räume ſehr unangenehm machte.

Der Richterſtuhl, wie ihn die Moslems benennen, iſt eine auf hohen, ſchlanken Marmorſäulen getragene Kuppel, die mit den bunteſten Marmorarten ausgelegt iſt. Unter ihr befindet ſich eine Bettſtelle, die, wenn ſie der andächtige Moslem betritt, ihm den Blick gegen Mekka gewährt.

Die nahe anliegende Moschee Omars, im siebenten Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung erbaut, stellt ein Achteck dar, dessen jede Seite siebenundsechzig Fuß mißt. Durch sechsundfünfzig mit farbig brennendem Glase ausgefüllte Spitzbogen-Fenster fällt Licht in dieselbe. Die zwischen den Fenstern aufstrebenden Wandpfeiler sind mit schwarz, grün, rot und weiß glasirten Ziegeln belegt, während ringsum der untere Theil der Wandflächen mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt ist. Die mit Blei eingedeckte Kuppel funkelt mit einem goldglänzenden Ringe gekrönt. Soll er den Vollmond bedeuten? Marmorne Bogenhallen umgeben den Bau, zu dem von den vier Himmelsgegenden hohe Pforten führen. Eingetreten durch eine derselben befand ich mich in einem magischen Dunkel. Die brennenden Lichter der bunten Glasfenster waren durch die kühn gewölbte, lichtlos finstere Kuppel, die von vier schweren steinernen Pfeilern und zwölf korinthischen Marmorsäulen emporgehalten wird, gedämpft.

Unter dieser Kuppel, von rotem Damast überhangen, von reich vergoldetem Eisengitter umringt, ragt es wie ein unregelmäßig Gewaltiges, gerundet empor. Dies ist der Eben Sch'tia, „der Stein auf dem die Bundeslade gestanden ist, aus welchem die Welt geschaffen wurde," wie es im Talmud heißt. Es ist ein Kalksteinfels der wie ein auf die Fläche des Tempelplatzes herabgefallener kikleopischer Meteorstein daliegt und der Moschee den Namen Kubbet es Sukhrah, Kuppel des Felsens, gab. Zwischen dem den Riesen-Felsblock umgebenden Goldgitter und einem in der Runde sich hinziehenden Corridor, der von acht Steinpfeilern und sechszehn korinthischen Marmorsäulen gebildet wird, ging ich auf dem freigelassenen Kreise herum. Der Schech hob einigemal die schwere rote Damastdecke empor, um mich den Fels sehen zu lassen.

Die Wände der Moschee und die aus Gebälk kunstreich geformte Kuppel sind grüngolden, arabeskenhaft und mit Koransprüchen geschmückt.

Wir stiegen aus dem Prachtbau, der in seiner Ornamentik übrigens sehr vernachlässigt schmutzig ist, eine steinerne Treppe

hinab unter den mit Teppichen belegten Eſtrich der Moſchee und befanden uns in einem „die edle Höhle der Moslemin“ befindlichen Raume, in welcher der in der Moſchee ſelbſt aufragende Felſen ſich fortſetzt, oder vielmehr beginnt und wurzelt. Hier iſt er nackt zu ſehen, unterhöhlt und mit Holzbalken geſtützt. Dieſer Raum iſt nur von bedeutender Mannshöhe, aber von einem nicht unanſehnlichen Umfange. Hinabgelangt machte mich der Schech auf zwei Gebetniſchen aufmerkſam, in denen die Könige David und Salomo einſam wachend ihr Herz vor dem Herrn der Welt aufgethan und zu ihm gebetet haben ſollen.

Der Schech ſchlug mit ſeinem langen Stabe auf eine dem felſigen Boden eingefugte, metallene Platte, daß es einen dumpfen Klang gab, wie ein unterhöhlter Boden. Wirklich befindet ſich unter der Platte ein leerer, tiefgehender Raum, der Brunnen der Seelen, den die Moslems Birraruah nennen und der Eingang zur Hölle ſein ſoll. Hierher kommen diejenigen, die mit den Abgeſchiedenen geheimnißvolle Zwieſprache halten wollen. Später, weil die Böſen dem kühnen Beſucher manche Gefahr brachten, wurde die offene Mündung des Brunnens mit der metallenen Decke geſchloſſen.

Der Felſen ſelbſt iſt nicht nur von Mohammedanern, ſondern auch von Chriſten für heilig gehalten. Letztere meinten im Mittelalter, es ſei der Stein, auf dem Jakob ſchlief, als die Engel vom Himmel her zu ihm niederſtiegen und auf dem ſpäter der Todesengel ſtand, der das Volk wegen der Sünde König Davids zu ſchlagen geſendet worden iſt. Die Legende erzählt auch, dieſer Stein ſei unter dem Allerheiligſten im Tempel gelegen und verwahre noch jetzt die Bundeslade und heilige Geräte in ſeinem Innern. Den Moslems iſt der Felſen, nach dem in Mekka, der heiligſte auf Erden, er wird „einer von den Felſen des Paradieſes“ genannt, wohl auch als jener bezeichnet, auf dem Abraham ſaß, ehe er an das Opfer ſeines Sohnes ging. Der Schech machte mich auf die eingedrückten Fingerſpuren der Hand Abrahams aufmerkſam.

Herausgetreten aus den geheimnißvollen Räumen, ſtiegen wir

wieder eine Treppenflucht herab auf die Mortafläche. Riesige, Jahrhunderte alte Zipressen ragen hier in den tiefblauen Himmel empor; ein marmornes Bassin ist von einigen Orangen- und Olivenbäumen überschattet.

Wir gingen der zweiten Moschee, welche sich auf der Südseite der Tempelarea befindet, entgegen, zur el Aksa. Diese Moschee wird für eine altchristliche, der Jungfrau geweihte Kirche gehalten; sie stellt ein Längenviereck dar und imponirt durch eine achtfache marmorne Säulenflucht, welche mächtige Architrave trägt, von denen aus sich kühne Bogen spannen. Bedeutungsvoll und wichtiger für die Alterthumsforschung sind neben und unter der Kirche in den Fels hinein gegrabene Gewölbe, die durch Koloßpfeiler gestützt werden und Quaderstücke von gewaltigsten Dimensionen. Der Schech erklärte mir, es seien dies Unterbaue des Salomonischen Tempels. Er schlug mit einem Steine einige Fragmente los und gab sie mir zum Andenken; was er auch am goldenen Thore that. Ebenso brach er von den Zweigen der Zipressen ab, um mir sie als „Kinder des Heiligthums" zu verehren.

Ich legte wieder die Schuhe an und wanderte jetzt auf dem Tempelplatze umher, jedoch keinen Augenblick vom Schech und dem bewaffneten Gefolge verlassen. Einige Arbeiter, die mit Mauerausbesserungen beschäftigt waren, sonst befand sich Niemand auf dem weiten Platze.

Es war ein Schmerzwandeln in den stillen, sonnigen Räumen. Ueber die Mauern herein schaute der Oelberg mit seinen steinigten Flächen, aus denen graugrüne Olivenbäume emporragten, wie Pilger, die hinauf ziehend, stehen geblieben sind, um die Trauer der Landschaft, um die Stadt zu betrachten und die Zweigarme empor zu heben, um zu beten.

Unter meinen Begleitern erhob sich plötzlich ein Streit, indem Einer von ihnen von mir ein Backschiesch verlangte, während ich dem Schech, um auch die Uebrigen zu betheiligen, die ganze, früher bestimmte Summe übergeben hatte. Der Dolmetsch war nicht so

gefällig, mir die Urſache des Zankes zu erklären, doch konnte ich bemerken, daß der Schech gerne den größten Theil für ſich behalten hätte. Es war mir ein Streit zwiſchen Arabern nicht das erſte Mal hier vorgekommen, ſonſt hätte ich meinen müſſen, daß die Männer nur blutig aus demſelben hervorgehen würden; ſo heftig waren ihre Bewegungen, ſo blitzvoll die Augen, ſo gewaltig ihr Schreien. Und doch gingen ſie nach wenigen Minuten wieder friedlich neben und hinter mir her.

Ich gewahrte im Weitergehen an der ſüdlichen Seite der Stadtmauer eine Art Graben, zu dem keine Treppe hinabführte, und an deſſen einer Seite eine weite Oeffnung zu einer Höhle zu führen ſchien. Als ich fragte, ob man da eindringen könnte, bejahten das die Männer und munterten mich auf, hinabzugehen. Mein fragender Blick an den chriſtlichen Dolmetſch wurde zuſtimmend erwiedert und ſo kletterte ich, während meine Begleiter oben blieben, an der einen Wand der Grabenwand etwa drei Klafter tief, auf einzelne vorragende Steine, oder in Fugen tretend, hinab, indem ich mich an den anderen Steinen mit den Händen feſthielt. Ich trat dann durch die Oeffnung in eine tiefer liegende und abwärts führende Höhle, tief unter der Fläche des Tempelplatzes und ſtand in Finſterniß. Allmälig dämmerte es um mich her, dann in immer weiterem Kreiſe und zur Höhe empor. Ich ſtand in einem weiten Raume, in welchem viereckige gewaltige Steinpfeiler aufſtreben und mächtige Bogen tragen.

Der ganze Raum iſt mit Steinen und Schutt, an manchen Stellen bis an die Bogen reichend, angefüllt; ich mußte mühſam klettern, um wieder einige Schritte vorzudringen und das bei genug ſpärlichem Lichte, das an der Seite, von der ich hereingekommen war, durch Löcher hereindringt, die ſich zufällig in dem auch vor dieſem unterirdiſchen Bauwerke aufgehäuften Schutte befinden.

Ich war von einem heftigen Staunen ergriffen und konnte den Bau nur mit dem unterirdiſchen tauſend Säulenwerke nahe dem Almeidan in Konſtantinopel vergleichen. Schmerzlich war es mir aber, daß es Forſchern wie Robinſon und Tobler nicht gegönnt war, wie überhaupt auf den Tempelplatz ſo auch nicht hier herab

zu gelangen, um ihre gelehrte Kritik und ihre ſcharfen Maße anzulegen. Völlig unvorbereitet und ohne jeden Apparat, wie ich war, konnte ich nur ein allgemeines Bild dem Gedächtniſſe einprägen und glauben, daß ich mich, vielleicht hier, in dem „cavati sub terra montes“ des Tacitus befand; in jenen Höhlungen unter dem Tempelraume, in die ſich zur Zeit der Belagerung durch Titus der letzte Kämpfer Jeruſalems, Simon mit den Seinen zurückgezogen hat.

Ich war einer der Letzten, welche die ewig merkwürdige Stätte des alten Jehovatempels betraten; denn wieder iſt es, ſeit Kiamil Paſcha nicht mehr Gouverneur von Jeruſalem iſt, von moslemitiſcher Seite ſtreng unterſagt.

Der letzte Hohepriester.

Die stolze Zion ist gefallen,
Es liegt die Gottesstadt verheert.
Die kühnen Säulen, Marmorhallen,
Wo sonst des Opfers Düfte wallen,
In Schutt und Trümmerwerk verkehrt.

Des Tempels Priester sind erschlagen,
Die Leichen ruh'n in kalter Nacht;
Es stört das mitternächt'ge Zagen
Nur, wenn ein Bogen, kühn getragen,
Nachberstend durch das Dunkel kracht.

Ein Priester nur entging dem Morden,
Das Schwert reicht' nicht an ihn heran;
Und als es tiefe Nacht geworden,
Da legt, verbrämt mit Purpurborden,
Sein weißes Priesterkleid er an.

Auf seiner Brust ein helles Prangen:
Der Urim Tumim Feuerschein,
Und seine Silberlocken hangen
Um edle, tiefgefurchte Wangen
In seines Bartes Schnee hinein.

So ſchreitet er durch öde Gaſſen,
Der Nachthall nur begleitet ihn,
Die Trümmerwerke rings erblaſſen,
Wenn durch gejagte Wolkenmaſſen
Sie plötzlich Mondeslicht beſchien.

Und auf des Tempels Quaderſtücke
Steigt ſtumm der Prieſtergreis hinauf,
Getroffen tief von dem Geſchicke,
Schickt er das Wort mit feuchtem Blicke
Zum ſchwarz umhang'nen Himmel auf:

„Du biſt von Deinem Volk gewichen,
Dein heil'ger Tempel iſt verheert,
Die hellen Schimmer ſind erblichen,
Die durch des Tempels Dunkel ſtrichen,
Mit Glanz des Ch'rubim Haupt verklärt.

Dein Zorn hat den Altar geſpalten,
Als Opfer fiel der Prieſter Schaar;
Du haſt uns würdig nicht gehalten,
Um Deinen Tempel zu verwalten,
Dein Volk iſt todt und Dein Altar.

So nimm des Tempels Schlüſſel wieder,
Ihn reich' ich bebend Dir empor!"
Und in die Kniee ſinkt er nieder,
Von ferne tönen wilde Lieder
Und dumpfer Siegerjubelchor.

Wie betend ſo die Arm' erhoben,
Des Tempels greiſer Pförtner kniet,
Reicht dunkel es herab von Oben,
Wie eine Hand aus Licht gewoben,
Die hoch empor den Schlüſſel zieht.

Und die es ſah'n von ferne flimmern,
Die hielten es für Blitzesrot.
Da rings im Tag die Höhen ſchimmern,
Liegt auf des Tempels Marmortrümmern
Der letzte Hoheprieſter todt.

Jeruſalemitaniſche Legenden.

Das Feuer in der Bundeslade.

In Jeruſalem iſt es Brauch, daß der Synagogendiener am Freitagabend den Wein, wenn Kiduſch gemacht iſt, mit in ſeine Behauſung nimmt und ihn wenn der Sabbat ausgeht, zur Hafdalah wieder hinein trägt. Das hängt mit einer merkwürdigen Begebenheit zuſammen, die ich jetzt erzählen will.

An einem Freitagabend ſchlief der Diener der Talmud-Thora-Synagoge ruhig auf ſeinem Lager, als er plötzlich von Jemandem, den er nicht kannte, geweckt wurde. Der Fremde befahl ihm, ohne Zögern in die Synagoge zu eilen, denn im Heichel, in der Lade, wo die Thorarollen aufbewahrt werden, lodere ein blutrotes Feuer und es drohe Gefahr, daß nicht allein die Synagoge, ſondern die ganze Gemeinde von ihm verzehrt werde. Der Diener eilte erſchrocken in die Synagoge, öffnete die Bundeslade, wurde aber kein Feuer gewahr; doch bemerkte er im Dunkeln, daß die Flaſche Wein, die er nach Kiduſch, dem Freitagabend-Segen, hinein geſtellt hatte, von ihrem Platze verrückt ſei; was ihm ſehr verdächtig vorkam.

Er hob die Flaſche heraus und merkte ſogleich beim ſchwachen Scheine des Ner thamid, des ewigen Lichtes, daß die Flaſche vertauſcht ſei und als er vom Inhalte etwas ausgoß, erkannte er, daß es Blut war. Er vernichtete die Flaſche und ſtellte eine neue, mit weißem Wein

gefüllt wieder in das Heichel, verſchloß daſſelbe und die Synagoge und legte ſich wieder auf ſein Lager und ſchlief.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Gottesdienſt begonnen, erſchien der Paſcha von Jeruſalem, der Biſchof des griechiſchen Kloſters, mit ihnen viele Moslemin, Griechen, Pfaffen und Soldaten. Alle Juden wurden bleich, nur der Synagogendiener nicht; er wußte, daß das ſchreckliche Feuer im Heichel glücklich unterdrückt und gelöſcht ſei.

Der Paſcha befahl ſeinen Dienern, alle Niſchen und Winkel der Synagoge zu durchſuchen und da er nichts fand, was verdächtig geweſen wäre, wies ein Grieche nach dem Heichel und rief: „Dort müßt ihr ſuchen!“ Die Diener öffneten das Heichel und fanden neben den Thorarollen alsbald die Flaſche. Der Grieche ſchrie: „Das iſt das Menſchenblut von einem Chriſtenkinde, das ſie zu ihrem Gottesdienſte abgeſchlachtet haben.“

Der Biſchof nahm die Flaſche und fragte den Oberrabbi: „Was enthält dieſes gläſerne Gefäß?“ Ruhig antwortete der Rabbi: „Wein, den wir zum Segenſpruche brauchen.“ Der Biſchof nahm den ſilbernen Becher, der in der Lade ſtand und goß ihn aus der Flaſche voll. Es war ein goldenroter, duftiger Wein, wie er aus der Rebe von Hebron gepreßt wird. Er reichte ihm dem Paſcha und allen Anweſenden, daß ſie ſich davon überzeugen. Nachdem der ſilberne Pokal allen gereicht war und alle ſich überzeugt hatten, bat der Biſchof den Oberrabbi wegen der Störung des Gottesdienſtes um Vergebung; ein Lügner, indem er auf den Griechen wies, habe ihn betrogen.

Der Paſcha riß den Dolch aus dem Gürtel, um den Frevler zu tödten; da hielt ihn der Biſchof mit den Worten ab: „Verunreinige nicht mit Verrätherblut ein Gott Vater geweihtes Heiligthum.“ Als ſie aus der Synagoge herausgetreten waren, glaubte ſich der Grieche durch das reumütige Bekenntniß retten zu können, daß er eine Flaſche mit Blut in die Lade geſtellt habe und nicht begreife, wie ſie wieder von dort weggekommen ſei.

Der Paſcha ergrimmte aber noch mehr und ſtreckte ihn mit dem Dolche nieder.

Regen.

Es werden wohl 150 Jahre her sein, da war die Bevölkerung Jerusalems in banger Sorge, denn schon war es Spätherbst und noch immer zeigte sich keine Wolke am Himmel, die Regen verkündet hätte. Vom Herbstregen hängt aber nicht allein die Fruchtbarkeit des Landes ab, sondern auch die Füllung der Zisternen. Menschen und Thiere geraten, wenn die Zisternen nicht genug Vorrat haben, in den Sommermonaten in gar schwere Not und Verzweiflung.

Alle Zisternen, besonders die Terrassen, von denen das Regenwasser in jene abfließt, waren sorgfältigst gereinigt. Alles harrte des Leben bedingenden Regens und es wollte noch immer keiner vom Himmel sich ergießen. Juden, Mohammedaner und Christen beteten zum Himmel und fasteten und zogen zum Grabe Rahels, das gegen Bethlehem ist, zu dem Grabe des Nebi Daud und in die Grabeskirche; der Himmel blieb verschlossen und seine Schleußen wollten sich nicht öffnen.

Da sandte der Pascha zum Oberrabbiner von Jerusalem, zu dem frommen Greise Galanti, gesegnet sei sein Name! und ließ ihm drohen: ihn und alle Juden aus Jerusalem und aus Palästina zu vertreiben und ihr Eigenthum einzuziehen, wenn es in drei Tagen nicht regnen sollte; denn nur das böse Volk der Juden sei an der Unbarmherzigkeit des Himmels schuld.

„Ihr rühmt euch stolz" ließ er ihnen sagen, „das auserwählte Volk Gottes zu sein und nennt ihn eueren Vater. Zeigt jetzt in der Zeit der Not, daß er euer Gebet erhört. Sonst thue ich, beim Leben des Propheten, wie ich gesprochen habe."

Die jüdische Gemeinde war in Verzweiflung. Der Oberrabbi ordnete ein dreitägiges Fasten an und vor der Tempelmauer wurde es von betenden und weinenden Männern, Frauen und Kindern nicht leer.

Als am dritten Tage sich die Sonne dem Untergange näherte, ließ der Oberrabbi der ganzen Gemeinde befehlen, ihm noch auf das Grab des Rabbi Schimon des Gerechten, gesegnet sei sein Andenken!

das Geleite zu geben, um dort um Regen zu flehen. Jeder aber, Männer und Frauen, ſollen ſich mit Regentüchern, Mänteln und Schuhen verſehen, denn der Heimgang vom Grabe werde unter einem gewaltigen Regenguſſe ſtattfinden.

Alle ſtaunten über dieſe Vorherſage, thaten wie ihnen geheißen ward und folgten ihrem frommen Oberrabbi in andächtigem Zuge durch das nördliche Stadtthor Bab-el-Amud. Als der Kommandant der Wache den Zug erblickte, der ſo gekleidet war, als ob es heftig regnete, konnte er ſich des Lachens nicht enthalten. Als man ihm von der Vorherſage des frommen Rabbi erzählte, die mit dem wolkenloſen Himmel im Widerſpruch ſtand, ergrimmte er heftig und ſchlug dem greiſen Rabbi ins Angeſicht. Der Greis blickte ihm ruhig ernſt ins Auge und zog mit ſeiner Gemeinde weiter, bis ſie in das Thal Joſafat zu dem Grabe Schimon des Gerechten kamen. Der Rabbi kniete an der Stelle nieder, wo das Haupt des Hingeſchiedenen ruhte und um ihn her die Gemeinde. Sie erhoben lautes Wehklagen und Beten; der Rabbi aber ſoll, ſo erzählten Diejenigen wieder, die ihm zunächſt knieeten, unhörbare Worte in das Grab geſprochen haben. Die Worte waren aber ſo mächtig, daß ihnen, wenn ſie dieſelben auch nicht hören konnten, doch das Herz davon erbebte.

Plötzlich erhob ſich ein ſtarker Wind, ſo daß die Olivenbäume auf dem Oelberge geſchüttelt wurden, und der blauweiße Himmel umwölkte ſich. Es fielen ſchwere Tropfen und immer inbrünſtig und lautlos ſprach der Rabbi in das Grab, bis es in Strömen vom Himmel floß und die Anweſenden ſich in ihre Mäntel und Decken tief einhüllen mußten.

Der Kommandant der Wache lief jetzt heran, warf ſich dem Rabbi zu Füßen und bat ihn demütig um Verzeihung für die ihm zugefügte Beleidigung. Dann hob er ihn auf ſeine Schulter und trug ihn bis zur Behauſung.

In Jeruſalem herrſchte maßloſe Freude. Drei Tage und Nächte hindurch ertönten alle Häuſer von Zimbeln und Pauken, von Liedern und Händeklatſchen und die Juden feierten Gaſtmäler und freuten ſich, wie es drei Tage und drei Nächte ununterbrochen regnete.

Mohammedaner und Chriſten ſprachen es unverholen aus, daß

ſie nur den Juden den Regen zu verdanken hatten und ſie erkannten beſchämt, daß das Gebet der Juden einen beſſern Eingang bei Gott gefunden habe, als das ihre.

Der Kommandant der Wache kam am vierten Tage zum Rabbi mit der Bitte, ihn in den Bund der Väter aufzunehmen und dann ſein Knecht ſein zu dürfen.

Drei Kabbaliſten.

Der Rabbi Schalom Scharebi, der Rabbi Chajim del Roſa und der Rabbi Joſef David Azulai waren ſehr fromme und tief gelehrte Männer. Ihnen waren die Geheimniſſe der Kabbala erſchloſſen und ſie wußten von den Dingen der Erde und des Himmels mehr, als andere Menſchen und ſie freuten ſich ihrer Wiſſenſchaft und hörten nicht auf zu forſchen Tag und Nacht. Sie betrübte nur Eines, daß die Juden noch immer in Sklavenbanden ſchmachten, verſtreut auf der Erde leben und der Meſchiach noch immer nicht kommen wolle. Faßten ſie in einer heiligen Nacht den gewaltigen Beſchluß, mit ihrer Geiſteskraft, mit ihres Herzens Willen den Meſchiach zu zwingen.

Sie fingen an ſich zur Beſchwörung vorzubereiten durch dreitägiges Faſten, das ſie mit Unterbrechung eines Tages durch viele Wochen fortſetzten; ſie geißelten gegenſeitig ihre Leiber und als es, was in Jeruſalem ſelten iſt, ſchneiete, legten ſie ſich in den Schnee. Sie hielten ſich während dieſer Zeit fern von ihren Frauen, und beteten und forſchten mehr, als ſie je in ihrem ganzen Leben gethan.

Als ſie ſich genug geiſtig gereinigt glaubten, ſtanden ſie um die Stunde, in der man Chazos zu machen pflegt, auf, und gingen auf die hohe Terraſſe der Synagoge und beteten jeder einzeln inbrünſtig und heilig. Dann traten ſie zuſammen, ſprachen geheimnißvolle, gewaltige Namen Gottes aus, welche ſie noch niemals gewagt hatten über ihre Lippen zu bringen und es zitterte ihnen das Herz dabei und ihre Kniee wankten.

Da ertönte durch die Luft das Bas kol, die Stimme eines Unſichtbaren: „Wenn ihr nicht ablaſſet von euerem inbrünſtigen Denken und von euerem zwingenden Thun, muß die Welt aus ihren Fugen

weichen und zu Grunde gehen, denn ihr wollet beſchleunigen, wozu es nach dem Rathſchluß Gottes noch nicht Zeit iſt."

Alle drei ſtürzten auf ihr Angeſicht und hörten athemlos, was die Stimme weiter zu ihnen ſprach:

„Einer von euch muß ſich aus der heiligen Stadt entfernen, denn nur drei zuſammen können den Meſchiach zwingen."

Die Drei horchten noch weiter, aber die Stimme tönte nicht mehr und ſie erhoben ſich todtbleich von der Terraſſe und wußten, was ſie zu thun hatten. Jeder ſchrieb ſeinen Namen auf ein Pergamentblättchen, ſie thaten dieſe in ein Buch, und beſtimmten, daß Derjenige, deſſen Name gezogen würde, Jeruſalem ſogleich verlaſſen müſſe.

Noch an demſelben Tage rüſtete ſich Joſef David Azulai zur Abreiſe und Niemand in der Gemeinde konnte begreifen, warum er plötzlich die heilige Stadt verlaſſe und Allen that es um den frommen Rabbi leid. Er ſchiffte ſich in Jaffa ein nach Livorno, wo er einen ſtrengen Wandel führte, meiſt in ſchweigender Betrachtung ſein Leben hinbrachte und als er geſtorben war, den Ruf eines großen Kabbaliſten hinterlaſſen hat.

Viele Jahre waren ſeit dieſer Begebenheit vergangen, und Rabbi del Roſa lag, von ſeinen Schülern umgeben, zu ſterben und er ſprach zu ihnen: „Wenn ich todt ſein werde, ſo tragt mich nicht aus dem Hauſe; ergreifet meine Beine und ſchleifet mich die Treppe hinab durch die Stadt, durch das Zionthor bis hinaus in das Thal Joſafat und werft mich in die Grube." Die Schüler ergriff ein Grauen und ſie fürchteten ſich vor dem Sterbenden.

Als der Rabbi todt und die Leichenwaſchung beendet war und die Todesklage anhob, da legten ſie die Leiche auf eine Bahre und trugen ſie auf ihren Schultern hinaus „in das Haus des Lebens", denn ſie trugen Scheu den letzten Willen des Sterbenden zu erfüllen.

Als ſie die Bahre hinſetzten, kamen Männer aus dem Dorfe Silwan, das oberhalb des jüdiſchen Begräbnißplatzes liegt, und fingen wegen einer nicht bezahlten Schuld mit den Juden Streit an. Die Juden, weil ſie unbewaffnet waren, mußten fliehen und die Fellachim ergriffen, um ihr Schmach anzuthun, die Leiche bei den Beinen, ſchleiften

ſie über die Grabſteine, ſo daß das Haupt zerſchmettert wurde und warfen ſie dann in die Grube.

Von Rabbi Schalom Scharebi habe ich nichts erzählen gehört und weiß nicht, welchem Tode er verfallen iſt.

Die Hand.

Die Sonne ſtand noch am Himmel, als drei Mädchen auf einer Terraſſe ſaßen, wo drei Mandelbäume mit roten Blüten ſtanden. Die eine hieß, wie jenes ſchöne Mädchen aus Sunem, Abiſag; ihre Wangen waren, „wie der Ritz am Granatapfel, zwiſchen ſchwarzen Zöpfen.“ Die zweite hieß Sultana, ihre Augen waren blau und man konnte ſie wie die Sulamits Taubenaugen nennen; „ihr Haar glänzte ſchwarz wie die Ziegenheerden, die beſchoren ſind auf dem Berge Gilrad.“ Die dritte hieß Mirjam, ihre Lippen glänzten „wie eine roſinenfarbige Schnur“ und alle drei waren lieblichen Anſehens.

Dieſe drei Mädchen ſaßen auf der Terraſſe und ſprachen allerlei heitere Reden, wie Mädchen pflegen und banden ſich Blumen zwiſchen die goldenen Spangen an ihren Schläfen und in ihre mit goldenen Flitterſternchen geſchmückten Haare, die in vielen Flechten auf ihren Nacken bis an die Lenden fielen.

Um dieſelbe Zeit ſaßen drei junge Schüler in der Jeſchiba eines frommen Rabbi am Fuße des Berges Zion und ſprachen von einigen ſchweren Fragen im Talmud und bemühten ſich die Löſung zu finden. Einer von ihnen aber hörte nur ſcheinbar aufmerkſam zu; ſeine Wangen waren bleich und eingefallen von vielem Nachtwachen und ſeine beiden Freunde warnten ihn ſchon oft getreulich nicht mit den Geiſtern anzubinden. Er aber wollte Macht über ſie gewinnen und ſtudirte die Kabbala. Seine Freunde waren jetzt zu eifrig in einen talmudiſchen Streit verwickelt und merkten nicht auf ihn, der in tiefſter Gedankenſehnſucht an Abiſag dachte, die er mit verzehrender Glut, ohne Gegenliebe, liebte. Er träumte ſo mächtig von ihr und fühlte ſich ihr ſo nahe, daß er ſie zu zwingen meinte in leidenſchaftlicher Trunkenheit.

Da ereignete ſich etwas gar Seltſames unter den drei Mädchen auf der Terraſſe. Die Sonne war im Untergehen; ſie ſahen, ſich um-

ſchlungen haltend, dem ſchönen Sterben zu und ſangen die liebliche Stelle aus dem hohen Liede: „Ich bin eine Blume in Saron, und eine Roſe im Thal.“ Da zuckte es wie ein weißer Schimmer über ihnen es ſenkte ſich eine feine, bleiche Hand herab und griff nach der Hand Abiſag's und eine weichtönende Stimme ſprach die Trauungsformel: „Hare at mekudeſchet li“. Darauf erhob ſich die bleiche feine Hand, wie eine Taube glänzend und verſchwand.

Die Mädchen hatten inne gehalten im Liede und ſahen und hörten ſchweigend, was eben ſich zwiſchen ihnen ereignete. Nur war es ſeltſam, daß keine von ihnen über die wunderbare Erſcheinung und die weichtönende Stimme erſtaunte und ſie ſangen wieder: „Mein Freund iſt weiß und rot, auserkoren unter vielen Tauſenden. Sein Haupt iſt das feinſte Gold, ſeine Locken ſind kraus, ſchwarz wie ein Rabe, ſeine Lippen ſind wie Roſen, die von fließenden Myrrhen triefen.“

Bald nach dieſer Begebenheit wurde Abiſag von ihren Eltern einem Manne verlobt. Da erſchien ihr ein Jüngling mit eingefallenen Wangen und drohte ihr, ſie zu verklagen beim Besdin, denn ſie ſei bereits ihm angetraut ſeit jenem Abend, wo er ihr die Hand gereicht und die bindende Trauungsformel geſprochen.

Abiſag war ſehr erſchrocken und ging zum Oberrabbi von Jeruſalem und erzählte ihm, was ihr widerfahren ſei. Der Oberrabbi mit ſeinem Besdin erkannte aber die Verlobung mit der Hand, als zu Recht beſtehend an und verſchob die Verheiratung mit der Hand auf ein volles Jahr.

Die Eltern des Mädchens hörten nicht auf dieſe Entſcheidung und bauten einen Trauhimmel auf und führten unter Zimbelklang und Paukenſchall ihre Tochter Abiſag dem harrenden Bräutigam zu. Siehe da wieder die feine bleiche Hand und eine weichtönende Stimme ſprach: „Wenn es mir nicht gegönnt iſt, daß Du mein Weib ſeieſt, ſo will ich einen Kuß von Dir haben.“ Die Umſtehenden ſprachen: „Auch zwölf, wenn Du willſt.“

Der Unſichtbare küßte, ſo daß man es hören konnte, die junge Braut und ſie ſank von dem Kuſſe getödtet, lautlos zu Boden.

Eine Familienmegilah.

Es war zur Zeit des Königs Saragasanus im Jahre 5167, der in Saragossa seine Residenz hatte, in welcher auch viele Juden lebten, die in zwölf prächtigen Synagogen beteten. Es herrschte die uralte Sitte, daß wenn der König das Judenviertel betrat, ihm sogleich die ältesten Rabbinen jeder der zwölf Synagogen mit den heiligen, pergamentenen Thorarollen, die in geschmückten Käßchen verwahrt waren, entgegen gingen. Ihnen schloß sich die ganze Gemeinde an, und während die Rabbinen den beim Anblick des gekrönten Hauptes üblichen Segen sprachen, rief die ganze Gemeinde: Amen!

So war es seit alten Zeiten her. Einmal aber fühlten einige sehr fromme Rabbinen ein Bedenken, ob es denn nach talmudischen Grundsätzen keine Entweihung sei, jedesmal sechsunddreißig Thorarollen dem Könige grüßend entgegen zu tragen? Da beschlossen sie, wenn der König wieder in das Judenviertel käme, aus jeder Synagoge nur drei leere, mit kostbaren Stoffen behängte Käßchen zu nehmen und ihm entgegen zu geben. So geschah es auch, und sie gingen dem Könige viele Jahre lang mit diesen leeren Käßchen entgegen.

Damals lebte am Hofe des Königs Saragasanus ein reicher Jude, der sein begünstigter Liebling war und Chajim Schamai hieß. Der fiel aber vom heiligen Glauben seiner Väter ab, und hieß dann Markus; wodurch er ein noch größeres Vertrauen am königlichen Hofe gewann, und wie die Abtrünnigen alle, ein größerer Hasser und Verläumder seines Volkes wurde, als die im christlichen Glauben Geborenen.

Als der König Saragasanus wieder einmal im Judenviertel erschien, und ihm in der althergebrachten Weise gehuldigt wurde, pries er, des Abends auf seinem Throne sitzend, in Gegenwart des versammelten Hofes die Anhänglichkeit der Juden an ihren König, und rühmte die fromme Sitte, den König mit ihrem Theuersten, mit dem Worte Gottes zu begrüßen. Da trat Markus auf und

ſprach alſo: „Nicht glaube, o Herr, daß die Juden wirklich ſo treu an ihrem Könige hängen. Die ſchön gezierten Käſtchen, die ſie Dir entgegentragen, ſind leer, und enthalten nicht die ihnen heiligen Thorarollen.“ Der König und alle Anweſenden erſtaunten Solches zu hören, Saragaſanus erzürnte ſehr, und ordnete an, daß ſein ganzer Hofſtaat ſchon am folgenden Morgen bereit ſei, mit ihm wieder ins Judenviertel zu ziehen und ſchwur, wenn ſich die Wahrheit deſſen, was Markus ſagte, bewähre, alle Männer tödten, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen zu laſſen und alles Gold und Eigenthum der Juden ſolle des Königs werden.

Während der König alſo ergrimmt redete, ſchlief der Diener einer der zwölf Synagogen, der fromme, tugendhafte Greis Ephraim Baruch, ruhig auf ſeinem Lager. Er erwachte plötzlich, und ſah einen Mann, majeſtätiſchen Anſehens, mit langem Barte, einen ledernen Gurt um den Leib gewunden, vor ſich ſtehen, und er erkannte den göttlichen Profeten Elijahu, der ihn alſo anredete: „Du ſchläfſt? Mache Dich eilends auf, gehe in die Synagoge, ſetze in jedes der drei leeren Käſtchen die Thorarolle, komme dann zurück und lege Dich wieder, um zu ſchlafen. Zu Niemandem aber rede, daß ich Dir erſchienen bin, ſonſt biſt Du des Todes.“ Erſchrocken ſtand der fromme Diener vom Lager auf, und that, wie ihm befohlen war, und legte ſich wieder, um zu ſchlafen.

Dieſelbe Erſcheinung hatten die Diener der eilf übrigen Synagogen, die ebenfalls dem Auftrage getreulich nachkamen, und jeder von ihnen glaubte, daß die Erſcheinung nur ihm geworden ſei.

Der verhängnißvolle Tag brach an; es war der 17. des 11. Monats Schebat, im 13. Jahre der Regierung des Königs Saragaſanus, das 5180. Jahr nach der Zerſtörung des zweiten Tempels; da erſchien, kaum daß noch die Morgenröthe die ſchwarze Nacht zu verſcheuchen begann, plötzlich der König Saragaſanus im Judenviertel. Zu ſeiner Rechten ging der Verräther Markus; es folgten alle Großen des Reiches, eine Menge bewaffneten Kriegsvolkes von 300 Männern mit blanken Schwertern, um, wenn der König ihnen winkte, Alles niederzumachen.

Die Juden waren sehr überrascht, eilten von ihrem Lager, um den König zu begrüßen und ihm zu huldigen; die Rabbinen zogen ihnen mit den 36 Thorarollen voran. Da sprach, als sie sich dem Könige näherten, Saragasanus zu ihnen: „Ich will einmal die Gesetzrollen Eures Propheten Moses, in dessen Namen Ihr mich segnet, sehen.“ Todesangst überfiel die Juden, und die Rabbinen sprachen unter sich: „Weh uns! welches Unglück hat Gott über uns verhängt.“ Sie ahnten nicht, wie väterlich der Herr seine Frommen geschützt hatte. Die Diener des Königs Saragasanus ritten heran, und öffneten die Gehäuse der Gesetzrollen. Wie waren Alle erstaunt, als sie dieselben sahen, und den 44. Vers des 26. Kapitels im 3. Buche Moses aufgerollt fanden: „Aber auch so, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, werde ich sie nicht verwerfen und sie nicht verschmähen, sie zu vernichten, meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin der Ewige, ihr Gott.“ Und so fand es sich in allen 36 Kästchen.

Der König Saragasanus, als er sich so von der Verläumdung des Markus überzeugt hatte, war er sehr gnädig, dankte den Juden für ihre Anhänglichkeit, und erließ ihnen, als Zeichen seiner Huld, für drei Jahre alle Abgaben und Steuern. Den Verläumder Markus aber ließ er augenblicklich hängen, den Leichnam den Hunden vorwerfen und die Ueberreste verbrennen.

Die Gemeinde feierte ein Dank- und Freudenfest für die ihr gewordene, wunderbare Rettung und setzte für ewige Zeiten fest, daß der 17. Tag des Monats Schebat ein gottgeweiheter bleibe ein Fast- und Bettag, an welchem die Armen reich bedacht werden sollen. Der Abend dieses Tages aber, wo diese Begebenheit gelesen wird, sei der Freude, Gastmälern und Gesängen geweiht.

Noch heute, nach 436 Jahren, lebt in Jerusalem eine aus Saragossa stammende Familie, welche die auf Pergament geschriebene, uralte Megila besitzt am 17. Schebat liest und mit einem Freudenmahle feiert.

Der leblose Lebendige.

Der berühmte Kabbalist Schalom Scherebi aus Jemen, der im Jahre 5525 nach Erschaffung der Welt Oberrabbi von Jerusalem war, saß eines Morgens in seiner Jeschibah, angethan mit weißem Ornate und darüber den weißen Taleth mit grünen Streifen. Um den linken Arm und das Haupt trug er die Tephilim geschlungen. Sein Diener trat ein und meldete ihm, daß in der Mikweh, im Frauenbade, auf dem sogenannten Batrak in der Patriarchenstraße, nicht das vorschriftmäßige Maaß Wassers enthalten sei. Der fromme Rabbi stand von seinem Sitze auf und nahm sich nicht einmal Zeit Talith und Tephilim abzulegen und folgte seinem Diener um die Mikweh zu untersuchen.

Als sie zu dem Batrak kamen, stand da ein junger Mohammedaner, dem die grünen Streifen am Talith des Rabbi, als eine Verhöhnung vorkamen, weil die grüne Farbe den Mohammedanern heilig ist, und nur die Abkömmlinge des Profeten grüne Turbanen tragen dürfen. Er zog den Dolch, den er im Gürtel trug, und zückte ihn gegen den Rabbi; aber seine Hand war plötzlich starr und konnte den Rabbi nicht erreichen.

Der eilende Rabbi bemerkte die Absicht des jungen Moslem nicht, ging in das Bad, um es zu untersuchen, und als er es vorschriftmäßig fand, ging er wieder, auf einem andern Wege in sein Haus zurück.

Der junge Mohammedaner aber stand an der Stelle, wo er des Rabbi ansichtig wurde, fest gewurzelt und erstarrt; die Hand ausgestreckt, so wie er sie zum Todesstreiche erhoben hatte, und in ihr den blitzenden Dolch. Er war anzusehen wie eine Statue aus Stein, die mit bunten Farben bemalt ist.

Die Leute, die vorüberkamen, konnten die fremdartige Erscheinung nicht begreifen, dann redeten sie dieselbe an, aber sie glotzte mit weit offenen Augen, die Lippen bewegten sich nicht zum Reden und doch konnte man merken, daß die Gestalt, wenn auch leblos, doch lebendig sei. Die Kunde von ihr durchdrang die ganze Stadt,

die Bewohner eilten ſchaarenweiſe herbei, und es entſtand ein gar gewaltiger Tumult. Es kamen auch die Eltern, und ſahen erſchüttert ihren jungen Sohn, den ſie bei ſeinem Namen, aber vergebens riefen. Er regte und bewegte ſich nicht.

Die Menge ſtaunte, fragte, und konnte das, was ſie ſah, nicht begreifen; bis einer zu erzählen anfing, wie er den Jüngling den Dolch gegen den Oberrabbi der Juden habe zücken ſehen; der Rabbi ſei ruhig weiter gegangen, während der Jüngling erſtarrt ſtehen blieb. Nun war die Sache Allen klar, und man wußte mit einem Mal woran man ſei und was man zu thun habe.

Die Eltern eilten zum Oberrabbi, und fielen ihm zu Füßen und baten ihn, ihren Sohn aus der Erſtarrung zu erlöſen. Jetzt erſt erfuhr der Rabbi, in welcher Gefahr er geweſen und wie ihn Gott der Heerſchaaren gerettet habe. Er weigerte ſich aber den Jüngling zu retten; da verſprachen die mohammedaniſchen Bewohner der Stadt, die alle den unglücklichen Eltern zum Hauſe des Rabbi gefolgt waren, daß keinem Juden fortan ein Haar gekrümmt werden dürfe. Der Rabbi hieß ſie einen Eid ſchwören, daß ſie die Juden nicht mehr verhöhnen und kränken würden, und ſie ſchwuren ihn mit lauter Stimme.

Der Rabbi ging jetzt, wo der verſteinerte Jüngling ſtand und ſprach in Gegenwart der lautlos horchenden Menge zu der Menſchenſtatue:

„Senke den Arm mit dem blitzenden Dolche.“

Der Jüngling ließ den Arm ſinken.

„Sieh mit den Augen.“

Und die Augen fingen an ſich zu bewegen und weich zu glänzen.

„Rede mit Deinem Munde.“

Und der Jüngling ſprach: Gelobt ſei Allah, Mohammed iſt ſein Proſet und die Menſchen alle ſind ſeine Kinder.

„Geh!“

Und der Jüngling ging.

Die Menge erhob ein Jubelgeſchrei, und zwei Männer faßten den Rabbi, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn, von

der Bevölkerung der ganzen Stadt begleitet nach ſeiner Behauſung.

Die Juden aber ſtanden, ſo lange dieſer Fromme lebte, im größten Anſehn und Jeder fürchtete ſich, ſie durch Wort oder That zu beleidigen.

Rabbi Kolonimos.

Im Jahre 5480 nach Erſchaffung der Welt lebte Rabbi Kolonimos als Oberrabbiner der aſchkenaſiſchen Gemeinde in Jeruſalem. An einem Sabbat vor Tagesanbruch ſtand der Rabbi von ſeinem Lager auf, und ging, wie er jeden Morgen that, zur Weſtmauer des Tempels, um in einſamem, inbrünſtigem Gebete ſeine Gedanken zu Gott zu erheben. Er hatte kaum die Schuhe abgelegt und die Stirne träumend an einen Stein der Mauer gelehnt, da ſtürzte der Synagogendiener todtbleich zu ihm heran, und meldete ihm zitternd, daß die Gemeinde in der größten Gefahr ſchwebe, indem die Mohammedaner bewaffnet das Judenviertel umlagern, ſchon das Thor der Synagoge erbrechen, und drohen, die ganze Gemeinde nieder zu metzeln, wenn der Oberrabbi ihnen nicht ausgeliefert wird. „Warum verlangen ſie aber nach mir?“ fragte der Rabbi. „Herr, ich wage das Entſetzliche nicht zu wiederholen.“ Der Rabbi aber erwiderte: „Man fand einen gemordeten Knaben vor der Synagoge liegen, und die Wüthenden ſagen, ich hätte ihn erſchlagen.“ Der Synagogendiener antwortete, ſtaunend woher dem Rabbi die Kunde gekommen: „Du haſt es ausgeſprochen, o Herr!“ Der Rabbi redete in ehrwürdiger Ruhe weiter zum Diener: „Bewahre mich der Himmel, daß ich Menſchenblut vergieße. Sie reden Lügen, eitel Lügen, und die Wahrheit wird an den Tag kommen.“

Während er dies ſagte, ſtürmte eine tobende Menge ſchon heran, mit gezückten Schwertern und geballten Fäuſten dem Rabbi drohend. Sie ergriffen und ſchleppten ihn zum Gerichtshauſe vor den Kadi, und riefen: „Wir bringen Dir den Mörder!“

Im Gerichtssaale lag auf dem Teppich die blutige Leiche des gemordeten Knaben, seine Augen waren offen und aus seiner Brust quoll Blut hervor.

Der Kadi fragte ernst: „Warum hast Du diesen Knaben gemordet?“ Eine lautlose Stille entstand plötzlich im Saale, um die Antwort zu vernehmen.

Der Rabbi antwortete: „Ich habe nicht gemordet.“

Da begann das Toben der Menge wieder, Schreie und Flüche wurden laut, und Einige stürzten gegen den Rabbi los, um ihn zu tödten. Der Kadi gebot Ruhe, und fragte den Todbedrohten: „Wie willst Du Dich von dem Verdachte des Mordes reinigen?“

Der Rabbi erwiderte: „Lasse mir Dinte, Papier und Feder reichen, und der Todte soll Dir selbst den Mörder nennen!“

Als man ihm Dinte, Papier und Feder brachte, schrieb er geheimnißvolle Buchstaben auf das Papier, und legte es an die Lippen des ermordeten Knaben. Und da war es entsetzlich anzusehen, wie die Leiche sich emporrichtete, und sitzend mit offenen Augen die Menge anstarrte, dann aber plötzlich aufsprang, auf einen Mohammedaner losstürzte, und mit einer die Herzen zerschneidenden, fürchterlichen Stimme schrie: „Dieser hat mich erschlagen!“ Nach diesen Worten stürzte der blutige Knabe wieder als Leiche auf den Teppich zurück.

Der Mörder bekannte, entsetzt über die Erscheinung, seine blutige That und wurde vor dem Gerichtshause durch den Diener des Kadi sogleich gehängt.

Die Eltern des Knaben stürzten jetzt zu den Füßen des Rabbi hin, und baten ihn, den Knaben durch seine geheimnißvolle Macht lebendig zu erhalten. Der Rabbi antwortete ihnen: „Das darf ich nicht. Mir war es nur gegönnt, die Gemeinde Gottes zu retten.“

Der fromme Rabbi aber vollbrachte fortan sein Leben in Buße und Fasten, denn er hatte durch Schreiben den Sabbat entweiht. Er lebte noch viele Jahre und Alle hatten große Ehrfurcht vor ihm. Sterbend befahl er, daß hundert Jahre lang jeder, der

an seinem Grabe vorübergehen werde, einen Stein auf dasselbe werfe, weil in alten Tagen derjenige, der den Ruhetag entheiligte, gesteinigt wurde.

Und so geschah es volle hundert Jahre nach seinem Tode, bis vor vierzig Jahren der letzte Stein nach seinem Grabe geschleudert wurde. Am südöstlichen Abhange des Oelberges ist aber noch jetzt der Steinhügel sichtbar, unter welchem der wunderwirkende Rabbi Kolonimos begraben liegt.

Aberglaube.

Wenn in Jeruſalem, der die Ziſternen füllende Regen lange ausbleibt, und Sorge darüber entſteht, und zu dieſer Zeit ein Rabbi ſtirbt, gibt man dem Todten, ein von dem Sterbekleide abgeſchnittenes, naßgemachtes Leinwandſtück in die Hand, damit er nicht vergeſſe, wenn er jenſeits anlangt, um Regen zu bitten.

Wenn innerhalb eines Jahres in einem Hauſe ſich zwei Todesfälle ereignen, wird, wenn Männer geſtorben ſind, ein Hahn geſchlachtet, wenn aber Weiber, eine Henne. Kopf und Füße müſſen begraben, das Fleiſch an Arme vertheilt werden.

Ein Geiziger verſchluckte ſterbend ſeine Perlen und Diamanten, ſein Diener bemerkte das und grub die Leiche aus, um ſie zu berauben. Die Leiche aber ſprach zu ihm: „Ich bin ein Rabbi geweſen, den Geizigen, den Du ſuchſt, haben die Geiſter fortgetragen, weit von hier in mein Grab. Mich aber brachten ſie in ſein Grab, um mich für meinen frommen Lebenswandel zu belohnen durch ein Grab im gelobten Lande unſerer Väter.“

Die Geiſter haben Hühnerfüße, ſind bald ſehr groß, bald ſehr klein, und alle ſchwarz.

König Salomos Asmodai, den er in ſeinem Siegelringe gefeſſelt hielt, iſt nicht-mehr; jetzt herrſcht deſſen Sohn Daniel.

Zur Zeit des Asmodai hatte ein Mann eine Waſſerkanne vorſichtig genug hingeſetzt, und fühlte plötzlich Schmerz in ſeinem

Fuße. Ein Chacham ſah in das Waſſer der Kanne und ſprach hinein: „Was haſt Du dem Manne da gethan?“ Asmodai, der Geiſt antwortete aus dem Waſſer heraus: „Siehſt Du nicht, daß er das Gefäß auf meinen Fuß geſetzt hat?“ Und der Chacham ſprach entgegen: „Du kannſt als Geiſt den Mann, er aber Dich nicht ſehen.“ Der Waſſerträger bat hierauf, indem er die Kanne aufhob, den Geiſt um Verzeihung, und der Schmerz in ſeinem Fuße hörte auf. Der Stelle aber, auf der die Kanne ſtand, war es wie die Spur eines Hühnertrittes eingedrückt.

Es gibt Häuſer in Jeruſalem, wo Männer und Frauen nicht zuſammen wohnen können, die Schedim, die böſen Geiſter, erlauben das nicht, und ſo wohnen nur Weiber darin.

„Ajin rah“ das böſe Auge iſt auch in Jeruſalem ſehr gefürchtet. Wenn ſie ein Haus friſch übertünchen, malen ſie eine Hand mit ausgeſtreckten Fingern — „Chamſa“ fünf — an die Wand. Kindern binden ſie ein ſilbernes oder goldenes Händchen an den Kopf. Wenn Jemand unwohl iſt und glaubt, es durch das Ajin rah zu ſein, läßt man den „Abſprecher“ und die „Abſprecherin“ holen, dieſe fahren mit einem Kamm, oder ſtielloſen Meſſer über den Kopf des Unpäßlichen und ſprechen dabei die Namen der Erzväter Abraham, Iſak und Jakob, und den Namen Moſes des Lehrers aus. Eine alte ſepharediſche Frau und ein junger Sepharedi haben als Abſprecher und Abſprecherin in Jeruſalem ein gutes Einkommen.

Die Geiſter ſtahlen des Nachts ein Kind, weil Niemand bei der Wöchnerin wachte; ein Frommer ging eben in die Synagoge, ſah das Kind von den Geiſtern tragen und nahm es ihnen ab.

Geſegnete Frauen meſſen mit einem Seidenfaden die Weſtmauer des Tempelplatzes, und winden ihn um den Leib, um den Segen nicht zu verlieren, oder ſie hängen ein, an einer Schnur befeſtigtes Schlößchen um den Hals, deſſen Schlüſſel ſie wegwerfen. Unfruchtbare Frauen rupfen das Gras aus den Ritzen der Weſtmauer, kochen es, und trinken den Abguß.

Indulke iſt eine abergläubiſche, ſogenannte ſympathetiſche Heilungsart, und muß in Fällen eines heftigen Schreckens, oder einer

Gemütsbewegung angewendet werden. Denn da beherrscht ein böser Geist den Menschen. Man muß daher dem Geiste schmeicheln, „indulgere" daher Indulke, damit er vom Menschen ablasse.

Die Indulke ist eine doppelte: eine neun- und eine vierzigtägige.

Bei der kleinen Indulke muß der Kranke von einer pulverisirten, in Zuckerwasser aufgelösten Mumie drei Nächte hintereinander trinken, jedesmal ein Loth. Der Kranke wird früher gewaschen, in weißes Leinen gehüllt und in ein weißes Bett gelegt. Die Frauen im Hause dürfen nicht ihre Weiblichkeit haben, sonst schaden sie dem Kranken und sich selbst. Der Kranke bleibt allein, keine Thiere, namentlich dürfen sich keine Hühner im Hause befinden. Jeder Geruch von Knoblauch, oder Zwiebel muß sorgfältig vermieden werden. Der Kranke darf während der neun Tage nichts anderes als Milch, Butter und Brot genießen.

Ein Rabbi ging an dem Fasttage Schiwe asser be Tamus mit drei seiner Kollegen, weil der Tag sehr heiß war, in einen kühlen Zisternenraum, um sich abzukühlen; da sah er im Wasser einen Schatten, über welchen er sehr erschrack. Die Indulke war sofort angezeigt. Am neunten Tage aber entstand im Hause ein Knoblauchgeruch, die Wirkung war gestört, und man mußte die vierzigtägige Indulke anwenden.

Zwei Frauen gingen zu einundvierzig säugenden Müttern — so viele müssen es sein — und während die eine ein tiefes Schweigen beobachtend, jede Säugende „mölkte," erzählte die andere von den Leiden des kranken Rabbi. Als man ihm die Milch brachte, trank er sie, ohne den üblichen Segensspruch zu sagen und lag dann, als sich die Frauen entfernt hatten, schweigend und allein hin. Da kam surrend und golden ein Bienenschwarm an die Gardinen seines Bettes, und sog, ohne den Mund anzulegen an den Kranken, und die Milch aus seinem Leibe, etwa wie Bienen, nur den Duft und nicht den Honig, aus einer weißen Blume ziehen. Er gerieth, während er dem Flattern der schönen Thierchen zusah in einen heftigen Schweiß, schlief ein, und da er erwachte, war er genesen.

Der leblose Lebendige.

Der berühmte Kabbalist Schalom Scherebi aus Jemen, der im Jahre 5525 nach Erschaffung der Welt Oberrabbi von Jerusalem war, saß eines Morgens in seiner Jeschibah, angethan mit weißem Ornate und darüber den weißen Taleth mit grünen Streifen. Um den linken Arm und das Haupt trug er die Tephilim geschlungen. Sein Diener trat ein und meldete ihm, daß in der Mikweh, im Frauenbade, auf dem sogenannten Batrak in der Patriarchenstraße, nicht das vorschriftmäßige Maaß Wassers enthalten sei. Der fromme Rabbi stand von seinem Sitze auf und nahm sich nicht einmal Zeit Talith und Tephilim abzulegen und folgte seinem Diener um die Mikweh zu untersuchen.

Als sie zu dem Batrak kamen, stand da ein junger Mohammedaner, dem die grünen Streifen am Talith des Rabbi, als eine Verhöhnung vorkamen, weil die grüne Farbe den Mohammedanern heilig ist, und nur die Abkömmlinge des Profeten grüne Turbanen tragen dürfen. Er zog den Dolch, den er im Gürtel trug, und zückte ihn gegen den Rabbi; aber seine Hand war plötzlich starr und konnte den Rabbi nicht erreichen.

Der eilende Rabbi bemerkte die Absicht des jungen Moslem nicht, ging in das Bad, um es zu untersuchen, und als er es vorschriftmäßig fand, ging er wieder, auf einem andern Wege in sein Haus zurück.

Der junge Mohammedaner aber stand an der Stelle, wo er des Rabbi ansichtig wurde, fest gewurzelt und erstarrt; die Hand ausgestreckt, so wie er sie zum Todesstreiche erhoben hatte, und in ihr den blitzenden Dolch. Er war anzusehen wie eine Statue aus Stein, die mit bunten Farben bemalt ist.

Die Leute, die vorüberkamen, konnten die fremdartige Erscheinung nicht begreifen, dann redeten sie dieselbe an, aber sie glotzte mit weit offenen Augen, die Lippen bewegten sich nicht zum Reden und doch konnte man merken, daß die Gestalt, wenn auch leblos, doch lebendig sei. Die Kunde von ihr durchdrang die ganze Stadt,

Abſchied.

Beim Paſcha. — Zündhölzchen als Bibliothek. — Gegengeſchenk. — Freiherr von Bruck. — Preußiſche Legazionen. — Strenge Mautbeamte. — Prieſterſegen. — Dankadreſſe an Frau von Herz-Lämel. — Ein Gedicht.

Meine Aufgabe war glücklich gelöſt. Ich rüſtete mich zur Abreiſe, reicher geworden an Erlebniſſen eigenthümlicher Art, aber von jener Wehmut erfüllt, die ein unglückliches Glück in der Seele eines Dichters iſt. All' die Geſänge, die ich dem heiligen Lande und ſeinen profetiſchen Geſtalten geweiht hatte, hier wären ſie niemals in meiner Seele empfangen, und vom Geiſte großgezogen worden.

Ich begab mich mit dem Grafen Pizzamano zum Effendi Abdala Waſi Nakib d. h. Richter, wenn zwiſchen den Grünbeturbanten, den Abkömmlingen des Profeten ein Streit entſteht, zum reichen Suleiman Ibn Dſchari und zum Paſcha von Jeruſalem um Abſchied von ihnen zu nehmen.

Wir fanden den Paſcha Kiamil diesmal in ſeiner Wohnſtube, die mit violettem Ziz als Zelt tapezirt war; in einer Ecke befand ſich ein ſehr breiter erhöhter Divan, der als Schlafſtelle dient, in der Mitte des Zimmers war ein Tiſch, auf dem einige Schreibrequiſiten und ein auf Pergament geſchriebener Koran, rot gebunden mit Goldſchnitt lagen.

Nach den üblichen Höflichkeitsformeln, Tſchibuk und Kaffee fragte mich der Paſcha wiederholt, wie er mir dienen könne? Ich dankte ihm für ſeine freundliche Gnade und die Auszeichnungen, die er mir erwieſen und überreichte ihm 100,000 Stück — Zündhölzchen als Geſchenk. Sie waren in Etuis, die Bücher darſtellten, zierlich verpackt aus der Fabrik des Herrn Pollack in Wien und verbreiteten, wenn man ſie anzündete, einen angenehmen Wohlgeruch. Ich ließ dem Paſcha durch den Dolmetſch ſagen: nachdem ich in Jeruſalem eine Schule gegründet habe und ein Schriftſteller ſei, hoffe ich, werde er es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich eine Bibliothek voll feuriger Gedanken in ſeiner Wohnung anlege, die ihm wohl duftend ſein möge!

Er nahm das, mehr humoriſtiſche als wertvolle Geſchenk äußerſt freundlich auf und erwiderte es noch an demſelben Tage durch einen koſtbaren mit Gold und Seide geſchmückten Tſchibuk.

Er trug mir die wärmſten Grüße für Se. Excellenz des Freiherrn von Bruck auf, nach welchem ich überhaupt im Oriente aller Orten mit vieler Theilnahme gefragt wurde. Sein Name lebt, namentlich in Konſtantinopel wie eine Zauberformel in der Erinnerung. Er iſt der einzige öſterreichiſche Staatsmann, der während einer nur kurzen Wirkſamkeit den Namen Oeſterreichs höher hob als viele ſeiner Vorgänger, die ein ganzes Leben im Oriente zubrachten; er bewirkte dies durch ſeinen in ſich ruhenden Charakter, durch eine würdevolle impoſante Perſönlichkeit, durch glänzende Großmut.

Ich begrüßte noch einmal den Chacham Baſchi, die angeſehenſten Rabbinen, die Herren Finn, von Barrere und Dr. Roſen, dem ich zu beſonderem Danke für manche heitere Stunde und geiſtvolle Belehrung mich beſonders verpflichtet fühlte. Es iſt charakteriſtiſch, daß die meiſten Männer der preußiſchen Legazion im Oriente Männer der Wiſſenſchaft waren und ſind. Dr. Schulz, von Wildenbruch, Dr. Otto Blau, Dr. Wetzſtein, Dr. Roſen, ſie alle, der orientaliſchen Sprachen, trotzdem ſie keine munifizente Ka-

demie wie in Oesterreich darin unterstützt, vollkommen kundig, haben sich einen Namen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gemacht und zur Kunde des Morgenlandes reichlich beigetragen.

In meiner Wohnung sah es bunt, wie auf einem Jahrmarkte aus. Gegenstände aller Art, die ich als Pilgerspenden in die Heimat bringen wollte, lagen bunt umher: Erde aus dem Thale Josafat, Wein von Hebron, Oel vom Oelberge, Thonpfeifen und Seife aus Jerusalem, Rosenkränze und Kreuze aus Bethlehem, Photographien heiliger Orte und Monumente, Flaschen mit Jordanwasser, Rosen von Jericho, Steine vom todten Meere, Blumen von Zion und den Gräbern der Könige, der Grundstein für den neuen Tempel in Wien, Schofar und Ezchajim, Amulete, Bruchstücke von der Tempelmauer, Pergamentrollen und Bücher, Schädel vom Blutacker, Beduinenmäntel, barbarisch gestickte Arbekanfot u. s. w. u. s. w.

Rabbi Motche Schnitzer der Steinmetz und Zauberformler bewältigte dieses Chaos in wunderbarer Weise. Er sang während er Alles verpackte halblaut Lieder mit eigenthümlicher Melodie und ich glaube, daß es geheimnißvolle Beschwörungen waren, denn Alles kam unversehrt in Wien an.

Noch sollte ich einen besseren Begriff von dem Mautamte in Jerusalem bekommen, das mich an die strenge Untersuchung in Konstantinopel erinnerte, und freilich durch die Art und Weise in Damaskus und in Jaffa wieder vernichtet ward. Um in Jaffa die wohlverpackten Kisten nicht wieder öffnen zu müssen, wollte ich sie mit dem Jerusalemer Mautzeichen versehen lassen. Zwei Mautbeamte kamen zu mir in die Stube, und wollten, ehe sie die Kisten versiegelten, den Inhalt sehen. Bei der sorgfältigen Verpackung der Hunderte von kleinen Gegenständen, die einen vollen Tag in Anspruch nahm, war dies unmöglich, und so verweigerten sie, die vielleicht nur einen flüchtigen Blick in die Kisten gethan hätten, die Versiegelung, weil der Form nicht genügt werden wollte. Weder der österreichische Consul, noch später der Dragoman des Pascha's, der eine schriftliche Deklarazion der Gegenstände von mir unter-

zeichnet vorlegte, vermochten das ſonſt ſo berüchtigte Pflichtgefühl türkiſcher Mautbeamter zu beugen. Endlich verſicherten ſie, daß eigentlich ihre Siegel nicht nützen würden beim Einſchiffen der Kiſten in Jaffa. Ich erſpare vielmehr zweimal ſiegeln zu laſſen.

Herr Philibert in Jaffa an den ich Kreditbriefe hatte, und dem ich manche Freundlichkeit ſchuldig wurde, ließ als ich in Jaffa ankam, meine Kiſten, ohne daß ſie irgend einen Anſtand gefunden, oder eine Durchſuchung erfahren hätten, auf das Schiff bringen, das mich nach Egypten führte. In Alexandrien vollbrachte ein ganz kleines Backſchieſch, was conſulariſche Gewalt und Paſchawillkür nicht vermochten.

An demſelben Tage erhielt ich vom Chacham Baſchi die dieſem Kapitel in worttreuer Ueberſetzung angefügte Dankadreſſe an Frau Eliſe von Herz-Lämel und ein Gedicht an ſie.

Am 6. Juli, einem Sonntage, wartete vor meiner Thüre der mir von Grafen Pizzamano empfohlene Führer und Dolmetſch, der arabiſche Chriſt Matthia mit zwei Pferden, einem Maulthiere, dem mein Gepäcke aufgeladen wurde und mit einem Eſel für den begleitenden Diener. Ich theilte unter die angeſammelten jüdiſchen Bettler Geld aus und ging mit den beiden Doktoren Fränkel und Neumann langſam zum Jaffathore. Hier baten die Thorwächter um Backſchieſch und dankten für eine kleine Gabe in höflichſter Weiſe.

Vor dem Thore wartete ein Mann aus dem Kreiſe der Kohanim, der Prieſter, und ſprach mir den üblichen Segen nach: „Es ſegne Dich Gott und behüte Dich; er laſſe leuchten ſein Angeſicht über Dich und ſei Dir gnädig. Es wende Gott ſein Angeſicht zu Dir und bringe Dir den Frieden.“

Ich nahm von den beiden Freunden wehmüthigen, herzlich gefühlten Abſchied. Ich bin ihnen für geiſtige Unterſtützung, für mit mir getheilte Sorgen und gemeinſchaftlich empfundene Kränkungen,

für Gaſtfreundſchaft und Theilnahme jeder Art für immer verpflichtet geworden.

Ich ſchüttelte den Staub Jeruſalems ſtark von meinen Füßen und in den Sattel geſchwungen ritt ich raſch die Höhe empor und oben das Pferd wendend, heftete ich noch einen langen Blick auf die Stadt, auf Moria, auf Zion, auf den Oelberg — ich ſetzte dem Pferde die Sporen ein, Jeruſalem war verſchwunden.

An Frau von Herz-Lämel in Wien.

„Der Herr, der Gott der Heerſchaaren, ſei mit uns!

Die Herrſcherin der Frauen mit edlen Sitten und Frömmigkeit begabt, Frau Lipet Herz, von der edlen Familie Lämel; ihr Namen ſei geſegnet, ihre Leuchte erlöſche nie, dem milden Lichte des Mondes und dem ſiebenfachen Lichte der Sonne vergleichbar! So ſei der Wille des Ewigen!

Nach dem Gebete für Dein Lebensglück und Deinen Seelenfrieden flehen wir, mit zum Himmel emporgehobenen Händen und ſehnſüchtigen Blicken, zu ihm, der in Zion thront, und an Jeruſalem Wohlgefallen hat, daß Deine Tage und Jahre lange dauern mögen, Du freudvoll blühen mögeſt, wie die Roſe, behütet und beſchützet vor allem Böſen!

Der heutige iſt ein Licht verkündender Tag für die Juden, denn es nahete uns mit leuchtenden Blicken Seine Herrlichkeit, der erfahrene Arzt, der glänzende Dichter, der treue Abgeſandte, der mit Geiſt begabte Herr L. A. Frankl. Er kam mit der Botſchaft der Milde nach der heiligen Stadt, von Dir geſendet mit Liebe und Erbarmen ſich der kleinen Kinder von Jeruſalem anzunehmen, und das Banner der heiligen Thora für ſie zu entrollen und aufzurichten; ein Lehrinſtitut zu errichten für kleine arme Kinder, zum Heil der Seele Deines edlen ſeligen Vaters, Simon Edlen von Lämel, bis zur Zeit der Meſſiaserlöſung!

Der Abgesandte war glücklich in seiner Sendung und er gründete mit aller Macht und Kraft das erwähnte Lehrhaus. Nach verrichtetem Gebete nähern sich die Kinder dem königlichen Tische, um, nach eines jeden Maaß, zu essen und zu trinken, und gleich darauf bis zur Mittagszeit im Zelte der göttlichen Lehre zu verweilen. Zur Mittagsstunde nach eingenommenem sättigenden Mahle kehren sie wieder zum Unterrichte der Thora, der Propheten und der heiligen Schriften mit Andacht zurück, um die Worte des Herrn erklären und deuten zu können, jeder nach seinem Fassungsvermögen! Gott fügte es, daß wir zwei tüchtige, gottesfürchtige Lehrer gefunden haben, die auch im Schönschreiben zu unterrichten befähigt sind. Ebenso ist auch für die Bekleidung der Entblößten gesorgt, zweimal im Jahre, und es wacht täglich ein befähigter Arzt über den Gesundheitszustand der Kinder. Mit den Namen Deines edlen Vaters geziert wird diese Lehranstalt blühen und gedeihen; auch ist sie so verzeichnet im Gedenkbuch der Gemeinde der Sepharedim.

Am Tage der Einweihung dieses Hauses waren wir, die Rabbinen, Chachamim und Vorsteher und Leiter der heiligen Gemeinde, versammelt, sprachen das andächtige Gebet für das Seelenheil Deines seligen Vaters und den Segen für dessen fromme Tochter, für Dich, edle Herrin! sowie für die hochherzigen Vertreter der israelitischen Wiener Kultusgemeinde und alle Großen der Erde, für Jeden mit seinem Namen.

Am Neumond Tamus (Parschat Chukat) des Jahres 5616 (1856) wurde die fromme That ins Leben gerufen und der Schulunterricht begonnen. Gott verleihe der Anstalt ewige Dauer zum Andenken des frommen Mannes, des Herrn von Lämel, bis zu den Tagen des Messias!

Wir unsererseits loben mit Freudigkeit Gott den Herrn, der uns einen Retter und Helfer zugewiesen: ein Lebenshaus, ein Haus der göttlichen Lehre zu gründen, die unschuldigen Kinder zu erleuchten und zu belehren, auf deren Unschuld, nach dem Ausspruche der Weisen, die Welt gegründet ist. Möge Alles zum Seelenheil Deines edlen Vaters gereichen, auf daß seine unsterb-

liche Seele in Eden unter dem Schutze des Allgütigen der ewig
Wonne ſich erfreue, daß jeder ein Loblied anſtimme, von Dei
hochherzigen Handlungen durchdrungen, mit den Worten der al
Weiſen: „Heil, der Dich gezeugt!“ Dein Name, edle Frau! m
die weihevolle Stadt mit Segenswünſchen für und für ob Dei
Thaten verherrlichen. Hienieden und in einer beſſern Welt, J
ſeits, wird Dein Ruhm ewig blühen! Segen ſei der Abglanz
Lichtſpur Deiner Milde! Gott erfülle Dir alle Deine Wünſch
Mit ſeiner Rechten reiche er Dir langes Leben, mit ſeiner L
ken irdiſche Güter, Reichthum und Herrlichkeit! Wir, die
wählten von Deinem verehrten Bevollmächtigten, Dr. L. A. Fran
wir weihen Dir den ſchuldigen Tribut des Lobes und der innigſt
Anerkennung, Dir gelobend, das Wohl der Anſtalt nach Kräf
zu fördern und zu heben.

Jeruſalem, Nemand Tamus 616.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baſchi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbiners von Jeruſalem,
Inſpektor und Vorgeſetzter der Lehranſtalt.

Dr. **Simon Fränkel,**
Direktor des Monteföre'ſchen Dispenſatory.

Mordechai Chajim Mejuchas,
Vorgeſetzter und Inſpektor der Lehranſtalt.

Dr. **Bernhard Neumann,**
Direktor und Arzt des Rothſchild'ſchen Hospitals.

Meir Raſael Panigel,
Mitglied des Beddins, Vorſteher und Inſpektor
der Lehranſtalt.

Am Tage nach der Einweihung der Schule übergab mir
Mann ein Gedicht, welches Frau Eliſe von Herz-Lämel feiert und
rum ſchon von beſonderem Intereſſe iſt, als es von einem Periſch
rührt und zeigt, wie ſelbſt im Kreiſe dieſer fanatiſchen Gemeinde
zelne die Wohlthat der gegründeten Lehranſtalt empfanden. Wir t
len den Schluß des Gedichtes in freier Ueberſetzung hier mit:

An Frau Eliſe von Herz-Lämel

am Einweihungstage der Lehranſtalt am 23. Siwan 5616.

„Wie die Morgenwolke die Sonne umhüllt und ein friſcher Windhauch ſie verjagt, daß das Licht des Tages hell ſtralet, ſo wird auch Dein Werk hervorleuchten.

Wenn einem Baum, an Gewäſſern gepflanzt, auch die Krone abgeſchnitten wird, er behält dennoch die Kraft der Wurzel, er verdirbt nicht ab und grünt und blühet friſch hervor.

Eine echte Glaubensflamme, wenn auch durch einen Sturm niedergedrückt, ihre in der Aſche fortglimmenden Funken brechen wieder hervor und werden dem Hauſe Jakobs zur Feuerſäule, ſo wird ſie leuchtet auch in finſterer Nacht.

Die Flamme, die den Geiſt Jochannan ben Sakai's belebte, daß er nach der Zerſtörung nur eine Schule gründen zu dürfen erbat, ſie lebt als Funke in Deinem edlen Herzen wieder auf.

Du erhebſt Dich als eine Mutter in Israel und pflanzeſt einen Baum des Lebens auf Zion. Du haſt ſo Jeruſchalaim zum Siegelringe Deiner Rechten gemacht.

Die Kinder der heiligen Stadt werden in die von Dir gegründete Anſtalt wallen und die Gotteslehre in ihren jungen Seelen empfangen.

Du haſt ein Haus der Tugend hergeſtellt, eine Schöpfung, ein Denkmal Deiner Milde. Ein Mann herrlichen Geiſtes voll Eifer Dein Bote, um das Haus an der Stätte des Glaubens aufzubauen.

Auf, ihr lernbegierigen Kinder! auf, ihr Väter und Kinder, ſegnet und danket der Frau Lipet Herz, aus der edeln Familie der Lämel.

Ihr Andenken wird ſegenvoll blühen für die Wohlthat, die ſie euch erwieſen hat, die fortdauernd für euch wirkt. Sie hat ihren Namen eingezeichnet in der Stadt des Ewigen."

Fort.

Einfache Begleitung. — Tennen. — Bunte Bilder.

Das Schiff, das mich nach Egypten bringen ſollte, legte erſt in vierzehn Tagen in Jaffa an und ich benützte dieſe Zeit, um die Städte Paläſtina's und das Land der alten Phönizier zu bereiſen.

Am 6. Juli 1856, wie ich bereits berichtet, ritt ich von der heiligen Stadt fort. Nicht wie über den Libanon in ſtattlicher Karawane, diesmal nur von einem Dolmetſch und einem Diener begleitet und zwei Maulthieren, welche mein Gepäck trugen, gefolgt. Ich hatte, um die Koſten zu ſparen, weder Zelt noch Küchengeräte mitgenommen und war ſomit jeder zufälligen, oder auch ſich verweigernden Gaſtfreundſchaft preisgegeben. Aber der vom Grafen Pizzamano mir empfohlene Dragoman Matthia war verläſſig, aller Wege genau kundig.

Wir haben den Weg von Jaffa nach Jeruſalem bereits geſehen, die Erſcheinung iſt dieſelbe geblieben, nur an den wenigen Dörfern, wo wir vorüberkommen, wird das Getreide gemäht und liegt um kleine offene Plätze, wie Wände und Hügel aufgeſchichtet. Auf dem kreisrunden Platze mitten inne werden von einem Manne, oder einem Weibe zwei, auch drei Ochſen im Kreiſe herumgetrieben, um die Aehren auszutreten. Wenn wir an ſolchen Tennen vorüber-

nmen, laufen uns Kinder mit irdenen Krügen zu und bieten ues Waſſer zum Trinken an.

Wenn wir uns von dieſen Stätten entfernen, iſt es wieder nſam, die Felſen und die Flächen ſind kahl und das Gebirge on Juda wirft blendend und heiß die Stralen der Sonne zurück.

An mir ziehen die Erſcheinungen und die Erlebniſſe der letzen Wochen bunt und wirr noch einmal vorüber. Meine Seele ſt bewegt und ich fange an Gedanken und Gefühle, die in Jeruſalem in mir einzeln auftauchten, zu ordnen und zu formen. Je nach ihrem Inhalte ſetze ich, faſt unbewußt, als wollte ich ihnen ntfliehen, zuweilen das Pferd in Galopp, dann laſſe ich es wieder langſam über Felſen ſeinem eigenen Willen folgen und es ſchlägt auf den Steinblöcken gleichſam den Takt zu den wunderlichen Rhythmen in mir, die hart und ſchroff wie das Gebirge ſelbſt ſind, das mich einſam umgiebt.

Es füllten ſich einige Blätter meines Tagebuches mit einem Klageliede auf Jeruſalem.

An Jeruſalem!

„Wie geht das zu, daß die heilige Stadt zur Buhlerin geworden iſt?“
Jeſaia 1, 21.

Ich ſchüttle ab den Staub von meinen Schuhen
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, in dem Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar ſtand.

„Wer weilen dürfte an den heilgen Stellen!“
War meiner Jugend Wunſch und früher Traum.
Es ſehnt der Hirſch nach friſchen Waſſerquellen,
Wie nach Jeruſalem mein Herz, ſich kaum!

O hätt' ich niemals deinen Grund betreten
Und dich geſchaut nur mit der Sehnſucht Blick.
Was führte, günſt'ger mir als dem Propheten,
Mich in das Land der Väter das Geſchick?

Gebälk von Zedern ſah ich ſtolz ſich heben,
Muſik der Pſalmen tönte wunderbar —
Und ſchöner, als es jemals war im Leben,
In Glorien ſtellte ſich dein Bild mir dar!

Ich kam — o nur die Berge ſind geblieben,
Zu Gräbern ausgehöhlt, bis hoch empor,
Drin ruhn, vom Zorn Jehova's aufgerieben,
Sein Volk, die Könige, der Prieſter Chor.

Wo ſind die Palmen, wo die duft'gen Blumen?
Und der ſo lang um Zions Fall geweint,
Und Spiegel war von ſeinen Heiligthumen,
Der Kidron ſelbſt, er iſt verſiegt, verſteint.

Unſterblicher Genoß! dein muß ich denken,*
Den auch hierher geführt der Sehnſucht Pein,
Mit Thränen dieſen heil'gen Staub zu tränken
Und an das Herz zu drücken jeden Stein.

Wie eine Harfe in des Sängers Händen,
In Sehnſucht zitterte, wie mir, dein Herz.
Wenn Königskronen ſich ums Haupt dir wänden,
Du würdeſt ſie hinſchleudern hier im Schmerz.

Und als du ſahſt die Hunde hier, zerfleiſchen
Dein Volk, den edlen königlichen Leun,
Gehört die Hungerbrut der Raben kreiſchen,
Die, Adler zu verzehren ſich nicht ſcheun:

Da haben Zorn und Gram dein Herz bezwungen
Und auf Ruinen weinend vor dem Thor,
Haſt du dein ſchönſtes, ew'ges Lied geſungen,
Es brach, wie Waſſer rauſcht vom Fels, hervor.

Ein Reiter ſprengte da von Zion nieder
Und warf die Lanze funkelnd dir ins Herz,
Und auf den Lippen noch das Lied der Lieder
Verging dein Geiſt in wehem Doppelſchmerz.

* Juda Halewi, der berühmteſte ſpaniſch-hebräiſche Dichter ſtarb im zwölften Jahrhunderte vor den Thoren Jeruſalems.

Gleicht auch mein Lied nicht deiner Zionide,
Juda Halewi hieß mein Vater auch,
Und Zions Untergang im Klageliede
Beſing auch ich, umweht von Gräberhauch.

Doch meinen Namen nennet ein Jahrhundert
Dem andern nicht, wie deinen ſtolzen Ruhm.
Warum traf mich, wenn nicht gleich dir bewundert,
Auf Zions Schutt ein größres Martirthum?

Ein Lanzenſtoß hat dir das Herz durchſtochen,
Mir gingen tauſend durch die Seele hier;
Ein fremder Feind hat dir das Herz gebrochen,
Der Stammgenoſſe und der Bruder mir!

Du Glücklicher! vom Feind ſahſt du getreten
Dein Volk; ich aber wie es ſelbſt ſich ſchlägt
Und in der Stadt des Herrn und der Profeten
Zur Schau die geiſtigen Ruinen trägt.

Zerbrochne Säulen und geborſtne Quadern,
Was ſind ſie wert noch, denen Gott gegrollt!
Wenn dem, der um ſie weint, nicht in den Adern
Der rote Strom der echten Liebe rollt!

Sie kommen in Jeruſalem zu ſterben
Und auszuruhn im Thale Joſaphat —
Es ſtarb auch mein Herz, als ich dieſen Erben
Von Gottes heil'gem Königreich genaht.

Ich ſah auch ſie, die neuen Zionswächter,
Den Reigen tanzen um das goldne Kalb,
Von Ismael verachtete Verächter,
Sind halb des Glaubens ſie, des Wahnes halb.

Jehova's Witwe ſeit uralten Tagen,
Legt ſie den Schleier ab, getröſtet ſchon?
Seh ich das Heiligſte zu Markt ſie tragen,
Scheint ſie vielmehr das Weib von Babilon!

Und wenn es noch nicht in Ruinen läge,
Das dreimal heilige Jeruſalem,
Jetzt müßten es zerſchmettern Gottes Schläge,
Zerbrechen ihm das Stralendiadem.

Wohl leben zehn Gerechte unter ihnen —
Von welchem Volk? zu ſagen wär' es ſchwer!
Wie ſtürzte ſonſt ſich über die Ruinen,
Vertilgend nicht ein neues todtes Meer!

Doch iſt der Tempel Gottes nicht mehr deiner,
Du weine nicht mein Volk an ſeiner Wand!
Wird doch in ihm verehrt, wie einſt, nur Einer,
Der unſichtbar der Welten Kreiſe ſpannt.

Ich ſchüttle ab den Staub von meinen Schuhen,
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, wo die Profeten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar ſtand.

Arabiſche Gaſtfreundſchaft.

Hanna Ajub. — Betende Mönche. — Schmuck und Schönheit. — Sultanin von Oeſterreich. — Schwarze Bedienung. — Ein Fächer.

Nach neunſtündigem Ritte erreichten wir Ramleh und kehrten im Hauſe des öſterreichiſchen Conſularagenten ein, das ſich aus der Ferne durch die auf dem Dache aufgehißte weiß-rote Flagge ankündigte, bei Herrn Antonio Ajub, einem ſyriſchen Chriſten, dem ich empfohlen war.

Wir traten in den ſchönen Hof des Hauſes, wo unter dem Schatten von blühenden Mandelbäumen zwei Negerinnen meſſingenes Geſchirre blank ſcheuerten. Eine von ihnen unterbrach das Geſchäft und kehrte bald mit Limonade und Tſchibuk für mich zurück, während ein Neger mir das Waſchbecken brachte, um mir Geſicht und Hände vom Staube zu befreien. Die Negerin ließ von zwei Mägden Polſter herbeiſchleppen und ſie auf den blanken Fliesen des Hofes für mich zu einem Divan bereiten. Die ſchwarze Sklavin that all dies aus eigenem Antriebe; doch hatte ſie nicht das Recht, mich in die Gemächer des Hauſes zu führen, weil ihr dies von ihrem Herrn noch nicht befohlen war.

Ich freute mich der Ruhe, des Schattens und des Nargileh's in dem ſtattlich ſchönen Hauſe, da kam Matthia mit der unangenehmen Nachricht, daß wir fort müßten, um die Gaſtfreundſchaft des Franziskanerkloſters in Anſpruch zu nehmen, denn Herr Ajub

ſei mit ſeinem Sohne verreiſet und die Dame des Hauſes könne uns nicht beherbergen in dieſem Falle. Ich erklärte Matthia, daß ich der Dame doch den Brief mit den Grüßen der Gräfin Pizzamano, übergeben wolle und da ſie ſich zu Beſuch bei einer Freundin befand, ſendete ich ihr das Schreiben durch eine der Sklavinnen.

Matthia rüſtete nichtsdeſtoweniger zum Aufbruche, denn es ſei gegen alle Sitte, daß wir im Hauſe bleiben. Ich zögerte abſichtlich, um die Rückkehr der Sklavin zu erwarten und zu hören, wie orientaliſche Gaſtfreundſchaft ſich gegen mich benehmen würde. Sie täuſchte mich nicht, denn ſchon nach kurzer Zeit kam ein Verwandter des Hauſes, um mich im Namen der Frau zu begrüßen und ſich des Gaſtes zu freuen. Ich wurde in das erſte Stockwerk, durch Flügelthüren in einen ſchönen, von elf Fenſtern beleuchteten Saal geführt und bedeutet, daß ich der Herr des Hauſes und mir Alles zu dienen bereit ſei.

Matthia ſagte mir: „Das habt Ihr unſerem Conſul zu danken, der in ſo großem Anſehen ſteht, daß die Frau des Hauſes das Auskunftsmittel fand, Euch dennoch beherbergen zu können.“

Werden wir ſie ſelbſt nicht zu ſehen bekommen?

„Das wäre ein großes Wunder!“

Matthia wurde abberufen, kehrte aber bald wieder zurück mit dem Auftrage mich zu fragen, was ich ſpeiſen wolle? Ich erbat mir Milch und Reis. Der Oheim der Hausfrau kam und lud mich ein, den Sonnenuntergang auf der Terraſſe anzuſehen und mich der Abendkühle zu erfreuen.

Es war ein wunderbarer Anblick: die Ebene von Saron im Halbkreiſe vom Gebirge Juda weit hinaus umſchloſſen, im Abendgolde leuchtend. Ihm gegenüber in unabſehbarer Ferne der rote Ball der Sonne ins Meer ſinkend und um mich her in nächſter Nähe die üppigſten Gärten, kleine Waldungen von Orangen-, Zitronen- und Olivenbäumen und da und dort eine Palme über den phantaſtiſchen Häuſern, Kuppeln, Minareten und Thürmen.

Matthia brachte, kaum daß die Sonne untergegangen war, mir meinen Mantel, denn mit der Dunkelheit tritt im Oriente gleichzeitig eine empfindliche Kühle ein, die leicht Fieber erzeugt,

wenn man ihr unverwahrt ausgeſetzt bleibt. Er theilte mir ganz befremdet mit, daß die Dame des Hauſes ſich von ihren Sklavinnen ſchmücken laſſe, um mich auf der Terraſſe zu begrüßen. Wirklich erſchien ſie bald, nachdem von einer Negerſklavin für ſie ein Teppich auf der Terraſſe ausgebreitet und mir ein Blumenſtrauß übergeben worden war.

Frau Hanna Ajub iſt eine Dame von 33 Jahren, die ſchon elfjährig vermählt und durch ihren ſiebenzehnjährigen Sohn bereits Großmutter war. Sie muß von wundervoller Schönheit geweſen ſein. Ein roter Feß mit goldener Quaſte, von Perlen und Smaragden umwunden, bedeckte ihr edles Haupt, von dem ſchwarze Haare mit ſeidenen, goldflittergezierten Schnüren durchflochten, lang den Nacken herabfielen. Um den Hals an einer Perlenſchnur hing eine goldene Cilinderuhr, die ſich im bunten Gürtel verbarg, während an dieſem zwei edelſteingeſchmückte Täſchchen hingen, in denen ſich Talismane befanden, trotzdem, daß an der Stirne ein diamantenes Kreuzchen vom Feß herabhing. Die Gewänder waren von bunter, ſchwerer Seide, die Pantoffeln rot und goldgeſtickt.

Ich war aufgeſtanden, als die Dame auf die Terraſſe kam; ſie nahm auf dem für ſie ausgebreiteten Teppich Platz und grüßte mich dann, indem ſie die rechte, von Ringen funkelnde Hand an Stirne, Herz und Lippen legte.

„Ich preiſe mein Haus“, ließ ſie mir durch Matthia ſagen, „daß ein Hadſchi, ein Pilger aus Jeruſalem, unſerem Hauſe die Ehre anthut, in ihm auszuruhen.“

Ich betrachte Dein Haus als ein Aſyl für dieſe Nacht und Du biſt das heilige Bild der Tugend und Schönheit in ihm.

Die Dame hörte dieſe Huldigung ruhigen Blickes, als eine ihr vollkommen gebührende an, wie denn in ihrem ganzen Weſen eine durch Anmut gemilderte Feierlichkeit herrſchte, während die Bewegung der Arme und das Neigen ihres Hauptes etwas von königlicher Huld hatte.

Frau Hanna ließ viele Fragen über die Sitten und Gewohnheiten meines Landes an mich richten, wobei ſie es nicht an feinen Bemerkungen, an Lob und Tadel fehlen ließ.

„Iſt eine Kirche des Abendlandes ſo groß und prächtig, wie die des heiligen Grabes?“

Viele ſind größer und prächtiger, die St. Peterskirche in Rom würde zwei ſolche Kirchen, wie die des Grabes in Jeruſalem, einſchließen.

„Haſt Du ſie geſehen?“

Ja.

„Und der heilige Vater rühmt ſich eine ſchönere Kirche zu beſitzen, als das heilige Grab?“

Ich ſuchte ihr das Bedürfniß der Kunſt, der Religion zu dienen, zu erklären und wie der Papſt eben durch das Prachtwerk ſeine tiefſte Verehrung ausdrücke.

„Flattert auf der Burg in Wien auch eine weiß-rote Flagge, wie dieſe hier auf unſerem Hauſe?“

Das nicht, aber das Wappen iſt überall mit Farben gemalt und aus Metall geformt, zu ſehen.

„Wie viele Millionen Piaſter iſt der Schmuck der deutſchen Sultanin wert?“

Man könnte zehntauſend Ernten von Paläſten für ihn kaufen.

„Iſt ſie ſchön?“

Ich ſchilderte die Erſcheinung der Kaiſerin von Oeſterreich zu Pferde.

„Mein ganzes Haus fühlt Ehrfurcht und Freundſchaft für den deutſchen Sultan.“

Nicht fern der unſeren erſchienen auf einer Terraſſe mehrere Franziskanermönche; ich erkannte jetzt erſt das Kloſter wieder. Es war faſt Nacht geworden, ein Glöcklein erſcholl und die Mönche knieten im Gebete nieder, über ihnen wiegte eine Palme die Blätter im Abendhauche.

Die beiden Negerſklavinnen kamen, jede mit einem papiernen Fanale, um uns zur Tafel einzuladen. Frau Hanna Ajub ſchritt voran, ich folgte ihr in eine im Hofe kühl gelegene Halle, wo ein langer Tiſch, reich mit Silber gedeckt und ſeltſamer Weiſe nur von einer Wachskerze erhellt war.

Mir wurde, wie ich es gewünſcht hatte, Milch, die roſen-

duftend war und Reis mit kaltem saueren Rahm übergossen, in zwei silbernen Näpfen vorgesetzt; die Dame und ihr Oheim aßen aus eigenthümlich aussehenden Schüsseln, ohne mich einzuladen mit ihnen zu essen, denn mein Wunsch nach Milchspeisen galt ihnen als Befehl des Gastes.

Nach der Tafel, von der sich die Dame, ein Gebet sprechend, ohne Gruß entfernt hatte, wurde ich in eine große lichte Stube geführt, in der ein treffliches, mit feinstem weißen Schleier überhangenes Bett mich aufnahm.

Die Sonne schien bereits in die Stube hinein, als ich am andern Morgen erwachte. Ich stand rasch auf und begann, mich anzukleiden.

Es wurde dies wahrscheinlich bemerkt, denn es traten sogleich die beiden Negersklavinnen und ein Neger ein. Jene trugen ein silbernes Waschbecken und eine Kanne. Die mit dem Becken kniete vor mir nieder, während die andere mir Seife bot und aus der Kanne Wasser über meine Hände goß. Nachdem ich mich gewaschen hatte, trat der Neger, dem ein gold- und blumengesticktes Handtuch über die Schulter hing, an mich heran und reichte mir es zum Abtrocknen. Die drei schwarzen Menschen, die eigenthümliche Art mich zu bedienen, wirkten komisch auf mich, ich hatte Mühe mein Lachen zu unterdrücken und ernsthaft drein zu sehen.

In einer Vorhalle des großen Saales erwartete mich die Dame des Hauses und ihr Oheim zum Frühstück: schwarzer Kaffee, in Zucker eingesottene „Lilien von Saron," Ziegenbutter, Käse, Kaktusfrüchte, feines Brot waren auf einem niedrigen Tischchen in zierlicher Ordnung aufgestellt.

„Hast du schöne Träume gehabt?" ließ mich die Dame fragen.

Mir träumte von einem prächtigen Hause, in welchem ein Engel der Gastfreundschaft wohnt.

„Wäre Antonio Ajub, mein Herr und Gatte zu Hause gewesen, er hätte dich mehr ehren können, als seine arme Frau. Er wird trauern, den Gast versäumt zu haben."

Die Sklavinnen brachten uns jetzt Nargilehs und wir fingen, wie die Araber ſich ausdrücken, Tabak zu „trinken“ an; bis Matthia kam, um zu melden, daß die Thiere geſattelt ſeien. Er reichte mir meine Reitgerte, die mir der weibliche Dolmetſch ſerbiſcher Märchen in Wien, zur Reiſe durch die Wüſte mitgegeben hatte. Durch einen leichten Druck entfaltete ſich aus der Gerte ein grüner Fächer und ſie erfüllte ſo einen doppelten Zweck. Frau Hanna Ajub bewunderte zu meiner Freude die hübſche Vorrichtung und ich ließ ſie ihr mit den Worten reichen: „Laſſe dieſe Wolke dir für die Sonne deines Antlitzes gefallen.“ Ich reichte ihr die Hand zum Abſchiede, die ſie herzlich, wie eine Freundin im Abendlande thun würde, ergriff; doch duldete ſie nicht, daß ich ihre Hand küſſe.

Schluß der Tragödie.

Kameelritt. — Blutrache. — Löwin und ihre Jungen.

Ich befand mich seit Monaten im Oriente und war bereits so vielen Karawanen von Kameelen begegnet, ohne noch dies fantastische Thier bestiegen zu haben.

Ich gab Matthia den Auftrag, mir eines für den nur dreistündigen Ritt bis Jaffa zu mieten, um mich auf der Ebene, für das Reisen in der Wüste einzuüben. Das Kameel beugte demüthig seine Knie, ich kletterte in den hölzernen, mit einem Teppich weich belegten Sattel und mich an demselben festhaltend, fühlte ich mich, als das Thier aufstand, wie empor geworfen. Es gewährt eine eigenthümliche Empfindung, sich plötzlich so hoch über der Umgebung und nur der Willkür eines, wenn noch so geduldigen Thieres preisgegeben zu fühlen. Kein bändigender Zügel leitet das häßliche Ungeheuer, das neben seiner weitschrittigen Bewegung auch eine nach beiden Seiten wiegende hat, die bei leicht reizbaren Magennerven die Erscheinung der Seekrankheit aufkommen läßt. Ich fühlte mich völlig wohl, und erst an die fort und fort vorwärts fallende Bewegung meines Körpers gewöhnt, fing ich an, ein angenehmes Behagen zu empfinden, und ließ mir den Tschibuk reichen. Später versuchte ich es auch, aus Langeweile, da das Thier den Reiter durchaus nicht beschäftigt, zu lesen. Matthia mit den Maulthieren, die einen schwachen Trab gingen,

hatten Mühe, mit meinem pflegmatiſch und langſam ſchreitenden Kameele gleichen Schritt zu halten.

Gegen zehn Uhr Morgens erreichten wir Jaffa.

Als wir durch die üppigen Gärten, ſchon nahe der Stadt gekommen waren, ſahen wir eine zahlloſe Menge von Menſchen. Wir konnten bemerken, daß eine freudige Bewegung durch die Maſſen ging, aus der einzelne Jubelſchreie und die Muſik von Pfeifen und Handtrommeln zu vernehmen waren.

Wir hielten, uns durchwindend, endlich nahe am Thore, um zu ſehen, was es ſei, das dieſe Menſchenwogen ſo bewege?

Es ging mitten in der Menge eine weiß verſchleierte Frau langſamen Schrittes, ihr zur Rechten und Linken ein fünfzehn- und ein etwa zwölfjähriger Knabe. Beide weiß beturbant, trugen lange Flinten über den Schultern. Es iſt eine Mutter mit ihren Söhnen und ihr gelten die freudigen Zurufe, ihr der Jubel, ihr die Klänge der Muſik.

Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Aufzuge.

Der Leſer dieſer Blätter erinnert ſich noch der wilden Szene in jener Nacht, da wir im Kloſter zu Ramleh übernachteten. Ein türkiſcher Bauer wurde von drei Beduinen, die mit Kameelen ſein eben eingeheimſtes Getreide ſtehlen kamen, erſchoſſen. Zwei nahmen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der Mörder fiel in die Hand der Bewohner von Ramleh, und wurde dem Gerichte übergeben. Nachdem er vierzig Tage im Gefängniſſe zugebracht hatte, wurde er von vier Bewaffneten nach Jaffa eskortirt.

Das kam der Familie des Ermordeten bedenklich vor, denn eigentlich hätte der Mörder nach Jeruſalem, vor das Gericht des Paſchas geführt werden müſſen. In Jaffa konnte er ſich vielleicht durch Beſtechung retten, oder die Flucht ergreifen. Die Wittwe ging mit ihren Söhnen nach Jaffa, um die ſtrafende Gerechtigkeit nicht ſchlafen zu laſſen. Der Mörder ritt zwiſchen den Bewaffneten ruhig hin und wußte nicht, daß der Tod mit ihm ziehe.

Zwiſchen den Gärten von Jaffa, die von hohen Kaktuswänden eingehegt ſind, erſchallen, wie auf ein gegebenes Zeichen

zwei Flintenſchüſſe zugleich. Der Mörder ſtürzt vom Pferde, in Haupt und Herz getroffen, und die Bewaffneten ſprengen davon.

Der fünfzehn- und der zwölfjährige Sohn haben den an ihrem Vater begangenen Mord gerächt. Sie brechen hinter den Hecken hervor, und rühmen ſich vor der zuſammen geſtrömten Menge ihrer That, die jeder begreift und jeder preiſt.

„Die glückliche Mutter!“ ruft es aus der Menge. „Seht die Mutter zweier Helden!“ — „Seht die Löwin, die zwei Junge hat!“ Und wieder Jauchzen, Zimbeln und Trommeln.

Nach Khaifa.

Ungarn und Paläſtina. — Der Engel des Windes. — Die Seekrankheit. — Jüdiſche Gemeinde.

Ich kehrte wieder bei meinem braven Landsmann Platner ein und fand die freundlichſte Aufnahme. Faſt zugleich mit mir traf ein Webermeiſter, Herr Elbe aus Hamburg ein, den Sir Moſes Monteſiore nach Jeruſalem ſandte, um die jüdiſche Jugend, die Luſt zur Weberei hätte, in derſelben zu unterrichten. Es war ein ältlicher, müder Mann mit einer jungen Frau und ſchien mir in ſeiner wenig energiſchen Weiſe kaum geeignet, Luſt und Liebe zum Handwerk erwecken zu können.

Ich theilte Herrn Platner meinen Plan mit, auf den Karmel zu gehen. Er ſah nach der See und meinte: „Der Wind iſt ſehr günſtig; ich rathe Ihnen, ein Boot mit einem Segel zu nehmen, es trägt ſie in ſieben bis neun Stunden an den Fuß des Karmel nach Khaifa.“

Mein Entſchluß war raſch gefaßt und Matthia beauftragt, ein Boot zu mieten.

Frau Platner fing aber mit ihrem Töchterchen ein tapferes Kochen an, und ſie ſetzte einen beſonderen Ehrgeiz darein, die Seefiſche nach heimiſch ungariſcher Weiſe mit Paprika und vom

edelſten Schöpſe Paläſtina's, Guljaſchbuſch zu bereiten und Reis mit feinſtem Knoblauchdufte zu verſetzen. „Sie ſollen glauben“ ſagte ſie, „daß Sie ſind in Ungarn. Was ſind die Fiſch aus dem Meere, gegen die aus der Theiß! und Ochſen, wo hat man hier Ochſen? Da muß man nur in Ungarn leben. Ich ſage Ihnen dieſes Erez Jisroel, Land Israel, iſt Ungarn, und Ungarn iſt eigentlich Erez Jisroel.“

Ein treffliches Mahl ſtand bald in einer gegen die See offenen Halle, und ich rathe jedem Reiſenden, bei Herrn Platner einzukehren, um gut und reinlich zu wohnen, vortrefflich zu ſpeiſen und ſich unter herzlichen, deutſch redenden Menſchen zu befinden.

Matthia kehrte zurück und meldete, daß unſer Boot nach der Mittagsglut bereit ſein werde, in See nach Khaifa zu gehen.

Frau Platner packte einen Korb voll Speiſen für uns, um wenigſtens für drei Tage auszureichen. Braten, Fiſche, Eier, Käſe, Rhum, Wein, Zucker und Kaffee, Oliven, Kuchen, Brot; jedenfalls war ich beſſer verſehen, als meine Urahnen, da ſie aus dem Lande Mizrajim zogen und nur ungeſäuertes Brot mitnehmen konnten. Dafür hatte ich wieder keine goldenen und ſilbernen Gefäße wie ſie mitgenommen.

Mein Gepäck hatte ich in Jaffa zurück gelaſſen, und nur mit einem kleinen Reiſeſacke, in meinem Beduinenmantel vom Libanon und meinen Waffen trat ich, ohne weitere Begleitung als Matthia, die Reiſe durch Paläſtina an. Muſſa Muſtafa hieß der Rais unſeres genug kleinen Bootes, über dem ein weißes Segel, friſch geſchwellt glänzte. Er war ein ſchöner ernſter Mann, der zwei Ruderern gebot.

Wir fuhren fröhlich die Küſte entlang. Mir war dieſe wieder neue Art zu reiſen, von beſonderem Intereſſe, und „ehe der Mond aufgeht“ ſagte Muſſa Muſtafa, „ſind wir in Khaifa.“ Die See lag glatt und blau, wie ein ſtählerner Spiegel, und die Dünenhügel des Geſtades zogen raſch an uns vorbei. Denn es wehte der friſcheſte Wind und wir lagen ganz behaglich unter

dem Segel vor der brennenden Sonne geſchützt. Unſere Freude währte nur zwei Stunden. Der Wind legte ſich und unſer Segel hing ſchlaff herab; die Ruderer brachten das Boot kaum vorwärts. Der Rais wurde bedenklich und meinte, wir könnten jetzt allenfalls vierundzwanzig Stunden und länger auf der See liegen. Es war dieſe Mittheilung doppelt unangenehm, weil meine Reiſe Tag für Tag vorgezeichnet war, wenn ich rechtzeitig wieder in Jaffa ſein ſollte, um mit dem anlandenden Schiffe zu gehen. Endlich fing ein Schwindel an, mir den Kopf einzunehmen, und war der Vorbote einer heftigen Erkrankung. Sie blieb mir und Matthia nicht lange aus; wir wurden elend.

Der Rais kochte Kaffee und goß zur Hälfte Rhum und ziemlich viel Pfeffer hinein. Ich trank ein ſtarkes Glas davon, und fühlte ein Brennen im Magen, und eine Betäubung, die mich bald vom heftigſten Uebel befreite.

Plötzlich erwachte ich; der klarſte Mond und prächtig groß zitternde Sterne hingen über mir. Die See plätſcherte ſanft an die Planken des Bootes, das ſich nicht vor- nicht rückwärts bewegte, und nur ſanft wiegte. Vom Geſtade her warfen Felſen, an denen die See laut brandete, Schatten, und um mich her war es vollkommene Ruhe. Der Rais lag in ſeinen Mantel gehüllt, die beiden Ruderer ſaßen auf den Bänken und ſchliefen; die Ruder waren ihren Händen entglitten. Matthia regte ſich nicht. Die Szene und die Gruppen waren genug eigenthümlich, um meine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Ich ſah nach der Uhr, es war Mitternacht und die Sorge legte ſich mir ſchlaflos ans Herz, jede Stunde der Zögerung könnte meinen Reiſeplan verderben. Ich fühlte mich ſehr ſchwach und betäubt.

Ein Rauſchen weckte mich, ich ſchlug wieder die Augen auf; da war es heller Tag um mich, das Segel flatterte, und der Rais ließ mir Glück wünſchen, denn „der unſichtbare Engel des Windes“ ſei wieder mit uns. Das Vorgebirge des Karmel erhob ſich vor unſeren Augen. Die Ruderer unterſtützten den leichten Wind, der ſich in das Segel legte, und ich hatte, während Matthia

für uns Kaffee braute, Zeit, über das seltsame Wesen der Seekrankheit nachzudenken.

Ich habe auf früheren und späteren Seereisen an mir wahrgenommen, daß ich oft bei bewegter See vollkommen gesund, und bei spiegelglatter, wie diesmal, so krank wurde, wie kaum im Sturme. Es hängt, da das Individuum dasselbe war, entschieden von der jedesmaligen Nervenstimmung ab, ob der Seefahrende erkranke oder gesund bleibe. Wenn der Magen vollkommen gesund am Menschen und mäßig gefüllt ist, wird ihm die See weniger anhaben, als wenn er schwach und überladen ist; wiewohl er bei vielen blos durch die Geruchsnerven, wenn sie durch den Aushauch des Thrans oder der See gereizt werden, erkrankt.

In neuerer Zeit wurde das Einnehmen von Chloroform empfohlen, das wohl unmerkbar nützt, aber dadurch es selbst die Symptome der Seekrankheit auch auf dem Festlande zu erzeugen pflegt. Daß eine Betäubung durch ein geistiges Getränk nützt, wenn ihm zugleich ein, den Magen stark reizendes und erwärmendes Mittel beigegeben ist, habe ich an mir selbst erfahren durch das derbe Mittel Mussa Mustafa's. Ich habe es später auf der langen Reise von Egypten nach Europa wieder versucht, und wenigstens an mir als wirksam erprobt. Ich rieth es da einer sehr erkrankten, zarten Dame, und erreichte den Erfolg, daß die heftigsten Symptome einbielten, und ein viele Stunden andauernder Schlaf erfolgte. Ob die heftigen Kopfschmerzen beim Erwachen ein Symptom der Krankheit, oder eine Folge des Mittels waren, ließ sich natürlich nicht unterscheiden. Wenn man es anwendet, dabei den Unterleib mit einer breiten Binde fest zusammenschnürt, sich auf dem Decke in der Mitte des Schiffes, wo die Schwankung am wenigsten empfunden wird, horizontal auf den Rücken legt, so glaube ich, daß die Krankheit wenigstens nicht jenen entsetzlichen Grad erreicht, wo der Mensch lieber zu sterben wünscht, als weiter solche Qual zu dulden. Daß der Seekranke, wenn er das Land betritt, plötzlich gesund und hungrig sei, ist geradezu nicht wahr. Im besten Falle ist der Kopf noch lange eingenommen.

Um neun Uhr Morgens nach einer Fahrt von einundzwanzig tunden, die ſonſt in ſieben Stunden vollendet wird, erreichten r den kleinen verwahrloſten Hafen von Khaifa, und durften den ind ſegnen, daß er uns nur einen halben Tag verließ. Der ais erzählte mir, daß er ſchon zuweilen, von Jaffa nach Khaifa hrend, drei Tage auf dieſer See gelegen habe.

Wir gingen in der Nähe des Hafens in ein genug ſtatthes Kaffeehaus, wo die Tiſche von weißem Marmor, Divane wellend gepolſtert waren. Ueber uns war keine Decke, nur das olzwerk des Daches ſchaute kahl herab. An den Wänden wan viele hundert Flaſchen mit geiſtigen Getränken angebracht. er Wirt, ein Grieche, mochte mir die blaſſen Folgen der Seeankheit anſehen, denn er ſetzte mir, ſtatt des üblichen Kaffees gehten Cyperwein vor.

Matthia ging, um meinen Brief an den öſterreichiſchen Conlaragenten, Herrn Skopovich, und meine Karte an den engliſen Vizeconſul Herrn Roggers abzugeben, denſelben, mit dem in Jeruſalem das intereſſante Geſpräch über ein gewiß nftiges Judenreich in Paläſtina hatte. Ich unterhielt mich undeſſen mit einem ſpaniſchen Juden, der in das Kaffeehaus gemmen war, um mir ſeine Dienſte als Dragoman anzubieten.

Ich fragte ihn um die Zahl und Zuſtände der Glaubensnoſſen und erhielt folgende wenige Nachrichten von ihm: „Wir den blos eine kleine Gemeinde, die kleinſte faſt im gelobten nde. Sie zählt nicht mehr als 100 Seelen. Wir leben ärmh nur vom Handel und an uns denkt Niemand, während unen Glaubensgenoſſen nach Jeruſalem, Hebron, Safet und Tiria aus aller Welt reiche Unterſtützung zufließt. Und zu was nützen ſie das viele Geld? Um gut zu eſſen und zu trinken, d zu Müſſiggang, den ſie nur durch Gebet unterbrechen. ott ſchenkt dem Menſchen nichts, wenn er noch ſo viel betet, muß arbeiten, dann hilft ihm Gott. Unſere Synage iſt klein und elend, unſere Kinder haben keine Schule und

lernen nichts. Das Handwerk iſt ihnen verſperrt, weil wir ſie zum Türken nicht in die Lehre zu geben wagen dürfen. Beſſer Armut, als Laſter."

Matthia kehrte zurück mit der Nachricht, daß die beiden Herren nicht anweſend ſeien, und daß die Pferde bereit ſtehen, die uns zum Kloſter auf den Carmel bringen werden.

Auf dem Carmel.

Giovanni Batiſta. — Die Bibliothek. — Die Proſeten. — Berggottesdienſt. — Flora. — Das Denkbuch.

Wir ritten zum Thore von Khaifa hinaus, vor welchem ſich mehrere Tennen befanden. Die Art das Korn zu erhalten, war von der verſchieden, die wir in der Ebene von Saron geſehen haben. Hölzerne Bohlen zu einem Quadrat zuſammengefügt, welches etwas über eine Klafter im Geviert hatte, lag auf den in einem größeren Kreiſe zuſammengelegten Aehren. Ein Ochſenpaar war vor die Bohlen geſpannt, und wurde von einem auf ihnen ſtehenden Manne gelenkt. So wurden ſowohl durch den Tritt der Thiere, als durch die ſchwere, nachlaſtende hölzerne Tafel die Aehren von den Körnern befreit.

Wir zogen zwiſchen Oelbäumen, darunter ſehr alten, bald empor; uns zur Rechten Felder, die uns vom brandenden Meere trennten, und durch welche der alt-bibliſche Bach Kiſon zum Meere fließt. Auf dem ſteilen gebahnten Wege, der uns führte, haben wir zur Linken ſchroff abfallende Felſen, in denen ſich da und dort eine Höhle ſchwarz aufthut. Oelbäume und üppiger Lorber bedecken grünend den Berg, an deſſen Spitze wir nach einer halben Stunde anlangen.

Matthia ging in das weitläufige ſtattliche Kloſter, vor deſſen Pforten wir hielten, um uns zu melden. Er kehrte bald mit einem jungen Carmeliter zurück, der mich freundlich willkommen hieß, und

eine lichte, breite Treppe empor, in einen großen Saal führte mit Divanen und der Aussicht auf das Meer, das an 600 Fuß tief unter uns an den Felsen schlägt. Bald darauf erschien der Prior-Stellvertreter, ein Malteser, und fragte, aus welchem Lande ich komme? Als er hörte, aus Oesterreich, beklagte er sehr, daß der Erzherzog Ferdinand Max nicht das Bergkloster besucht, und nur in Khaifa verweilt habe. Der französische Consul wollte nicht gestatten, daß die französische Flagge, unter deren Schutz das Kloster steht, eingerefft, und dafür die österreichische aufgehißt werde. „So haben wir den Besuch eines, wie wir hören, geistvollen Fürsten und er selbst eine schöne Erinnerung eingebüßt." Der Prior fragte nach meinen Wünschen, und als ich ihm sagte, daß ich noch von der See unwohl sei, rieth er mir, in einem der anstoßenden Gemächer mich zur Ruhe zu begeben, und wenn ich erwacht sein würde, es ihm melden zu lassen, weil er mich selbst an die heiligen Orte führen wolle.

Ein Schlafgemach, das durch eine blanke Reinlichkeit anmuthete, und dem alle anderen, in gleicher Reihe liegenden, glichen, nahm mich auf. Auf dem Nachttische lag eine Bibel in französischer, und eine Geschichte des Klosters in italienischer Sprache. Ich ahnte nicht, als ich im Jahre 1838 in dem schönen Frascati bei Rom lustwandelte, und im Jahre 1841 in Wien, einen dort geborenen schlichten Carmeliter am Stefansthurme vorübergehen sah, dem ich einen Artikel in meinen „Sonntagsblättern" widmete, daß ich in dem von ihm neuerbauten Kloster auf dem Berge Carmel einst ausruhen sollte.

Giovanni Batista war der einzige Mönch, der sich aus der Zerstörung des Klosters durch die Franzosen und später durch die Türken, retten konnte. Er flüchtete nach Rom, von wo aus er im Jahre 1819 wieder nach dem Carmel gesendet wurde, um das Kloster herzustellen, ohne Begleitung, ohne Geld. Als Abdalah Pascha von dem Plane des Mönchs hörte, ließ er die Ueberreste des Klosters mit Pulver zersprengen, weil er fürchtete, die Mönche könnten, da eben die griechische Revolution ausgebrochen war, von dem Vorgebirge aus, dem türkischen Feinde

wenn er hier durch's Meer zog, Signale geben. Im Jahre 1826 erwirkte der Carmeliter perſönlich in Konſtantinopel einen Ferman zum Wiederaufbau des Kloſters. Er eilte zurück auf den Carmel und zwiſchen Ruinen ſitzend, entwarf in er ſeinem Geiſte, und dann mit dem Reißblei den Plan eines großartigen Gebäudes. Er hatte nicht über 100 Francs zu gebieten, und die Ausführung ſeines Planes nahm, nach ſeiner Berechnung, deren 400,000 in Anſpruch.

Giovanni Batiſta iſt ein Beiſpiel deſſen, was ein Glaubenſtarker Wille, und eine nicht ablaſſende Thatkraft vermögen, wenn ihnen ein weiſer Sinn zur Seite ſteht. Auf ſeinen Wanderungen zwiſchen dem Carmel und Nazaret hatte er am Kiſon zwei verlaſſene Mühlen bemerkt, ſie in Stand ſetzen, und vom Ertrage den Bau zu beginnen, war ſein erſter Gedanke. Die Mühlen gehörten einer Druſenfamilie, die es für ein Verbrechen hielt, einem Chriſten Grundbeſitz zu verkaufen; doch ließ ſie ſich herbei, die Mühlen zu verpachten. Ein dem Mönche befreundeter Mohammedaner lieh, ohne Zinſen, ein kleines Kapital, und ſo unternahmen drei Männer, jeder einer anderen Religion angehörend, die Wiederherſtellung der Mühlen, von der die Grundſteinlegung eines chriſtlichen Kloſters abhing.

Giovanni Batiſta reiſte durch alle Länder Aſiens, um bei ſeinen Glaubensgenoſſen Geld zu ſammeln, mit dem er immer wieder auf den Carmel zurückkehrte, um zu bauen. Der mehr als ſechzigjährige Greis ermüdete nicht, und ging ſpäter noch nach Europa, und ſammelte in ſeinem Hute für den uralt heiligen Berg Carmel in Paläſtina, Almoſen. Ihm wurde das Glück zu Theil, das großartige Werk zu vollenden.

Der Prior erſchien nach einigen Stunden wieder, und hatte die Güte, mich durch die überall lichten Räume des Kloſters, und viele Stufen hinab, zur Kirche zu führen, die in die Grotte gebaut iſt, in welcher der Profet Elia geweilt haben ſoll.

Die Kirche iſt eine mäßig große Rotunde, die aus der Kuppel Licht empfängt. Die Wände ſind marmorartig gemalt, der Fußboden von ſchwarzem und weißem Marmor blank. Aus der Rotunde führen einige Stufen zu einem tiefen, in den Felſen hineingehauenen Raum, wo ſich ein Altar befindet, der von Lampen beleuchtet iſt.

Der Prior kniete nieder und betete.

Ich hielt es, da ich ruhig ſtehen blieb, für meine Pflicht, ihm zu ſagen, daß ich kein Chriſt ſei.

„Du biſt ein Pilger nach Jeruſalem," erwiederte er, „und das iſt genug, um den Mönchen auf dem Berge Carmel ein willkommener Gaſt zu ſein. Ohne die Hülfe eines Nichtchriſten ſtünde vielleicht dieſer zur Ehre Gottes aufgeführte Bau nicht."

Der Bibliotheksſaal, wo in vier großen Kaſten meiſt religiöſe Bücher in lateiniſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache aufgeſtellt ſind, empfing uns mit einem feuchten, modrigen Duft, was wohl daher zu kommen ſchien, daß er ſelten betreten werden mag. Ich erlaubte mir die Bücherſammlung mit meinen „Hebräiſchen Elegieen", die der Dichter Letteris ſo trefflich in's Hebräiſche überſetzte, zu vermehren, was der Prior ſehr freundlich annahm.

„Es iſt das einzige Buch, das wir jetzt beſitzen, und das vielleicht ſeit einem Jahrtauſende das Kloſter beſitzt, welches in der heiligen Sprache geſchrieben iſt, in welcher der Profet weißſagte, den wir hier verehren."

Die echt tolerante Anſchauung des ehrwürdigen Priors, wie aller Mönche, die ich ſpäter auf dem Carmel kennen lernte, war eine ſehr wohlthuende, und ſtach gar ſeltſam zu der Abweiſung eines Juden ab, die wir von den Franziskanermönchen in Ramleh zu erzählen hatten.

Ich benutzte die späteren Nachmittagstunden und den Abend zu Spaziergängen auf dem Berge. Ein weisbärtiger, spanischer Mönch, und ein Belgier, der etwas deutsch sprach, waren meine Begleiter. Das ganze Gebirge Carmel, vor allem aber sein Absturz hier in die See ist seiner reichen Flora wegen berühmt. Von den aromatischen Kräutern des Berges mußte in früheren Jahrhunderten den Königen von Frankreich gesendet werden; sie wurden für besonders heilkräftig gehalten. Die Pflanzenwelt hat hier einen dreifachen Charakter: der Berge, der Thäler und des Seegestades, und bietet eine reiche Mannigfaltigkeit dar. Ueber dem Kloster empor erhebt sich der Berg noch über tausend Fuß, und ist mit einer kleinen Eichengattung, Quercus crinita bewachsen, deren Eicheln eßbar sein sollen. Zahlreiche Insekten von bunten Farben flogen und sprangen um uns her, und Vögel sangen ihr lustiges Lied.

Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, that sich die großartigste Welt auf. Vor uns ist das blaue Meer, weithin aufgerollt und von weißen Segeln bedeckt, seine Brandungsdonner schlagen gedämpft empor. Wir sehen die weitgeschwungene Bucht, an deren fernem Ende sich das fantastisch darstellende, alte Ptolemais mit seinen Mauern, Thürmen, Zinnen und Kuppeln erhebt. Wir wenden uns und sehen die schneebedeckten Berge des Libanon im Sonnenglanze leuchten.

Wenn man auf dieser Höhe steht, begreift eine leicht anregbare Fantasie, wie von urältesten Zeiten her, prosetische Dichter und begeisterte Volksredner den Carmel, der in hebräischer Sprache „fruchtbares Feld" bedeutet, so oft als Bild benutzen, wenn sie Pracht und Segen schildern wollen. Wenn Jesaias im Schwunge der Rede, selbst der Wüste Blütenthum verheißt, so ruft er aus: „Sie wird blühen und fröhlich stehen in aller Lust und Freude, denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Carmels und Sarons". Im Liede der Lieder weiß der begeisterte Liebessänger nichts schönres der Braut zu sagen, als: „Dein Haupt steht auf dir wie Carmel!" Jeremias verspricht dem Volke wenn es an Jehova halten wird, „daß er es wieder heimbringen

wird zu seiner Wohnung, daß es auf Carmel und Basan seine Heerden weide." Wenn Amos dem Volke traurige Zeiten verkündet, und das Strafgericht des Herrn, so läßt er „seine Stimme aus Zion hören, daß die Triften der Hirten trauern, und Carmels Haupt vertrocknet." Hier fiel alles Volk auf das Angesicht, als Elias das Feuer vom Himmel erflehte auf den geopferten Farren, „und es fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in den Gruben."

Es ist ein durch die frühen Entwicklungsepochen der Völker gehender Zug, daß sie gern auf Anhöhen beteten und sich mit empor gestreckten Armen, wie Statuen von Pidestalen, gerne erhoben. Den Völkern sind die Berge heilig. Auf Moria baut der Patriarch einen Altar, auf Horeb erscheint Gott Moses im brennenden Dornenbusche und übergiebt ihm unter Gewitter auf dem Sinai die Tafeln des Gesetzes. Die Bedeutung des Berges Tabor ist in den Richtern verzeichnet und auf der Höhe von Mizpa richtete Samuel das Volk. Auf dem Gebirge Ararat ruhte die Arche, der Libanon ist heilig. In der Urgeschichte eines jeden Volkes fast, ragen die Berge, als die ersten, von der Natur gegründeten Säulen seiner Tempel empor, und König David singt: „Gott hat Lust auf dem Berge zu wohnen."

Die ursprüngliche Bergverehrung der Cananiter scheint nicht ohne Einfluß auf den Gottesdienst der Juden gewesen zu sein. Der Carmel diente übrigens vielen Göttern: er war ein Heiligthum des Zeus, Tacitus nennt den Berg selbst einen Gott, der seinen eignen Altar trug. Die Phönizier verehrten keinen Gott, sondern die Gottheit überhaupt auf dem Carmel, die sich in der Natur majestätisch offenbart. Pythagoras soll lange in einsamer Selbstbetrachtung auf dem heiligen Carmel gelebt haben, ehe er seine Lehre verkünden ging.

Alle die Völker sind vergangen, ihre Geschlechter sind Staub, vom Staube nicht mehr geschieden. Ich stieg mit dem Stolze, der Sohn eines Volks zu sein, das alle andern überdauert, von dem Berge nieder, der ihm heilig war.

Als wir den Berg herab wieder vor das Kloſter gekommen waren, wandelten die Mönche einzeln und paarweiſe in dem Garten, der zum Theil eine Fortſetzung der Terraſſe iſt, und zum Theile von Felſen niederhängt. In der Mitte des Gartens, der ſchöne Weinlaubengänge, Mandelbäume, Granaten und Zipreſſen hat, erhebt ſich eine ſteinerne Piramide, unter welcher die hier im Kampfe gefallenen Franzoſen ruhen.

Es waren zwölf Mönche, die das Kloſter bewohnen, und jeder gehört einem anderen Vaterlande an; das meine war durch einen Laienbruder Johann Zwittlinger, aus Hohenfurt in Böhmen, vertreten. Er iſt ein Tiſchler, frommer Sinn führte ihn nach Rom, wo er nach ſiebenjährigem Aufenthalte hierher geſendet wurde, und ſeitdem fromm und heiter im Kloſter ſein Handwerk übt. Er lag am Fieber darnieder. Ich ſtattete ihm mit einem Mönche, der Arzt und Apotheker iſt, einen Beſuch ab. Der Mönch hörte gar aufmerkſam zu, als ich mit ihm die Sprache unſerer Heimat redete, welche er früher niemals vernommen hatte.

Abends hatte ich noch eine Beſprechung mit Matthia über den Plan der Reiſe. Es war ein lebhafter Wunſch in mir, Nablus zu beſuchen, das vor einigen Monaten im Aufſtande war, weil ein Miſſionär das Unglück hatte, einen mohammedaniſchen Bettler zu erſchießen. Der öſterreichiſche Generalconſul in Beyrut wollte mir, als ich über Nablus nach Jeruſalem reiſen wollte, die Reiſe nicht geſtatten. Ich fragte bisher aller Orten um die Zuſtände der Stadt, auch die Mönche, und erhielt die Auskunft, daß die Stadt wieder beruhigt, jedoch kein Vertreter einer europäiſchen Macht noch dahin zurückgekehrt ſei.

Matthia meinte, wir könnten ſicher dahin gehen, um ſo mehr, als ich mich völlig fränkiſch kleide. Dieſer Grund war mir nicht klar, worauf er mir auseinanderſetzte, daß ſich alle Jene im Oriente, wenn nicht gefährden, doch nicht nützen, wenn ſie arabiſche Tracht anlegen. Der Orientale meint, dahinter

ſtecke die Abſicht, nicht erkannt werden zu wollen; während er an die Erſcheinung eines Franken gewohnt iſt, der das Land und ſeine Ruinen zu ſehen kommt. Zu dem weiß der Einheimiſche ſogleich, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der unter dem Schutze einer europäiſchen Macht reiſt.

Ich war entſchloſſen, die alten Samaritaner zu beſuchen. Matthia theilte unſere Reiſe genau nach Tagen ein, und erzählte mir, daß in Khaifa ein aus dem Feldzuge zurückkehrender Baſchi Bozuck mit drei Pferden angelangt ſei. Seine Meinung war, die Thiere zu mieten, und dadurch gleich den gut bewaffneten Mann als Bedeckung zu gewinnen.

Ich freute mich des gefaßten Entſchluſſes, und entließ den Laienbruder, der noch gekommen war, um nach meinen Wünſchen zu fragen, mit einem zufriedenen: Gute Nacht!

Um fünf Uhr Morgens waren unſere Pferde geſattelt. Auf dem Tiſche im Saale war ein treffliches Frühſtück vorbereitet. Der Prior kam, um mir glückliche Reiſe zu wünſchen, und reichte mir einen Strauß getrockneter Feuernelken, die kleinblätterig ſo blaupurpurn glänzten, daß ſie unwillkürlich an die berühmte Purpurſchnecke des nahen Sidons mahnten, und ein berühmter Schmuck des Berges Carmel ſind. Er reichte mir zugleich das Fremdenbuch des Kloſters, das erſt ſeit dem Jahre 1841 geführt wird. Ich fand von mir bekannt geweſenen Oeſterreichern nur den General von Pott, den Conſul Craigher, der ein Buch über ſeine Reiſe im Oriente herausgegeben hat; beide gehören nicht mehr den Lebenden an. Ein Oeſterreicher, Dr. Carl Ridlinger, aus Gmunden, war mit einem hübſch geformten Gedichte eingezeichnet.

Ich ſchrieb, gedrängt wie ich war, denn unſere Pferde waren bereits geſattelt, folgende Verſe ein:

Das Feuer Gottes fiel auf Opfer nieder,
Geſchlachtet wurden Prieſter hier des Baal,
Groß angewachſen wieder iſt die Zahl!
Profete du des Herrn! wann kommſt du wieder?

St. Jean d'Acre.

Schöner Ritt. — Jüdiſche Gemeinde. — Ein Feigenbaum. — Süße Raſt.

Wir ſchieden des Morgens um 6 Uhr vom Kloſter Carmel, ritten den Berg hinab, wieder durch Khaifa und dann hart am Seegeſtade fort, ſo nahe, daß uns die heranrollenden Wogen oft weiße Schäume unter die Füße unſerer Pferde goſſen. Die See war etwas bewegt und ſchlug breite, grüne Wogen von jener donnernden Muſik begleitet, welche die durch den Anblick des Meeres höher geſtimmte Seele mit wonnevollem Schauer erfüllt. Zu unſerer Rechten lagen kahl und traurig unfruchtbare Sandhügel; über die nur ſelten eine Palme, die gern im Sande gedeiht, emporragte. Ein kühler Hauch von der Flut her milderte das ſtrömende Feuer der Sonne. Die See bildet hier einen halben ungeheuren Bogen, an deſſen beiden ſichtbaren Enden, wenn wir nach rückwärts ſchauten, der majeſtätiſche Carmel mit ſeinem Kloſter aufragte und vor uns weiß funkelnd mit Zinnen und Mauern, Kuppeln und Minareten das alte Ptolomais lag. Und über dem großartigſten Bilde wehte der Himmel wie eine blaue Siegesfahne, auf die der ſilberſtrahlende Glanz der Sonne geſtickt war. Welche Erinnerungen laſſen ſich auf dieſer Szene, bald wie Adler wild, und wieder friedlich wie Tauben, nieder und feſſeln die Gedanken, und entzügeln die Fantaſie.

Zwiſchen Meer und ſand'gen Dünen,
Ich und mein Genoß,
Reiten auf dem flüchtig, kühnen
Beduinenroß.

Da und dort auf einem Hügel
Ragen Palmen ſchön,
Wehen wie Profetenflügel
Zu des Himmels Höh'n.

Und Geſchichte und Legenden,
Längſt ſchon todt geglaubt,
Funkeln mir, den Blick zu blenden,
Kronenhaft um's Haupt.

Unter meines Roſſes Füße,
Huld'gend vor mir her,
Silberteppiche als Grüße
Gießt das ſtolze Meer.

Und ſo zieh ich, eh ich ſterbe
Wie ein Prinz mit Glanz,
Als ein nachgeborner Erbe
Dieſes Wunderlands.

Es hatten ſich zwei Herren zu Pferde angeſchloſſen, Männer aus St. Jean d'Acre und führten mit Matthia ein lebhaftes Geſpräch. Ich ritt ihnen immer vor, um in meinen Betrachtungen nicht geſtört zu ſein, und hielt nur dann, wenn die See, wie ein kleiner Fluß in die Dünen hineinſpülte, und wir ihn zu durchſetzen hatten.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte mir fort und fort das Spiel der Seeſpinnen, die von der Größe einer Maus mit jeder ſich heranwälzenden Woge auf den Sand des flachen Ufers geſpült wurden und mit unglaublicher Gelenkigkeit ihrer langen Beine wieder in die See der ſich zurückziehenden Woge nachliefen, bis ſie nach einigen Secunden wieder auf dem Trockenen waren.

Nach dreiſtündigem Ritte erreichten wir die Mauern der an alter und neuer Zeit hiſtoriſch merkwürdigen Stadt.

Sie trägt noch die deutlichen Spuren der letzten Kriegsereigniſſe. Zerbrochenes Mauerwerk, umgeſtürzte Säulen, verfallene Häuſer gewähren einen traurigen Anblick. Der Bazar war eben nicht am Beſten ausgeſtattet, ich ſah mich vergebens nach einer Reitpeitſche um. Viele Läden waren geſchloſſen. Ein Chan, deſſen Hofraum ein Längenviereck bildet, zu deſſen beiden Seiten je zehn marmorne korinthiſche Säulen ſich erheben, war das ſchönſte Gebäude, das ich ſah. Die Straßen ſind wie die einer jeden orientaliſchen Stadt, eng, ſchmuzig, wenige von ihnen belebt.

Wir hielten mitten in der Stadt vor einem Kaffeehauſe, das dargereichte Waſſer ſchmeckte lau, und die Mühe Matthia's war vergebens, eine Zitrone zu einer Limonade aufzutreiben; dafür wurde mir ein fad ſüßer Abguß von Zibeben gereicht.

Mein Aufenthalt war zu flüchtig, um nähere Erkundigung über die Juden von St. Jean d'Acre einzuholen; ich erfuhr nur, daß deren 120 hier leben, die ſich mit Fiſchfang, Gewerben und Handel ernähren. Sie beſitzen eine Synagoge.

Nach einer Stunde verließen wir wieder die Stadt, um vor derſelben in dem einfachen Garten eines Bewohners von Aka unſere eigentliche Mittagsraſt zu halten. So angenehm der Aufenthalt hier war, hätte ich doch gewünſcht, in der Stadt ſelbſt geblieben zu ſein. Aber Matthia verſicherte mich, ich hätte vor den Bettlern von St. Jean d'Acre nicht Ruhe zum Eſſen gehabt.

Wir kamen in einen Hofraum, in welchem neben einem elenden Wohngebäude ſich ein Schöpfbrunnen in der primitivſten Form, und ein wild verwachſener Garten befand. In der Mitte deſſelben ragte ein rieſiger Feigenbaum auf, der ſeine Aeſte überhängend bis zur Erde ſenkte, ſo daß er eine breitblätterige, große Laube bildete. In dieſer breitete der Herr des Gartens eine Strohmatte aus, auf die er mich zum Sitzen einlud. Er rupfte ein Büſchel Majoran aus, und brachte es mir, „damit mir der Aufenthalt in ſeinem Garten ein angenehmer ſei.“ Dann brachte er mir grünen Lauch und Zwiebel und verſicherte mich, daß ſie vortrefflich ſchmecken.

Ich hatte ſeit Jaffa kaum etwas gegeſſen, und die Nachbetäubung der Seekrankheit hatte mich erſt während des ſchönen Morgenrittes an dem Seegeſtade verlaſſen. Und ſo pries ich die Sorgfalt meiner Gaſtfreunde in Jaffa, die mir einen ſo bedeutenden Vorrath an Speiſen mitgegeben hatten. Nach dem unvermeidlichen, aber ſtets willkommenen Kaffee überfiel mich ein ſo tiefer Schlaf, aus dem Matthia mich vergebens zu wecken verſucht hatte. Weil aber die Zeit drängte, mußte er es doch thun; er bemerkte, ich hätte ſo tief und feſt geſchlafen, daß mir Gott, wie dem erſten Menſchen aus meinen Rippen hätte ein Weib ſchnitzen können. Vielleicht rief der ſchöne Feigenbaum mit ſeinen halbreifen Früchten den bibliſchen Vergleich in ihm hervor.

Ich fühlte mich, wie ſeit lange, nicht ſo geſtärkt und reiſemutig.

Rame.

Weißes Dromedar. — Druſen und Juden. — Gott und Sultan. — Dämonen der Nacht.

Wir erreichten nach einem zweiſtündigen Ritte durch die fruchtbare Ebene Sahel Aka, das ſchöne Dorf Berue und einen Bergrücken. Ueber ſteinigte Wege empor, ſahen wir zur Rechten in fruchtbare baumbepflanzte Thäler hinein, und wenn wir uns im Sattel zurückwendeten, das Meer. Wir ſtiegen dann in ein reizendes ſchmales Oliventhal Schahur. Die Bäume ſind den ſanften Hügeln angepflanzt, welche ein Thal bilden, zwiſchen ihnen und unſerem ebenen Wege, liegen Getreidefelder, in denen Feigen und Granatäpfelbäume ſtehen. Mais und Tabakpflanzungen werden immer üppiger und auf einem Berge uns entgegen grüßt eine im Sonnenſcheine weißglänzende Stadt, die je näher wir kommen, wie jede orientaliſche Stadt, ihren Zauber einbüßt, es iſt das Dorf Maſd el Krum.

Im Dorfe iſt lebhafte Bewegung, die Bevölkerung zeigt ſich mannigfach thätig in Feld- und Gartenarbeit. Matthia wollte hier übernachten, da aber die Sonne hoch ſtand, beſtimmte ich das nächſte Dorf zur Nachtruhe, um am folgenden Tage vor Mittag in Safed anzulangen. Wir labten uns an einem friſchen Brunnen des Dorfes und ſetzten unſern Weg fort.

Das ſchöne Thal, durch das wir gekommen ſind, zieht ſich weiter hin, bis ſich nach einer Stunde die Oelbäume allmälig ver-

lieren, und wellige Hügel uns zu langsamerem Reiten zwingen. Wir sehen zu unserer Linken ein kleines Dorf. Nach einer zweiten Stunde schimmert von der roten Abendsonne beleuchtet, auf einem Berge, ein festungartig angelegtes, von gezackten Mauern theilweise umgebenes Dorf, es ist Rame.

Eine lange Strecke vor dem Dorfe schon begann ein sehr steinigter Weg, hinter welchem uns wieder reiche Baumpflanzungen aufnahmen. Hier kamen wir an eine Quelle, wo Weiber Wasser schöpften, und auf dem Kopfe die Krüge den steilen Berg emportrugen. In der Mitte der Anhöhe war eine Tränke für Thiere, mit ungeheueren Steinen eingefaßt, die durch die Zeit glatt polirt, seit undenklichen Tagen da liegen mögen. Ein Neger tränkte ein schneeweißes Dromedar, das erste, das ich in Palästina sah. Wir stiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Zäume ab und ließen auch sie vom kühlen Wasser schlürfen.

Mit dem Sonnenuntergang hatten wir die Höhe erreicht und kehrten in dem Hause des Christen Daut Jaub, was David Jacob bedeutet, ein.

Wir lagerten uns in einer hohen, flach überdachten Vorhalle, die eigentlich wie ein breiter und ziemlich langer Thorweg sich ausnahm. Es standen da zwei Kameele, Esel, Ziegen, zwischen denen Flügelvieh durchlief und flatterte. Die Frau des Hauses war mit dem Melken des Kameeles beschäftigt und brachte mir eine irdene Schüssel voll der Milch. Ich schmeckte zum ersten Male davon, ohne ein besonderes Behagen zu empfinden; doch zwang ich meinen Gaumen sich an das Getränk zu gewöhnen.

Es war die Dunkelheit rasch eingetreten, und der Hausherr geleitete mich in eine der geschilderten Vorhalle nahe weitläufige Stube. Ein hohes und regelmäßiges Viereck bildend, war sie vom platten Lehmboden bis zur halben Höhe der Wände mit schwarzen, roten und gelben Streifen bemalt. In einer Ecke war ein Kamin mit Arabesken aus gebranntem Thon geziert. In diesen Raum fiel von einem breiten überwölbten Fenster, das durch eine kleine steinerne Säule in zwei längliche Bogen getheilt war, Licht. Ueber diesem Fenster im Stein war ein durchbrochenes Kleeblatt

Dieſes Fenſter, das keine Scheiben hatte, war blos durch hölzerne Läden zu ſchließen, zu ihm hinauf gelangte man aber nur über eine hohe Stufe, die ſo breit war, daß das Fenſter eigentlich einen Erker bildete, in welchem ſich niedere Divane befanden.

Als ich Matthia aufforderte, unſeren Speiſevorrath aufzutiſchen, legte der Hausherr zuerſt einen Teppich in die Mitte des Zimmers, dann ſtellte er einen nur einen Schuh hohen runden Tiſch auf denſelben, und bedeckte ihn zuerſt mit den Speiſen, die ſeine Frau zubereitet hatte: Reis in Ziegenmilch gekocht, reichlich mit ſchwarzem Zucker beſtreut, ſaure Milch, rohe Quarkklößchen in Oel getunkt und Gurken, Oliven und Brot.

Nachdem ich, um den Wirt nicht zu beleidigen, etwas von den ſeltſamen Speiſen genommen und heimlich in meine Rocktaſche geſteckt hatte, brachte Matthia Fiſche in Eſſig und Braten mit Kuchen, die wir von Jaffa mitgenommen hatten.

Schon während der Tiſch vorbereitet wurde, fanden ſich mehrere Beſuche ein, die bis auf zwölf angewachſen, ſich alle gekreuzter Beine hinſetzten und uns ſchweigend zuſahen, wie ich und Matthia auf dem Teppich um das niedere Tiſchchen lagernd, aßen.

Ich ließ durch Matthia die Herren einladen, mit uns zu eſſen; was ſie annahmen, indem jeder auf ein Stück Brot irgend einen Biſſen ſich von Matthia reichen ließ.

Ich knüpfte mit ihnen ein Geſpräch an: „Wie viele Mohammedaner und Chriſten bewohnen Rame?“

Hier leben nur Chriſten und Druſen.

„Bekennen ſich denn die Druſen nicht als Mohammedaner?“

Sie ſagen zwar, daß ſie an Gott glauben, aber in Wahrheit iſt dem nicht ſo. Sie nehmen nicht an, daß die Menſchheit von einem Paare abſtamme, ſondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menſchenpaar zugleich weiße und ſchwarze Kinder erzeugen. Sie glauben auch nicht an die Sündflut.

„Und lebt Ihr mit Menſchen, von denen Ihr ſagt, daß ſie an keinen Gott glauben, in Frieden?“

Es ſind brave tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig iſt, es ſind hülfreiche Nachbarn und ihre Weiber ſind keuſch.

„Kommt ihr zuweilen nach Safed zu den Juden?“

Dieſes Volk iſt verflucht, weil es Chriſtum gekreuzigt hat und nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubt.

„Sie glauben aber an Gott und ſollten Euch höher gelten, als die Druſen.“

Aber ſie verachten uns als Götzendiener.

Das voranſtehende Geſpräch hatte ich mit einem Greiſe; ein jüngerer Mann gab ihm eine andere Wendung:

„Jetzt wird die Welt bald für alle Menſchen gleich ſein!“

Meinſt Du im Reiche des Sultans?

„Was haſt Du gehört vom Hat Humajum? Wir zweifeln daß er gegeben iſt, denn wir ſpüren nichts davon.“

Ich merkte, wie ſchon früher bei ähnlichen Anläſſen und durch das eben angeführte Geſpräch angeregt, daß den Menſchen im Morgenlande namentlich den Bergbewohnern Alles eindringlicher und klarer war, wenn es irgend mit religiöſen Anſchauungen verknüpft wurde und ſo erwiderte ich dem Manne:

Gott, welcher mächtiger iſt als der Sultan, und mächtiger als alle Sultane der Erde, hat die Welt auch nicht plötzlich erſchaffen. Ihr wißt, daß er dazu ſieben Tage brauchte. Und der Sultan ſoll mit einem Male ſeinem ganzen Reiche eine andere Ordnung geben?

„Du biſt ein weiſer Frangi!“

Gott der Herr hat gute und böſe Geiſter, und wenn ſein Wille auch heilig iſt und doch erfüllt wird; ſo ſuchen ihn die böſen Geiſter doch zu ſtören und ſeht, das iſt Gott, der mächtigſte Herr der Welten. Der Sultan hat auch gute und böſe Miniſter.

„Die mächtigſten Sultane von England und Frankreich ſollen ſeine Miniſter ſein.“

Sie ſind ſeine Freunde.

„Warum rathen ſie ihm aber, wenn ſie gute Chriſten ſind, daß unſere Kinder gleich denen der Türken Soldaten werden müſſen.“

Ihr wolltet in Allem den Türken gleich ſein, und doch nicht gleich ihnen, heilige Pflichten erfüllen? Was nützen Euch Freiheiten, wenn ein Feind kommt und Euer Land erobert, weil Ihr es nicht mit euerem Blute vertheidigen wolltet.

Ich habe abſichtlich dieſes Geſpräch hier angeführt, weil es die Anſchauung und Stimmung der ganzen chriſtlichen Bevölkerung in Syrien und Paläſtina ausdrückt, wie ich ihr aller Orten begegnet bin. Alle tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß ein Loskaufen vom Militairdienſte in jedem Falle möglich ſein werde.

Es war ſpät geworden, ich ließ der Geſellſchaft Kaffee und Aquavit reichen und ihr gute Nacht wünſchen; worauf ſie ſich, wie mir Matthia ſagte, erſt entfernen würden. Denn zu gehen, ehe ich es ihnen nicht erlaubt, wäre eine Unhöflichkeit.

Matthia warnte mich, die mir zum Schlafen angebotenen Polſter anzunehmen und brachte meinen Sattel, breitete eine hirſchlederne Decke aus und reichte mir meinen Mantel zum Einhüllen. Es währte aber nicht lange, nachdem er mit dem Lichte aus der Stube fort war, daß die Quälgeiſter aus dem Lehmboden ſtiegen, ſich auf Flügeln, die eitel Stacheln waren, von der Decke auf mich niederſenkten. Ich zündete raſch eine Kerze an und wie alle finſtern Dämonen, flohen auch die in Rame vor dem Lichte.

Als ich erwachte, war es hell um mich her, die Kerze war niedergebrannt, der volle Mond hing prächtig über der weiten Landſchaft; aber mein ganzer Körper brannte, als wäre ich nackt in Brenneſſeln gelegen. Ich ging vor das Haus an den Brunnen und hüllte mich in ein immer friſch befeuchtetes Linnen, bis es Morgen wurde.

Ich weckte Matthia und Achmed; die Pferde, die wie jedesmal uneingeſtallt, an einen Ring feſtgebunden im Freien blieben, wurden gefüttert, der Hausherr bereitete uns Kaffee und Nargileh.

Um fünf Uhr ſaßen wir zu Pferde und ritten die Höhe von Rame hinab. Mehrere Frauen waren in der Morgenkühle vor den Häuſern ſchon thätig. Es fiel uns ihr beſonderer Kopfſchmuck auf.

Es ſind brave tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig iſt, es ſind hülfreiche Nachbarn und ihre Weiber ſind keuſch.

„Kommt ihr zuweilen nach Safed zu den Juden?“

Dieſes Volk iſt verflucht, weil es Chriſtum gekreuzigt hat und nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubt.

„Sie glauben aber an Gott und ſollten Euch höher gelten, als die Druſen.“

Aber ſie verachten uns als Götzendiener.

Das voranſtehende Geſpräch hatte ich mit einem Greiſe; ein jüngerer Mann gab ihm eine andere Wendung:

„Jetzt wird die Welt bald für alle Menſchen gleich ſein!“

Meinſt Du im Reiche des Sultans?

„Was haſt Du gehört vom Hat Humajum? Wir zweifeln daß er gegeben iſt, denn wir ſpüren nichts davon.“

Ich merkte, wie ſchon früher bei ähnlichen Anläſſen und durch das eben angeführte Geſpräch angeregt, daß den Menſchen im Morgenlande namentlich den Bergbewohnern Alles eindringlicher und klarer war, wenn es irgend mit religiöſen Anſchauungen verknüpft wurde und ſo erwiderte ich dem Manne:

Gott, welcher mächtiger iſt als der Sultan, und mächtiger als alle Sultane der Erde, hat die Welt auch nicht plötzlich erſchaffen. Ihr wißt, daß er dazu ſieben Tage brauchte. Und der Sultan ſoll mit einem Male ſeinem ganzen Reiche eine andere Ordnung geben?

„Du biſt ein weiſer Frangi!“

Gott der Herr hat gute und böſe Geiſter, und wenn ſein Wille auch heilig iſt und doch erfüllt wird; ſo ſuchen ihn die böſen Geiſter doch zu ſtören und ſeht, das iſt Gott, der mächtigſte Herr der Welten. Der Sultan hat auch gute und böſe Miniſter.

„Die mächtigſten Sultane von England und Frankreich ſollen ſeine Miniſter ſein.“

Sie ſind ſeine Freunde.

„Warum rathen ſie ihm aber, wenn ſie gute Chriſten ſind, daß unſere Kinder gleich denen der Türken Soldaten werden müſſen.“

Ihr wolltet in Allem den Türken gleich ſein, und doch nicht gleich ihnen, heilige Pflichten erfüllen? Was nützen Euch Freiheiten, wenn ein Feind kommt und Euer Land erobert, weil Ihr es nicht mit euerem Blute vertheidigen wolltet.

Ich habe abſichtlich dieſes Geſpräch hier angeführt, weil es die Anſchauung und Stimmung der ganzen chriſtlichen Bevölkerung in Syrien und Paläſtina ausdrückt, wie ich ihr aller Orten begegnet bin. Alle tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß ein Loskaufen vom Militairdienſte in jedem Falle möglich ſein werde.

Es war ſpät geworden, ich ließ der Geſellſchaft Kaffee und Aquavit reichen und ihr gute Nacht wünſchen; worauf ſie ſich, wie mir Matthia ſagte, erſt entfernen würden. Denn zu gehen, ehe ich es ihnen nicht erlaubt, wäre eine Unhöflichkeit.

Matthia warnte mich, die mir zum Schlafen angebotenen Polſter anzunehmen und brachte meinen Sattel, breitete eine hirſchlederne Decke aus und reichte mir meinen Mantel zum Einhüllen. Es währte aber nicht lange, nachdem er mit dem Lichte aus der Stube fort war, daß die Quälgeiſter aus dem Lehmboden ſtiegen, ſich auf Flügeln, die eitel Stacheln waren, von der Decke auf mich niederſenkten. Ich zündete raſch eine Kerze an und wie alle finſtern Dämonen, flohen auch die in Rame vor dem Lichte.

Als ich erwachte, war es hell um mich her, die Kerze war niedergebrannt, der volle Mond hing prächtig über der weiten Landſchaft; aber mein ganzer Körper brannte, als wäre ich nackt in Brenneſſeln gelegen. Ich ging vor das Haus an den Brunnen und hüllte mich in ein immer friſch befeuchtetes Linnen, bis es Morgen wurde.

Ich weckte Matthia und Achmed; die Pferde, die wie jedesmal uneingeſtallt, an einen Ring feſtgebunden im Freien blieben, wurden gefüttert, der Hausherr bereitete uns Kaffee und Nargileh.

Um fünf Uhr ſaßen wir zu Pferde und ritten die Höhe von Rame hinab. Mehrere Frauen waren in der Morgenkühle vor den Häuſern ſchon thätig. Es fiel uns ihr beſonderer Kopfſchmuck auf.

Zwei trugen ein hohes silbernes Horn, wie wir es schon auf dem Libanon gesehen haben, während die andern das übliche Stirnband, aus aneinander gereihten Silbermünzen von beiden Schläfen herabhängend am Kinn gebunden hatten. Sie sahen wie die metallenen Sturmbänder an einer Pickelhaube aus.

Ein dichter Olivenwald nahm uns auf, nach einer Stunde führte uns ein Berg hinan, wo durch eine Leitung ein schöner Wasserfall uns mit einem kühlen Tranke labte.

Wir waren an demselben gleichzeitig mit einem Knaben, der einen beladenen Esel ritt, eingetroffen. Sein Anzug, mehr noch die Schläfenhaarbüschel verriethen mir den gazillsch-jüdischen Landsmann. Er hieß Herrschel, der völlig verwaist im Dienste eines jüdischen Krämers in Rame stand. Es war dies der einzige Fall eines in Palästina isolirt ansässigen Juden.

Die Berge waren von Gesträuchen grün; in einem Einschnitt sahen wir das Dorf Betanan und über demselben am Gipfel des Berges ein zweites Dorf Farada. Endlich tauchte der schöne Kegel des Berges Tabor und ein funkelndes Stück des galiläischen Meeres auf.

Nachdem wir die Berge überschritten hatten, sahen wir zu unserer Linken das Dorf Samoi in ein tief geschwungenes, grünendes Thal hinabgehen und jenseit desselben, einen Bergabhang nieder, lag weithin gestreckt Safed.

Als wir auf die Thalsohle gelangten, erblickten wir zu unserer Linken in den Bergen hoch liegend Marun, das sich durch eine weiß schimmernde Grabüberwölbung ankündigt. In derselben liegt der Verfasser des Sohar begraben, zu dem die Juden Palästina's und Syriens, wohl auch Pilger aus andern fernen Ländern Asiens und Afrika's Lagbeomer wallfahrten und drei Tag und Nächte unter Zelten mit heitern Genüssen, Gesängen und Musik zubringen. Ich hörte mannigfache, meist heitere Legenden, die sich an diese Grabstätte knüpfen, erzählen.

Der Weg, der uns wieder emporführte, wurde so felsig und steil, daß wir eine Stunde lang die Pferde hinter uns am Zügel

führen mußten, bis wir auf eine abgemähte Getreideebene hinankamen, und, ſchmachtend in der Glut des Tages nach mehr als fünfſtündiger Reiſe die Ebene tief hinab, und wieder einen kahlen Berg empor, vor Safed anlangten; ein und eine halbe Stunde ſpäter, als wir es zuerſt erblickt und ſchon nahe geglaubt haben. Vor Safed, zur Rechten, ſahen wir noch ein kleines Dörfchen, Ein Naſatum.

Safed.

Magenheilige. — Geſchichte und Gegenwart. — Die jüdiſche Bevölkerung. — Perkyin. — Synagogen.

Ich kehrte bei einem galiziſchen Juden Herrn Schmul Barner aus Zombor ein, der vor 37 Jahren mit ſeinem Vater in Safed einwanderte, jetzt eine Weinſchänke hält, und Fremde beherbergt. Aus einem reinlichen Vorhofe gelangte ich in eine mäßig kleine Stube, aus dieſer in eine zweite, deren Einrichtung auf Wolhabenheit ſchließen ließ, und deren Reinlichkeit einen wolthuenden Eindruck machte.

Bald war ein erquickendes Mahl für mich auf dem Tiſche bereit, zu dem ich Matthia einlud. Er weigerte ſich zu eſſen, und als ich in ihn drang, bemerkte er kurz und beſtimmt: „Ich eſſe bei dem Volke der Juden nicht.“ Jetzt erſt fiel es mir auf, daß er auf der ganzen Reiſe nichts von den aus Jaffa mitgebrachten Fleiſchſpeiſen genoſſen hatte. Unſer Baſchi Bozuck dagegen ließ ſich um ſo beſſer das Hammelfleiſch ſchmecken, als er vor ſeinen Augen das Thier von einem Juden ſchlachten ſah, und es gewiß nicht berührt hätte, wenn es aus einer chriſtlichen Fleiſchbank gekommen wäre.

Wir waren denn drei wunderliche Magenheilige!

Es war bald in Safed bekannt, daß ich angekommen ſei, und mein Wirth hatte Mühe die ſich vor dem Hauſe anſammelnde

Armen fern zu halten. Es mochte dem alten Lot, die Abwehr nicht ſo ſchwer geworden ſein, als die Sodomiter ſein Haus ſtürmen, und die bei ihm eingekehrten Männer heraus haben wollten.

Ich ließ der Menge ſagen, daß ich, abreiſend eine Summe für ſie dem Vorſteher der Gemeinde zur Vertheilung übergeben, jetzt aber durchaus kein Almoſen vertheilen würde.

Ich hatte jetzt fünf Rabbinen von Safed zu empfangen, von welchen drei der ſepharediſchen und zwei der askenaſiſchen Gemeinde angehörten. Sie leiteten ihr Geſpräch ſogleich mit der Schilderung der Armut in Safed ein.

Einer von ihnen ſprach: „Wir haben durch Krieg, durch Plünderungen im Frieden, durch Erdbeben und Peſt ſchwer gelitten. Das Sterben iſt uns gleichgültig geworden, aber wir können nicht leben. Wir möchten arbeiten, Fabriken errichten, das Feld bebauen, Schulen einführen. Wer aber hilft uns dazu?“

Es kommen doch Gelder aus aller Welt, um Euch zu unterſtützen?

„Es kommt Geld, viel Geld; Gott ſegne die menſchenfreundlichen Spender! aber es wird verbraucht, damit die Leute nicht Hungers ſterben. Alle Theilnahme wendet ſich Jeruſchalaim zu; und nur Jeruſchalaim?“

Das iſt unſer aller heiligſte Stadt; Safed iſt in der heiligen Schrift nicht erwähnt, und es iſt ungewiß, ob unter dem Namen Zeph in der Chronik des Joſephus eure Stadt gemeint ſei.

„Das Elend der Gegenwart, und nicht der Glanz der Vergangenheit entſcheidet ob uns unſere Brüder helfen ſollen. In Safed in Tiberia wäre leichter Gutes zu wirken, denn in dieſen heiligen Städten ſind wir, Askenaſim und Sepharedim vereint und nicht in Gemeinden getrennt, und keine Feinde unter einander. Unſere Brüder im Abendlande ſollten ſie nicht auch an Safed denken, wenn ſie Anſtalten errichten? Weißt Du nicht, was die Chriſten für die Geiſtlichen thun, und der Jude hat ja ein beſſeres Herz!“

Die Geiſtlichen ſind nur einzelne Männer, ſie vermehren ſich nicht.

„Durch ſich ſelbſt nicht, aber es kommen immer mehr in's Land."

Ein einzelner Menſch braucht nicht ſo viel, wie eine Familie.

„Wir ſind mäßig und eine jüdiſche Familie mit vielen Kindern ißt und trinkt nicht auf, was ein Geiſtlicher.

Meinen Gäſten geſellte ſich jetzt ein Chirurg Herr Diamant aus Lemberg zu, der in der türkiſchen Armee diente, und nunmehr hier ſeine Kunſt übt. Er hatte einige Kenntniſſe von der Vergangenheit Safeds und theilte mir Folgendes mit: „Es iſt kein Zweifel daß Safed ſchon früh von Juden bewohnt worden iſt; es finden ſich Grabſteine, die an 1200 Jahre alt ſind und vielleicht ſind ſie nicht die älteſten; denn manche Inſchrift iſt nicht leſerlich, mancher Stein mochte, nach alter Sitte, auch keine gehabt haben. Der jüdiſche Pilger aus Tudela fand keine Juden in Safed. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ſind Juden ununterbrochen hier angeſiedelt. Ein Jahrhundert ſpäter beſaßen ſie ſchon ſiebenzehn Synagogen und eine Buchdruckerei."

Herr Rabbi Schwarz in Jeruſalem erzählte mir daß ſich in der Hofbibliothek zu Wien, eine Vertheidigungſchrift des Werkes More Nebuchim von Meimonides befindet, das von Safed ausging.

„Es iſt ein wahres Glück" erwiederte Herr Diamant, „daß dieſe Ehre den Bewohnern von Safed in alter Zeit wiederfahren iſt; die heutigen Chaſſidim möchten das Werk ſammt dem Verfaſſer verbrennen."

Herr Mordachai Segal aus Polen, den ich ſchon in Beirut kennen gelernt hatte, nahm das Wort und erzählte von den Erdbeben welche die Bewohner von Safed getroffen haben. Vor 100 Jahren, durch welches 200 Juden ihr Leben und alle ihre Häuſer einbüßten, und zwölf Synagogen zu Grunde gingen. Ein halbes Jahrhundert ſpäter wüthete die Peſt und die Bewohner ſtarben. Mehr aber als Peſt vernichtete die Empörung der Araber gegen Mehmed Ali's Sohn Ibrahim im Jahre 1834. Ihnen verbanden ſich die Beduinen und es begann eine furchtbare Plünderung. Wer ſich dieſer wiederſetzte, wurde erſchlagen, es fielen Szenen vor, vor denen die Menſchlichkeit ſich entſetzte. Ein Araber erſchlug

ſeine Mutter, weil ſie ihm ſeine Grauſamkeit gegen die ſonſt guten Nachbarn vorwarf. Es waren alle Gräuel entfeſſelt, bis der Emir Beſchir vom Libanon, durch Ibrahim Paſcha aufgefordert, mit den Druſen anrückte und dem Verderben Einhalt that. Die jüdiſche Bevölkerung war nun arm und hülflos, bis ſie ein neues Verderben von einem qualvollen Daſein erlöſte. Im Jahre 1837 begrub ein Erdbeben 1500 Juden in wenigen Secunden unter ihren Häuſern, und ein Jahr darauf verheerten die von Ibrahim Paſcha abgefallenen Druſen die Stadt, die ſie vor wenigen Jahren zu ſchützen gekommen waren. Hat eine Stadt der Erde noch ſo grauſame Schickſale erlebt? Schreit unſer Elend nicht zum Himmel? Die Menſchen hier brauchen nicht zu weinen und zu flehen, für uns ſpricht das Unglück."

Dem ehrwürdigen Manne rollten die Thränen über die Wangen, und die übrigen Rabbinen ergriffen die Schaufäden an ihren Gewändern und küßten ſie.

Es iſt ein eigener Zug im Menſchenherzen, der ihn immer anlockt zur Stätte ſeiner Väter, zu ſeiner Heimat auf Erden zurückzukehren. Die Erde bebt, es ſchlagen Flammen aus Bergen, alles liegt in Ruinen, nur das nackte Leben iſt gerettet, und die Menſchen kehren dahin zurück, um ihre Hütten auf dem Boden zu erbauen von dem ſie wiſſen, wie treulos er iſt. Sind es vielleicht ſeine begrabenen Schätze, iſt es die Macht der Gewohnheit, die unſterbliche Erinnerung an den Schauplatz ſeiner Jugend die den Menſchen immer wieder dahin ziehen, wo er Verderben und Untergang erlebte? Wer weiß es zu ſagen!

Auch in Safed tritt uns eine ſolche Erſcheinung entgegen. Wieder leben 2100 Juden dort; davon ſind 800 Sepharedim, 1300 Aſchkenaſim; von den letztern ſind 400 aus Galizien und Ungarn, 900 aus Rußland. Von allen haben nur 41 ein Gewerbe, und zwar ſind: 4 Maurer, 2 Tiſchler, 5 Blechner, 7 Schneider, 4 Schuhmacher, 15 Krämer, und 4 Schreiber.

In der Nähe von Safed, erzählten ſie mir, im Dorfe Perkyin lebt ebenfalls eine ſepharediſche Gemeinde, die nur 50 Seelen

zählt und eine kleine Synagoge hat; ſie ernähren ſich ausſchließlich vom Ackerbau und von der Viehzucht.

Auf meine Frage warum die jüdiſchen Bewohner von Safed dieſes gute Beiſpiel nicht nachahmen, erhielt ich eine ungenügende verlegene Antwort.

Es war gegen Abend, die Zeit zum Gebete. Die Glut des Tages hatte ſich abgekühlt, und ich bat meine Gäſte, mich in ihre Synagogen zu führen.

Wir traten zuerſt in die älteſte des „Raw Ari“ auf deren Ruinen im Jahre 1855 der reiche Kaufmann Jizchag Queda in Trieſt einen ſchönen ſteinernen Bau aufführen ließ. Eine Steintreppe herab, gelangten wir in einen geräumigen viereckigen Hof, aus dieſem in eine Halle mit gemalten hölzernen Galerien an den Wänden für Frauen. Unter dieſen weg ſtiegen wir noch eine Anzahl ſteinerner Stufen hinab, und wir waren in einer großen Bogenhalle. Ein ſchön geſchnitztes, hölzernes, hohes Thor verſchloß die Thoralade, zu der man auf drei Stufen emporſteigt, es wurde Tags zuvor von Damaskus gebracht, und von allen bewundert. „Herr Queda zahlte 6000 Piaſter für daſſelbe, und für 2000 ſollte noch Gold daran verwendet werden. Das ganze Gebäude, das in ſeiner maſſiven Ausführung 70000 Piaſter in Anſpruch nahm, macht einen ſchönen, würdigen Eindruck und iſt wohl geeignet, wenn es ein Erdbeben nicht zerſtört, dem frommen Gründer ein ſichtbares Andenken für Jahrhunderte zu bleiben. Der Fußboden iſt mit ſchönen Fließen gepflaſtert, die von Trieſt hieher geſendet worden waren. Zu beiden Seiten der Eingangstreppen befinden ſich zwei Ziſternen, an denen ſich die Eintretenden die Hände waſchen, wohl auch an Feſttagen, wo der Gottesdienſt viele Stunden dauert, trinken, wenn die Glut des Tages zu drückend wird.

Die Synagoge „Stambuli“ iſt klein, auf vier Bogen ruhend. Der Almemer aus Holz, der Vorhang der Thoralade ohne Inſchrift, an einem ſchlechten Luſter aus weißem Blech einige Lampen

In dieſe Synagoge gehen alle Juden, die aus Konſtantinopel kommen, beten, daher iſt ihr Name.

Die Synagoge „Jizchak Abiat" deren Dach auf vier Bogen ruht, deren Fenſter theils völlig offen, oder holzvergittert ſind, machte einen ebenſo ärmlichen Eindruck. Als ich bemerkte, daß in der Lampe vor der Thoralade das ewige Licht nicht brenne, ſagte ein Rabbi: „Du ſiehſt Herr! daß unſer Licht erloſchen iſt."

Im Vorhofe blühte ein ſchöner Baum, ſtatt rings um ihn heiter zu ſitzen, befanden ſich in einer dunklen Halle 40 Kinder, die zuſammengedrängt kauerten und deren einige, immer aus einem Buche laut leſend und ſingend ſich vor- und rückwärts neigend, durch einander ſchrieen. Solche Abrichtungſtuben fürs Leſen unverſtandener Gebete giebt es in Safed fünf.

Die Synagoge des Zadik Rabbi Joſeph unterſcheidet ſich vor der eben geſchilderten nur dadurch, daß im Vorhofe, wo ein Feigenbaum und Mais gepflanzt iſt, ſich das weiß übertünchte Grab des Gründers befindet.

In dem Bet Hamidraſch, „Maranembet Joſef" im Jahre 1850 ebenfalls von Herrn Queda erbaut, und „Bet din" befinden ſich kleine Bücherſammlungen; doch weder ältere Druckwerke, noch Manuſkripte. All dies ging in den mannigfachen Verheerungen, die Safed trafen, unter.

Die bisher genannten Synagogen gehören den Sepharedim; die folgenden den Aſchkenaſim:

Die Synagoge des Rabbi Eiſik befindet ſich in dem verwahrloſeſten Zuſtande; die auf dem Vorhange der Thoralade geſtickten Roſen von roter Seide konnten leider die entſetzliche Unreinlichkeit nicht überduften, und die beiden geſtickten Löwen, die eine Krone in ihrer Pranken emporhalten, erinnerten nur daran, daß, wie das Licht erloſchen, auch die Krone vom Haupte Israel gefallen iſt. Als ich die ruſſiſch-polniſchen Glaubensgenoſſen auf den unſagbaren Schmutz aufmerkſam machte, verſtanden ſie mich nicht, hier haben die ſumpfigen Ströme polniſcher und orientaliſcher Unreinlichkeit ſich vereinigt.

Die Synagoge „Chewra" iſt größer und weniger ſchmutzig;

ebenſo eine dritte, die auch von Ari gegründet ſein ſoll. Mit der letzteren iſt ebenfalls ein Bet-Hamidraſch verbunden.

Als wir aus den verſchiedenen Gebäuden herausgetreten waren, war die Sonne bereits hinter den Bergen untergegangen und es lag ein Friede und eine Verſöhnung über dem mit allen Arten von Bäumen reich bepflanzten Thale, als hätte die Erde ſich den Menſchen hier immer fromm und mit Segen dienend erwieſen, als müßte dem Würgengel über den ſchönen Anblick ein Hauch des Erbarmens durch die Seele gehen!

Ritte durch den alten Erbbesitz des Stammes Naftali keinem Lebenden begegnet sind, die kleinen, da und dort weidenden Schaf- und Ziegenheerden willkommene Erscheinungen. Ein Hirte bläst auf einer Rohrpfeife, und so barbarisch die Töne sind, die er ihr entlockt, uns ist es ein angenehmes Schallen.

Wir kommen an weidenden Kameelen vorüber, und die auf unserem Wege zu Tausenden liegenden runden, porösen, schwarzen und braunen Steine, von der Größe einer Melone, bis zu der eines Taubeneies, fesseln unsere Aufmerksamkeit und lassen uns nicht vergessen, daß wir im eingesunkenen Riesenkrater urweltlicher Vulkane uns befinden, die ihrem ungeheueren Sturze nachsinnend, zuweilen noch vor der Macht erbeben, die sie hinwarf.

Es begegnete uns eine eigenthümliche Gruppe. Ein Knabe führt ein Kameel am Halfter, das zu beiden Seiten einen großen Korb hängen hat, in deren jedem eine Frau sitzt, die bei unserem Nahen sich verschleiern.

Der Weg führt uns jetzt steinigt empor, wir sind über zwanzig Klafter über dem Spiegel des Sees. Achmed, wahrscheinlich von dem Flötenspiel des Hirten aufgemuntert, hat schon lange einen entsetzlich schreienden Gesang angehoben, der mir fast eine Marter ist aber ihm viele Freude zu machen scheint. Wir wollen ihn nicht stören, und geben unserem Pferde die Sporen, um uns aus den entsetzlichen Schallwellen heraus zu retten. Aber die Glut der Sonne dringt schärfer ein, als unsere Sporen, das arme Thier ist müde, und dürstet und schreitet wieder langsam, wenn es zehn Schritte weit trabte.

Der Weg wird breiter, und dehnt sich zu einer Fläche aus, wir sehen zur unserer Linken das Dorf Magdala. Es besteht nur aus Lehmhütten, auf deren Terrassen, schilfbedeckte Lauben, die von vier Stangen leicht aufgebaut waren und den Laubhütten der Juden glichen. In diese flüchten sich die Bewohner, wenn die Fieberzeit anrückt, in die kühlen aber erdigen Behausungen.

Die Glut der Sonne war fast nicht mehr zu ertragen, das uns in Magdala angebotene Wasser schmeckte lauwarm, und die Sehnsucht Tiberia endlich zu erreichen, stieg mit jeder Wendung

Der Weg führte uns wieder abwärts durch Olivenbäume, zwiſchen abgemähten Feldern, in eine grüne Schlucht zur Quelle Ainkale. An ihrem Rande lagerten wir nach zweiſtündigem Ritte um zu frühſtücken. Nicht ferne derſelben ſtand einſam ein ſteinernes Haus, vor welchem die Bewohner thätig ab- und zugingen. Hinter demſelben erhoben ſich ſchroff aufragende, kahle Felſen von rötlicher Farbe, die ſich mehr als eine Stunde hinziehen.

Nach einer angenehmen Raſt, ritten wir wieder die Schlucht empor, über einen Bergrücken hin. Vor uns lag jetzt in vollem Sonnenglanze das langgeſtreckte galiläiſche Meer, das wir, bald in Klüfte hinab und wieder empor reitend, noch zweimal verloren und wieder ſahen. Eine urweltlich zerklüftete Felſenmaſſe mit Steinbrüche, aus denen Jahrtauſende lang die Menſchen die Steine zu ihren Tempeln, Paläſten und Piramiden geholt zu haben ſchienen, ohne die Brüche zu erſchöpfen, lagerten ſich zu unſerer Rechten. An ihnen vorbei gelangten wir endlich über Abhänge, die mit Krüppeleichen bewachſen ſind, an das Ufer des Meeres, an dem wir fortan bis Tiberia reiten ſollten.

Matthia ſagte mir: „Seht ihr dort den Felſen? Chriſtus hat dort mit fünf Broten und zwei Fiſchen die Hungrigen geſpeiſt. Chriſtliche Pilger verehren hier die ihnen heilige Legende, indem ſie betend an einigen Steinblöcken, die Broten gleich geformt ſind, niederknieen an den Hadſcher el Noazra, wie die Araber „die Steine der Chriſten“ nennen.

Jenſeit des Sees machte er mich auf Kapernaum aufmerkſam, und auf das Ufer, wo die wildeſten Beduinen, unzugänglich faſt, ihre alte nomadiſche Freiheit behaupten. Kahle Berge hoch und ſchroff ziehen ſich die meilenlange See hin. Auf ihr ſelbſt iſt kein Schiff, kein Boot, kein Leben ſichtbar. Auf dem Wege, den wir reiten, ſind wir dem Meere bald ganz nahe, bald durch grünes Wieſenland und Felder von ihm getrennt. Grünes Geſträuch, rotblühende Oleanderbäume geben ihm ein heiteres Ausſehen. Dieſe Flächen, die der See, wenn ihn ein Sturm bewegt, mit ſeinen Wogen überfluthen mag, gewähren einen angenehmen Anblick. Auf ihnen ſind uns, die wir nach mehrſtündigem

Mitte durch den alten Erbbesitz des Stammes Naftali keinem Lebenden begegnet sind, die kleinen, da und dort weidenden Schaf- und Ziegenheerden willkommene Erscheinungen. Ein Hirte bläst auf einer Rohrpfeife, und so barbarisch die Töne sind, die er ihr entlockt, uns ist es ein angenehmes Schallen.

Wir kommen an weidenden Kameelen vorüber, und die auf unserem Wege zu Tausenden liegenden runden, porösen, schwarzen und braunen Steine, von der Größe einer Melone, bis zu der eines Taubeneies, fesseln unsere Aufmerksamkeit und lassen uns nicht vergessen, daß wir im eingesunkenen Riesenkrater urweltlicher Vulkane uns befinden, die ihrem ungeheueren Sturze nachsinnend, zuweilen noch vor der Macht erbeben, die sie hinwarf.

Es begegnete uns eine eigenthümliche Gruppe. Ein Knabe führt ein Kameel am Halfter, das zu beiden Seiten einen großen Korb hängen hat, in deren jedem eine Frau sitzt, die bei unserem Nahen sich verschleiern.

Der Weg führt uns jetzt steinigt empor, wir sind über zwanzig Klafter über dem Spiegel des Sees. Achmed, wahrscheinlich von dem Flötenspiel des Hirten aufgemuntert, hat schon lange einen entsetzlich schreienden Gesang angehoben, der mir fast eine Marter ist aber ihm viele Freude zu machen scheint. Wir wollen ihn nicht stören, und geben unserem Pferde die Sporen, um uns aus den entsetzlichen Schallwellen heraus zu retten. Aber die Glut der Sonne dringt schärfer ein, als unsere Sporen, das arme Thier ist müde, und dürstet und schreitet wieder langsam, wenn es zehn Schritte weit trabte.

Der Weg wird breiter, und dehnt sich zu einer Fläche aus, wir sehen zur unserer Linken das Dorf Magdala. Es besteht nur aus Lehmhütten, auf deren Terrassen, schilfbedeckte Lauben, die von vier Stangen leicht aufgebaut waren und den Laubhütten der Juden glichen. In diese flüchten sich die Bewohner, wenn die Fieberzeit anrückt, in die kühlen aber erdigen Behausungen.

Die Glut der Sonne war fast nicht mehr zu ertragen, das uns in Magdala angebotene Wasser schmeckte lauwarm, und die Sehnsucht Tiberia endlich zu erreichen, stieg mit jeder Wendung

des Weges; aber immer wieder ſchob ſich ein neuer Felſen vor. Das Meer, das wir faſt ſeiner ganzen Länge nach überblicken, ſteigert wie eine zerſchmolzene Sonne noch durch den Geſichtsſinn die Glut, die vom Himmel auf uns niederwogt.

Verfallenes Mauerwerk, die zerbrochene Kuppel einer Moſchee, ein Palmbaum, ein zerſchmettertes Thor, vor demſelben mehrere Tennen treten uns entgegen.

Wir ſind in Tiberia.

Tiberia.

Seltſamer Lebenslauf. — Rabbi Akiba's Liebe. — Herodes' Palaſt. — Berühmte Gräber.

Wir kehrten bei Herrn Chajim Weismann aus Brody ein, der hier ein Haus mit zwei luftig großen Sälen und offenen Vorhallen bewohnt, als Wirt Reiſende beherbergt, und als — Arzt und Apotheker Menſchen und Thiere heilt.

Der Lebenslauf dieſes Mannes iſt genug wunderlich. Ein achtjähriger Knabe, der nichts lernen wollte, entlief er ſeinen Eltern und kam nach langem Umherirren in eine große Stadt, die man ihm Jaſſy nannte, die aber dem Knaben nicht gefiel, er lief weiter und gelangte nach Bukareſt. Ein Arzt, zu deſſen Thüre er abgehärmt und hungernd kam, nahm ihn in ſein Haus auf, und bediente ſich ſeiner viele Jahre als Diener. Dem Knaben gefiel das Thun des Arztes, den er mit dem Medikamentenkaſten immer zu begleiten hatte, und er merkte ſich die Symptome der Krankheiten und die Mittel, die ſein Herr anzuwenden pflegte. Er glaubte nach einigen Jahren von ſeinem Meiſter nichts mehr lernen zu können, verließ ihn und wurde aus Lernbegierde der aufmerkſame Diener mehrerer Aerzte hinter einander. Fünfzehn Jahre alt, ergriff ihn wieder die Wanderluſt, er zog durch die ganze Welt, Kranke heilend, die ſich eben einem Knaben anvertrauen mochten, und wenn die Praxis nichts einbrachte, bettelnd, wohl

auch durch Schwänke ſich freundliche Gaſtfreundſchaft erwerbend. Welche Erlebniſſe, welche Begegnungen müſſen es geweſen ſein, bis er nach ſolcher zweijährigen Wanderſchaft nach — Tunis kam. Ein ſchöner Jüngling verſprach er hier in einigen verzweifelten Krankheitsfällen, wo alle Hoffnung aufgegeben war, faſt profetiſche Heilungen, die ein günſtiger Zufall beſtätigte. Bald war ihm die Aufmerkſamkeit zugewendet. Man wallfahrtete zu dem Hauſe, in dem er wohnte, um von ſeiner Hand berührt, von ſeinem Auge betrachtet zu werden, von ſeinen Heilmitteln zu erhalten. Bald waren Ruhm und Gold ſein. Der Bey von Tunis nahm ihn als Leibarzt in ſeinen Palaſt, bei dem er drei Jahre hochgeehrt lebte. Länger ließ ihn ſein lebhafter, unſtäter Geiſt nicht ruhen; eines Tages entfernte er ſich heimlich mit einem erſparten Vermögen von 10,000 goldenen Dukaten. Es war der unwiderſtehliche Wunſch in ihm aufgetaucht, das gelobte Land zu ſehen, von dem der Vater in ſeiner Heimat immer wieder ſprach. Der zwanzigjährige junge Mann tauchte plötzlich verheiratet mit einer ſchönen afrikaniſchen Jüdin und ihrer jüngeren Schweſter in Tiberia wieder auf. Er baute Häuſer, die ſchönſten in Tiberia, und lebte als wohlhabender Mann, der nur, um ein Werk des Erbarmens zu üben, uneigennützig den Kranken beiſteht, die meilenweit von ſeinem bald erworbenen Rufe angelockt, zu ihm herampilgern. Das Erdbeben im Jahre 1837 begrub ihn mit Weib und Kindern unter den Trümmern ſeines Hauſes. Nach achtzehnſtündiger Verſchüttung wurde er lebend unter den Trümmern hervorgeholt, ſein Weib und ſeine Kinder waren Leichen; ſeine Häuſer Schutthaufen. Um dieſe Zeit kam der Fürſt Pückler-Muskau nach Tiberia. Weismann diente ihm als Dolmetſch, als Führer durch die ganze Landſchaft Galiläa. Der noch lebende „Verſteberne" gab ihm den Rath, ein Gaſthaus einzurichten, der ſich als ſehr praktiſch bewährte und nunmehr auch mir zu Staten kam.

Im Hauſe des Herrn Weismann begrüßte mich noch ein Oeſterreicher, Herr Stern aus Neuſtadtl im Trentſchinem Comitate, der ſehr mittelmäßiger Kenntniſſe, als Söldling der jeruſa-

lemitaniſchen Miſſion hier, wie ich erfahren konnte, vergebens Proſeliten zu machen ſuchte. Vielleicht auch war er gekommen, weil die Legende hieher den Fiſchzug Petri verlegt.

Noch traf ich hier wieder mit einem preußiſchen Edelmanne, Herrn von Herfort zuſammen, mit dem ich von Jaffa nach Jeruſalem ritt und dem ich ſpäter in Egypten wieder begegnete. Er reiſte zu ſeinem Vergnügen mit einem photograſiſchen Apparat und hatte eine bereits höchſt intereſſante Sammlung von Monumenten, Landſchaften, Ruinen und Figuren.

Ich hatte die Reiſe ſo eingerichtet, um den Sabbat hier zu ruhen und mußte, da es Freitag war, die Umgebungen und die Bäder von Tiberia noch heute kennen lernen.

Nach kurzer Raſt ließ ich zwei Pferde ſatteln und ritt mit dem Synagogendiener Reb Moſche aus Berditſchew, den mir Herr Weismann als ſehr ortskundig und gelehrt empfahl, zu den zahlreichen Grabſtätten der berühmteſten Männer der Bibel und des Judenthums. Das kleine Städtchen, das wir durchreiten mußten, gleicht mehr einem Ruinenhaufen. Zerfallene Mauern, eingeſunkene Terraſſen, da und dort eine ſtehengebliebene Pforte eines verſchwundenen Hauſes, die zerfallende Moſchee, in deren Hofraum eine Palme grüne Arme hoch zum Himmel ſtreckt, iſt die Szene, auf der wir uns bewegen. Selbſt die Häuſer, die ganz bewohnt erſcheinen, ſind nur aus Trümmern, wie ſie der Zufall dem Maurer zu Gebot ſtellte, aufgebaut, ungetüncht, Behauſungen der Armut und der hungernden Not. Wer ſoll auch auf dieſem Boden feſte Häuſer zu gründen Mut und Luſt haben? „Wir leben“ ſagte mir mein Begleiter, zu dem ich von dem verkommenen Ausſehen der Stadt ſprach, „von einem Tag zum andern und immer darauf gefaßt, zu ſterben. Wir danken jeden Morgen, mehr als alle Menſchen in der Welt, daß wir wieder erwacht ſind und ſich über Nacht die Erde nicht aufgethan und unſere Weiber, Kinder, Brüder verſchlungen hat. In Tiberia lernt man fromm ſein und nur auf das künftige Leben denken.“

Durch ein verfallenes Thor waren wir nach zehn Minuten vor der Stadt. Die Glut des Tages, es waren zwei Stunden nach Mittag, war furchtbar, trotzdem ein heftiger Wind wehte, oder vielmehr, weil er wehte, es waren Flammen, die wir bei jedem Athemzuge einathmeten und die Empfindung gleich jener, die man hat, wenn man im Hochsommer einem glühenden Kohlenmeiler oder einem Hochofen nahe tritt. Ich habe später in der Wüste keine gleich hohe Hitze empfunden. Mein Thermometer zeigte 40 Grad R.

Wir ritten eine mäßige Anhöhe, rechts vor dem Thore, empor, und waren vor den Grabe des Rabbi Jochannan ben Sakai, desselben, den wir auf den ersten Blättern dieses Buches im Liede gefeiert, in dessen Synagoge in Jerusalem wir gebetet haben. Auf einem festen Unterbaue aus viereckigen Steinen, die zwei Stufen bilden, liegt ohne Inschrift ein ungemeißelter Stein. Er birgt die sterblichen Reste des unsterblichen, des gelehrten und mutigen Mannes. Zu seiner Rechten liegen vier, zur Linken einer seiner Schüler. Hinter diesen Gräbern ragen zwei kurze Säulen halb aus der Erde hervor, sie bezeichnen die Gräber des Raw Ami und des Raw Aschi.

Diese Gräber befinden sich auf einem mit kleinen Steinen gepflasterten Raume, der 20 Schritte lang und 15 breit, von drei Seiten von einer nur 2 Schuh hohen Mauer umgeben ist.

Etwa 20 Schritte weiter führen vier Stufen zu einer Einfassung von ungemeißelten Steinen; in derselben befindet sich ein weiß übertünchter, oben sich wölbender Sarkofag, in welchem die Nachwelt die Gebeine Rambams verehrt. Hier lagen unzählige kleine Steine, welche von Besuchenden hingelegt werden und die mein Begleiter um einen Stein vermehrte. An diesem Grabe wird an dem Vorabende eines jeden Neumondtages von der ganzen Gemeinde gebetet. Einzelne gehen täglich und zu jeder Stunde hieher, um ein Gebet zu verrichten.

Wir ritten jetzt einen ziemlich steilen Berg hinan, in ihm ruhen Rabbi Akiba mit seinen 24,000 Schülern.

„Ich will erzählen die schönsten der Geschichten.“ Mit diesen

Worten leitet der Koran die Erzählung von Juſſuf in Egypten ein, ſie verdienen angeführt zu werden vor dem Berichte, den wir von dem gelehrten, frommen, berühmten Lehrer geben wollen, vor deſſen Grabe wir ſtehen.

Rabbi Akiba ben Joſef war ein Hirte des reichen Kalba Zebua in Jeruſalem, deſſen Grab die Juden noch heutzutage in denen erkennen wollen, die man die Gräber der Könige nennt. Er liebte die Tochter ſeines Herrn, Rachel, und der arme Hirte fand Gegenliebe in dem Herzen der Jungfrau. Nur eine Bedingung knüpfte ſie an ihre Liebe, daß er hingehe und ſich Wiſſenſchaft aneigne. Akiba, nicht mehr in den Jünglingsjahren, zog in die Ferne und wurde der fleißigſte Schüler der berühmteſten Lehrer. Kalba Zebua verſtieß ſeine Tochter, weil ſie Akiba's Weib geworden war, und harrte, bis der geliebte Gatte nach Jahren, umgeben von dem Glanze ſeiner gewonnenen Gelehrſamkeit, wiederkehrte und ſie freudig begrüßte. Der Vater blieb unverſöhnt. In Akiba war der Geiſt der Forſchung aber ſo rege, daß er, auf Anregung ſeines geiſtigen Weibes, wieder die Heimat verließ, um hinzuziehen, wo große Geſetzeslehrer Weisheit lehrten. Sie harrte Jahre lang in Treue ihres Gatten und war ſo arm, daß ſie ihre ſchwarzen Haarflechten abſchnitt und Ringe zum Verkaufe aus ihnen anfertigte. Der Ruhm ihres Gatten erfüllte ſchon die Welt, ſeine neuen und geiſtvollen Deutungen des Geſetzes wurden ſelbſt zu Geſetzen. So hoch galt ſein Anſehen, daß ein ihm früher weit überlegener Rabbi äußerte, daß derjenige, der von Rabbi Akiba weiche, vom ewigen Leben weiche, und was die Ueberlieferung vergeſſen hat, ſtellt ſein divinatoriſcher Geiſt wieder her. Seine Schüler ſagten von ihm, daß mancher Sinn der Thora, der ſelbſt dem Profeten Moſes unbekannt geblieben iſt, ihm klar wurde. Eine wunderliche hyperboliſche, aber für die gelehrte Weiſe Akiba's charakteriſtiſche Legende erzählt, daß der Profet den Herrn gefragt habe, welche Bedeutung gewiſſe Zeichen über einzelnen Buchſtaben in der Thora haben? Der Herr erwiederte, daß nach vielen Geſchlechtern ein Mann, Namens Akiba, erſtehen werde, der den geheim-

nißvollen Sinn der Zeichen deuten werde. Der Profet bat den Herrn, ihm den Mann im Bilde zu zeigen; darauf ihn der Herr acht Geiſterreihen hinter Akiba niederſetzen hieß. Der Profet hörte Akiba ſprechen und deuten, aber er konnte ihn nicht verſtehen. Nach vielen Jahren kehrte Akiba heim, ihm folgten 24,000 ſeiner Schüler. Alles Volk zog ihm jubelnd entgegen. Da drängte ſein Weib ſich durch die Menge, fiel vor dem durch ihre Liebe Beglückten, von der Weisheit geweihten Manne nieder und umſchloß weinend ſeine Knie. Die Schüler wollten das Weib, das ſie nicht kannten, fort ſtoßen; der Meiſter aber ſagte ihnen: „Laſſet ſie! Was ich geworden bin und ihr durch mich, das iſt dieſes edlen Weibes Werk.“ Er hob ſie vom Boden auf und küßte ſie. Jetzt wurde auch der harte Vater verſöhnt und überhäufte ſeine Kinder mit Reichthümern.

Ein ummauerter Felſenvorſprung mehr als in der halben Höhe des Berges, beherrſcht das einfache Steindenkmal Rabbi Akiba's, den Berg ſelbſt, die zu ſeinem Fuße ſich dehnenden Felder, dann die Stadt und hinter ihr die See und jenſeits die kahlen Felſenwände des Hauran, die ſeine Ufer bilden. Durch das Meer geht ein dunkler ſich abſcheidender Strom, der ſich ſtets mit den Fluten des Meeres nicht vermengen mag, wenn er auch ſeine ganze unabſehbare Länge durchmißt. Es iſt der Jordan. Man hat dieſe Erſcheinung ſymboliſch auf das jüdiſche Volk gedeutet, das mitten durch die Flut der Völker geht, ſich mit ihnen nicht vereinigt und ſeine hergentſprungene Freiheit und Klarheit nicht aufgiebt.

Zu dem Grabe zieht die Gemeinde von Tiberia und Pilger, die aus allen heiligen Städten Paläſtina's kommen, am dreiunddreißigſten Tage der Sefira, empor. Alle mit brennenden Lichtern beten ſie dort und ſchlagen Zelte auf, um unter ihnen, auf den Gräbern der 24,000, einen Tag und eine ganze Nacht zu wohnen. Hinter dem Grabmale befindet ſich eine tiefe Höhle, in welcher für die Andächtigen Waſſer kühl gehalten wird.

Unter dem Grabmale des Rabbi Akiba, etwa 30 Fuß, liegt das Grab des Rabbi Chia zur Rechten und Linken das ſeiner

beiden Söhne. Der Raum iſt von drei Seiten ummauert und offen, in deſſen Hintergrunde eine Höhle iſt.

Ein anderes Grab birgt den Raf Hamnuna den Alten, zu dem die Juden, nach langer Dürre, um Regen flehen gehen. Wer ein körperliches Leiden hat, wallfahrtet zu der Grabſtätte des Meier ben Neß und des Zacharia Akana.

Wir mußten von den Pferden ſteigen und ſie den Berg, an einem ſteilen Abhange herab führen, um über ein ſchmales Stück Land, das zwiſchen dem Berge und dem See liegt, zu gehen. Hier liegt der türkiſche Friedhof, da und dort ragende oder liegende Säulen von grauem Granit und rotem Syenit. Ich zählte deren neunzehn, die ganz zerbrochen ſind, nur eine ſtand vollkommen aufrecht, zwei ſchief und ſonſt konnte ich viele Steine bemerken, welche die Spur des Meißels deutlich zeigten. Die Juden halten dafür, daß Herodes II. hier auf alten Gräbern ſeinen Palaſt baute und fluchen ſeinem Andenken; ebenſo einem Manne, der Joſefus hieß, zum Chriſtenthume überging und von einem unter dem Kaiſer Hadrian im Baue begriffenen Tempel die Steine nahm, um eine Kirche aus ihnen zu bauen. Manche Zauber, die ihm hindernd in den Weg traten, ſoll er durch andere beſiegt haben. Dieſem welligen Landſtrich entlang erheben ſich Felſenwände, von dem Berge, den wir beſtiegen haben, durch eine Schlucht getrennt, in denen viele Grabhöhlen mit gemauerten Zugängen zu ſehen ſind.

Mein Legenden kundiger Begleiter erzählte mir, daß auf der Höhe des Felſenkammes ein Schloß der Mutter König Salomo's geſtanden habe, während er mich auf ein verfallenes Gebäude am Fuße der Bergwand, als auf den Meierhof der Mutter Abrahams, aufmerkſam machte. In die weitläufigen Ruinen kommen die Türken, wenn ſie ein Beſchneidungsfeſt feiern, ſie breiten ihre Teppiche aus, ſpeiſen daſelbſt, hören Muſik und feuern luſtig ihre Gewehre ab.

Die Bäder.

Ibrahim's Badewanne. — Chemiſche Beſtandtheile. — Die Synagoge. — Fantaſtiſches Nachtgemälde.

Eine halbe Stunde fern von Tiberia kündigten ſich durch einen ſchönen Ueberbau die vom Alterthume her berühmten warmen Bäder an. Sie liegen einige Fuß höher als der See, und etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Aus einer offenen Halle tritt man in eine zweite, aus dieſer in eine Rotunde, die von einer auf Säulen ruhenden Kuppel getragen iſt. Ringsum ſind marmorne Gänge, aus denen man in einzelne Badeſtuben gelangt. Dieſer Bau rührt von Ibrahim Paſcha her, ebenſo die ſchöne, weißmarmorne Badewanne der unmittelbar an die Rotunde ſtoßenden Halle. Ich nahm in derſelben ein Bad, doch mußte ich zwei Dritttheile Waſſer aus dem See dazu ſchöpfen laſſen, um ein noch immer ſehr warmes Bad zu bekommen.

Mein Thermometer in das Waſſer einer Quelle gethan, deren es vier giebt, zeigte 49° R. Das Waſſer ſchmeckt ſcharf ſalzig und bitter und hat einen ſchwefligen Geruch. Eigenthümlich iſt es, daß das Waſſer einer jeden der vier Quellen in ihrem Abfluß zum See einen anders gefärbten Bodenſatz zurückläßt: einen rötlichen, gelben, weißen und grünen. Eine gründliche Analyſe dieſes Waſſers iſt noch nie unternommen, oder vielleicht nur nicht bekannt gemacht worden. Bei Pococke's nicht ſtreng analytiſcher Unterſuchung zeigte ſich eine anſehnliche Menge dicken, feſten Vitriols,

etwas Alaun und ein mineraliſches Salz. Dr. Turner berichtet, daß der Bodenſatz, hauptſächlich aus kohlenſaurem Kalk, und wenigem Kochſalz beſtehend, ſich nicht von dem des todten Meeres unterſcheide. Ich erinnerte mich an das ebenfalls noch nicht analyſirte Waſſer in Krapina in Croazien, das einen beinahe gleichen Wärmegrad hat, und in welchem ich, wie hier, mit dem überraſchendſten Erfolge Gichtkranke und an Rheumatismus Leidende Hilfe ſuchen ſah.

Die Sonne war dem Untergange nahe und goß wieder über Himmel, See und Berge jene Verklärungen, wie ich ſie nur im Morgenlande ſah.

Wir ritten jetzt hart am Ufer des See's, wo eine ſchöne Granitſäule, von ſeinen Wellen beſpült aufragt, und noch Säulenſockel und gemeißelte Steinfragmente zu ſehen ſind. Einen ziemlich großen, rohen Felsblock, der im See etwa zehn Schritte fern lag, bezeichnete mir mein Begleiter als denjenigen Stein, der, von Moſes mit dem Stabe geſchlagen, in der Wüſte Waſſer gab.

Nach einer halben Stunde waren wir durch ein geborſtenes Thor wieder zwiſchen den modernen Ruinen der merkwürdigen Stadt.

Herr Weismann erwartete mich, um mit ihm zum Abendgebete in die Synagoge zu gehen, deren Tiberia ſieben beſitzt. Die in polniſcher Tracht Verſammelten, der wunderlich geſchnörkelte Geſang, die ganze Einrichtung der Synagoge ließen mich für einen Augenblick völlig vergeſſen, daß ich auf heiligem, durch Legende und Geſchichte, durch Wahn und Weisheit geweihtem Boden ſtehe.

In unſer Haus zurückgekehrt war in der luftigen Vorhalle ein Tiſch, um den Bänke ſtanden, feſtlich gedeckt mit weißen Linnen, über ihm brannte die ſiebenzackige Meſſinglampe, und die ſchöne Frau des Hauſes, die Schweſter der im Erdbeben umge-

kommenen erſten Gattin des Herrn Weismann, trug uns eigenthümlich zubereitete Fiſche auf mehreren Schüſſeln auf. In jeder befand ſich eine andere Gattung, und dieſe war wieder durch die Bereitung von den andern verſchieden. Wein von Hebron füllte goldbraun die Gläſer.

Die Wirtin, nachdem ſie mich und den Hausherrn ehrerbietig bedient hatte, ſetzte ſich mit ihren Kindern und Dienerinnen auf den Flieſen der Halle nieder, um ebenfalls zu ſpeiſen.

Es waren wunderliche Geſchichten, die mir Herr Weismann erzählte aus ſeinem Leben, von ſeinen Krankenheilungen, von Wundern und verſtändigen praktiſchen Unternehmungen. Es war ein eigenthümliches Gemiſch von Treuherzigkeit und Schlauheit, von Frömmigkeit und Weltſinn in ſeinen Reden, und nicht zu unterſcheiden, was die vorwaltende Richtung ſeines Weſens iſt.

Es war ſchon tiefe Nacht geworden; da lud er mich ein, mit ihm auf der Terraſſe des Hauſes zu ſchlafen, denn die Hitze in den Stuben ſei eine unerträgliche.

„Und die Fieber und Kopfſchmerz erzeugende Nachtluft, Herr Doktor?“

Da laſſen Sie mich ſorgen, erwiederte Reb Chajim Weismann.

Wir ſtiegen eine ſteinerne Treppe empor, und befanden uns auf einer das ganze Haus deckenden Terraſſe; hier waren für mich und den Hausherrn Teppiche ausgebreitet, über denen Linnen zum Zudecken lagen. Herr Weismann wand mir ein Tuch von weichem weißen Wollſtoffe als Turban um den Kopf, mit der, der abendländiſchen entgegengeſetzten Bemerkung „der Kopf muß warm gehalten werden“; dann füllte er irdene unglaſirte Krüge mit Seewaſſer, um es durch Verdünſtung in ihnen kühl zu machen, und lud mich ein, mich niederzulegen, denn er müſſe, weil ein ſtarker Wind gehe, das über mich gebreitete Linnen zu beiden Seiten mit Steinen beſchweren, damit es nicht fortgetragen, und ich ſchlafend der Nachtluft ausgeſetzt werde.

Ich konnte mich von dem Anblick, der ſich von der Terraſſe aufthat, noch nicht trennen.

Die Sterne flackerten klar und groß vom ſchwarzen Himmel. Mir gegenüber hob ſich der Berg mit den 24000 Gräbern; nur zwanzig Schritte ferne brauſte der mir unſichtbare See. Die Stadt Tiberia aber leuchtete in tauſend Freudenfeuern. In jeder Stube wo Juden wohnten, brannten Lampen, ſchollen die wohlbekannten, wunderlichen Melodien, welche die Engel des Sabbat begrüßen, und da und dort bewegten ſich Geſtalten in weißen flatternden Nachtgewändern auf den Terraſſen.

Sabbatraſt.

Seebad. — Die jüdiſche Gemeinde. — Erdbeben. — Szene. — Polniſche Könige. — Eine Chronik.

Die Inſektengeiſter von Safed, die ſich mit Vampirrüſſeln an mich gelegt hatten, fingen an, mich die Glut ihrer hölliſchen Abkunft empfinden zu laſſen. Ich erwachte vor Sonnenaufgang mit einer allgemeinen Hautentzündung.

Herr Weismann, als ich ihm dies mittheilte, ließ mich hart an: „Wenn Sie bei einem Doktor ſind, wie können Sie nicht fragen? Das warme Bad mit ſeinem Salz hat Ihnen geſchadet! Jetzt kommen Sie geſchwind in den See baden.“

Darf man in Tiberia am Sabbat baden?

„Die Menſchen möchten hier in der Sonnenglut zu Grunde gehen, wenn ſie nicht einigemal des Tages baden. In Tiberia iſt das Baden von dem Rabbi erlaubt.“

Wir gingen ſelbander, weiß beturbant, nur in einen Leilach gehüllt, hölzerne Pantoffeln an den Füßen, an den See. Er flitterte in mettallweißem Glanze und ebnete nach dem Sturme der Nacht ſeine Wogen. Wir trafen ſchon einzelne Badende, und blieben in der kühlen wohlthuenden Flut, bis die Sonne aufgegangen war, und die Welt um uns wieder in brennenden Farben leuchtete.

Ich konnte die Synagogen nicht beſuchen, und mußte den ganzen Tag auf dem Divan ruhend zubringen, und mich in kalt-

feuchte Tücher einwinden. Nur ſo entging ich dem brennenden Schmerze, und mußte herzlich lachen, als mir Herr Weismann das in ganz Galiläa bekannte Wort mittheilte: „Der König der Flöhe hält Hof in Tiberia.“

Nach dem Frühmale, das um 6 Uhr Morgens, ſchon nach dem Gottesdienſte gehalten wird, erhielt ich den Beſuch des ehrwürdigen Oberrabi's von Tiberia, des Herrn Schmul Chaſim Cohen Conorti mit ſieben Chachamim.

Alle trugen weite weiße Mäntel, mit blauen, breit eingewebten Streifen, an deren Enden die Schaufäden hingen. Ich ſah die Urform des Talit, den die Juden noch jetzt in den Landſynagogen um den ganzen Leib thun, wohl auch das Haupt mit ihm verhüllen. Es ſchien mir, daß dieſe Tracht, wie ſie auch eine orientaliſch nationale iſt, weit würdiger der Nachahmung, als die der proteſtantiſchen Prediger. Es erſcheint mir jedesmal als widerlich nachäffend, wenn unſere Prediger in ſchwarzer Kutte und weißen Bäffchen, mit dem ſogenannten Quadratchen auf dem Haupte, den Talit zu einer Stola ſchmal zuſammengelegt, erſcheinen, und noch dazu häufig mit wenig origineller ſalbungsreicher Kantilene ſprechen.

Herr Conorti war zweimal auf ſeiner Reiſe durch Europa auch nach Wien gekommen: im Jahre 1838 nach dem furchtbaren Erdbeben, das die Stadt getroffen hatte, und im Jahre 1848. Beidemal um für ſeine unglückliche Gemeinde die Wohlthat anzuſprechen.

Wie in Safed trat mir auch hier die Klage entgegen, warum ſich alle Theilnahme des Abendlandes nur Jeruſalem zuwende, während die Juden in Afrika und in Aſien auch an Safed und Tiberia denken.

„Sind wir nicht auch auf dem heiligen Boden Gottes? Haben wir nicht noch gelitten, als ſchon Jeruſchalaim in Trümmern lag? Haben die heiligen Blutzeugen unſeres göttlichen Glaubens nicht Tiberia ehrwürdig gemacht und wurde hier nicht die

Lehre vom Untergange gerettet, und ſtrahlte ſie nicht von hier aus neu aufgehend über alle Welt? Wenn Meſchiach erſcheint, wird er freilich in Jeruſchalaim zuerſt auftreten. Aber was ſollen wir jetzt thun? Wir ſind arm und elend und Gott, wie geſunken iſt unſere Seele! Es ſei fern von mir, die frommen Brüder in Jeruſchalaim zu verleumden; aber wir in Tiberia leben heiliger, weil wir einiger ſind."

Wie viele Juden leben in Tiberia?

„Verlange o Herr! das nicht zu wiſſen. Wir wurden, weil wir von Sir Moſes Monteſiore mit Almoſen, Kopf um Kopf betheilt werden ſollten, gezählt; da kam wie zu König Davids Zeiten die Peſt und hat viele von uns hingerafft.";

Herr Weismann bemerkte mir deutſch: „Er meint die Cholera, was weiß das Volk, was Peſt und was Cholera iſt! Ich habe die Leute mit Opium kurirt, und ſie haben ſich eingebildet, es iſt ihnen von Pſalmenſagen beſſer geworden."

Ich hatte fort und fort Beſuch und gelangte, wiederholt daſſelbe fragend, um die Richtigkeit zu erproben, zu folgenden ſtatiſtiſchen Notizen:

Die jüdiſche Bevölkerung von Tiberia betrug zur Zeit meiner Anweſenheit 1514 Seelen, davon ſind 881 Aſchkenaſim, 633 Sepharedim.

Sie bilden nur eine Gemeinde; die Letzteren haben 2 Synagogen mit einer Medereſſe, die Erſteren 5 mit 5 Medereſſen oder Lehrhäuſern. Die Sepharedim beſitzen 23 Häuſer. Unter den Aſchkenaſim ſind 200 geborene Oeſterreicher aus Galizien und Ungarn; die übrigen ſind größtentheils aus Rußland. Der Unterricht der Jugend iſt wie überall im Oriente ein völlig vernachläſſigter. Die Stadt, in der das gelehrte Synhedrion ſaß und die größten Weiſen lebten und lehrten, hat der Unwiſſenheit einen feſten Sitz gegründet. Als ich fragte, ob die Kinder auch arabiſch lernen, das zum Verkehre in Paläſtina ſo nötig iſt, bemerkte Herr Weismann:

„Arabiſch? warum fragen Sie nicht, warum die Menſchen hier überhaupt nicht reden lernen, wie ein Menſch reden ſoll!"

Aber die Kinder lernen doch ſchreiben?

„Schreiben? wozu? fällt ihnen denn etwas ein, was zu ſchreiben wäre?“

Alle beziehen Almoſen aus der Heimat, doch weniger als die Glaubensgenoſſen in Jeruſalem und auch weniger, als die zu Hebron. Die Meiſten beſchäftigen ſich nur mit dem Studium des Talmud, den Handel verachten die Tiberianer, weil er den Geiſt von Gott ablenkt und gemein macht. Nur wenige ſind Handwerker: 1 Schmied, 2 Maurer, 1 Tiſchler, 3 Schneider, 1 Schuſter, 2 Uhrmacher, 1 Fiſcher, 6 Krämer.

Gegen zehn Uhr Morgens hatte die Glut des Tages wieder eine ſolche Kraft erreicht, daß ſich ſelbſt die Einheimiſchen matt und gelähmt fühlten. Es ſuchte Jeder in den untern Hallen des Hauſes, auf den nackten Flieſen ſich hinſtreckend, vergebens einige Kühlung. Ich ſchlief mehre Stunden, und verbrachte bis gegen Abend hier die Zeit in langweiliger Abſpannung.

Vor Sonnenuntergang gingen wir wieder in den See baden. Ich machte im Waſſer die Bekanntſchaft der ganzen jüdiſchen Bevölkerung. Nicht fern von uns war ein mit hohem Lattenwerke abgeſperrter Raum, in welchem alle Frauen badeten.

Ins Haus zurückgekehrt, war für uns das Mittagmahl aufgeſtellt: kalte Fiſche in Oel ſchwimmend, entſetzlich fettes Hammelfleiſch, grüne Zwiebeln, die ſchon geſtern aus der Erde gezogen, völlig welk waren, kalte Eier und ein von Oel triefender Kuchen. Ich wagte nicht, von dieſen Speiſen etwas zu berühren, trotzdem ich ſeit dem frühen Morgen nichts genoſſen hatte. Ich ließ mir am Weizenbrote und am Weine genügen. Erſt ſpäter nach dem Sabbatende erhielt ich einiges friſch Bereitete.

Es kamen wieder Beſuche. Jeder der Männer erzählte irgend eine Schreckenſzene aus dem Erdbeben, keiner von ihnen, der nicht eine Mutter, einen Bruder, oder Kinder, eine Gattin oder Schweſter verloren hätte. Mancher war anweſend, dem die Erde plötzlich Alle begrub. Von 2000 Einwohnern waren damals nahe an

Lehre vom Untergange gerettet, und ſtrahlte ſie nicht von hier aus neu aufgehend über alle Welt? Wenn Meſchiach erſcheint, wird er freilich in Jeruſchalaim zuerſt auftreten. Aber was ſollen wir jetzt thun? Wir ſind arm und elend und Gott, wie geſunken iſt unſere Seele! Es ſei fern von mir, die frommen Brüder in Jeruſchalaim zu verleumden; aber wir in Tiberia leben heiliger, weil wir einiger ſind."

Wie viele Juden leben in Tiberia?

„Verlange o Herr! das nicht zu wiſſen. Wir wurden, weil wir von Sir Moſes Monteſiore mit Almoſen, Kopf um Kopf betheilt werden ſollten, gezählt; da kam wie zu König Davids Zeiten die Peſt und hat viele von uns hingerafft."

Herr Weismann bemerkte mir deutſch: „Er meint die Cholera, was weiß das Volk, was Peſt und was Cholera iſt! Ich habe die Leute mit Opium kurirt, und ſie haben ſich eingebildet, es iſt ihnen von Pſalmenſagen beſſer geworden."

Ich hatte fort und fort Beſuch und gelangte, wiederholt daſſelbe fragend, um die Richtigkeit zu erproben, zu folgenden ſtatiſtiſchen Notizen:

Die jüdiſche Bevölkerung von Tiberia betrug zur Zeit meiner Anweſenheit 1514 Seelen, davon ſind 881 Aſchkenaſim, 633 Sepharedim.

Sie bilden nur eine Gemeinde; die Letzteren haben 2 Synagogen mit einer Medereſſe, die Erſteren 5 mit 5 Medereſſen oder Lehrhäuſern. Die Sepharedim beſitzen 23 Häuſer. Unter den Aſchkenaſim ſind 200 geborene Oeſterreicher aus Galizien und Ungarn; die übrigen ſind größtentheils aus Rußland. Der Unterricht der Jugend iſt wie überall im Oriente ein völlig vernachläſſigter. Die Stadt, in der das gelehrte Synhedrion ſaß und die größten Weiſen lebten und lehrten, hat der Unwiſſenheit einen feſten Sitz gegründet. Als ich fragte, ob die Kinder auch arabiſch lernen, das zum Verkehre in Paläſtina ſo nötig iſt, bemerkte Herr Weismann:

„Arabiſch? warum fragen Sie nicht, warum die Menſchen hier überhaupt nicht reden lernen, wie ein Menſch reden ſoll!"

Aber die Kinder lernen doch ſchreiben?

„Schreiben? wozu? fällt ihnen denn etwas ein, was zu ſchreiben wäre?“

Alle beziehen Almoſen aus der Heimat, doch weniger als die Glaubensgenoſſen in Jeruſalem und auch weniger, als die zu Hebron. Die Meiſten beſchäftigen ſich nur mit dem Studium des Talmud, den Handel verachten die Tiberianer, weil er den Geiſt von Gott ablenkt und gemein macht. Nur wenige ſind Handwerker: 1 Schmied, 2 Maurer, 1 Tiſchler, 3 Schneider, 1 Schuſter, 2 Uhrmacher, 1 Fiſcher, 6 Krämer.

Gegen zehn Uhr Morgens hatte die Glut des Tages wieder eine ſolche Kraft erreicht, daß ſich ſelbſt die Einheimiſchen matt und gelähmt fühlten. Es ſuchte Jeder in den untern Hallen des Hauſes, auf den nackten Flieſen ſich hinſtreckend, vergebens einige Kühlung. Ich ſchlief mehre Stunden, und verbrachte bis gegen Abend hier die Zeit in langweiliger Abſpannung.

Vor Sonnenuntergang gingen wir wieder in den See baden. Ich machte im Waſſer die Bekanntſchaft der ganzen jüdiſchen Bevölkerung. Nicht fern von uns war ein mit hohem Lattenwerke abgeſperrter Raum, in welchem alle Frauen badeten.

Ins Haus zurückgekehrt, war für uns das Mittagmahl aufgeſtellt: kalte Fiſche in Oel ſchwimmend, entſetzlich fettes Hammelfleiſch, grüne Zwiebeln, die ſchon geſtern aus der Erde gezogen, völlig welk waren, kalte Eier und ein von Oel triefender Kuchen. Ich wagte nicht, von dieſen Speiſen etwas zu berühren, trotzdem ich ſeit dem frühen Morgen nichts genoſſen hatte. Ich ließ mir am Weizenbrote und am Weine genügen. Erſt ſpäter nach dem Sabbatende erhielt ich einiges friſch Bereitete.

Es kamen wieder Beſuche. Jeder der Männer erzählte irgend eine Schreckenſzene aus dem Erdbeben, keiner von ihnen, der nicht eine Mutter, einen Bruder, oder Kinder, eine Gattin oder Schweſter verloren hätte. Mancher war anweſend, dem die Erde plötzlich Alle begrub. Von 2000 Einwohnern waren damals nahe an

300 in einigen Minuten verſchwunden. Ein Mann erzählte, daß er mit ſeinem Sohne eine Stunde von Tiberia fern einen Berg herabgeſchritten ſei; vor ihm wenige Schritte ſein Sohn. Da ſah er plötzlich ſich die Erde weit aufthun, ſeinen Sohn verſinken und den Grund ſich wieder ſchließen. Er konnte die Erſcheinung nicht begreifen und blieb erſtarrt ſtehen, während er den Boden unter ſich ſchwinden fühlte. Er eilte laufend nach Tiberia und fand einen Schutthaufen.

Reb Moſche, der mich zu den Gräbern und Bädern begleitet hatte, brachte des Abends einen koſtbaren ſilbernen Trinkbecher, auf dem alle Könige Polens in ſchön getriebener Arbeit zu ſehen waren. Sein Großvater hatte dieſen Pokal vom letzten Könige Stanislaus Auguſt Poniatowsky als Belohnung für treue Dienſte erhalten, und der Enkel wollte mir jetzt das theure Familiengut verkaufen. Sein Wunſch war, für das Geld ein Boot zu kaufen, um den See befahren und fiſchen zu können; wodurch er ſeine zahlreiche Familie erhalten zu können ſicher war. Ich zog es vor, eine mir gleichzeitig angebotene Chronik von Tiberia zu kaufen, welche in hebräiſcher Sprache geſchrieben, Hiſtoriſches und Wunderbares, Gebete und Gedichte in hebräiſcher und ſpaniolſcher Sprache enthält.

Während der ehemalige Beſitzer vielleicht jetzt den See Genezaret in einem Boote befährt und fiſcht, wollen wir ein Blatt aus der von ihm erworbenen Chronik mittheilen.

Ein Blatt aus der Chronik.

Rabbi Abulafia. — Belagerung. — Wunderbare Rettung. — Bomben als Fangbälle. — Todtenhaupt- und Mohnblume. — Loblied auf Tiberia.

Wir theilen in Folgendem ein Blatt aus der Chronik von Tiberia mit, es enthält jedenfalls eine Thatsache, die in keinem historischen Werke mitgetheilt wird, immerhin eine Bedeutung für die Stadt hat und wohl verdiente, aufgezeichnet zu werden.

Im Jahre 5500 der Schöpfung, also vor 118 Jahren unter der Regierung des Sultan Mohammed weckte Gott den heiligen Geist unseres Lehrers Chajim Abulafia, daß dieser nach der heiligen Stadt Tiberia gehe, um daselbst die Ruinen wieder aufzubauen, und den Grund zu befestigen. Tiberia war seit 70 Jahren ohne Einwohner, zerstört und wüste, es befand sich in demselben weder eine Synagoge, noch ein Lehrhaus, und es wurde, seitdem sie zerstört ward, in ihr kein Kadisch, kein Gebet für die Todten, gehört. Rabbi Chajim Abulafia war in allen seinen Unternehmungen glücklich, und so ging er getrost nach Tiberia im Monate Sivan desselben Jahres. Gleich bei seinem Eintritte in das Land gewann er, durch Gott, die Gunst der Herren der Stadt, und besonders die des Schech Dahir al-Amar, dessen Ruf groß war in ganz Palästina.

Die Straßen, die früher nur mit bewaffneten Karawanen durchzogen werden konnten, unter seiner Regierung wurden sie sicher. Das ganze Land war ruhig und alle Herren der Stadt

unterwarfen ſich dem Schech und nannten ihn Schech al maſchech, den Herrn der Herren. Er hatte viele Beduinenſtämme, welche die Wege gefährlich machten, gänzlich vernichtet, ſo daß Jeder getroſt mit dem Gelde in der Hand reiſen konnte. Nicht minder berühmt war der Schech ſeiner Freigebigkeit wegen, ſein Haus ſtand einem Jeden offen, und die Reiſenden aller Nationen und Confeſſionen fanden bei ihm eine offene Tafel.

Zwei Jahre vor der Ankunft des Rabbi in dem Lande war derſelbe in Asmir. Als der Schech erfuhr, daß der Rabbi nach dem Lande kommen wolle, ſandte er ihm ein Schreiben nach dem andern, in welchen er ſagte: „Mache Dich auf, und nimm das Land Deiner Väter Tiberia in Beſitz.“

In der That war der Großvater des genannten Rabbi Jacob Abulafia Rabbi in Tiberia, bevor es zerſtört wurde. Als der Rabbi nach Tiberia kam, erwies ihm der Schech große Ehre, und ließ ihn mit koſtbaren, faſt königlichen Gewändern bekleiden. Er that was der Rabbi verlangte, und in zwei Jahren ungefähr waren Straßen und Häuſer für die Juden gebaut, eine prachtvolle Synagoge, dergleichen in ganz Paläſtina keine zu ſehen war, wurde hergeſtellt, herrliche Badehäuſer und Gewölbe für den Bazar waren angelegt, und das ganze Land von Straßen durchzogen. Man bebaute die Felder, bepflanzte die Weingärten, überhaupt nahm die Liebe der Stadtherren zum Rabbi täglich zu, und alle Einwohner waren überaus froh und zufrieden.

Im Jahre 5502 nach 2½jähriger Ruhe, wie in Salomo's Zeiten, kam plötzlich am 22. Ab ein Schreiben aus Damaskus an den Rabbi; es rührte von zwei vornehmen Männern, Herrn Chajim Parchi und Joſef Luſchati her, welche die Geldwechsler des Soleiman Paſcha von Damaskus waren.

Im Briefe ſtand geſchrieben: „Der Herr möge den ſchleunigen und feſten Befehl des Sultans an den Paſcha von Damask wiſſen: Dieſer ſoll nach Tiberia ziehen, die Stadt mit Gewalt nehmen, und den Schech Dahir tödten. Der Paſcha rüſtet bereits ein Heer mit vielem Kriegsgeräthe, darunter auch Schleudersteine, welche geſchleudert auf ſechs Bogenſchüſſe weit 20 Menſchen auf einmal

tödten. Es iſt Gefahr für das Volk in Tiberia. Eile Rabbi, mit der ganzen heiligen Gemeinde aus der Stadt, und fliehe nach Safed, dahin wird der Paſcha Leute zur Beſchützung für die Juden ſchicken. Alles Hab und Gut aber laſſe nach Akka bringen."

Der Rabbi Abulafia erſchrak gar ſehr über den Brief, und eilte ſogleich zum Schech und erzählte ihm den Inhalt. Dieſer aber ſagte, die Sache könne aus drei Gründen nicht wahr ſein. Würde die Zerſtörung Tiberia's wirklich beſchloſſen ſein, ſo hätten es die Juden aus Konſtantinopel hieher berichtet. Nicht der Paſcha von Damaskus, ſondern der von Sidon, zu deſſen Gebiete Tiberia gehört, müßte den Auftrag erhalten haben. Auch wüßte er nicht, warum dieſer Befehl ergangen ſein ſollte, da er dem Sultan ganz beſonders ergeben iſt, und den jährlichen Tribut pünktlich entrichtet. Das Schreiben, fügte er hinzu, ſei vom Paſcha von Damaskus veranlaßt, und nur ein Schreckmittel für Tiberia, damit man ihn mit Geld beſänftige.

Als der Rabbi dieſe Worte hörte, freute er ſich ſehr, und ſchrieb ſogleich Antwort nach Damaskus, daß an der ganzen Sache nichts ſei; aber ſchon nach fünf Tagen kam ein zweites Schreiben, in welchem die drohende Zerſtörung als noch ſicherer beſtätigt wurde. Wieder ſagte der Schech, die Sache ſei nicht wahr, weil der Paſcha in Sidon ihn verſichert habe, daß er am Hofe ſehr angeſehen ſei.

Am 5. Ellul wurde dem Schech berichtet, daß der Paſcha aus Damaskus mit einem großen Heere ausgezogen ſei, um nach Tiberia zu gehen. Jetzt rüſtete der Schech und beſetzte die gefährlichſten Plätze. Als die Juden dies ſahen, wußten ſie nicht, was ſie anfangen ſollten, und eilten zum Rabbi. Er rieth ihnen, in Tiberia zu bleiben; indem ſie Gott auch hier retten könne. Er befahl am andern Morgen den Vorſtehern, die heiligen Grabſtätten zu beſuchen und daſelbſt zu beten.

Am folgenden Tage, es war ein Freitag, ſah man von den Höhen ein großes Heer mit Heergerät und Zelten ſich nähern. Der Schech bereute es, daß er die nicht wehrhaften Bewohner nicht wegziehen ließ; denn jetzt konnte er ſie nicht mehr beſchützen. Zwar ermuthigte ihn der Paſcha von Sidon, er ſolle nur aus-

ziehen, um dem Paſcha zuvorzukommen; der Schech ſchickte zu ſeinem Bruder Saat, der in der Feſtung Tirchanah wohnte, er möge ihm mit ſeinen Männern zu Hilfe kommen.

Am Sabbat beim Sonnenaufgang lag Soleiman Paſcha vor der Stadt, und den Bergthurm angreifend, ſchleuderte deſſen Beſatzung einen Stein, der 14 Mann umbrachte, und das Heer zog ſich eine weite Strecke zurück. Am Abend ließ der Paſcha Schanzen aufwerfen, um aus ihnen hervor Bomben nach der Stadt zu ſchleudern. Aber wunderbarerweiſe wurde weder ein Menſch, noch ein Thier beſchädigt; die meiſten fielen ins Meer. Jüdiſche Kinder haſchten manche als Fangbälle auf, und rollten die Kugeln luſtig vor ſich hin. Es ſind noch einige dieſer Bomben im Hauſe des Rabbi aufbewahrt, um ſie den Wallfahrern zu zeigen.

Als das Beſchießen erfolglos blieb und endlich aufhörte, ſchickte der Schech, weil er den Paſcha vielleicht zum Frieden geneigt glaubte, wie es der Brauch bei den Arabern iſt, eine Frau mit Geſchenken zu ihm. Er nahm die Geſchenke, und ſchickte den weiblichen Geſandten unverrichteter Sache zurück mit den Worten, nicht eher Frieden zu ſchließen, bis man den Schech ausliefere. Die Leute von Tiberia waren ob dieſer Nachricht ſehr betrübt, aber der Schech tröſtete ſie mit der erwarteten Hülfe ſeines Bruders. Der Paſcha ließ ſchweres Geſchütz anrücken und ſchleuderte es gegen Tiberia ebenſo erfolglos wie früher das leichte.

Die Juden beteten unaufhörlich, Morgens und Abends in der Synagoge und lebten ſonſt fröhlich in ihren Häuſern, vertrauten auf Gott und zogen, trotz der erhaltenen Bewilligung, nicht aus der Stadt. Als nun das Volk murrte und ſagte: „Das Heer von Tirchanah hätte ſie getäuſcht,“ beruhigte ſie wieder der Schech mit den Worten: „Er wolle keinen Angriffskrieg führen, damit man nicht ſage, wenn der Paſcha umkäme, daß er die Wallfahrt nach Mekka geſtört habe.“

Der Paſcha verſuchte nun, die Verbindung Tiberia's mit Akka zu unterbrechen, um den Belagerten die Lebensmittel abzuſchneiden, aber auch dieſes gelang ihm nicht. Wieder verſuchte der Schech auf den Rath ſeiner Freunde dem Paſcha Friedensvorſchläge zu

achen. Dieſer verlangte aber, daß der Schech den Bergthurm rſtöre, und daß er das Heer des Paſcha's durch die Stadt gehen ſſe; der Schech wollte darein nicht willigen.

Die Juden feierten unterdeſſen das Neujahr- und Verſöh- ngsfeſt und bauten Laubhütten und wunderbar genug, konnten die Pflanzengattungen für das Feſt aus den Gärten, die außer- lb der Stadt lagen, holen.

Der Paſcha wendete jetzt eine andere Liſt an, um die Stadt erobern. Er ſtellte ſeine Streitkräfte ſo, als ob er die nörd- he Seite der Stadt angreifen wollte, um die Streitkräfte von beria dahin zu locken, und dann den Thurm zu nehmen. Aber r Thurm blieb nicht ohne Beſatzung, und als der Paſcha die ltern anlegen ließ, am Sabbat Bereſchit, ſo wurden ſie alle zu- ckgeſchlagen, und nicht Einer entkam.

Da kam ein Geſandter aus Konſtantinopel, der den Paſcha Namen des Sultans aufforderte, die Wallfahrt nach Mekka verweilt anzutreten. Der Paſcha aber hoffte noch mit Minen das auszurichten. Er ließ den Chef der Minengräber kommen d fragte ihn: „Wie lange brauchſt Du noch, um die Arbeit zu llenden?“

Achtzehn Tage, Herr! Aber Gott führt die Gräber den rechten Weg, und ſie entfernten ſich immer mehr von der Mauer, ran iſt ein Zauber der Juden ſchuld. Befehle Herr! daß auch den zur Arbeit verwendet werden.

Man holte Juden aus Safed; da der Chef der Minengräber ch mit ihnen nichts bewerkſtelligen konnte, ließ ihn der Paſcha haupten. Als der Kopf auf einen Pfahl geſpießt über die auern der Stadt hereinragte, erſchien er den geſegneten Frauen : Juden als eine Mohnblume.

Der Geſandte aus Konſtantinopel drängte endlich den Paſcha juziehen. Der fünfzehnte Tag der Minenarbeit war der ein- dachtzigſte Tag der Belagerung, welche Zahl hebräiſch „Af“ d. i. rn giebt, was andeutete, daß Gott den Zorn abgewendet hat dieſem Tage. Der Paſcha zog mit ſeinem Heere ab; doch

ſchwur er, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka vollendet haben würde, wieder zu kommen.

Jetzt vernahmen die Juden in Tiberia, daß in Safed eine Peſt gewütet habe, welche die meiſten Einwohner der Stadt weggraffte. Sie erkannten nun dankbar den Willen Gottes, daß ſie nicht nach Safed flüchten ſollten. Den Tag aber, an welchem der Paſcha die Belagerung aufhob, den 4. Kislaf, erklärten ſie als einen Feſttag und ſagten Hallel. Dieſes Feſt wird noch heut zu Tage in Tiberia gefeiert.

Der Paſcha, von Mekka zurückgekehrt, wurde von ſeinen Leuten wegen der verunglückten Belagerung verlacht. Dies und ſein gethaner Schwur veranlaßte ihn, den Krieg wider Tiberia von Neuem zu beginnen. Am 12. Tamus kam wieder ein Schreiben vom jüdiſchen Seraf des Paſcha's an den Rabbi in Tiberia, der ihm die Rüſtungen meldete. Die Meiſten wollten fliehen, aber der Rabbi rieth ihnen wieder, zu bleiben und verſorgte ſich auch nicht einmal mit Lebensmitteln; denn er behauptete, der Paſcha werde nicht ein mal zur Stadt gelangen. Diesmal waren die Rüſtungen ſtärker und die Verbindungen mit Tiberia vom Feinde ſogleich abgeſchnitten.

Der Paſcha ſchiffte ſich ein, kam nach Akka, von da nach Lubei, zwei Stunden von Tiberia. Am Freitag des 3. Ellul kam die Nachricht, daß der Paſcha nahe an Lubei rücke. Das Volk in Tiberia war ſehr beſtürzt.

Am ſelben Abende las der Sohn des Rabbi die Haftara „Ich bin es, der euch tröſtet", und der Rabbi predigte am Sabbath über den Text: „Fürchte nicht einen Menſchen, der ſterblich iſt."

Am andern Tage meldete man, daß der Paſcha krank ſei, ja beſinnunglos liege. Am Dienſtag verſchied er, und am Mittwoch kehrte der Vezir nach Acka um, und führte den Leichnam nach Damaskus. Am 7. Ellul, dem Sterbetage des Paſcha's, ſprach der Rabbi ein Dankgebet und ſetzte mit der Gemeinde auch dieſen Tag als ein Freudenfeſt für ſpätere Nachkommen ein.

Ein Schüler des Rabbi Chajim Abulafia, deſſen Geſchlecht in dem ehrwürdigen Chacham Baſchi von Jeruſalem, in deſſen Kindern und Enkeln noch fortblüht, hat ſeinen Lehrer und die Stadt Tiberia beſungen. Ein Sendbote aus Tiberia brachte dieſes und andere Lieder vor dreißig Jahren nach Wien, wo er ſie in einem heiteren Abendkreiſe des Chachams der ſepharediſchen Gemeinde ſang. Der ehrwürdige Herr Ruben Baruch, dem Worte und Melodie gar ſehr gefielen, prägte ſie ſeinem Gedächtniſſe ein. Seiner freundlichen Güte verdanken wir es, daß wir das bisher ungedruckte Lied hier mittheilen können, als eine Probe, wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die hebräiſche Sprache in Paläſtina poetiſch geſtaltet wurde. Es iſt ſomit wenigſtens nicht ohne literar-hiſtoriſchen Werth; ſo wie die Muſik nicht ohne Intereſſe, deren richtige Notenſprache der Cantor Herr Julius Sulzer niederzuſchreiben die Güte hatte. Die Anfangsbuchſtaben der Strophen geben den Namen des Dichters: „Ich David bar Aharon ben Chaßid, Chaſak."

אוחיל יום יום משחאה
עיני חמיד צופיה
אעברה נא ואראה
אדמת קו"דש טבריה
אדמת קו"דש טבריה אעברה נא ואראה:

נעימה ישיבתה
גם טובה ראייתה
ים כנרת חומתה
שם העיר הבנויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ישרים בלבותם
נחו על משכבותם
בחוכה קבורתם
כולם בני עליה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דֶּרֶךְ הַר אתבונן
שם קבור רבי יוחנן
בן זכאי שם יתלונן
יחיד בדורו היה
נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

וּבחמשה תלמידים
מזהב נחמדים
צדיקים וחסידים
מונה שבחם היה
נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דִּימה האחד לבור סיד
טיפה אחת לא יפסיד
ולחברו החסיד
ואחד דחיל חנוכיא
נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

בֹּר חכם ועוז גבר
כמעין המתגבר
אשרי יולדה על משבר
את בנו של הנניה
נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

אַשרי השם רעיוניו
ישים שם לנגד עיניו
רבי חייא ובניו
יהודה וחזקיה
נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

הַר גבוה רם ועל
הוקם עליו ממעל
רבי מאיר הוא בעל
אתייא ותמהייא
נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ר֫אש ההר יש מצבה
קבר רבי עקיבה
עמו עשרים וארבע
האלף תלמידייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

נ֫קבר בתוך המטמון
הרב משה בר מימון
ומפרש דת המון
ורב כל הכמייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ב֫רם זכר לשוכה
הרב מורי הוא רבא
עץ חיים שר הצבא
ממשפחת אבועלפייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

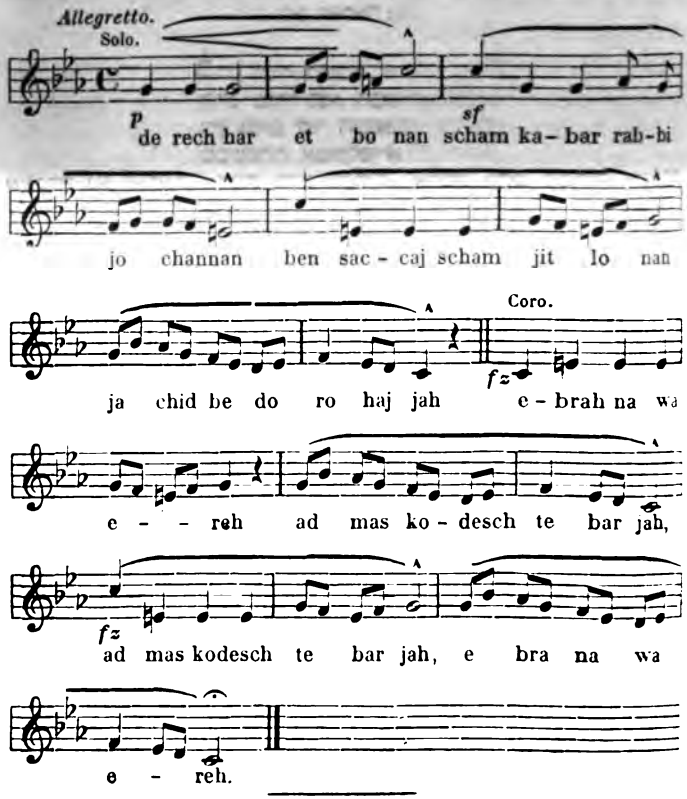
נ֫זר האל בראשו
אליו העם ידרושו
תורה מפיו יבקשו
מצפרא ועד פנייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ח֫סין יה מי כמוהו
איש אלדים קדוש הוא
בהבל רוח פיהו
רשפי אש שלהבת יה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ח֫ירש העיר שכולה
בחומה וקהלה
בית מדרש הוא כלכלה
כל יפיו אשר חיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

זֹרעו לעולם יחיה
כקנין לגוף יהיה
ברכת הדיוט אל תהיה
קלה וגם בזויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

קֹול זמרת שיר רנני
אמרי פי והגיוני
יהיו לפני ארני
כמו סלת נקיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:


Allegretto.
Solo.
p
de rech bar et bo nan sf scham ka-bar rab-bi
jo channan ben sac-caj scham jit lo nan
Coro.
ja chid be do ro haj jah fz e-brah na wa
e - - reh ad mas ko-desch te bar jah,
fz
ad mas kodesch te bar jah, e bra na wa
e - reh.

Nach Nazaret.

Die Mütter. — Ein Kollege. — Einſamkeit. — Kana. — Drei Religionen.

Ich beſtimmte unſern Aufbruch auf drei Uhr Morgens, um vor der Mittagsglut in Nazaret einzutreffen.

Ich badete noch einmal im See, es war mitternächtige Ruhe über den leiſe rauſchenden Wellen und über den Bergen. Es wehte uns kühl und erfriſchend an. Nur Herr Weismann ſtörte mich mit ſeinen ununterbrochenen Reden. Er wollte durchaus, daß ich noch einen Tag bleibe, um mich an den Eintritt des Jordans in den See und an ſeinen Austritt zu rudern und mich in eine Schlucht zu führen, wo die „Anoſchim“ und die „Imahot“ begraben liegen.

„Die Mütter; 's klingt ſo wunderlich!“

In dieſer Schlucht, berichtete er, ruhen Abigail, die Königin Eſther, die dem Patriarchen zugeführten Sklavinnen Bilha und Silpa und Zipora, die Gattin des Profeten. Dann wollte er mich nach dem nahen Chetien zu den Gräbern Jetro's und der Profetenmutter Jochebed bringen und an eine Höhle, wo der Kaiſer Antonius und der Rabbi Hakadoſch heimliche Zuſammenkünfte hatten und filoſofiſche Geſpräche führten.

Es iſt ein Legenden zeugender Boden, dieſes Galiläa, ſie ſpielen fort und fort, wie geheimnißvolle Zwieſprache zwiſchen Wind und Wellen, um die Fantaſie Desjenigen, der ihnen gerne lauſchen mag.

Die Pferde waren gesattelt, ein Frühstück aus Kaffee und polnisch gebranntem Branntwein und Mundvorrath für einige Tage bereit. Als ich Herrn Weismann um die Rechnung ersuchte, sagte er: „Werde ich von einem Kollegen etwas annehmen?“ Er sagte dies so herzlich, als bestimmt und ich freute mich, als er einige antike, auf Tiberia geprägte Silbermünzen, die er mir Tags zuvor gezeigt hatte, mir auf meine Bitte überließ und das Doppelte des Werthes annahm.

Wir ritten einen Berg hinan, dessen Spitze wir nach einer halben Stunde erreichten. Vor uns that sich eine weite Bergebene auf; der See, nach dem wir noch einmal zurück blickten, war bald verschwunden und es begann allmälig Tag zu werden. Ein Mann, der zwei beladene Esel trieb, schloß sich uns an. Es streckten sich links und rechts abgemähte Getreidefelder aus, und ganze Flächen waren mit dem weißen Flaum von Disteln bedeckt, es sah aus der Ferne aus, als ob Schnee läge. Der Tabor erhob in blauer Ferne sein Haupt. Ueber uns sangen Lerchen fröhlich und da ihr Lied und der Ton derselbe ist, wie in der Heimat, sangen sie mir Erinnerungen von dort in die Seele und wiegten mich eine Weile in angenehme Täuschung, bis Hadschi Achmed aus dem Lande Mizraim einen schreienden arabischen Gesang anhob, von dem er nicht abließ, bis wir Nazaret erreicht hatten, einen halben Tag lang.

Nach zwei Stunden kam uns ein Zug von acht Eseln, von zwei Männern getrieben, aus dem Dorfe Lubieh entgegen, das zu unserer Linken auf einer mit Feigen- und Olivenbäumen bewachsenen Anhöhe lag. Dieser Anhöhe gegenüber, ebenso grün bepflanzt, liegt eine zweite, aber ohne Häuser; zwischen durch führt unser Weg und ist von Kaktus eingesäumt. Eine Heerde Ochsen und Kühe weidete vor dem Dorfe, in welchem wir keinen Menschen erblickten, es schien wie ausgestorben.

Unser Ritt wurde immer einsamer und trauriger. Kahle Berge umschlossen bald schmale Thäler, bald größere Flächen, auf denen weiße Steine von bedeutendem Umfange flach hingesäet lagen. Der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, eine Erfri-

nung, die ich ſeit Monaten nicht geſehen hatte und mir nach den glanzvollen Tagen die Landſchaft noch trauriger erſcheinen ließ. Es wehte ein ſanfter Windhauch und wir hatten an dieſem Tage wenig von der Hitze zu leiden.

Mitten in dieſer Steinwelt halten wir; ein flacher Block iſt unſer Tiſch, um den wir uns lagern, um ein kleines Mahl einzunehmen. Drei Weiber, die zwei beladene Kameele führen, ziehen an uns vorüber.

Wir brechen wieder auf und gehen weiter durch die traurigen Einſamkeiten, durch Felſen und Felſen, die heiß und ſtrauchlos emporragen, durch Thäler, deren Saaten zu Tage liegen und jene weißen Steine ſind, von denen wir geſprochen haben. Waren dieſe Thäler, dieſe Berge zu irgend welchen Zeiten grün und fruchtbar? Liegen ſie ſeit Urzeiten ſo? Wir haben abſichtlich die uns Begegnenden verzeichnet, um an ihrer ſo ſehr geringen Zahl merken zu laſſen, wie entvölkert dieſe Gegenden ſind.

Ein unheimliches Gefühl legt ſich an die Seele, es ergreift ſie wie Weltverlaſſenheit und ſie möchte, wie ein Vogel aus der Glasglocke hinaus, in der man ihm die Luft ausgepumpt hat.

Ich empfand zum erſten Male im Leben hier, welch ein erhabenes Grauen die Einſamkeit hat.

Nach mehreren Stunden langten wir an einem elenden Dorfe, Kefr Kenna, an, das den Pilgern als jenes Kana genannt wird, wo Jeſus bei einer Hochzeit den Gäſten das Waſſer in Wein verwandelte, welche heiter ſchöne Gaſtlichkeit als ſein erſtes Wunder bezeichnet wurde. Neuere ſcharfſinnige Forſchung hat den Beweis geführt, daß Kefr Kenna, wie ſchon der Name zeigt, nicht Kana ſei, wo die Hochzeit ſtatt fand, ſondern Kana el Jelil, welches im Norden der Ebene el Butt, auf drei Stunden von Kefr Kenna entfernt, liegt. Wirklich wird auch Kana el Jelil in älteren Werken immer als das neuteſtamentariſche Kana bezeichnet. Erſt im ſechzehnten Jahrhunderte wurde trotz des abweichenden Namens Kefr Kenna von den Mönchen ſubſtituirt, weil dieſes eben den Pilgern bequem am Wege lag. Hier zeigen ſie

das Haus, eigentlich einen wüsten Steinhaufen und auch die irdenen Krüge, in denen sich das Wunder begeben haben soll.

Hinter dem Dorfe, durch das wir hinab reiten, ist eine große Wassertränke, in deren Nähe einige Gärten von hohen Kaktuswänden eingefaßt sind. Frauen und Mädchen in weiten blauen Wollgewändern, mit einem roten Schleier, der vom Haupte rückwärts bis an die Knöchel fällt, die Stirn mit einer Binde, an die Silbermünzen gereiht sind, umwunden, tragen irdene Wasserkrüge auf dem Haupte, die sie mit der Hand fest halten. An den schön geformten Armen funkeln breite Ringe. Sie verschleiern sich nicht bei unserem Nahen, aber unseren Gruß erwiedern sie durch Lachen unter einander.

Matthia bemerkte: „Im Morgenlande sind die Weiber keine solche Höflichkeit gewöhnt."

Wir tranken von der frischen Quelle und zogen wieder weiter, steinigte Berge empor, in deren Einschnitt wir zur Rechten das kleine Dorf Renie an einem Berge hängen sahen. Der Weg, der fort und fort über Steingerölle, über kahlen Grund und natürliche Felsentreppen führt, mahnte mich an die gefährlichen Ritte im Libanon.

Wir saßen schon nahe an sechs Stunden im Sattel, wir mußten Nazaret nahe sein und immer, wenn wir eine Höhe erritten, meinte ich es sehen zu müssen und immer lag eine neue vor uns.

Hadschi Achmed aus Mizraim, der seit Tiberia immer sein schreiendes Singen hinter uns vernehmen ließ, sprengte plötzlich an uns vorüber und die Anhöhe hinan; so daß wir eine gute Strecke hinter ihm zurück blieben. Er hatte dergleichen auf unserer ganzen Reise noch nicht gethan und war immer theils zum Schutze, theils aus Ehrerbietigkeit hinter uns geblieben. Matthia, der fort und fort gegen den Mann wegen seiner Unreinlichkeit unwillig war, bemerkte: „Ist der Teufel in das Schwein gefahren?"

Hadschi Achmed aus Mizraim aber hatte einen schönen Gedanken, der ihn die Felsen hinan jagte. Er hielt auf der

Spitze, zog seinen krummen Säbel, mit dem er vor sich hinzeigte und im Sattel zurückgewendet, rief er uns zu: „En Nasirah!“

Als wir den Kamm des Berges erreicht hatten, lag ein Thalkessel vor uns aufgethan. Eine Anhöhe herab lag Nazaret, ein syrisches Dorf, das steinern zwischen grünen Bäumen liegt, aus denen die Kuppel einer Moschee, eine einzige Palme und das kastellartige Kloster emporragt.

Achmed der Mohammedaner, der Jesum ebenfalls als Propheten anerkennt, stieg vom Pferde und blieb, es am Zügel haltend, stehen.

Matthia der arabische Katholik, kniete nieder und verrichtete sein Gebet.

Ich blieb betrachtend im Sattel und dachte an die Worte Nathanaels im neuen Testamente: „Was kann von Nazaret Gutes kommen?“ Von ihm aber sagte Jesus: „Siehe, ein rechter Israelite, an welchem kein Falsch ist.“

Achmed bestieg wieder das Pferd, Matthia führte das seine am Zügel hinter sich. Nach einer Viertelstunde waren wir an dem Brunnen der Jungfrau angelangt. Eine Negerin in weitem roten Beinkleid, darüber einen kurzen blauen Rock, einen weißen Turban um das Haupt, schöpfte Wasser.

Im Kloſter.

Monument für Dr. Bayer. — Gaſtfreundſchaft. — Die heiligen Orte. — Gemälde. — Einſtürzende Mauer.

Dem Kloſter gegenüber, nur zwanzig Schritte fern, befindet ſich das neue Pilgerhaus, ein ſtattliches Gebäude mit einem ſchönen Saale und vielen lichten, ſehr reinlich eingerichteten Zellen.

Hier empfing mich in freundlichſter Weiſe Fra Angelino Coſta aus Genua, indem er mir in einem Pokale ein kühlendes Getränk, Eſſigwaſſer mit Obſtſaft reichte, und dann die Zelle anwies, in der ich wohnen ſollte. Er meldete mir zugleich, daß mich der Guardian, dem ich ein Schreiben des Padre Präſidente in Jeruſalem zu überbringen hatte, nach Mittag in ſeiner Wohnung erwarte. Fra Angelino war ſehr erfreut, zu hören, daß ich ſeine „ſtolze“ Vaterſtadt kenne, den Geburtsort zweier unſterblicher Entdecker, eines im Gebiete der Meere und eines im Reiche der Töne. So oft wir uns begegneten, fing der greiſe Mann immer wieder von der „La ſuperba Genova“ zu ſprechen an, die er nicht wieder zu ſehen meinte.

Vom Ritt und der Glut des Tages ermattet, begab ich mich einige Stunden zur Ruhe; ich fand ſeit dem Kloſter auf dem Karmel keine ſo treffliche Lagerſtätte, keine ſo anmutend blanke Reinlichkeit; wiewol in der Nacht auch hier die Inſektengeiſter nicht fern blieben, doch ließen ſie ſich durch Florvorhänge und eingeſtreutes magiſches Pulver aus Perſien wenigſtens etwas fern halten.

Ich ging nach der gepflogenen Raſt ins Kloſter. Ein groſſes eiſernes Thor wurde auf wiederholtes Pochen aufgethan. Innerhalb deſſelben zur Linken und zur Rechten liegt der Friedhof für die Mönche und für die Gemeinde. Eine Bogenhalle durch war ich in einem großen viereckigen mit breiten Flieſen gepflaſterten Raum angelangt, in welchem ſich ein Brunnen befindet. Eine Vorhalle in einer Ecke dieſes Hofes nahm mich auf und brachte mich eine ſteinerne Treppe empor in breite ſchattige Gänge, aus denen Thüren zu den einzelnen Zellen der Mönche führen. Das Innere des Kloſters unterſcheidet ſich kaum von dem, wie man es im Abendlande häufig ſieht.

Der Guardian Angelo Veneziani di Caprarota, eine ſtattliche Geſtalt mit auffallend langem ſchwarzen Barte, empfing mich auf das freundlichſte. Ich überreichte ihm den Brief, den er mit aufmerkſamer Theilnahme las. Ich muß bemerken, daß in demſelben ausdrücklich mein Glaubensbekenntniß bezeichnet war, um die mir fort und fort erwieſene Gaſtlichkeit und wahrhaft liebenswürdige Toleranz noch mehr hervorzuheben.

Meine Aufgabe in Nazaret war eigentümlicher Art.

Als der Herzog Max in Bayern Paläſtina bereiſte, ſtarb ſein Leibarzt Dr. Bayer in Nazaret an der Peſt. Der liebenswürdige Fürſt wollte ſeinem ärztlichen Freunde ein Grabmonument ſetzen laſſen. König Ludwig ſoll geäußert haben, daß in Nazaret keinem Menſchen ein Monument zieme, auch würde ein ſolches im Morgenlande, mehr als überall der baldigen Zerſtörung ausgeſetzt ſein. All dies theilte mir der Leibarzt des Königs von Griechenland, Herr Hofrat Röſer mit, und erſuchte mich wegen eines anderen, lebendig wirkenden Denkmales Erkundigungen im Kloſter zu Nazaret einzuziehen. Er hatte den praktiſchen Gedanken, daß das Kapital für ein, wie es großherzig gedacht war, ſchönes Monument beſſer angewendet wäre, wenn es angelegt und die Zinſen zum Gehalte eines europäiſchen tüchtig gebildeten Arztes beſtimmt würden, der ſich entſchlöſſe, in Nazaret ſeinen Aufenthalt zu nehmen, um für dieſes und für die in einem weiten

Kreiſe ohne Arzt lebenden Bevölkerungen ein heil- und ſegensreiches Wirken zu entfalten.

Der Guardian wie ſchon der ehrwürdige Padre Präſident in Jeruſalem, nahm den Gedanken in dieſem Sinne lebhaft auf und die Wohlthat erkennend, verſprach er, unter Zuſtimmung des Padre Präſidente in Jeruſalem, an der er nach dem mir mitgegebenen Schreiben nicht zweifeln könne, die dankbarſte Unterſtützung. Der Arzt könnte in der Caſa nuova wohnen und ſpeiſen, bis er ſein Haus eingerichtet haben würde und mit einem Gehalte von 6, höchſtens 800 Silbergulden jährlich mit einem Diener gut auskommen.

Ich berichtete ſeiner Zeit an Herrn Hofrat Röſer nach Athen.

Der Guardian führte mich zum Friedhofe, an dem ich zwiſchen dem Thore des Vorhofes und dem Kloſter vorüber gekommen war, um mir das Grab des „Märtirers“ Dr. Bayer zu zeigen, denn er hatte ſich im Dienſte der Wiſſenſchaft unter den Peſtkranken zu ſehr preisgegeben.

Wir traten in einen viereckigen von Mauern umgebenen Raum, in deſſen Mitte eine kurze ſteinerne Säule, der ein eiſernes Kreuz eingepflanzt iſt, aufragt. Kein Grab iſt durch einen Stein, durch ein Kreuz aus Eiſen oder Holz, durch einen Baum, oder eine Blume bezeichnet. Wer es nicht wüßte, daß er ſich auf einem Friedhofe befindet, er würde auch durch keinen Grabhügel daran gemahnt, denn die Gräber ſind flach verſchüttet. Dürres Kräuterwerk lag verworren über allen Gräbern; nur das des Dr. Bayer, wenn man eintritt, links an der Mauer, iſt etwas erhöht und mit einer Diſtel bepflanzt.

Es iſt ein Boden hier, auf dem die Dornenkronen ſprießen.

Gegenüber dieſem Raume führt eine Pforte zu einem völlig gleichen Raume, in deſſen Mitte ſich eine Palme — die einzige in Nazaret — erhebt und den Todten Frieden zuwebt. Eine Laube aus Weinranken auf viereckig gemauerten niederen Säulen ruhend, iſt der Eingang zur Gruft und die Oberfläche des ebenen Platzes iſt mit Tabak bepflanzt. Der Guardian ſagte

„Pulvis et umbra sumus!“ Ich erwiederte ihm, in Anſpielung auf den Tabak: „Fumus reverendissime Domine!“

Schönere Symbole ſah ich noch auf keinem Gottesacker, als auf dem zu Nazaret: Rauſch, Rauch und Ruhe!

Fra Angelino holte mich zum Mittagstiſche in die Casa nuova ab, wo in dem Saale für mich allein gedeckt war. Als ich ihm bemerkte, daß ich meinen Proviant mitführe, erwiederte er: „Wenn es dir ein Geſetz iſt, von unſern Speiſen nicht zu eſſen; ſo iſt es uns eines, dir ſie vorzuſetzen und die fromme Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu erfüllen.“ Und ſo wurde, während der drei Tage, die ich im Kloſter verlebte, jedesmal ein reichliches Mahl für mich auf und wieder abgetragen.

Nachdem ich ſchwarzen Kaffee genommen, machte mir der Guardian in Begleitung des Padre Wenzeslaus Kichel aus Stams in Tirol und des Fra Joachimo aus Valencia in Spanien ſeinen Gegenbeſuch und lud mich ein, die heiligen Orte zu beſuchen. Ich habe ſie alle betreten und erhielt von den mich begleitenden Herren die ausführlichſten Nachrichten über ihre Heiligthümer. Dieſe Orte ſind tauſendmal beſchrieben, ich werde ihre Beſchreibung nicht wiederholen und nur einiger Kunſtwerke erwähnen, weil ich in vielen Büchern über Nazaret kaum etwas über dieſelben fand. Vor allem fiel mir ein ſchön gemaltes Bild, die Empfängniß Maria's darſtellend, von Antonia Darallo auf und ein ſchwarzer Chriſtus von edelſter kaukaſiſcher Geſichtsbildung. „Leider nur eine Copie“ bemerkte der Guardian „das Original ſoll der von Reiſenden viel geprieſene Conſul Catafago ſich vor Jahren angeeignet haben.“ Einen äußerſt ſchönen Eindruck wecken die Tapeten, welche die Wände der Kirche bekleiden. Keine Raphaeliſchen Kunſtwerke, wie ich ſie im Vatikane ſah, erfreuen ſie hier faſt mehr das Auge als jene in Rom, wo es von tauſenden umgebenden Kunſtwerken entzückt wird. Was in der Wüſte die Oaſe,

waren dieſe Werke einer edlen künſtleriſchen Arbeit für mich in Nazaret, der ich ſo lange nichts ſah, was mich an die malende Kunſt erinnert hatte. Auf den Tapeten ſind nach ſtrengen Zeichnungen und künſtleriſch angeordneten Gruppen die Verheirathung Joſefs und Maria's, die Verkündigung, die Geburt des Kindes, und die Anbetung der drei Könige in lebhaften Farben geſtickt und genug ausdrucksvoll ausgeführt.

Es war Abend geworden, und wir ſtatteten bei einem reichen Chriſten Herrn Alois Chalil einen Beſuch ab, um ſein eben vollendetes neues Haus zu ſehen, das im arabiſchen Style aufgeführt, wohnlich und prächtig genug ſich darſtellte. Es wurde jedem von uns vom Hausherrn ein ſchöner Blumenſtrauß gereicht, während die Diener des Hauſes den unvermeidlichen Tſchibuk und Kaffe brachten.

Das Geſpräch drehte ſich um die Mauer der Kapelle, in welcher der niedere große Stein verehrt wird, auf dem Jeſus mit ſeinen Freunden geſpeiſt haben ſoll. Die Mauer drohte einzuſtürzen und Herr Chalil ſtellte dieſen Sturz in ſehr nahe Ausſicht. Die Herren beklagten das gar ſehr, trauten ſich aber nicht den Antrag des Herrn Chalil anzunehmen, die Mauer auf ſeine Koſten herſtellen zu laſſen, bis ſie nicht die Erlaubniß hiezu erhalten hätten. „Die Mauer fragt aber nicht um Erlaubniß“ bemerkte Herr Chalil „und ſtürzt ein.“ Die Mönche erwiederten: „Leider!“ Wir empfahlen uns, nachdem es ganz dunkel zu werden anfing. Ich erhielt noch an demſelben Abende eine ungewöhnlich große Melone von Herrn Chalil zugeſendet.

Der Tabor.

Vegetazion. — Eber. — Legende der Verklärung. — Hiſtoriſches. — Mönche als Berichterſtatter.

Ich wurde am 14. Juli des Morgens um drei Uhr vom Pater Wenzeslaus, deſſen Begleitung ich mir vom Guardian erbeten hatte, geweckt. Die dem Kloſter angehörigen Maulthiere, ſtanden für uns geſattelt, ein Diener und Matthia folgten uns zu Pferde.

Um ½4 Uhr ritten wir von der Pforte der Caſa nuova ab, den Abhang hinunter und waren nach einer Viertelſtunde die ihm entgegengeſetzten Hügel hinauf gelangt. Ueber eine Vergebene fort, die zur Rechten in das Thal Esdraelom ſich abflacht, kamen wir in ein Wady, das von vielen Krüppeleichen, eigentlich nur von Buſchwerk mit Eichenblättern bewachſen war. Den Tabor hatten wir ununterbrochen als eine koloſſale Kugel vor uns, deren unteres Ende von kleinen Vorhügeln umgeben, unſichtbar war. Wir ritten über dieſe und befanden uns nach zwei Stunden am Fuße des Berges. Zur Rechten hinaus, nicht fern liegt das Dorf Deburieh, welches für das altteſtamentariſche Dabrat im Stammesantheile Iſaſchars gehalten wird. Auf einem nach ſyriſcher Anſchauung guten Reitwege gelangten wir durch einen Eichenwald, der aus Quercus angilops und Ilex beſteht, mit dem der ganze Berg bewachſen iſt, in einer halben Stunde auf den Gipfel. Ich ſchnitt ſpäter einige Aeſte ab, die mir zu Stäben beſonders geeignet ſchienen. Da und dort grünte ein Butumbaum zwiſchen den Eichen.

Die Vegetaion ſproßt aus Kalkſtein empor, aus dem der ganze Berg, den die Araber Jebel et-Tur nennen, beſteht.

Der Gipfel des Berges iſt abgeflacht und hat in der Mitte eine baumloſe Einſenkung. Den Umkreis des Gipfels, der zerſtörte von Gras und Bäumen überwachſene Fundamente von Mauern zeigt, umritten wir in einer halben Stunde ohne einen der Eher anſichtig zu werden, die ſich auf dem Berge aufhalten. Wir hielten an einem Hauſe, das mehr der Behauſung eines Eremiten gleich ſah, wo ein griechiſcher Pope unſere Thiere zu füttern übernahm und uns friſches Waſſer aus einer Ziſterne brachte. Es befinden ſich deren mehrere auf der Höhe, erzählte er uns, doch ſei nur Eine gut erhalten.

Nachdem wir ausgeruht hatten, fingen wir auf der Anhöhe zu wandern an. Wir ſchritten durch ein Chaos von Ruinen zwiſchen zerſtörten Feſtungswerken, eingeſtürzten Hallen, zerbrochenen Bogen, in den Felſen hinab gemauerten Kellern, einzeln hingeſchleuderten Quaderſtücken und unverſtändlichen Steinblöcken. Ein einziger Thorbogen, von den Arabern Bab el-Hawa, Thor des Windes genannt, ragt noch aufrecht. Alle Jahrhunderte hindurch haben die Juden, die Römer, die Kreuzfahrer und die Sarazenen hier gebaut und befeſtigt, und die Zeit hat die Werke Aller zerſtört.

Mitten unter dieſen Ruinen gelangt man in einen Keller, in welchem ein Altar aufgerichtet iſt, aus dieſem führt es in ein zweites Gewölbe, mit drei kleineren Altarniſchen. Jedes Jahr einmal kommen die Mönche des Kloſters in Nazaret herauf, um die auf den Berg Tabor verſetzte Verklärung zu feiern. Die griechiſchen Chriſten begehen an einer andern Stelle unter den Ruinen einer Kirche das Feſt der Mutter Jeſus. Nirgend wird von den Evangeliſten des Berges Tabor gedacht und erſt im vierten Jahrhunderte taucht von dieſem Berge die Legende auf, die vielmehr auf einen Berg am galiläiſchen Meere zu verſetzen iſt. Auf dem Tabor befand ſich zur Zeit als das Wunder auf ihm hätte geſchehen können, eine befeſtigte Stadt.

Die Ausſicht vom Tabor iſt eine die Phantaſie prächtig anregende. Wir überblickten die ungeheure Ebene Esdraelom vom

Kiſon, dem Bach der Vorwelt durchfloſſen, bis zum Gebirge Karmel, an deſſen Fuß die See brandet. Wir ſahen die Gebirge um Safed ſchneeüberglänzt vom Jebel esh-Scheikh, und den von den Mönchen genannten Berg der Seligkeiten mit zwei Spitzen, den die Araber die Hörner von Hattin nennen. An ſeiner Abſenkung tief funkelt das galiläiſche Meer im Sonnenglanze. Jenſeit des Jordans ragen die Berge Baſan und Gilead empor. Näher ſehen wir den Berg Gilboa und das Dörfchen Endor. Der mächtige König Saul und die Hexe tauchen vor unſerer Phantaſie auf. Deutlich und beſtimmt zeigt ſich die Waſſerſcheide, der nach dem Jordan und nach dem mittelländiſchen Meere ſich abſtürzenden Gewäſſer.

Welche Erinnerungen verklären dieſe Berge, dieſe Ebene!

Vom Tabor ſtieg Debora und Barak mit 10,000 Kriegern und ſchlugen den Siſſera, der 900 eiſerne Wagen hatte, und deſſen erſchlagenes Heer der Kiſon fortwälzte. In dieſer Ebene ſchlug Ahab mit dem Volke der Israeliten das ſyriſche Heer; hier fiel Joſias im Kampfe gegen den König von Egypten.

Die Kämpfe der Römer und die gänzliche Niederlage der Kreuzfahrer bei Hattin berührend, denken wir nur der Vertheidigung Klebers mit 1500 Mann gegen 25,000 türkiſche Soldaten. Er kämpfte vom Sonnenaufgang bis Mittag und glaubte unterliegen zu müſſen. Da rückte Napoleon mit nur 600 Mann heran, bei deren Anblick die Türken, eine Armee im Anzuge meinend, die Flucht ergriffen und zu Tauſenden erlagen. Es war dies beim Dorfe Fuleh.

Wir kehrten zu unſerer Lagerſtelle zurück, wo uns ein Frühſtück, das der gaſtfreundliche Guardian für uns beſorgen und heraufbringen ließ, erquickte.

Mein freundlicher Landmann und Begleiter erzählte mir Manches von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner Paläſtina's was man nicht in Büchern zu leſen pflegt, weil es nur dem aufmerkſam Beobachtenden ſich erſt nach Jahren zu offenbaren und klar zu werden pflegt. Namentlich ſind es die Prieſter, die durch die ihnen obliegende Seelſorge, alle Zuſtände und Verhältniſſe

des innersten Familien- und des öffentlichen Lebens kennen lernen und im Besitze der genauesten Kenntnisse sind. Niemand kennt Palästina und Syrien besser, als die Franziskaner, die seit Jahrhunderten, die von den fränkischen Königen zurückgelassenen tapfern Posten sind. Ich weiß nicht, ob es ihnen nicht gestattet ist, oder ob sich wirklich seit so langer Zeit kein begabter Geist unter ihnen befindet, der die Welt belehren und aufklären könnte. Die ersten und oft besten Nachrichten und Schilderungen des gelobten Landes verdanken wir, namentlich im Mittelalter, den Mönchen, die es jetzt den wandernden, nicht immer genau beobachtenden Missionären fast ausschließlich überlassen, Berichte zu schreiben. Die Mönche, die vom Abendlande kommen, bringen selten die Kenntniß der arabischen Sprache mit und müssen die ersten Jahre ihrer Anwesenheit zur Erlernung derselben fleißig verwenden. Geographische und historische Kenntnisse, botanisches und geographisches Wissen sind weniger das Eigenthum der Franziskaner, als fromme Glaubenstreue und demutvolle Ausdauer mitten unter politischen Bedrängnissen und den Gefahren des Klima's und wohl auch zuweilen der Pest. So ehrwürdig das Thun und Dulden dieser Mönche ist, so ist doch zu beklagen, daß nicht in jedem Kloster wenigstens ein Mönch ist, der geeignet wäre die Naturgeschichte, die Volkskunde, die Alterthumswissenschaft, die Kenntniß des socialen Lebens zu beleuchten und zu fördern. Selbst der Arzt des Klosters in Nazaret, und es befindet sich im Umkreise von zehn Stunden kein anderer, ist ein Autodidakt.

Interessant war die Mittheilung meines ehrwürdigen Begleiters, daß nach seiner Ueberzeugung nicht selten Scheintodte beerdigt werden. Er selbst ließ einmal auf ein Kind, das schon im Grabe lag, nicht die Schollen schütten, weil es ihm schien, daß es noch lebe. Es erholte sich wirklich und lebte noch zwölf Stunden.

Matthia mahnte zum Aufbruche, um noch vor der größten Sonnenglut im Kloster zurückgekehrt zu sein. Es war neun Uhr, mein Thermometer zeigte in der Sonne bereits 30 Grad Réaumur. Wir führten die Thiere hinter uns am Zügel den Berg hinab und

beſtiegen ſie erſt am Fuße deſſelben. Mit uns gingen einige Männer, die heraufgekommen waren, um ihre Eſel mit Holz zu beladen. Nach einer Stunde erreichten wir eine Ziſterne, wo eben ein Beduine zu Pferde hielt, die lange Flinte quer über den Sattelknopf gelegt, einen baumhohen Spieß in der Rechten. Er ſtieg vom Pferde und ſenkte an einem Stricke einen kleinen ledernen Schlauch in die Ziſterne und reichte uns den rinnenden mit lau und lettig ſchmeckendem Waſſer.

Um zwölf Uhr hielten wir wieder vor der Pforte der Caſa nuova.

Betrachtung.

Sinai und Golgata. — Rabbinen und Bischöfe. — Die Frauen. — Kirchliche Malerei.

Ich stand mit der Sonne auf und ging auf eine der Anhöhen, um in einsamer Betrachtung die Scene, auf der ich mich befand, zu durchdenken. Hier in der ärmlichen Hütte eines Zimmermanns wurde ein Kind geboren, welches unscheinbar und still heranwuchs. Dieselben Abhänge und Felsen, dieselbe von Bäumen umgrünte Quelle, weit hinaus den grünen Tabor, den schneebedeckten Hermon und das funkelnde mittelländische Meer sah es wie jetzt ich nach zwei Jahrtausenden. Diese erhabenen Bilder und Erscheinungen, auf denen jetzt die Einsamkeit schlummert, drangen in seine Seele und weckten und erregten Gedanken und Gefühle in ihm, die später das Antlitz der Welt umprägen, den Geistern eine durch Jahrtausende fortschwingende Bewegung geben sollten.

Der jüdische Rabbi Jischo dachte diese Erschütterung nicht, sein Wort war aber später der einfache Laut in einer kalten Welt, welcher die Lawinen von den Bergen rollen machte. Sie begruben und wollten auch nicht begraben die ewigen Satzungen des Mosaismus, die Religion, die vor der christlichen, die Liebeslehre in ihren steinernen Tafeln vorerst nur einem Volke gepredigt hatte. Er war ja nicht gekommen, „um das Gesetz Moses' abzustellen, sondern es zu befestigen" und es vielen noch heidnischen Völkern theilhaftig zu machen.

Es lockt die Fantasie den Menschen ewig an, an die Quellen der großen Ströme zu gelangen und sie in ihrer Kindheit zu

ſehen und erforſchend zu betrachten. Ich ruhte jetzt an der Quelle eines ſolchen Stromes, der über die ganze Erde ſeine gewaltigen Wogen ausgoß.

Auf dem Sinai und in Golgata und wo ſonſt auf den Höhen und in den Tiefen eine Weltreligion ihren Anfang genommen hat, wird den Pilger ein erhabenes Grauen, ein ehrfurchtvolles Gefühl ergreifen und ihn andächtig ſtimmen. Alle Stellen der Erde ſind heilig, wo ein Licht erglommen, das zur Leuchte für die Welt geworden iſt.

Darf der Menſch es wagen, zu glauben, daß der ewige Wille ſchon abgeſchloſſen und ein in ſich ewig ruhender iſt? Zu welcher Stätte wird die Menſchheit in kommenden Jahrtauſenden wallfahrten? Keine Fantaſie kann die Zukunft ſchauen, aber ſie kann künftige Zeiten überflügeln und ſich als Bürgerin jetzt noch ungeahnter Nachwelten erklären.

Knaben und Mädchen zogen an mir vorüber zur Kirche, denn es war das Zeichen zum Gebete gegeben worden. Ich betrachtete ſie mit Ehrfurcht und Achtung, wie jede Zukunft, wenn auch der Gedanke nicht auftauchte, daß eines von dieſen Kindern wieder ein Weltſchickſal zu entſcheiden berufen ſei. Es trägt der Boden, wo ein großer Menſch geboren worden iſt, nicht einen zweiten, wie ein großkronenhafter Baum aus dem Boden, in dem er wächſt, alle Kräfte zieht und nichts übrigläßt, um einen ebenbürtigen hervorſprießen zu machen.

Aber all meine Fantaſien waren von den Erſcheinungen und Geſtalten des Chriſtenthums während meines Aufenthaltes in Nazaret in Anſpruch genommen, und die Eindrücke, die ich in früheſter Jugend durch Umgang und in der Schule empfangen hatte, tauchten wieder lebendig in mir empor, und ich konnte die pſychologiſch berechnende Vorſicht der Rabbinen begreifen, die es von Uebel halten, wenn jüdiſche Kinder chriſtliche Schulen beſuchen, oder wenn die franzöſiſchen Biſchöfe das Leſen der griechiſchen Klaſſiker in der Schule für gefährlich erklären. Verbieten doch auch Regierungen gewiſſe Lieder und Melodieen, die, in der Jugend vernommen, die Völker empöreriſch machen können, wenn ſie erklingen.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Askeſe in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemagerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo ſich

der Typus der Menſchengeſtalt bis auf die Tracht treu erhalten hat, würde für ihre Abſicht beſſer paſſen, als eine Wallfahrt nach Rom, wo die chriſtliche Kunſt ſo ſehr den griechiſch ſchönen Einfluß ſpiegelt, ja in manchen Bildern völlig heidniſch iſt. Nie ſah ich ſchönere Modelle zu Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente als in dem Lande der Bibel.

Die Findung Moſes' im Nil, die wir von einem franzöſiſchen Meiſter vor einigen Jahren in Wien ſahen, iſt die lebendigſte Illuſtration zu Dem, was wir hier ausgeſprochen haben. Horace Vernet hat ſeine ſchönſten Triumfe ſeinen Reiſen im Oriente zu danken, wiewohl er, was ſeine Geſtalten der Bibel betrifft, denn doch zu franzöſiſch frivol iſt.

Ich fand die Frauen von Nazaret ſehr ähnlich denen von Egypten, was mir von anderen Frauen in Paläſtina, noch weniger in Syrien aufgefallen iſt. Wie auch Maria durch ihr Auftauchen in Egypten beiden Ländern gleichſam angehört und ſie verbindet. Antoninus Martyr im ſechsten Jahrhundert beſchreibt die Schönheit der Frauen in Nazaret, was noch in modernerer Zeit ebenfalls Reiſende thaten, ohne es, wie er, dem Einfluſſe Maria's zuzuſchreiben.

Nazaret war bis zu Kaiſer Konſtantins Zeiten nur von Juden bewohnt; jetzt befindet ſich unter den dreitauſend Einwohnern, davon tauſend Mohammedaner ſind, nicht einer; wiewohl die Juden wenigſtens türkiſcher Seits kein fanatiſches Hinderniß fänden, ſich daſelbſt anzuſiedeln. Uebrigens hat der Ort, der in der Bibel nicht genannt iſt, keine hiſtoriſche oder religiöſe Anziehungskraft für ſie.

Vom Brunnen der Jungfrau fort durchwanderte ich das kleine Städtchen in allen ſeinen Richtungen. Handwerk und Gewerbe waren ſchon überall thätig. Auf einem offenen Platze blieb ich ſtehen und ſah, allerlei Gedanken denkend, lange einem Zimmermann zu, der an ſeinem Baume zimmerte und aus einem Schlauche Waſſer trank, das ihm ſein Weib mit einem Kinde auf dem Arme zur Arbeitſtätte gebracht hatte.

Fra Joachimo.

Fieber und Peſt. — Geſchenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Kloſterruinen. — Vom Wiederſehen.

Als ich in die Caſa nuova zurückkehrte, ſagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo ſchon zweimal beſucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr ſogleich zu melden.

Fra Joachimo iſt in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er ſieben Jahre blieb. Von ſeinem Oberen nach Jeruſalem geſendet, lebt er daſelbſt fünfzehn Jahre und weilt nun ebenſo lange in Nazaret. Er iſt jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, ſchlank und jugendlich aufrecht; ſein Profil iſt edel und ausdrucksvoll geſchnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar ſchwarz, der Bart grau.

Von beſonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Kloſterbibliotheken Spärliches über daſſelbe enthielten, beobachtete aufmerkſam, wenn ſeine Brüder erkrankten, und um dies beſſer zu können, pflegte er ſie und ließ ſich gern ſelbſt zu untergeordneten Dienſten in der Apotheke verwenden.

Die auf dieſe Weiſe erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten verſuchen, und allmälig hatte er ſoviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreiſen aufgeſucht wird.

Auf Veranlaſſung des Hofrat Dr. Röſer wurde er zum Mitgliede der k. griechiſchen Geſellſchaft der Aerzte in Athen erwählt

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu beſuchen. „Ich beginne," ſagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Waſſer aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil ſie natürliche Heilmethode iſt. Iſt ſie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret ſo wenig Waſſer, denn wenn dieſe Quelle im Hochſommer verſiegt, müſſen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Waſſer zu holen."

Wo wir gingen, blieben die Menſchen ſtehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun," ſagte Fra Joachimo mir, „ſind Chriſten; aber nicht blos Katholiken, ſondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen ſind die zahlreichſten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen ſich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römiſchkatholiſche ſind nur ſiebenundſechzig, griechiſchkatholiſche zweiundſechzig. Die geringſte Bevölkerung bilden vierzig maronitiſche Familien. Es herrſcht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwiſchen den Chriſten und Mohammedanern iſt faſt größer noch als die unter den Chriſten. Gott liebt alle Menſchen gleich."

Zuweilen blieben auf unſerm Gange eine Frau oder ein Mann ſtehen und ſtreckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaſte, ohne ein Wort über ihr Leiden zu ſagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetiſchen Rath oder ſchickte den Kranken in ſein Haus und verſprach, ihn zu beſuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuſer, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthſchaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall faſt waren die Fenſter ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkiſchen Häuſern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgeſtell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polſtern, die auf den geſtampften Lehmboden oder auf platten Flieſen gelegt waren. Die mohammedaniſchen Frauen verhüllten ſich, wenn wir eintraten, doch ließen ſie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder ſpielten in der

Stube meiſt ganz nackt umher. Die Meiſten, die wir beſuchten, litten am kalten Fieber. „Dieſes Volk", bemerkte Fra Joachimo, „kann ſich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil ſie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn ſie ſo viel von den Melonen eſſen, feinſt zerriebenen Tabak auf dieſelben zu ſtreuen."

Am traurigſten ſprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Prieſter in dieſer heiligen Stadt am meiſten anwidert; wiewohl ſie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachläſſigung, ſelten ſecundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo ſtand wiederholt unter Peſtkranken; er hält die Peſt für nicht anſteckend durch Berührung und behandelt ſie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche ſtarben faſt alle, dann genaſen immer mehr, trotzdem die Symptome dieſelben ſind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich verſuchte auch die Peſt hydropatiſch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei ſtarben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen."

Wir beſchloſſen unſere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte ſchon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klaſſiſchen Werken faſt nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhafteſten Intereſſe um die im Abendlande üblichen Heilarten verſchiedener Krankheiten und notirte fleißig in ſein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich", äußerte er, „wenn der ſchöne, menſchenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein ſtudirter Arzt in Nazaret ſich anſiedelte. Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte." Wir kehrten hierauf ins Kloſter zurück, wo vor der Apotheke ſchon eine beträchtliche Anzahl von Menſchen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für ſich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

Fra Joachimo hatte kaum ſeine Geſchäfte abgethan, ſo ſandte er mir durch einen Diener einen kühlenden Obſtabguß und kam bald ſelbſt, um mir ſeinen Tſchibuk mit einer ſchönen, grüngläſernen Spitze zu verehren. „Er iſt gefüllt mit Tabak“, bemerkte er, „der über meiner künftigen Gruft wächſt. Ich werde mein ſchönes Vaterland nicht wiederſehen. Wie iſt es ſchön, mein Vaterland!“

Er erzählte mir Manches aus ſeinem Kloſterleben, in einer eigenthümlich aus ſpaniſchen und italieniſchen Redensarten und Endungen zuſammengeſetzten Sprache. Immer mehr lernte ich ſein edles, frommes Gemüt, ſein liebenswürdiges Wohlwollen kennen. Er mochte auch lange keinen ſo theilnehmenden Zuhörer gehabt haben. Er empfahl ſich, weil ihn wieder die Pflicht rief und erbat ſich zu meiner Freude, faſt wie eine Gnade, die Erlaubniß, wenn die Glut des Tages abgenommen haben würde, wiederzukommen. „Du wirſt ſobald von uns ſcheiden!“ waren ſeine letzten Worte.

Nachdem die Schaugerichte eines Mittagstiſches wieder abgetragen waren und Matthia mir aus dem Vorrate von Tiberia gereicht hatte, kam Fra Joachimo, um mit mir den Kaffee zu nehmen. Wieder brachte er mir ein Geſchenk, ein aus Feigenholz geſchnitztes Käſtchen, das er noch aus ſeinem elterlichen Hauſe beſaß. Ich befand mich ſeiner Güte gegenüber in wahrer Verlegenheit und wußte ſie durch nichts als durch ein kleines Mikroſkop zu erwiedern, deſſen ich mich auf der Reiſe bediente. Er nahm es erſt dann dankbar an, als ich ihm den Vortheil zeigte, den es ihm bei der Unterſuchung von Krankheitſtoffen gewähren könne.

Wir machten wieder einen Spaziergang durch Nazaret, beſahen die griechiſchkatholiſche Kirche, die über der Quelle der Jungfrau liegt, und ruhten im Hofraume aus wo, aus einem Weinſtocke, eine zwölf Fuß lange und breite Laube Schatten giebt und voll Trauben hing. Es geſellte ſich ein arabiſcher Arzt zu uns, der mit Fra Joachimo in würdig kollegialem Einvernehmen lebt, denn dieſer behandelt die Kranken unentgeltlich und ſtört das Einkommen des arabiſchen Charlatans nur wenig, denn zu

ihm haben die Araber noch ein größeres Vertrauen. Er erinnert sich als Kind Napoleon gesehen zu haben, der nach dem Siege in der Ebene Esdraelom nach Nazaret kam und daselbst, Ruhe haltend, speiste. Als ich zufällig meiner Reise durch Italien erwähnte, fragte er mich, ob ich auch in Loretto gewesen sei? Als ich dies bejahte, mußte ich ihm genau schildern, wie die Hütte der Eltern Christi aussehe, welche die Engel, um sie vor Entweihung der Mohammedaner zu schützen, von Nazaret nach Loretto in einer Nacht trugen. Ein mohammedanischer Knabe lief, um vom christlichen Küster den Schlüssel zur „Synagoge" zu holen, in welcher Jesus als Knabe gelehrt haben soll. Nachdem wir den ärmlichen und schmutzigen modernen Bau gesehen hatten, gingen wir in der halben Höhe des Bergabhanges, auf dem Nazaret liegt, zum Städtchen hinaus, zu den Ruinen des ehemaligen Frauenklosters St. Maria del Tremore. Es soll an derselben Stelle erbaut sein, wo Maria erfuhr, daß sie ihren Sohn vom Berge herabstürzen wollten. Wir sahen eine ausgemauerte Höhle, durch die das mit Mauern hochgeschützte Kloster allein zugänglich war. Nicht weit von diesen Ruinen ist eine etwa vier Klafter lange, drei Klafter breite Vertiefung, deren Wände mit Quadern ausgemauert sind. In den Quadern sind künstliche Einschnitte und Löcher. Aus dem mehrere Klaftern tiefen Grunde ragt ein mehr als hundertjähriger Feigenbaum auf. Wir konnten den Zweck dieses Bauwerkes nicht ergründen, und auch die Ueberlieferung weiß nichts von ihm zu berichten. Fra Joachimo machte mich auf einen Hügel aufmerksam, der, etwa dreiviertel Stunden fern, eine weiße Kapelle emporhebt; dort sollen Johannes und Jakob, die Söhne des Zebedäus, gewohnt haben.

Die Sonne versank hinter den Bergen von Nazaret, ihre Spitzen glühten noch, während das Thal schon im Schatten lag. Wir betrachteten lange schweigend die friedliche Scene. Wer sie sah, hätte glauben können, es sei Friede über alle Welt gebreitet und die Erlösung von Haß und der Verfolgungsucht in alle Gemüter der Menschen eingekehrt.

Fra Joachimo, den das verklärende Abendleuchten wemüthig gestimmt zu haben schien, ergriff meine Hand und sagte: „D

heideſt morgen ſchon aus dieſem Thale. Werden wir uns wieder-
hen?"

Ich zweifle, daß ich jemals dieſe Erde wieder betrete.

„Wir werden uns wiederſehen! Wenn nicht hier, ſo doch im
aradieſe."

Glaubſt Du, daß Chriſten und Juden ſich da zuſammenfinden
erden?

„Es thäte mir leid," erwiederte er, mit einer Thräne im Auge,
enn wir uns nicht wiederſehen ſollten. Aber Gott iſt gnädig."

Es war dunkler geworden, wir ſtanden bewegt auf und ſchrit-
n Nazaret zu.

Die Ebene Jesreel.

Ein Denkblatt. — Der Felſenſturz. — Fruchtbarkeit. — Trümmer von Jesreel. — Genius und Schlange. — Reiſende Engländer. — Ein Wiederſehen.

Wir hatten unſeren Hadſchi Achmed aus Mizraim entlaſſen, weil wir ſchon all die Tage unſerer Reiſe mit ſeinen Pferden nicht zufrieden waren. Matthia miethete in Nazaret neue Pferde, deren Beſitzer mit einem Eſelchen, der unſer Gepäck trug, folgte. Im Kloſter rieth man uns überdies einen Beduinen, als Schutzwehr, mitzunehmen, weil die Männer in Samaria räuberiſch und durch die letzten Vorfälle in Naplus in Aufregung ſeien.

Fra Angelino brachte das Frühſtück und beklagte meine Abreiſe. Niemand fragt in den Klöſtern der Terra ſanta, wie lange der Gaſt weilen wolle, ihm wird jede Aufmerkſamkeit zu Theil und wenn er geht, hängt es völlig von ihm ab, ob er dem Kloſter eine Spende zurücklaſſen wolle, oder nicht.

Fra Angelino reichte mir das Denkbuch des Kloſters, in das ich flüchtig geformte Verſe ſchrieb, die aber mein wärmſtes Gefühl ausdrückten:

Pilgernd nicht zum heilgen Grabe,
Doch zu Zions Heiligthum,
Fand ich, zu der Mönche Ruhm,
Obdach hier und friſche Labe.

Möge ſie Jehova ſegnen
Für ſo menſchlich ächte Art —
Und auf weitrer Pilgerfahrt
Mir noch gleiches Heil begegnen.

Ich blickte nach allen Seiten und zögerte faſt, mich in den Sattel zu ſchwingen; mir war als könnte ich von Nazaret nicht ſcheiden, ohne von Fra Joachimo Abſchied zu nehmen. Er war nicht zu ſehen.

Wir ritten endlich fort, durch das mäßig ſich abſenkende Thal, bis wir nach einer halben Stunde an eine Quelle gelangten. Fra Joachimo grüßte mich ſchon von ferne und reichte mir, als ich herankam, einen Becher friſch geſchöpften Waſſers und eine kleine Flaſche von ihm aus Weinreben kräftig gezogenen Geiſtes.

Hier wartete auch der Beduine, der uns zum Schutze mitgehen ſollte, neben ihm ſchlürfte hörbar ſein kleines, ſchlankes Pferd.

Fra Joachimo war zu keinem Geſpräche zu bewegen, er hörte nur zu und als Matthia zum Aufbruch mahnte, umarmte er mich ſchweigend und ging. Ich ſah dem herzlichen Manne nach und war, wie beim Scheiden eines Freundes noch lange tief gerührt.

Nach einer Stunde langten wir wieder ſteigend an einem ſchroff ſich abſenkenden Felſen an, der zur Linken unſeres Weges war. Zu dieſen Felſen ſollen die Juden Jeſum geſchleppt und ihn hinabzuſtürzen bedroht haben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eine empörte Volksmenge in Nazaret, wo der Felſenabhänge genug ſind, um eine ſo grauſame Lynchjuſtiz zu üben, ihr Opfer erſt eine Meile weit ſchleppen werde, um es dem Tode zu weihen. Kein Schriftſtellermönch vor den Kreuzzügen erwähnt dieſes Felſens, der allerdings wildſchön geformt und wohl geeignet iſt, daß ihn die Fantaſie zum Träger einer grauenhaften Begebenheit mache.

Wir waren endlich in die ſchönſte und größte Ebene Paläſtina's gelangt, in die bibliſche Jesreel, oder wie ſie ſpäter die Griechen nannten Esdraelom. In ihrer ungeheuern Ausdehnung vom Tabor bis zum Carmel, und in ihrer Breite von Dſchenin bis Nazaret rechtfertigt ſie die Bezeichnung des Hiſtorikers Joſephus, als μέγα πεδίον, die große Ebene; wie ſie auch die frucht-

barſte des gelobten Landes iſt und, gehörig bebaut, die Speicher einer dreifach größeren Bevölkerung als die jetzige in ganz Paläſtina, mit Korn füllen könnte. Dieſe Fruchtbarkeit wird ſchon von Ethan dem Esmaliten beſungen: „Jesreel iſt ein Feld des Getreides, deſſen Samen keine Menſchenhand ausſäet, deſſen reife Aehren keine Schnitter ernten.“

Der geologiſche Grund dieſer Fruchtbarkeit wird in dem Umſtande gefunden, daß der Boden aus baſaltiſchem Tuff beſteht, der in ſeiner Verwitterung ſich mit Alluvialmaſſe verbindet und daß Quellen und Bäche die Ebene bewäſſern. Ich ſah ſie, da ich die Ebene im Juli durchzog, nicht in ihrer Pracht, vielmehr erſchien ſie, wie eine Hutweide, die von der Sonne verbrannt iſt. Selbſt der Kiſon, der nach der Schlacht Debora's die Leichen eines geſchlagenen Heeres fortwälzen konnte, war völlig vertrocknet und hat ſelbſt zur Zeit der Regenmonate nur das Anſehen eines ſtarken Baches.

Eine neue Erſcheinung war mir, als Mahmud, ſo hieß der uns begleitende Beduine, auf dem Wege mit ſeinem langen Spieße abgelegte Schlangenhäute aufſpießte und mir an dieſer ſeltſamen Gabel fernher reichte.

Es iſt ein von den vielen auf feinſte Naturanſchauung begründeter religiöſer Glaube der Griechen, daß ſie ſich den Genius als Schlange dachten, dem ſie Milch und Honig opferten. Hat nicht der Genius der Zeiten etwas von der Natur der Schlange, ſind die Völkerlenze, wenn ſie immer wieder nach Jahrhunderten auftauchen, nicht das Ablegen ſeines alten Panzerhemdes ein Verjüngen und ein Erneuen? Wenn neue, große, befruchtende Gedanken durch die Welt gehen und ſie zu ihrem Heile umwandeln; ſo iſt dies die geiſtige Schlangenthat des Genius und ſo geſellt ſich vielleicht dieſem Symbole der Schlange das der chriſtlichen Anſchauung, die im Ringe dieſes Thieres Ewigkeit ſieht.

Die Ebene erhielt ihren Namen von der Stadt Jesreel im Stamme Iſaſchar, welche die Reſidenz der Könige von Israel war. Sie liegt auf den Vorhöhen des Berges Gilboa, ein

elendes Dorf von etwa vierzig Häuſern, das den Namen Zerin führt. Nichts erinnert an die Größe der drei Jahrtauſende alten Stadt, in welcher Isboſeth, der Sohn Sauls und Ahab und Jeſabel ihren Palaſt hatten, als einige Mauerfragmente und unter Trümmern elf Sarkofage aus Baſalt, die altjüdiſchen Urſprunges zu ſein ſcheinen. Aus den Trümmern ragt ein zerbrochener, doch immer noch erſteigbarer viereckiger Wartthurm empor. Vielleicht iſt es derſelbe, der in dem Buche der Könige genannt wird: „Der Wächter, der auf dem Thurme von Jesreel ſtund, ſahe den Haufen heran kommen und ſprach: „Ich ſehe einen Haufen.“ Da ſprach der König Joram: „Nimm einen Reiter und ſende ihnen entgegen und ſprich: „Iſt's Friede?“ Es war aber Krieg und Mord.“

Unfern von Zerin iſt eine große Quelle, die für die Ain Jesreel der Schrift gehalten wird. Die Beni Saker eines arabiſchen Stammes nennen ſie Ain Dſchal und die Quelle Goliats. An ihr lagerten Saul und Jonathan, ehe ſie auf Gilboa fielen, hier das chriſtliche Heer der Kreuzfahrer unter König Fulco. Noch heute enthält der kleine Teich, der durch die Quelle gebildet wird, viele kleine Fiſche, an denen ſich die rings lagernden Kreuzfahrer erquickten.

Plötzlich jagte, nicht fern von uns, eine Gruppe von acht Gazellen auf. Wir feuerten unſere Gewehre ab; nur das des Beduinen traf. Er ſprengte an die Stelle hin und brachte das blutende ſchlanke Thier, das noch einen Kräuterbiſſen im Mund hatte und mitten im Genuſſe getroffen wurde. Ich brachte das Fell dieſes Thieres mit in die Heimat. Noch zweimal an demſelben Tage ſprengten kleinere Gruppen von Gazellen in unſerem Geſichtskreiſe auf.

Wir begegneten während eines fünfſtündigen Rittes über die Ebene nur zwei Eſeltreibern und erreichten, da wir gute Pferde hatten, zwei engliſche Offiziere, die vor uns von Nazaret aufgebrochen waren. Sie hatten in der Krim gekämpft, kamen nach Konſtantinopel und entſchloſſen ſich von da nach Jeruſalem und Egypten zu gehen. Doch mußten ſie die Reiſe in vier Wochen vollendet haben. So kam es, daß ſie nur einen Tag in Jeruſalem

weilten, um in der Grabkirche zu beten, den Oelberg zu beſteigen und Bethlehem zu ſehen. Einer der beiden Herren war von der ungeheueren Anſtrengung der Reiſe ſo krank, daß er ſich auf dem Pferde feſtbinden ließ, um wenigſtens das Dorf Jenin, wo Mittagraſt gehalten werden ſollte, zu erreichen. Ich war glücklich, ihm durch einige Doverſche Pulver einen guten Dienſt leiſten zu können.

Die Verlaſſenheit der Ebene Jesreel, welche die Araber Merdj beni Amer, die Wieſe der Söhne Amers nennen. Seit Jahrtauſenden war dieſes Thal, bis zum heutigen Tage die Straße der Heere, der plündernden Beduinen und die friedlichen Bewohner, immerwährenden Kämpfen, oder Qualen ausgeſetzt. Sie zogen ſich immer mehr aus der Fläche zurück, den Bergen zu, wohl auch hinan, bis ſie in nicht leicht zugänglichen Schluchten und Gebirgen ihren Wohnſitz aufſchlugen.

Wie wäre ſonſt eine ſo fruchtbare Ebene, die acht Stunden lang und fünf Stunden breit iſt, völlig entvölkert. Sie macht als ein nicht ganz eben, ſondern ein eben gewelltes Land, einen um ſo einſameren Eindruck, als auch nicht ein Baum ſie unterbricht.

Um 10 Uhr erreichten wir an einer ziemlich langen ſteinernen Waſſerleitung vorüber reitend, das in Gärten liegende Dorf Jenin.

Wir lagerten uns in einem ſchönen, ſchattenreichen Garten, wo eine Karawane ſich bereits des Mahles erfreute. Ich wurde auf die angenehmſte Weiſe überraſcht, es waren alle Männer aus den Dardanellen, mit denen ich auf der Höhe, wo der Prophet Samuel das Volk richtete und begraben liegt, vor mehreren Wochen zuſammen traf. Herr Bechor Afgana, der mein Begleiter zum Grabe Rahels bei Bethlehem geweſen iſt, war der Führer der Karawane. Wir freuten uns Alle des zufälligen Zuſammentreffens und ergänzten gegenſeitig unſere Küche.

Nach einem erquickenden Schlafe war es um mich her im Garten leer und ſtill geworden; die Karawane war fortgezogen und hatte für mich kühl wäſſerige Kaktusfeigen und eine Flaſche Wein von Hebron als Abſchiedsgruß zurückgelaſſen.

Ein Nachtlager.

Magnetiſirtes Pferd. — Ungaſtlichkeit. — Moſcheeteppich. — Schakale.

Um 2½ Uhr ſaßen wir wieder zu Pferde. Ich wechſelte das meine mit der weißen Stute Mahmud's, die Dſchilfe hieß und bäumend manches Bedenken zu haben ſchien, einen ihr fremden Herrn zu tragen. Mahmud ſprach zärtliche Worte zu ihr, glättete ihr die Mähnen, ſtrich mit den Fingern kreuzweis von der Stirne über die Augen herab, was auf das Thier eine magnetiſche Wirkung übte; es wurde vollkommen ruhig, ließ ſich von mir beſteigen und trug mich gelenk und freudig durch die Berge und Thäler Samarias, deſſen Grenzen wir überſchritten hatten.

Wir ritten durch ein enges, mit Olivenbäumen bepflanztes Thal, das ſich langſam empor lehnte, bis wir auf eine kleine Hochebene, die in eine zweite große übergeht, gelangten. Hier ſah uns ein Dorf entgegen, welches Mahmud Abatie nannte; auf einer es überragenden Höhe liegt ein kaſtellartiges Gebäude mit zwei ſich dehnenden Flügeln. Als wir durch das Dorf zogen, ſahen uns die Bewohner finſter und ſchweigend an. Matthia, der ſonſt ziemlich unbeſorgt war, hieß Mahmud, der uns oft voran zu reiten pflegte, bei uns zu bleiben. Das Dorf ſelbſt ſah kriegeriſch aus; jedes Haus aus maſſiven Steinen gebaut, iſt geeignet, ſich wie eine kleine Feſtung zu vertheidigen.

Ein ſehr ſteinigter Weg führte uns zum Dorfe hinaus. Ein ſamaritaniſches Weib, das mit einem gefüllten Kruge auf dem Haupte von einer Quelle uns entgegen kam, gab auf unſere Bitte

zu trinken und — ein mir nur diesmal vorgekommener Fall — verweigerte ein Bakschiesch anzunehmen.

Zur Rechten hinab senkte und dehnte ein Thal sich aus, das durch seine reichen Baum- und Weinpflanzungen einen entzückenden Anblick gewährte; ich sah kein schöneres im ganzen Morgenlande. An einzelnen Stellen, mitten in all der grünen Pracht, lagen kleine Berge von Getreide, „weiß zur Ernte", wie es der Prophet Micha schildert, und hier schon aufgehäuft, um auf den Tennen seinen Segen zu geben.

Als wir den Berg überschritten hatten, auf dessen Rücken das Dorf liegt, nahm uns wieder eine große Rundebene auf, die weit hinaus zu unserer Linken von Bergen begrenzt ist und uns entgegen mit einem runden Berge abschließt, auf dessen Höhe das Dorf Sanur festungsartig aufgebaut ist.

Am Fuße dieses Berges vorbei, that sich vor uns ein neues Längenthal auf, das ebenfalls reich bepflanzt auf der halben Höhe der Berge, die es umgeben, das Dorf Dscheba zeigte. Dieses war das Ziel unserer heutigen Reise, wir erreichten es nach einem halbstündigen Ritte.

Das Erstemal im Morgenlande begegnete mir hier Ungastlichkeit. Kein Bewohner wollte uns in seinem Hause aufnehmen. Matthia äußerte: „Diese Bewohner Samaria's sind immer trotzig und rebellisch und hier in Dscheba haben sie, wie ich eben gehört habe, vor drei Tagen den Schech vertrieben, sonst müßte uns Da eine Aufnahme verschaffen. Wir sind eben nicht mehr fern von Sebaste und Nablus und der Aufstand gegen die Christen bewegt noch alle Gemüter."

Wir hatten kein Zelt und es war in mannigfacher Beziehung bedenklich im Freien zu bleiben. Endlich wurden wir auf ein verlassen stehendes, verfallendes Haus aufmerksam gemacht, das nicht fern der Moschee liegt und eine theilweise noch erhaltene Terrasse hat. Wir ritten dahin und führten die Pferde mit uns empor, denn Mahmud hielt dieselben nicht für sicher, wenn wir sie nicht unter unseren Augen behielten.

Auf einer Seite der Terraſſe erhob ſich eine Wand, in deren Schutz wir uns lagerten und die Ausſicht in das ſchöne Thal und auf das in der Abendſonne noch glühende Sanur hatten.

Matthia ſendete unſeren mohammedaniſchen Diener aus, um Milch und Eier zu kaufen; doch kam er unverrichteter Sache mit den Worten zurück: „Das Volk iſt finſter und uns nicht gut geſinnt.“

Matthia begann, ſo gut es ging, meinen ſchon ſehr zuſammengeſchmolzenen Speiſevorrath zu einem Mahle vorzubereiten. Ein Reſt von einer noch aus Wien hergebrachten Suppengallerte that die vortrefflichſten Dienſte.

Einige Dorfbewohner kamen zu uns, ich wußte nicht in welcher Abſicht, ſetzten ſich, ohne zu grüßen auf die Terraſſe, gingen eben ſo ſchweigend fort, bis Andere kamen. Sie ſahen meinem Eſſen zu und Matthia rieth mir, in ihrer Gegenwart keinen Wein zu trinken; weil die Fanatiſchen noch mehr daran erinnert würden, daß wir keine Mohammedaner ſind.

Es wurde Nacht, da ſchleppte Mahmud einen ſchmutzigen, zerſchliſſenen Teppich herbei und breitete ihn auf der Terraſſe aus, um nicht auf dem harten Eſtrich liegen zu müſſen.

Mir ahnte nichts Gutes und ich fragte ihn: „Woher haſt Du den Teppich?“

Aus der Moſchee, Herr!

„Da werden uns ja die Einwohner ſteinigen, Mahmud. Was thuſt Du, Wahnſinniger?“

Ziehe nur Deine Schuhe aus, denn das wäre eine Sünde, wenn Du den Teppich der Moſchee mit den Schuhen betreten würdeſt.

„Gieb ihn ſogleich an die Stelle zurück, woher Du ihn genommen haſt.“

Es gingen wieder Menſchen an unſerem Hauſe vorüber und ein Zurücktragen des Teppichs war nicht möglich. Als es wieder ruhig wurde, hieß ich Mahmud meinen Befehl ausführen.

„Fürchte nichts, mein Herr! Wir brechen vor Sonnenaufgang auf, ehe noch Jemand wach im Dorfe iſt und ich lege den Teppich wieder an ſeinen Ort und des Nachts darf Niemand auf die Terraſſe treten. Du wirſt ſchlafen, wir aber dürfen die Waffen nicht ablegen und müſſen Wache halten.“

Ich war entſetzt über die Situazion, in der ich mich befand und der Teppich konnte ein gerechter Grund zu Feindſeligkeit und Angriff werden. Die Nacht wurde empfindlich kalt. Matthia wagte nicht ein Feuer anzufachen, um das Dorf an unſer Daſein nicht zu erinnern. Mahmud rieth mir, ächt beduinenhaft, mich zu meinem Pferde zu legen, um durch dieſes Wärme zu empfangen. Mir ſchien ein behufter Lagergenoſſe doch einigermaßen bedenklich.

Ich hüllte mich feſt in meinen Beduinenmantel und vertraute meinem bisherigen Reiſeglücke.

Plötzlich fing es an von mehreren Seiten zugleich, näher und ferner zu ſchreien und zu weinen, wie Kinder ſchreien und weinen.

Ich ſprang empor und fragte Matthia, was es ſei?

„Seid ruhig, Herr! Es ſind nur Schakale.“

Nur!

Sebaſte.

Betäubtes Erwachen. — Wilde Begegnung. — Nebel. — Ruinen. — Verwehrter Eintritt. — Mahmud's Reitkünſte.

Ich erwachte durch die laute Redſeligkeit der Araber, welche ſie niemals verläßt und Stundenlang unter Schreien und Lärmen können ſie, wie die europäiſchen Weiber, über die unbedeutendſten Gegenſtände ſich unterhalten.

Ich fühlte in meinem Kopfe eine erſchreckende Dumpfheit und eine Beklemmung der Bruſt. Als ich mit Matthia darüber ſprach, meinte er: „Euere Kopf- und Bruſtbedeckung iſt Euch gewiß während des Schlafes entfallen und die Kälte der Nacht hat Euch wehe gethan. Das wird mit der Sonne, wenn Ihr Euch heiß reitet, verſchwinden."

Matthia drängte zur Abreiſe, ohne ein Frühſtück, weil er gerne ſobald als möglich ſich vom Dorfe entfernen wollte. Der Himmel war grau, wie er etwa im November ſich in Deutſchland über Berg und Thal legt und ein kalter Nebel verhüllte uns die Gegend. Wir ritten durch ein fruchtbares Feigen- und Oliventhal, wie denn Samaria überall reicher bebaut erſcheint, als Galiläa und Judäa. Der Weg führte uns bald zwiſchen Bergen empor. Wir begegneten zwei bewaffneten Hirten mit kleinen Ziegenheerden und zwei wild und fremd blickenden Männern, die bei unſerem Nahen ihre langen Flinten von der Schulter

nahmen. Auf nackten Felsensteppen gelangten wir in eine Landschaft, wo uns zur Rechten in einem tiefen weiten Bergkessel aus dessen Mitte sich wie eine Insel ein einsamer kegelförmig steiler Berg erhob, auf dem ein Dorf, Silte nannte es Mahmud, wie eine weitläufige mittelalterliche Burg lag.

Wir ritten fast eine Stunde im Kreise und gelangten endlich in den Thalkessel hinab, wo der Berg, der uns einsam und abgesondert zu stehen schien, durch Abflachung mit dem Thale zusammenhing, welche den Berg zugänglich macht.

Während wir durch Thalniederungen unseren Weg fortsetzten, erschienen immer mehr Dörfer auf fernen und näheren Bergabhängen. Der Nebel blieb hinter uns in den Bergen zurück, aber die Sonne konnte den grauen Himmel nicht durchbrechen. Dieser Mangel des Lichts schien mir zu der Einsamkeit und den kriegerisch angelegten Behausungen der Menschen besser zu passen, als der ewig grelle Sonnenschein, der im Morgenlande das Reisen zur Qual macht.

Wir gingen durch ein immer breiter sich ausdehnendes Thal, indem die Berge zurücktraten, bis wir wieder mäßig emporsteigend, in einer geschwungenen Bergeinsenkung acht Säulen, je zwei und zwei neben einander sahen, hinter welchen eine einzeln stehende Säule aufragt. Ein Hirt weidete seine Schafe zwischen diesen Ueberresten von Usbuste, wie heut zu Tage die Ruinen der hebräischen Stadt Schomrom heißen, oder wie sie Josephus nennt: Samaria.

An diesen Säulen vorbei durch Baumpflanzungen und in niedrigen Steineinfassungen gehegten Gärten ritten wir ziemlich steil den Berg empor. Wir gelangten an Trümmer eines noch als Thor- oder Triumphbogen erkennbaren Baues, und uns zur Linken wendend, ritten wir zwischen einer Doppelallee von noch aufragenden, meist kapitällosen halb zerschmetterten Säulen hin, die 16 Fuß hoch sind und deren Durchmesser nicht ganz 2 Fuß mißt. Eine Säule von der andern 8 Fuß, eine Reihe derselben von der andern an 50 Fuß entfernt. Da und dort hin gestreute, zerbrochene Kapitäle zeigen von jonischer Ordnung. Alle Säulen, die noch aufragenden und hinliegenden, oder wo nur die Sockel waren, zählte

ich, eine Viertelſtunde langſam zwiſchen-durch reitend, auf neunzig. Man hält dieſe Säulen, die ſich auf einer jetzt mit Getreide und Bäumen bepflanzten Bergfläche hinziehen für den prachtvollen Umbau des Tempels, den Herodes auf der Höhe des Berges erbaut hatte.

Wir kamen endlich an das Dorf, das aus elend gebauten Häuſern beſteht, in deren Mauern einzelne Säulenſtücke, Kapitäle, große gemeißelte Quadern zu ſehen ſind.

Dies iſt, oder vielmehr iſt nicht mehr die alte Stadt Schomrom, die der König Amri erbaute und die Reſidenz der Könige von Israel war. Nirgend traf das profetiſche Wort Micha's ſo genau ein wie hier: „Und ich will Samaria zu Steinhaufen im Felde machen, die man um die Weinberge legt und will ihre Steine ins Thal ſchleifen und zu Grund einbrechen. Alle ihre Götzen ſollen zerbrochen werden."

Am Ende des Dorfes liegen die Ruinen der Kirche Johannes des Täufers, in welcher er nach der modernen Mönchslegende begraben liegen ſoll, entgegen dem Berichte der Kirchengeſchichte des Euſebius, der das Martyrthum und das Grab Johannes an das todte Meer verlegt.

Wie das Thor der Stadt über den Weſtrand des Berges ragt, ſo die Kirche auf dem öſtlichen. Vor derſelben lagerte eine Karawane von Kameelen und Maulthieren; ich erwartete den Wächter, der mir die Ruine der in eine Moſchee verwandelten Kirche öffnen ſollte. Matthia kam und berichtete, daß der Wächter ſich weigere, mir den Eintritt zu gewähren und wiewohl er durch den Schech hierzu gezwungen werden könnte, rathe er dies nicht zu wollen, indem auch hier die Bevölkerung durch die letzten Vorgänge in Nablus in feindlicher Aufregung ſei.

Ich mußte mich denn begnügen, die ruinenhaften Umfangmauern zu beſteigen, um in den ſchön gepflaſterten Vorhof des Gebäudes zu blicken. Hier zeigte ſich in einer Niſche ein Grabmal und die kleine Kuppel der Moſchee. Zwei verkrüppelte Palmen geben ein Zeichen, daß ſie auf Bergen eben nicht ſchlank und hoch gedeihen. Das ganze intereſſante Bauwerk iſt ein Gemiſch von römiſchem und mauriſchem Bauſtile. Spitz- und Rundbogen ſind

hier friedlich neben einander gebaut, die Fenster sind hoch und schmal.

Innerhalb dieser Kirche in einer unterirdischen Kammer verehren die Araber das Grab des Nebi Yehya, des Proseten Johannes des Täufers.

Der Blick von diesem fleißig bebauten Berge, wo man sich immer auf seinem Rande befindet, schweift in eine großartige, von Bergen eingeschlossene Landschaft und läßt wohl erkennen, wie Herodes diesen Berg nicht allein mit einer Tempelstadt bedecken, vielmehr eine gut befestigte Residenz erbauen wollte.

Dort wo der Berg von der Kirche abfällt und zwischen Olivenbäumen niedergerollte Architekturstücke zeigt, stiegen wir in ein schön bepflanztes Thal. An einer Quelle zwischen Feigenbäumen lagerten wir uns, um ein Frühstück einzunehmen. Männer und Frauen waren mit Hacken und Schaufeln thätig, um die steinernen Rinnen, die das Quellwasser in ihre Gärten leiten, tiefer zu graben, weil die Quelle im Sommer zum Theil versiegt, wenigstens nicht so reichlich überfließt. Ein junger Mensch kam an unsere Lagerstelle und bot mir eine Kupfermünze mit der schwer leserlichen Prägung: „Sebaste Syriä" zum Kaufe an. Er war erfreut, als ich ihm einen Piaster, sechs Kreuzer, für dieselbe gab.

Um noch vor der drückendsten Mittagsglut in Nablus einzutreffen, mußten wir bald aufbrechen.

Matthia ritt diesmal, ohne daß ich den Grund wußte, voran und war bald aus unserem Gesichtskreise hinter Hügeln verschwunden. Ich war mit Mahmud und unserem Eseltreiber allein. Mahmud war eine der schönsten Männergestalten, die ich im Oriente sah. Sein Kopf war von edelstem griechischen Schnitte, die Hautfarbe tief gebräunt. Da wir mit einander nicht reden konnten, suchte er mich durch seine Reiterkünste zu erheitern. Bald that er, als ob er mit seiner Lanze einen Feind anreiten wollte, bald führte er alle Attitüden aus, die ein Reiter annimmt, wenn er einer geschleuderten Lanze ausbeugen, oder sich vor den Hieben eines Säbels schützen will. Um diesen gespielten Kampf noch lebendiger zu machen, feuerte er seine Pistole ab und im Hinjagen durch das Thal, in

dem wir uns jetzt befanden, lud er ſie wieder mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit, um ſie abermals abzubrennen. Was ich auch jemals an Reiterkunſtſtücken in einer Arena ſah, es reichte nicht an die kühne Gewandtheit, an die Pracht und Kraft der Bewegungen dieſes ſchönen Beduinen.

Um ihm meine Freude an ſeinem plaſtiſch ſchönen Thun zu bezeugen, hielt ich eine Silbermünze empor und warf ſie ihm hoch durch die Luft entgegen. Sein Falkenauge hatte ſie funkeln geſehen und im raſenden Galopp ſein Pferd zügelnd, daß es plötzlich wie eingewurzelt ſtand, fing er die Münze mit ſeiner linken Hand auf.

Es hätte mir daran genügen ſollen, aber ich wollte ihm noch ein anderes Zeichen meiner lebhaften Theilnahme geben und eine Piſtole aus der Halfter ziehend, brannte ich ſie ab. In dieſem Momente griff mein bisher ruhig ſicheres Pferd aus und jagte toll mit mir durch die Fläche. Da keine Bäume und Felſen ſichtbar waren, ließ ich das Thier hintoben, bis es in Schweiß gebadet, ermüdete und wieder ruhig im Schritte ging.

Wir langten an einem, von großen Steinblöcken umgebenen Brunnen an, wo mehrere Reiter ihre Pferde tränkten und Kameele wiederkauend umher lagen. Mathia trat mir mit einem Glaſe ſchwarzen Kaffee's, in den er den aus Nazaret von Fra Joachimo erhaltenen Rebengeiſt gemiſcht hatte, entgegen und forderte mich auf, zu trinken. Denn ich ſei ihm, ſagte er, ſeit dem frühen Morgen ſehr blaß vorgekommen, was allerdings durch den ſcharfen Ritt jetzt nicht mehr der Fall war.

Noch eine halbe Stunde durch ein prächtig bebautes Thal, im Angeſichte der Berge Garizim und Ebal, und wir waren nach ſechsſtündigem Ritte in Nablus.

Nablus.

Erkrankung. — Herzliche Theilnahme. — Ahriman und Ormuzd. — Avicenna's Epigonen. — Der Teufel will Arznei. — Geheimnißvolles Heilverfahren.

Matthia hatte Recht, um mich besorgt zu sein, denn kaum hatten wir in dem Hause eines ihm bekannten Griechen Gwies Unterkunft gefunden, erneuerte sich, fast plötzlich, der dumpfe Kopfschmerz, den ich am Morgen empfunden hatte. Ich fing an ein Zittern zu fühlen, und schwer zu athmen, der Puls gab hundert Schläge in der Minute und ein brennender Durst verzehrte mich.

Ich sank kraftlos auf den Divan einer mir eingeräumten, großen Stube zusammen und meinte mich am Beginne einer schweren Krankheit.

Kein Moment meiner Reise war peinvoller als dieser. In einer fremden Stadt, aus der alle Europäer, des stattgehabten Aufruhrs wegen, entflohen waren; ohne Arzt, preisgegeben jedem Zufall der Krankheit, fast ohne Geld, dessen ich der Vorsicht wegen nur so viel mitgenommen hatte, um knapp auszukommen — ergriff mich eine angstvolle Bekümmerniß, die der Fieberzustand nur noch erhöhte.

Ich fand von der Frau des Hauses die freundlichste Theilnahme. Immer wieder, wenn ich zu trinken verlangte, stieg sie die Treppe hinab und brachte vom Brunnen Wasser; sie that das unermüdet und sprach jedesmal mit mir in so weichem, rührendem Tone, daß ich ihr Bedauern und ihren Trost zu vernehmen

glaubte. Zuweilen ſchickte ſie mir ihr kleines ſechsjähriges Mädchen, oder ihren nicht viel älteren Knaben, um mir die Fliegen fern zu halten. So oft ſie auch kamen, brachten ſie mir jedesmal eine Orangenblüte, eine Nelke, Lavendel, oder Rosmarin und freuten ſich, wenn ich ihnen andeutete, daß mir ihre duftende Liebesgabe wohlthue.

Matthia kam zu wiederholten Malen und ſagte mir, die Hausfrau ruhe nicht, in ihn zu dringen, daß ich einen Arzt, deren die Stadt ſo viele ausgezeichnete habe, rufen laſſe.

Ich trank heiße Limonade und ließ mich mit wollenen Decken belegen, und in faſt gedankenloſem Hinſtarren kam ein trefflicher Arzt, der Schlaf.

Als ich erwachte hing in der Stube eine große Laterne herab, die mit einer Oellampe den dunkel gewordenen Raum erleuchtete. Ich war allein und fühlte mich bis zum Tode matt; doch hatte der Kopfſchmerz nachgelaſſen und mit einem eintretenden Symptome heftiger Erkältung ließ die Schnelligkeit des Pulſes nach. Ich nahm es als ein gutes Zeichen, daß ich anfing Langeweile zu empfinden und gab, da es erſt acht Uhr Abends war, dem eintretenden Matthia den ihm ſehr willkommenen Auftrag zwei der berühmteſten Aerzte von Nablus zu holen. Ich wollte bei ſchlechter Gelegenheit meine Kollegen, die arabiſchen Epigonen des Avicenna kennen lernen.

Es traten nach einer Stunde zwei ehrwürdig ausſehende Männer ein, der eine war ein Greis mit langem ſchneeweißen Barte, der andere ein ernſtblickender Mann mit ſchwarzem Barte. Als ſie mit einander über meine Krankheit ſpäter ſprachen und in einen lebhaften Widerſpruch geriethen, erſchienen ſie mir durch den Umſtand ihrer ſchwarzen und weißen Bärte wie Ahriman und Ormuzd, wie Licht und Finſterniß, die um eine Menſchenſeele mit einander ringen.

Matthia reichte ihnen Kaffee und Tſchibuk und beide ſetzten ſich neben den Divan, auf dem ich lag, gekreuzter Beine auf einen für ſie ausgebreiteten Teppich nieder.

„Ich ließ Euch, meine geehrten Herren! bitten, zu mir zu kommen und meine Krankheit zu heilen."

Daran hast Du wohl gethan! sprach Ormuzd. Du bist weise, sagte Ahriman!

Ich erzählte den Herren, was ich für den Grund meiner Krankheit, die ich ihnen schilderte, hielt. Ahriman griff mit seiner Rechten nach meinem Pulse. Es ist unsagbar, warum ein arabischer Arzt nie mit der linken Hand den Puls tastet, wie überhaupt auch beim Speisen die linke Hand völlig ruhen muß; sie ist unrein. Nun berührte Ormuzd meinen Puls.

„Glaubst Du", ließ mich Ahriman fragen, „daß ich Dir helfen kann?"

Ich hätte Dich sonst nicht rufen lassen, wenn ich nicht gehofft hätte, daß sich Deine bewährte Wissenschaft an mir erproben werde.

„Nicht ich, sondern die Arznei, wird dich heilen. Glaubst Du an die Kraft der Arzneien, oder an geheimnißvolle Kräfte?"

Ein Jünger der modernen skeptischen Schule Wiens, erwiederte ich, daß ich an der Kraft der Arzneien zweifle und an die geheimnißvollen Kräfte glaube.

„Dein Geist, Herr! ist klar und Dein Herz ist fromm", sagt Ormuzd.

Ich mußte mich völlig entkleiden und auf den Bauch legen. Licht und Finsterniß fingen nun weich und warm an über meinen Rücken zu streichen, bis zur Cauda equina herab. Da ruhten die Hände der geheimnißvollen Mächte aus und es begann ein wunderlich singendes Reden, wie Frage und Antwort hinter meinem Rücken. Wieder fuhr es, wie trockene Flammen über mich herab und wer weiß, welche Farben ein mit odischem Licht sehen begnadetes Auge an mir entdeckt hätte.

Dieses Thun dauerte mehr als eine Viertelstunde, dann bestrich Ormuzd meine Stirne mit einem fein duftenden Oele, das Ahriman mit Baumwolle wieder auftunkte und wand mir ein Tuch, fest anliegend, turbanartig um das Haupt.

Beide Herren redeten nun untereinander und waren nach einer arabiſch heftigen Zwiſchenſprache wieder ganz ruhig. Der Greis ſendete ſeinen Diener, der auf der Terraſſe vor der Stube ſein harrte, in ſeine Wohnung, um eine Arznei zu holen.

„Sprachſt Du nicht, daß Du mich nur mit geheimnißvollen Kräften heilen wolleſt?“

Der Iblis, der Teufel, die Krankheit will ſeine Nahrung haben und weicht nicht, wenn man ihn hungern läßt.

„Gieb ihm zu trinken, geehrter Herr.“

In der Furcht, die herbeigeholte Arznei nehmen zu müſſen, that ich, als ob mir ein Schlaf ankäme und war es die Wirkung des magnetiſchen Verfahrens? war es meine Ermattung? Ich erwachte am folgenden Morgen, als die Sonne ſchon heiß auf die Terraſſe brannte, auf die ich durch die offene Türe der Stube von meinem Lager hinausſchaute.

Neben mir ſtand ein Glas, in welchem ſich dem Dufte und Geſchmacke nach in Waſſer ſehr verdünnte Opiumtinktur befand, welche die Aerzte mir vorher geben wollten. Mathia hatte einem jeden 20 Piaſter, zwei Silbergulden gegeben, um, wie er ſagte, mir in der Stadt einen Ruf der Großmut zu bereiten.

Bei den Samaritanern.

Der Priester. — Die Synagoge. — 150 Seelen. — Uralter Pentateuch. — Verachtung des Talmud. — Gestohlene Gebetbücher. — Armbänder. — Taubenanbeter. — Die Juden.

Mein Puls schlug wieder regelmäßig, aber die Betäubung des Kopfes und die Mattigkeit der Glieder, wenn auch in gemäßigterem Grade, dauerten noch fort. Da ich aber nicht Aussicht hatte jemals wieder nach Nablus zu kommen, so überwand ich meinen Zustand und ließ mich zu den Samaritanern bringen. Wiewohl sie nicht sehr fern wohnten, befahl ich doch, die Pferde zu satteln.

Matthia theilte mir mit, daß Mahmud mit seinen Pferden zurückgekehrt sei, indem er uns nicht ferner bis nach Jaffa begleiten wollte und so hatte er neue Thiere gemiethet, die uns jetzt durch die Stadt bis zur Behausung der Samaritaner trugen.

Die Straßen sind auch hier, wie in allen Städten des Orients eng und schmutzig, die Häuser aber höher und fester gebaut; sie machen fast den Eindruck mittelalterlicher Burgen und scheinen ganz geeignet, daß die Bewohner, wenn sie verproviantirt sind, sich gegen einen Angriff lange vertheidigen können. Der Bazar war reicher und lebhafter, als ich mir ihn gedacht hatte. Was sich aber ganz wohl begreift, wenn man bedenkt, daß die Stadt die Vermittlerin des Handels und der Karawanen zwischen Damaskus und den Seestädten ist.

Das Quartier der Samaritaner befindet sich am Fuße des Garizim, es ist aus mehreren sehr großen und massiv gebauten

Häuſern zuſammengeſetzt. Wir gingen in jenes Haus, wo ſich die Synagoge befindet.

Ein kleiner Hofraum mit Marmor gepflaſtert, in welchem vier Orangenbäume ſtanden, führte uns in eine dem Hofe zu offene viereckige, gewölbte Halle. In dieſer war der den Kommenden entgegengeſetzten Wand eine Marmortafel mit einer ſamaritaniſchen Inſchrift eingefügt.

Wir warteten in dieſer Halle auf den Hohenprieſter der Samaritaner. Es kam ein hoher, ſtarker Greis, von etwa ſiebenzig Jahren, ganz in weiße Gewänder gehüllt, in deren Saume blaue Streifen eingewebt waren. Sein Haupt umwand ein weißer Turban. Sein Kopf hatte eine merkwürdige Bildung, er war, wie aus verwittertem Geſtein gemeißelt, alle Züge ſtark und energiſch, während die langen, überhängenden, an einander gezogenen Brauen dem Antlitz einen Ausdruck von Zorn gaben, der durch die kraftvolle Stimme des Greiſes noch erhöht wurde.

Er hieß uns die Schuhe ablegen und öffnete die Thüre der Synagoge. Wir befanden uns in einem mäßig großen ziemlich hoch gewölbten Raume, der nur durch ein Fenſter Licht empfängt. Der Thüre gegenüber und zur Rechten und Linken ſind eben ſo hohe, wie die Synagoge ſelbſt vertiefte Räume, etwa wie Alkoven, in die man über eine Stufe gelangt. Fünf weiße Blechreife, an denen Oel gefüllte, weißgläſerne Lampen angebracht waren, hingen von dem Gewölbe herab. Der Eſtrich war mit Strohdecken belegt. Der Bau dieſer Synagoge iſt 500 Jahre alt.

Der Hoheprieſter Salameh Cahen, derſelbe, welcher zu Anfang dieſes Jahrhunderts mit Sylveſter de Sacy correſpondirte, erzählte mir, indem er ſich auf die Schwelle eines mit einem Vorhange verhüllten Alkovens ſetzte, daß er vom Stamme Levi abſtamme, während die übrigen Samaritaner dem Stamme Ephraim und Manaſſe angehören.

„Auch ich bin ein Levite.“

Du biſt ein Jude? fragte er erſtaunt und kommſt zu uns, den Samaritanern, die von den Juden verachtet werden?

„Verachtet Gott? und darf das ein ſterblicher Menſch?“

Du biſt nicht, wie die Andern! Wir würden gerne mit den Juden in Freundſchaft leben, aber ſie vermeiden jeden Verkehr mit uns.

„Wie groß iſt die Gemeinde der Samaritaner?“

Unſere Zahl iſt klein, wir zählen nur 150 Seelen. Früher gab es, noch vor 100 Jahren einzelne Samaritaner in Damaskus, in Jaffa, in Askalon und Gaza. Auch im Lande Mizraim giebt es ſeit 300 Jahren keine Samaritaner mehr. Iſt es wahr, daß in Genua Samaritaner leben?

Als ich über dieſe Frage erſtaunt, ſie verneinte, konnte ich nicht erfahren, wer dem Hohenprieſter dieſe Mittheilung gemacht habe. Als ich ihn erinnerte, daß Wilſon ihm Grüße von Samaritanern aus Bombay gebracht habe, konnte er ſich nur dunkel dieſes Reiſenden erinnern; doch wußte er, als ich von Sylveſter de Sacy mit ihm ſprach, daß dieſer bereits geſtorben ſei.

„Wir ſind,“ fing er wieder zu klagen an, „allein auf der Welt und arm. Hätten uns die Engländer in dieſem Jahre nicht 100 Pfund geſchickt, wir hätten mit unſern Kindern hungern müſſen.“

Arbeiten denn die Samaritaner nicht, um ihr Brot zu erwerben?

„Es ſind einige Schneider und Schuhmacher und Krämer unter uns. Wir ſind ein armes Volk. Wir dulden ſeit Jahrtauſenden, aber wir dulden freudig, denn wir erhalten das reine Geſetz Moſes' auf Erden.“

Willſt Du die Gnade haben und mir Euer berühmtes heiliges Buch zeigen?

„Ich werde Dir dieſen Segen gewähren!“

Während wir ſprachen kam der Sohn des Hohenprieſters, auf den er ſeine Würde vererben wird, und zwei Knaben, ſeine Enkel herein. Er war in weiß und gelb geſtreiften Wollſtoff gekleidet und trug einen hochroten, ſeidenen Turban. Sie ſetzten ſich neben uns auf die Strohdecke.

Der Hoheprieſter war aufgeſtanden und ſchob von dem Alkoven, dem er mit dem Rücken zugekehrt ſaß, den von der Decke bis zum Eſtrich herabhängenden ſeidenen, gelbweiß geſtreiften Vor-

hang zurück. Hinter dieſem, dem Berge Garizim zugewendet, in einem hölzernen auf einem mit buntem Tuche belegten Betpulte ſtand die Bundeslade offen und ohne Thüren.

Der Greis hob einen länglichen ſchmalen Kupferkaſten hervor, der künſtlich mit Silber eingelegt, mit dem Namen Desjenigen geziert iſt, der ihn vor 500 Jahren verfertigt hat. Er öffnete das Gehäuſe und in ihm lag, von einem rotſeidenen Mäntelchen bedeckt, jener berühmte, auf Pergament geſchriebene Pentateuch, der von Abiſua, dem Sohne Pinehas, Sohn des Eleaſar geſchrieben und 3460 Jahre alt ſein ſoll. Dieſer Pentateuch iſt auf ſehr vergilbtes Pergament geſchrieben, das bereits ſehr morſch und brüchig und vielfach zerriſſen iſt. Er würde nicht mehr zuſammenhalten und in kleinſte Fragmente aus einander fallen, wenn er nicht mit der größten Sorgfalt auf neueres Pergament gelegt, theils angeklebt, oder wenn die Fragmente größer ſind, angenäht wären.

Ich legte meine Finger an dieſe jedenfalls uralte Thorarolle und küßte ſie dann nach der in Synagogen hergebrachten Weiſe. Der Hoheprieſter ſagte:

„Du thuſt gut daran, Du küſſeſt das wahre, unverfälſchte Geſetz Moſes'. Wir zeigen es nicht Jedem."

Unmittelbar nach dieſer Bemerkung rühmte er mir die Großmut einiger Reiſenden, denen er die gleiche Ehre erwieſen hatte. Ich bat ihn, mir eine Stelle vorzuleſen.

„Das ſollen meine Enkel thun, damit Du ſieheſt, daß unſere Kinder hebräiſch leſen können, auch ſchreiben."

Er ſandte einen der Knaben um ſein Schreibbuch; der andere las.

Es war ein wunderliches Rezitativ, von dem der Juden völlig verſchieden und wenn ich nicht gewußt hätte, daß aus dem Pentateuch geleſen werde, ich wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß es hebräiſch ſei.

Ich fragte den Hohenprieſter, ob er auch das El Affuri leſen könne, er bejahte dies; konnte aber, als ich ihm meine hebräiſche Denkſchrift „Kol mebaſſer" überreichte, nur mühſam das Wort Israel heraus buchſtabiren.

„Aus welchem Lande kommst Du?"

Aus dem großen Reiche des Sultan njemßa.

Er schüttelte das Haupt, als Zeichen, daß er es nicht kenn
was er auch that, als ich Oesterreich nannte.

„In Deinem Lande schreiben die Menschen nicht hebräisc
wie im gelobten?"

Der Knabe, den sein Großvater, um das Schreibbuch g
schickt hatte, zeigte mir seine hebräische und arabische Handschri
die beide genug zierlich waren. Alle Samaritaner sprechen arabisc

Ich fragte den Hohenpriester, ob er den Talmud lese?

„Niemand von den Samaritanern, weil wir an seinen Inha
nicht glauben. Das Gesetz Moses' ist einfach und klar. Hätte Go
gewollt, daß wir noch mehr Gebote halten, er hätte sie nicht de
Deutungen der Rabbinen überlassen."

Leset Ihr nicht zuweilen ein arabisches Buch?

„Das thun wir."

Warum dann nicht auch den Talmud, nicht um an s
Inhalt zu glauben, sondern aus Neugierde. Die Karaiten ha
auch die Gesetze des Talmud nicht; ihnen ist wie Euch nur
Wort Moses' heilig; aber Manche von ihnen lesen doch
Talmud.

„Was kann er für uns enthalten!"

Willst Du, ehrwürdiger Herr! mir nicht ein geschrie
Gebetbuch, von den Eueren, auf die Reise geben?

„Wir verkaufen kein Buch. Es wollte ein Reisender un
viel Silber geben, als ein Gebetbuch schwer ist, wir ver
gerten es ihm. Der engliche Consul half einem von den
ren nach England, der war ein Abtrünniger und hat uns
Gebetbücher gestohlen."

Du sagtest mir, daß Ihr sehr arm seid. Warum ver
Ihr nicht geschriebene Gebetbücher? Was Menschen schrei
ja nicht heilig.

„Aber die Menschen, die unsere Gebetbücher nicht ver
könnten sie zu unheiligen Zwecken verwenden."

Der Greis ſtand auf, that den Pentateuch wieder in die Lade, zog den Vorhang vor und neigte ſich tief zur Erde. Dann verließen wir die Synagoge. In dem Hofraume waren jetzt zwei Frauen, die ſich raſch verſchleierten, damit beſchäftigt, kupferne Gefäße blank zu ſcheuern. Sie trugen drei Finger breite ſilberne Armbänder von ſeltſam fremder Form. Ich ließ ſie fragen, ob ſie mir dieſelben verkaufen wollten? Was ſie ſogleich bejahten und ſo wurde ein Schmuck von den armen Samaritanerinnen mein, der am Arme der Dame, der ich ihn mitbrachte, ſogleich die Aufmerkſamkeit feſſelt.

Ich muß es bemerken, weil es der einzige Fall auf meiner Reiſe im Oriente war, daß mir im Hauſe der Samaritaner keinerlei Gaſtfreundſchaft erwieſen, dagegen wiederholt, wahrſcheinlich um mich zu einer gleichen aufzumuntern, die Großmut der Reiſenden gerühmt wurde. Ich ließ ein Geldgeſchenk zurück und ſchied.

In Nablus lebt auch eine kleine ſepharediſche Gemeinde in einem einzigen Hauſe beiſammen; ſie zählt nur vierzig Seelen und hat keinen Chacham. Ich beſuchte das Haus, das ein ſchmales Sackgäßchen bildet, zu deſſen beiden Seiten enge, unſagbar ſchmutzige Kammern ſind, die nur durch die Thüre Licht empfangen. Die Weiber mit ihren Kindern, in einem ekten Anzuge, umringten mich bald und bettelten. Es war blos ein ältlicher Mann anweſend, der mich in die Synagoge führte, die ſich in demſelben Hofraume befindet. Wir ſtiegen vier Stufen zu einem Raume hinab, der höchſtens für zwanzig Perſonen gedrängt Platz bietet und kahl und weihelos ausſieht.

Ich fragte den Mann, ob er mit den Samaritanern umgehe?

Die Weiber erhoben ein abwehrendes Geſchrei und eine von ihnen ſagte: „Biſt Du bei den Taubeanbetern geweſen?“

Ich bejahte es.

Wieder kehrten ſich die Weiber mit einem mißbilligenden Schreie ab und die Eine ſprach wieder: „Weißt Du auch, daß

ſie Schlachtopfer bringen auf dem Berge Garizim? Nimm ein reinigendes Bad, Herr! da Du ſchon bei ihnen geweſen biſt."

Ich erbat mir für die Weiterreiſe einige geſchlachtete Hühner von ihnen, die ſie mir in das Haus zu bringen verſprachen; der alte Mann, welcher der Vorbeter, der Beſchneider, der Schlächter, der Arzt und der Amulettenſchreiber dieſer kleinſten Gemeinde, die ich im Oriente fand, iſt, brachte mir das Gewünſchte und noch einen gebackenen in Oel getunkten Kuchen mit, den ich nicht zu eſſen wagte.

Auf dem Garizim.

Die Waſſerſcheide. — Die zwölf Steine. — Ueberlieferungen. — Jüdiſche Conſtituante. — Lichtberge. — Ein ſchönes Sprüchwort.

Ich ruhte bis nach der Mittagsglut, denn mein Unwohlſein hatte ſich in Mattigkeit aufgelöſt und ich wollte Kräfte ſammeln, um gegen Abend den Garizim zu beſteigen.

Matthia kam um fünf Uhr mit einem Samaritaner, der unſer Führer ſein ſollte. Wir ſtiegen zu Pferde und waren durch eine reich mit Bäumen bepflanzte und bewäſſerte Schlucht am Fuße des Garizim, welcher, wie der ihm gegenüberliegende Ebal, ſich kahl und ſteinigt erhebt. Zwiſchen beiden lang hingeſtreckt liegt das ſchmale, üppig grüne Thal von Nablus, aus deſſen prächtigen Bäumen und duftenden Gärten das bibliſch alte Sichem mit ſeinen maſſiven Steinhäuſern, funkelnden Kuppeln, weißen Minareten hervorleuchtet. Alle Häuſer haben, wie die in Jeruſalem, Kuppeln, und das Thal zwiſchen den Bergen des Segens und des Fluches liegt als ein ſelig junger, grüner Strom mitten inne. Nur Damaskus gewährt, rückſichtlich ſeiner Fruchtbarkeit und ſeines Quellenreichthums, einen gleich erquickenden Anblick.

Erſt in neuerer Zeit wurde durch den ſcharfſinnigen Beobachter Robinſon die intereſſante Entdeckung gemacht, daß Nablus auf der Waſſerſcheide des Thales liege, indem die Quellen im Oſten nach dem Jordan, die im Weſten nach dem mittelländiſchen Meere abfließen. Das Thal iſt nur eintauſendſechshundert Fuß

breit und die beiden Berge erheben sich steil etwa achthundert Fuß über demselben empor. Daß der Berg des Segens fruchtbar, der des Fluches kahl sei, ist eine Legende, die von der poetischen Anschauungsweise vieler Reisenden, Benjamin von Tudela an der Spitze, zeugt. Ich sah beide Berge gleich kahl und unwirtlich.

Zahlreiche Grabhöhlen am Ebal, während der Garizim keine enthält, zeugen nur von der Anschauungsweise des Volkes seit alten Tagen, welche mit jener der Reisenden zusammenstimmt.

Nach einer starken Viertelstunde hatten wir die Höhe des Berges erreicht, die sich als ein langgezogenes Tafelland darstellt. Auf einer kleinen Anhöhe des Bergrandes befindet sich ein Weh, wo die Samaritaner am Neujahr-, am Versöhnungs-, Laubhütten- und Passahfest ihr Gebet verrichten kommen. Am letztern bringen sie oben Lämmer als Opfer dar. Die Stelle zu diesem Opfer ist durch zwei Reihen Steine und eine sehr nachlässig ausgemauerte Grube bezeichnet.

Hinter dieser Anhöhe liegen die weitläufigen Ruinen einer wahrscheinlich aus der Römerzeit stammenden Veste, deren zerstörte Mauern und Thürme fugengeränderte Steine zeigen. Diese Ruinen, die lange irrig für Ueberbleibsel des alten Tempels gehalten wurden, sind übrigens selbst unter den Samaritanern unter dem Namen: das Kastell bekannt.

Tiefer als dieses Kastell liegen flache Steine, die ihrer Größe wegen auffallen. „Hier liegen", sagte unser samaritanischer Führer, „die zwölf Steine begraben, welche die Israeliten aus dem Jordan mitgebracht haben."

Benjamin von Tudela berichtet, er habe den Altar der Samaritaner aus diesen zwölf Steinen aufgebaut gesehen.

Als wir von dieser Stelle weiter gingen, forderte mich unser Führer auf, die Schuhe abzulegen. Ich folgte seiner Aufforderung, wie schmerzlich es auch war, über die Steine hinzugehen. Wir betraten, während Matthia zurückblieb, eine ziemlich große Felsenfläche, auf der die Stiftshütte mit der Bundeslade gestanden haben soll. Ringsher sind kaum kenntliche Ueberreste einer Mauer, die vielleicht diejenige des Tempels gewesen ist.

Unſer Führer erzählte: „Hier oben dürfen wir nach jeder Weltgegend uns wenden, um zu beten; aber unten müſſen wir das Angeſicht immer gegen den Garizim kehren. Hier wird der el Muhdy, der Führer, erſcheinen, der uns erlöſen wird aus der Sklaverei. Es iſt bald das Maaß der Welt voll und unſere Erlöſung iſt nicht mehr ferne.“

Nahe dieſer großen Felſenfläche zeigte er mir die Stelle, wo Abraham ſeinen Sohn Iſaak opfern wollte. Als ich ihm ſagte, daß dieſe Begebenheit auf dem Berge Moria in Jeruſalem, wo der Tempel Jehova's ſtand, ſich zugetragen habe; erwiderte er: „Es wäre mir eine Sünde, Dich in Deinem Glauben zu ſtören. Hier aber iſt der Ort.“

Welche Stelle es auch geweſen ſein mag, wo dieſe oder eine andere That ſich begeben hat, oder irgend ein Stein oder Tempel lag — wieder wie in Jeruſalem betrachten wir die ganze große Szene, die kaum wie eine andere in der heiligen Schrift beſtimmt gezeichnet iſt. Und es iſt von tiefem Eindruck, nach Jahrtauſenden, mit der unantaſtbaren Urkunde in der Hand, den Schauplatz zu ſehen, auf ihm umherzuwandeln, wo ein großes religiöſes und politiſches Ereigniß ſtattgefunden hat, welches eines der merkwürdigſten Völker der Erde erlebt hat und zu dem man ſelbſt gehört.

Die Araber nennen den Garizim el Tur; nur die Samaritaner bezeichnen ihn mit dem alten Namen: „der Berg des Segens, Griſim.“ Entgegen der heiligen Schrift, wie wir geſehen haben, verlegen ſie den von Joſua „dem Gotte Israel erbauten Altar auf dem Berge Ebal“ auf den Garizim und behaupten, die Nennung des Berges Ebal ſei in dieſer Beziehung eine Fälſchung des Textes. Der ſieghafte Feldherr baute den Altar von ganzen Steinen, die mit keinem Eiſen behauen waren. Er brachte Brand- und Dankopfer dar und ſchrieb das Geſetz Moſes' auf Steine, die mit Kalk überzogen waren. Und das ganze Israel mit ſeinen Aelteſten und Amtleuten und Richtern ſtunden zu beiden Seiten der Bundeslade, die Fremdlinge ſowohl als die Einheimiſchen, eine Hälfte neben dem Berge Griſim und die andere neben dem Berge Ebal, zu ſegnen das Volk Israel.

Einen großartigern Akt hat kein Volk der Erde in der uralten und in der neuern Welt aufzuweisen, als, um es mit einem modernen Ausdrucke zu bezeichnen, die Beschwörung dieser religiös-politischen Constituzion.

Wo jetzt die Stadt gebaut ist, stand die Bundeslade, das heilige Palladium des Volkes, der heilige Geist des Gesetzes, das unverlöschliche Licht der Lehre. Um sie schaarten sich die Leviten mit dem Angesichte gegen Morgen; sie hatten somit zu ihrer rechten Hand, welche im Morgenlande seit Urzeiten als die vornehme gilt, den Garizim, zur minder edlen Hand den Ebal. Was vielleicht erklären mag, warum die am Garizim stehenden Stämme den Segen sprechen und die am Ebal, trotzdem der Altar auf ihm errichtet war, den Fluch.

Seitdem das Volk die heilige Lehre am Sinai empfangen hatte, war es nicht so mächtig und zu Hunderttausenden geschaart wie jetzt. Damals lauschend einer verheißenen Zukunft, jetzt in einer erfüllten, großen Gegenwart stehend.

Das Gesetz Moses' ward gelesen, laut mit Posaunentönen verkündet, und nicht von einem Priesterchore, von ganzen Stämmen von einem großen Volke wird Amen gesagt, wenn die Segnungen ausgesprochen werden und die Flüche.

Sinai und Garizim sind Lichtberge der Erde, auf ihnen ruhten die kühnen Adlergedanken des größten Gesetzgebers, zu ihnen schaute ein ewiges Volk empor und um den Sinai waren, erzählt eine schöne rabbinische Legende, als die Donnerstimmen der Lehre erklangen, alle noch ungeborenen, zukünftigen Seelen des jüdischen Volkes versammelt, um zu hören und durchleuchtet zu werden.

Es giebt kein schöneres Sprüchwort, als welches ein Jude sagt, wenn ihn ein aristokratischer Glaubensgenosse demütigen will: „Auch meine Seele ist an dem Berge Sinai gestanden!"

Der Ebal.

Urſache des Aufruhrs. — Samaritaniſche Begräbnißſtätte. — Ebal arabiſch. — Muſik.

Als wir den Garizim herab ritten, war es noch lange bis zum Sonnenuntergang und mein Führer fragte mich zu meiner Verwunderung, ob ich nicht noch auf den Ebal ziehen wollte.

„Iſt es denn nicht gefährlich, da hinauf zu gehen? Es iſt noch wenigen Reiſenden gelungen, ihn zu beſteigen.“

Ich führe Dich, Herr! ungefährdet wieder zurück.

„Aber das Volk von Nablus iſt jetzt aufrühreriſcher als je und es ſind, Du weißt es, vor nicht langer Zeit ſo blutige Opfer gefallen.“

Die Empörung war gegen einen vierzehnjährigen Knaben gerichtet, den der franzöſiſche Conſul durch ſeinen Einfluß beim Paſcha von Jeruſalem zum Agenten gemacht hat. Die franzöſiſche Flagge wurde bei dieſer Gelegenheit zerriſſen und mit Füßen getreten und wir hören, daß der Paſcha abgeſetzt werden wird.

„Ein engliſcher Miſſionair hat einen zudringlichen Bettler erſchoſſen. War nicht darum der Aufſtand?“

Das war zufällig, Herr! und nur die Veranlaſſung eines ſchon ſeit lange kochenden Grolles. Du biſt kein Franzoſe und kein Engländer, Herr! und Dir wird hier kein Leid widerfahren.

„Woher wiſſen die Leute, daß ich keines von beiden bin und wenn ich mißhandelt oder erſchlagen werde, kann es mir nützen, wenn ſich ſpäter erweiſet, daß ich den beiden großen Nazionen nicht angehöre.“

Der Schech ließ in dem Hause, wo Du wohnst, nach Dir fragen und dann haben die Aerzte, die Du so großmütig belohnt hast, von Dir erzählt.

So bedenklich diese Mittheilungen waren, ich hätte es doch unternommen, den Ebal zu besteigen; aber meine Mattigkeit war noch nicht völlig gewichen und ich mußte mich schonen, um den mir noch bevorstehenden zweitägigen Ritt nach Jaffa ertragen zu können.

Aber es war ein Schmerz, gerade diesen Berg, der noch so wenig bekannt ist, nicht besteigen zu können.

Als wir die schöne Quelle Asal erreicht und aus derselben treffliches Wasser getrunken hatten, kamen wir an der Begräbnißstätte der Samaritaner vorüber. Ich fragte meinen Führer, ob die Samaritaner besondere Beerdigungsgebräuche hätten, worauf er mir erwiderte: „Wir begraben unsere Todten nicht selbst, denn das Berühren einer Leiche verunreinigt. Wir lassen die Todten durch Mohammedaner auf den Begräbnißplatz bringen und in die Grube legen. Erst nach einigen Stunden gehen wir hinaus und trauern auf dem zugeschütteten Grabe um den Todten."

Ich schickte die Pferde in die Stadt zurück und ging noch einmal zur schönen Quelle, wohin auch eine Gruppe mohammedanischer Männer aus Nablus gekommen waren, um sich des allmälich rot leuchtenden Abends und der kühlen Quelle zu erfreuen.

Sie knüpften bald mit Matthia ein Gespräch an, indem sie fragten, wie lange ich in ihrer Stadt bleibe und was die Absicht meines Kommens sei. Matthia übersetzte mir ihre Reden, die unter den gegebenen Umständen nicht unbedenklich schienen und wie ich mich später überzeugte, nur aus gewöhnlicher Neugierde hervorgegangen waren. Auf ihre Frage, wie mir die Stadt gefalle, ließ ich ihnen sagen, daß sie so schön wie Damaskus sei, aber noch schöner durch den Ruhm der Tapferkeit ihrer Männer.

„Das ist ein edel denkender Mann!" sagten sie unter einander.

Ich sprach über die beiden Berge, in deren Angesicht wir saßen und als ich die Verwunderung aussprach, daß der Ebal

kahler und trauriger als der Garizim daſtehe, erwiederte einer der Männer: „Das iſt natürlich, Herr! der Ebal iſt der Sonne mehr ausgeſetzt, als der Garizim.“

Ich erhielt ſo die einfachſte Löſung einer ſeit Jahrhunderten von Reiſebeſchreibern legendenhaft geſchauten Thatſache, die den Berg des Fluchs gerne als verflucht und von Grün und Blüte verlaſſen betrachtet.

Ich fragte um den Namen des Ebal, indem ich auf den Berg zeigte, weil ihn, wie Ritter berichtet, Robinſon trotz wiederholten Fragens nicht erfahren konnte. Die Männer nannten mir den Namen Dſchebel Emat e din; doch kann ich nicht dafür einſtehen, daß ich die nicht immer gut verſtändliche Ausſprache der Araber, wenn ſie Namen nennen, mißhörend, vielleicht unrichtig ſchreibe.

Ich ſchied von den Männern, zu denen ſich noch etwa funfzehn geſellt hatten, unter freundlichſter Begrüßung, und ſo erfuhr ich auch am folgenden Tage, wo ich die Stadt und die Umgebung durchwanderte, in der eben erſt durch einen Aufruhr fanatiſirten Stadt durchaus nichts Unfreundliches, in einer Stadt, deren Bevölkerung faſt von allen Reiſenden, als dem Fremden ungaſtlich, wenn nicht feindlich geſchildert wird.

Als ich in meine Wohnung zurück kam, wurde ich von einer Gruppe Muſikanten, die auf der Terraſſe ſaßen, begrüßt: Geige, Hackbret und Handtrommeln begleiteten wieder jenen unangenehmen Geſang, den wir ſchon in dieſen Blättern geſchildert haben.

Die Hausfrau hatte die Leute beſtellt, um ihrem Gaſte Freude zu machen!

Jakobs Brunnen und Joſefs Grab.

Tiefe des Brunnens. — Legende. — Die Bibel. — Die Paßſtadt. — Feſte am Grabe.

Ich ließ um fünf Uhr Morgens ſatteln, um rechtzeitig wieder in der Stadt zu ſein, da ich an demſelben Tage die Reiſe fortzuſetzen beſchloſſen hatte.

Der friſche Hauch des Morgens vollendete meine Geneſung, und durch das üppig bebaute Thal vor dem Stadtthore eine halbe Stunde hinreitend, erreichten wir den Brunnen, den die Mohammedaner ſowohl, wie die Samaritaner als den des Erzvaters anerkennen. Eine Höhle in den Felſen hinab iſt theilweiſe mit einem Steine bedeckt. Waſſer konnten wir durch hinabgeworfene Steinchen nicht entdecken; doch ſoll der Brunnen jetzt der heißen Sommerzeit wegen ausgetrocknet geweſen ſein. Die Chriſten, welche dieſen Brunnen Bir es Samiriyeh nennen, verehren ihn nicht allein des Erzvaters wegen, ſondern weil an ihm das ſchöne Geſpräch mit der Samaritanerin geführt worden ſein ſoll.

In der Nähe liegen faſt ganz verſchüttete, unanſehnliche Ruinen einer ehemaligen Kirche; vier zerbrochene Säulenreſte ringsumher.

Die Tiefe des Brunnens wird verſchieden angegeben; der Zufall, daß einem Reiſenden eine Bibel hinabgefallen iſt, die ein an einem Seile hinabgelaſſener Araber wieder heraufholte, hat die Tiefe auf fünfundſiebenzig Fuß feſtgeſetzt, die früher noch größer ſein mochte, indem faſt jeder Reiſende, um ihn zu meſſen, Steine hineinwirft. Die Mönchslegende erzählt, daß der Brunnen jedes

Jahr einmal nur von frischem Wasser überquelle, und zwar an dem Tage, wo Jesus mit der Samaritanerin an demselben sprach.

Etwa dreihundert Schritte nördlich vom Jakobsbrunnen erhebt sich in dem von mäßigen, schön geformten Bergen umgebenen Rundthale ein weißschimmerndes, viereckiges Gebäude, das Grab Josefs. Eine schönere Ruhestätte ist nicht mehr zu finden, und jedenfalls wurde der Sohn schöner gebettet als seine schöne Mutter zwischen Bethlehem und Jerusalem.

Ich setzte mich, ehe ich das Grab betrat, auf einen Stein und schlug, während die große Szene mich umgab, die Bibel auf, um in ihr zu lesen, was sich alles hier begeben hat. Wie genial auch schon das gelobte Land geschildert und beschrieben wurde, die einfach naive Darstellung der Bibel überbietet Alles. Und da die Zustände im Morgenlande sich so wenig verändern, die Menschen in ihren Gewohnheiten bis auf die Tracht sich treu geblieben sind, so meint man oft, die Bibel schildere die Gegenwart.

Dieses durch sein Alterthum, seinen Geist und seine Poesie heilige Buch ist, wo es naive Zustände schildert, das unübertroffenste, das des Menschen Geist geschaffen hat. Welches Volk der Erde besitzt eine solche Urkunde seiner Geschichte, seiner Poesie, ein solches Adelsdiplom seines Geistes?

Dies also ist Schechem, die Asylstadt auf dem Gebirge Efraim, die Genossin von Kades und Hebron. Schon Abraham kam bis zu dieser Stadt und Jakob schlug sein Lager vor derselben auf, bis er aufbrach und nach Bethel zog. Seine Söhne gingen das Vieh ihres Vaters zu weiden gen Sichem und verkauften hier ihren Bruder an die Ismaeliten, die mit einer Karawane vorüberzogen, nach Egypten; wie eben auch jetzt eine solche, bestehend aus Kameelen und Maulthieren, auf denen weiß beturbante, bewaffnete Männer sitzen, nahe bei mir vorüberzieht. Auf diesem Felde lagerten die Brüder, ehe sie hingingen in die Stadt, um die Schmach ihrer Schwester Dina zu rächen. Ich befinde mich auf dem Stück Feldes, das Jakob von den Kindern Homor,

des Vaters Sichem um 100 Kesita kaufte und als Erbtheil besaß. Hier wurden Josefs Gebeine nach dem Einzuge Israels in Kanaan begraben.

Zur Zeit der Richter wurde Schechem von Abimelech, gegen den es sich empörte, zerstört. Hier sprach der König Rehabeam das unglücklich-verhängnißvolle Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich werde euch mit Skorpionen züchtigen.“ Und die Stämme fielen von ihm ab und der Zerfall des jüdischen Reiches begann.

Die Geschichte hat ihre Lieblingsstellen auf der Erde, die sie mit allem Zauber der Vergangenheit umgiebt, die sie mit Lied und Sage verherrlicht und nicht sterben läßt im Gedächtnisse der Menschen.

Vier Jahrtausende zurück reichen die Erinnerungen dieser Stadt und ist es nicht wunderbar, daß die letzten Ueberreste eines verlorenen Volkstammes sich gerade hier befinden, welcher das Buch der Bücher in einer mehr als dreitausendjährigen Urschrift zu besitzen meint und auf den Berg hinaufgeht und noch jetzt Schlachtopfer dem Gotte Jehova darbringt.

Es verdient allgemein bekannt gemacht zu werden, daß der deutsche Gelehrte Olshausen den lange im Josefus unverständlichen Namen der Stadt Mabertha auf die einfachste Art erklärt hat, indem er nachwies, daß dieses Wort im Aramäischen, Fluß bedeutet. Natürlicher konnte die Stadt, die eine Paßlage zwischen den zwei Bergen hat, nicht bezeichnet werden. Der römische Name der Stadt Flavia Neapolis hat sich auf Münzen erhalten.

Wir wollen das Grab Josefs betreten und gelangen in einen roh aufgemauerten Vorhof, aus dem wir zur Linken in einen kleinen ungedeckten Raum kommen, der von einer 15 Fuß hohen, 3 Schuh dicken Mauer umgeben ist. Hier befindet sich, dem Eintretenden zur Rechten, ein weiß übertünchter, 8 Spannen langer, 7 Spannen hoher Sarkofag, zu dessen beiden Enden sich ehemals weiß übertünchte Säulen befinden, die nicht höher als

Ecke angebunden. Drei Weiber, unverſchleiert, waren um einen Ofen beſchäftigt, um Brot zu backen, das in jeder Familie täglich friſch bereitet wird. Der Ofen iſt ein etwa vier Schuh hoher runder Herd aus Lehm, der wie eine plumpe Säule etwa ausſieht, die oben mäßig gewölbt iſt. Da legen, während im Ofen eine Kohlenglut unterhalten wird, die Bäckerinnen rund und flach gewölbten Teig, einen Schuh etwa im Durchmeſſer hin. Nach einer halben Stunde nehmen ſie das noch weiche und mehr gekochte Brot vom Ofen weg. Ich wurde jedesmal, aber noch mehr ſpäter in Egypten, wo ſie das Brot noch dünner und etwas härter backen, an das ungeſäuerte erinnert,. das die Juden am Oſterfeſte eſſen.

Matthia bereitete mir aus dem Sattel, dem Gepäcke und der Pferdedecke ein Lager in einer der geſchilderten Lehmhöhlen, in der dürres Reiſig die Wände verdeckend zieren ſollte. Er machte mich ſchon früher aufmerkſam, nicht nach der Uhr zu ſehen, um die Luſt nach ihr nicht zu reizen. Er legte ſich quer vor den Eingang und unſer Führer blieb im Hofe bei den Thieren wach.

Ich lag, wiewohl völlig angekleidet, bald wieder wie in Brennneſſeln. Schakale umſchwärmten heulend das Gehöfte und weckten erſchrocken ſchreiende Katzen in unſerer Nähe auf. Wir entſchloſſen uns nach Mitternacht aufzubrechen und erreichten bald hinter dem Dorfe einen Neger, der einen beladenen Eſel mit ſeinem Füllen vor ſich her trieb. Wir ſchloſſen uns gegenſeitig gerne aneinander an. Einige Kameeltreiber begegneten uns.

Plötzlich blieb Matthia's Pferd ſtehen und zeigte eine auffallende Unruhe. Matthia rief uns zu, hart an ihn heran zu reiten, neben ihm ſtehen zu bleiben und die Piſtolen zu ſpannen. In dieſem Momente ſprang in langen Sätzen quer über unſere Straße ein Leopard an uns vorüber. Wir feuerten ihm nach, das Thier verſchwand in der Finſterniß; es war das einzige wilde, das ich in Paläſtina ſah.

Wir ritten weiter durch die Nacht und kamen an zwei Mühlen vorüber, wo mehrere Karawanen lagerten. Ich wollte bleiben, denn ſchon oft hatte ich mich plötzlich darüber ertappt, daß ich, müde von vierzehntägiger, anſtrengender Reiſe eingeſchlafen war

Legenden von Juſſuf.

Der geſtohlene Gürtel. — Jakobs Unglaube. — Der Erzengel. — Schnitt in die Finger. — Suleicha.

Wie in der Bibel dem ſchönen Patriarchenſohne mehrere Kapitel, ſo iſt ihm auch im Koran eine ganze Sure gewidmet, die mit dem Verſe anhebt: „Wir wollen dir erzählen die ſchönſte der Geſchichten."

Eine der berühmteſten arabiſchen Geſchichten vom Anfang der Welt bis auf das Jahr der Hidſchra 309 von Thabari, deren Original verloren gegangen iſt und ſich nur in einer perſiſchen und türkiſchen Ueberſetzung erhalten hat, erzählt ebenfalls die Geſchichte Juſſufs, aus der wir nur einige Nachrichten, welche in der Bibel nicht enthalten ſind, hier mittheilen wollen:

Die Schweſter Jakobs des Erzvaters, erbat ſich den kleinen Juſſuf, um ihn bei ſich zu erziehen, denn das Kind gefiel ihr wegen ſeiner ungewöhnlichen Schönheit ganz außerordentlich. Als er einige Zeit bei ihr weilte, ergriff den Vater Sehnſucht nach ſeinem Kinde; er kam, um es zurück zu fordern. Da band die Baſe heimlich einen aprikoſenfarbenen Gürtel dem Kinde um den Leib und erhob, als ihr Bruder in ihr Zelt kam, einen großen Lärm, daß ihr ein Gürtel geſtohlen worden ſei. Als man ihn um den Leib des Knaben gewunden fand, erklärte ſie ihn auf zwei Jahre für ihren Leibeigenen, denn nach dem Geſetze Abrahams wurde ein Freier leibeigen, wenn er geſtohlen hatte.

Nach dem Tode der Baſe kehrte Juſſuf in das älterliche Haus zurück.

Jakob glaubte nicht, als ihm es ſeine Söhne berichteten, daß ein Wolf ſein Kind zerriſſen habe, denn als ſie ihm das blutige Hemd brachten, war dieſes ganz. Doch ſprach er ſeinen Verdacht nicht aus und glaubte im Herzen ſtill an ein Wiederſehen. Ein ſolcher Glaube wurde in ihm noch beſonders durch einen Traum beſtärkt, in dem ihm der Todesengel erſchien. Er fragte dieſen, ob er ſeines Kindes Seele genommen habe? „Nein!“ erwiederte der Todesengel. Zuweilen auch, wenn er des Abends vor dem Zelte ſaß, hauchte es ihm vom Hemde ſeines verlorenen Kindes roſenduftend an.

Thabari nennt den Karawanenführer, der Juſſuf nach Egypten brachte, Maleb. Als er an der Ziſterne vorüberzog, in welche die grauſamen Brüder den Knaben hinabgeſenkt hatten, hieß er ſeinen Sklaven Buſchra Waſſer ſchöpfen. Juſſuf klammerte ſich an den hinab geſenkten Eimer feſt. Von unten herauf leuchtete ein Roſenſchimmer, es war der Wiederglanz von Juſſufs Wangen.

„Heil uns, o Buſchra!“ rief Maleb, „ein ſchöner Knabe!“

Wo die Karawane zog, erregte Juſſufs Schönheit ein ſolch beunruhigendes Aufſehen, daß ihn Maleb mit einem ſiebenfachen Schleier umwand, aber ſein Wangenglanz leuchtete durch. Einen förmlichen Aufruhr erregte die Schönheit des Knaben auf dem Sklavenmarkte von Memphis, wo der Farao Rijan, ein Sohn Walids aus dem Geſchlechte der Amalekiter herrſchte.

Juſſuf wäre der ſchönen und wollüſtigen Egyptierin nicht widerſtanden, wenn ihm nicht über deren Lager ſein Vater mit drohendem Finger gewinkt und zu ihm geſprochen hätte: „Juſſuf, Juſſuf! was beginnſt Du? Noch ſchwebſt Du in Lüften, ein leichtbeſchwingter Vogel, um einſt auf dem Baume des Profetenthumes zu ſitzen. Hüte Dich, daß Du nicht ohne Schweif und Schwingen zur Erde niederſtürzeſt!“

Als Juſſuf in den Kerker geworfen war, und trotzdem ein Gerede unter den Frauen von Memphis über Putifars Gattin

Suleicha entstanden war und über ihre Tugend gemunkelt wurde, erbat sie sich den Jüngling für einen Tag von ihrem Gatten. Darauf lud sie die Damen von Memphis zu einem Feste. Als am Schlusse der Tafel Pomeranzen aufgetragen wurden und die Frauen sie mit silbernen Messerchen schälten, ließ Suleicha durch den schön geschmückten Jussuf Scherbet herum reichen. Alle waren plötzlich wie verzaubert, sie konnten die Blicke von dem schönen Jünglinge nicht abwenden und schnitten sich, ohne daß sie es merkten, in die Finger. Da rief die Frau vom Hause den Damen von Memphis zu: „Euere blutenden Finger, ihr Tugendhaften, sind meine Rechtfertigung!"

Als Jussuf im Kerker immer vergebens durch des Mundschenken Fürsprache auf seine Freiheit hoffte, erschien ihm eines Nachts der Erzengel Gabriel und sprach:

„O Jussuf, wer hat dich erschaffen?"

Gott der Herr.

„Wer hat dir solche Schönheit gegeben?"

Gott der Herr.

„Dein Vater hat zwölf Söhne; wer hat ihm vor Allen die große Liebe zu dir eingeflößt?"

Gott der Herr.

„Wer gab deinen Brüdern in den Sinn, daß sie dich statt zu tödten, in den Brunnen warfen?"

Gott der Herr.

„Wer rettete dich aus den Brunnen?"

Gott der Herr.

„So Vieles hat Gott der Herr für dich gethan, Jussuf, wie kannst du auf ein Geschöpf vertrauen ob der Rettung aus dem Kerker?"

Jussuf weinte und vertraute fortan nur auf Gott den Herrn.

Als Jussuf vor den Farao gebracht wurde, redete ihn dieser in sieben Sprachen an und Jussuf erwiederte ihm ebenfalls in sieben Sprachen. Die Priester des Farao, die auch Träume deuten konnten und vieler Sprachen kundig waren, standen nun

hinter Juſſuf zurück, erzählt der Geſchichtſchreiber. Er beſaß, was mehr als Klugheit und Willenſtärke iſt: Seherblick und Herrſcherkraft, die unumgänglichen Erforderniſſe des Profetenthums.

Farao gab Suleicha, die „eine unberührte Perle im Hareme des verſchnittenen Putifar geblieben war" Juſſuf zum Weibe.

Aber die Scham über ihr früheres Thun ſühnte nun die Gattin durch freiwillige Entſagung, wiewohl ſie Juſſuf mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte. Was früher Juſſuf, verſagte jetzt Suleichà und ſo iſt dieſes Liebesabenteuer ein Gegenſtand aller Romanſchriftſteller des Morgenlandes geworden; ein Beiſpiel ſinnlicher und enthaltſamer, ſeltener und ſonderbarer Liebe.

Wie die Liebe der Nachtigall zur Roſe, des Schmetterlings zur Flamme: ſo rein und ſchön wird die Juſſufs zu Suleicha beſungen.

Wir aber wollen dieſes Blatt mit einem ſchönen Verſe Saadis ſchließen:

Und weißt du, was die Nachtigall
Voll Sehnſucht in den Bäumen ſingt?
„Verloren iſt der Menſch im All,
Der, wenn der Lenz und Liebe klingt,
Nicht froh ſein Herz zum Opfer bringt!"

Dſchel Dſchule.

Sonne und Quelle. — Gang der Frauen. — Brotbäckerei. — Nächtlicher Ritt. — Ein Leopard.

Der orientaliſche Dichter vergleicht die Sonne mit einem Falken, der aus dem azurnen Neſte des Himmels herabſchießt auf die Erde. Oder die Sonne iſt ihm ein Löwe, der die Nacht, die flüchtige Gazelle verjagt. Im Morgenlande begreift man den hyperboliſchen Dichter. Es ſollten diejenigen, denen es Pflicht iſt, die heiligen Schriften dem Volke zu erklären, ſich die Kenntniß der morgenländiſchen Denker und Dichter überhaupt aneignen, um die Profeten beſſer zu verſtehen und wohl auch einzuſehen, daß ihre Sprache — und nur dieſe meinen wir — häufig die allgemein poetiſche und bilderreiche des Morgenlandes iſt. Wer den chriſtlichſten profetiſchen Dichter Dante allein läſe, ohne ſeine Vorgänger oder ſeine Mitlebenden zu kennen, dem würde er über alles Maaß hinaus gewaltig und unerklärlich erſcheinen. Ebenſo, um eine andere Kunſt zu nennen: Rafael Sanzio, wenn man nicht ſeine Vorgänger Francia und Perugino, ſeine Zeitgenoſſen Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti ſtudirt.

Die Verehrung und Bewunderung für die Sprache der Profeten und Pſalmenſänger wird keine geringere werden, wenn man ſie im Zuſammenhange mit den Profeten und Dichtern nachbarlicher Völker ſtudirt.

Die große Mehrheit der chriſtlichen und der jüdiſchen Lehrer entbehrt einer ſolchen allgemeinen Literatur und Culturkenntniß und die Schüler lernen — Unwiſſenheit.

Um 9 Uhr Morgens bei einer ſchon faſt unerträglichen Glut verließen wir Nablus. Wir mußten die Lichtpfeile auf uns niederregnen laſſen, bis wir in der Nähe des Dorfes Reſidia an einen ſchön ummauerten Brunnen kamen, der von einer Palme beſchattet uns erquickte.

An keiner Quelle zieh vorüber
Im heiß durchglühten Sonnenland,
Gaſtfreundlich rauſchend geht ſie über
Berührt von Deinem Lippenrand.

Mirjaden Pilgern, die im Grabe
Verweht vom Wüſtenſande ſind,
Gewährte Kühlung ſchon und Labe
Das bergentſprungne, friſche Kind.

Wie auch vom blauen Himmel nieder
Der Sonnenblick verſengend flammt,
Sie regt die hellen Silberglieder
Und bot ihr friſches Schenkenamt.

Sie weht mit ihrem Palmenfächer
Dir Kühlung zu und grünen Troſt
Und ſingt ein Schlummerlied dem Zecher,
Er träumt von ihrem Hauch umkoſt.

Aus dem Dorfe kamen mehrere Mädchen um Waſſer zu ſchöpfen, während wir am Brunnen lagerten. Sie waren weiß gekleidet; ihr dunkles Antlitz mit brennenden ſchwarzen Augen glänzte, wie braunes Gold aus den weißen Schleiern und an den nackten Armen funkelten Armbänder.

Als ſie ſich mit den Waſſerkrügen auf dem Kopfe entfernten, konnte ich abermals eine Erſcheinung wiederholt ſehen, die mir im Morgenlande vielfach in den Dörfern auffiel: die ſtolze ſchöne Haltung der Frauen. Die Gewohnheit, Alles auf dem Kopfe zu tragen und abwechſelnd mit den Armen feſt zu halten, giebt dieſen

einen plastischen Schwung und zwingt die Gestalt, den Oberleib streng aufrecht und ruhig zu halten; dafür die Hüften die Bewegung wiegend übernehmen müssen. Das Auge folgt gerne diesen wandelnden Königinnen.

Nach dem Ritte einer Stunde sahen wir rechts einen Berg hinab ein Dorf hängen, das unser Begleiter Sawata nennt, während uns ein anderes auf einem Berge gelegenes wie eine weitläufige mittelalterliche Burg entgegensieht: Ariet Dschid. Es ist von schönen Oelbäumen, Mais- und Tabakpflanzungen umgeben. Wir umreiten den Berg und gelangen hinter demselben in einen ebenfalls gut angebauten Thalkessel. In einer Höhle ruhen wir aus, um zu frühstücken.

Wir zogen nun über das Gebirge Raß el arnin an den Dörfern Ariet Hedsche, Fundok, Dschen Safur vorüber und gelangten in das Wadi Azun. Das Flußbett in demselben war völlig ausgetrocknet, die Bergrücken des schmalen Thales von der Tiefe, bis zur Höhe begrünt; im Thale selbst unzählige Johannisbrotbäume. Gegen das Ende dieser anmuthigen Schlucht grünten wieder Oelbäume. Wir ritten sehr rasch durch den Wadi, denn Matthia und unsere Führer bezeichneten ihn als wenig sicher. Wir begegneten während des ganzen Tages nur sehr wenigen Menschen, in dieser Schlucht gar keinem und gelangten ungefährdet auf einen hohen, mit uralten Oelbäumen bepflanzten Bergrücken.

Wir verschliefen die Mittagsglut unter den Bäumen gelagert und kamen niederreitend in die große Ebene Hadschar ein. Da es noch nicht nahe zum Sonnenuntergange war, ritten wir das Dorf Hable, wo wir übernachten wollten, durch, nach der noch eine Stunde fernen Dschel Dschule. Ich finde auf Robinsons Karte dieses Dorf nicht verzeichnet.

Es sind etwa 40 aus Lehm aufgeführte Hütten, deren jede von einer Lehmmauer umgeben ist und in einem weitläufigen Hofe eine Stube und gewölbte Erdwölbungen hat, in denen die Bewohner schlafen und während der Regenzeit sich aufhalten.

Im Hofe tummelten sich Kinder zwischen Hühnern und Hunden umher. Ein Pferd und ein Esel standen friedlich in einer

Ecke angebunden. Drei Weiber, unverſchleiert, waren um einen Ofen beſchäftigt, um Brot zu backen, das in jeder Familie täglich friſch bereitet wird. Der Ofen iſt ein etwa vier Schuh hoher runder Herd aus Lehm, der wie eine plumpe Säule etwa ausſieht, die oben mäßig gewölbt iſt. Da legen, während im Ofen eine Kohlenglut unterhalten wird, die Bäckerinnen rund und flach gewölbten Teig, einen Schuh etwa im Durchmeſſer hin. Nach einer halben Stunde nehmen ſie das noch weiche und mehr gekochte Brot vom Ofen weg. Ich wurde jedesmal, aber noch mehr ſpäter in Egypten, wo ſie das Brot noch dünner und etwas härter backen, an das ungeſäuerte erinnert,. das die Juden am Oſterfeſte eſſen.

Matthia bereitete mir aus dem Sattel, dem Gepäcke und der Pferdedecke ein Lager in einer der geſchilderten Lehmhöhlen, in der dürres Reiſig die Wände verdeckend zieren ſollte. Er machte mich ſchon früher aufmerkſam, nicht nach der Uhr zu ſehen, um die Luſt nach ihr nicht zu reizen. Er legte ſich quer vor den Eingang und unſer Führer blieb im Hofe bei den Thieren wach.

Ich lag, wiewohl völlig angekleidet, bald wieder wie in Brennneſſeln. Schakale umſchwärmten heulend das Gehöfte und weckten erſchrocken ſchreiende Katzen in unſerer Nähe auf. Wir entſchloſſen uns nach Mitternacht aufzubrechen und erreichten bald hinter dem Dorfe einen Neger, der einen beladenen Eſel mit ſeinem Füllen vor ſich her trieb. Wir ſchloſſen uns gegenſeitig gerne aneinander an. Einige Kameeltreiber begegneten uns.

Plötzlich blieb Matthia's Pferd ſtehen und zeigte eine auffallende Unruhe. Matthia rief uns zu, hart an ihn heran zu reiten, neben ihm ſtehen zu bleiben und die Piſtolen zu ſpannen. In dieſem Momente ſprang in langen Sätzen quer über unſere Straße ein Leopard an uns vorüber. Wir feuerten ihm nach, das Thier verſchwand in der Finſterniß; es war das einzige wilde, das ich in Paläſtina ſah.

Wir ritten weiter durch die Nacht und kamen an zwei Mühlen vorüber, wo mehrere Karawanen lagerten. Ich wollte bleiben, denn ſchon oft hatte ich mich plötzlich darüber ertappt, daß ich, müde von vierzehntägiger, anſtrengender Reiſe eingeſchlafen war

und ſo vom Pferde getragen wurde. Es widerfährt dieſes bedenkliche Einſchlafen wohl auch dem Reiter des Tages, wenn die Glut zu drückend wird. Auf den entſetzlichen Gebirgswegen Syriens und Paläſtina's iſt dieſes Ermatten vielleicht das Gefährlichſte des Reiſens.

Matthia ſchien nicht den Mut zu haben, unter den fremden Männern zu übernachten und ſo ritten wir weiter.

Bald vernahmen wir durch die Stille der Nacht fernen dumpfen Donner, es waren die Brandungen des mittelländiſchen Meeres.

Zwei Stunden noch zogen wir durch ſandige Dünen, endlich eine Höhe empor und das weite Meer lag ſilberflitternd vor uns, auf ihm eine purpurne Rieſenroſe, die aufgehende Sonne.

Wir waren wieder in Jaffa.

Ehe wir Päläſtina verlaſſen, bin ich noch jenen viertägigen Ausflug zu ſchildern ſchuldig, von dem ich bei Gelegenheit meines Kampfes in Jeruſalem geſprochen habe: nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meer, nach St. Saba, Hebron und zum Grabe Rachels, der ſchönen Patriarchenfrau.

Jericho.

Muſſa der Kawaß. — Schnee in Sonne. — Beduinen und Juden. — Keine Roſen. — Der Aga. — Ein geraubter Ochs. — Häßlichkeit der Weiber. — Tanzende Hexen. — Geſang. — Waffentanz.

Wir ritten, eine ſtattliche Karawane, um 6 Uhr Morgens von Jeruſalem fort. Drei Deutſche, ein engliſcher Arzt, der Architekt Endlicher. Maulthiere trugen unſere Zelte, waren mit vollem Geräthe und Küchenproviant verſehen und ſechs Beduinen folgten uns als Bedeckung.

Voran zog Muſſa der Kawaß.

Wir wollen dieſen Führer unſerer Karawane näher betrachten. Es iſt eine breitſchulterige, unterſetzte Geſtalt, arabiſch gekleidet; ein krummer Säbel hängt an ſeiner Linken, aus dem Gürtel funkeln Piſtolen und Handſchar, vorn über den Sattel gelegt iſt die Flinte, um im Momente einer Gefahr, ſie raſch zur Hand zu haben. Das Haupt bedeckt ein rotgelbes Tuch, deſſen Enden flattern, wenn er bald der Karawane voran ſprengt, oder wieder zurück reitet, um zu ſehen, ob Alles beiſammen und in Ordnung iſt. Er reitet ſo den Weg zweimal, den wir einmal vollendend heiß genug empfinden. Der Kopf Muſſa's iſt das Intereſſanteſte an ihm: ein rotbraunes Geſicht mit lebhaften Augen, grauem Schnurrbart, macht den Eindruck einer Gutmüthigkeit, die nicht ohne Schlauheit iſt und kaum vermuten läßt, daß dieſer Mann von ſtets bewußter tapferer Entſchloſſenheit und — lächelnder Grauſamkeit ſei.

Muſſa war, als Ibrahim Paſcha Syrien eroberte, deſſen Henker.

Jetzt iſt er der treffliche Kawaß des öſterreichiſchen Generalconſulates in Jeruſalem, gekannt und gefürchtet in ganz Paläſtina.

Als der Generalconſul eines Tages auf einer Reiſe, in der Ferne eine lagernde bedenkliche Beduinengruppe ſah, riß ſich Muſſa, wie ein Blitz von der Karawane los, ſprengte unter dem ſich ankündigenden Rufe „Muſſa Kawaß!“ an die Gruppe hin und befahl den Beduinen ihre Waffen in einem Kreiſe niederzulegen. Die Männer ſtaunten über einen ſolchen Mut und — folgten. Muſſa blieb bis die Karawane aus dem Geſichtskreiſe war, dann ritt er die Beduinen grüßend, davon.

Als ſich ein Dieb im Conſulatsgefängniſſe befand und der neue Conſul nach europäiſch üblicher Weiſe ein ſchriftliches Protokoll mit ihm und wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne allen Erfolg aufnahm, verſprach Muſſa, wenn es ihm überlaſſen würde das Geſtändniß bald zu erlangen. Der Conſul, nichts Böſes ahnend, ließ den Kawaß gewähren, bis er aus dem Gefängniß ein furchtbares Schreien vernahm. Er eilte hin und ſtand vor einer entſetzlichen Szene. Der Dieb hing nackt, an den Füßen gebunden, ſo daß ſein Kopf faſt den Boden berührte. Muſſa hatte einen eiſernen rotglühenden Ladſtock aus einem Kohlenfeuer und als der Conſul voll Entſetzen ihn anſchrie, erwiederte Muſſa mit lächelnd: „Ich weis ſchon, wo die geſtohlenen Sachen ſind! Der Schuft hat gleich bekannt, als er merkte, daß ich ihn ſtrafen wollte.“

Einen verläſſigeren, anhänglicheren und ſo ſeltſam dies klingt einen gutmütigeren Diener hat das öſterreichiſche Generalconſulat nicht. Wenn er mit einem Kinde ſpielt, mit ſeinem Herrn oder mit Freunden umgeht, iſt kaum ein gemütvollerer Menſch zu ſehen. Seine Tapferkeit, ſein entſetzlicher Mut ſind keine Folge einer heftigen Aufregung, ſie ſind auch Eigenſchaften in ſeinem Weſen, die ſich naturgemäß regen und bewegen, weil ſie eben in ihm ſind. Wenn er ſeinen Herrn in einer einfachen Sache ſieht, z. B. im Wortwechſel mit einem das Gepäck zu ſehr

ſtörenden Mautbeamten, ſo iſt es eine ruhige Frage: „Herr! ſoll ich den Kerl erſchießen?“ wie etwa ein Diener in Europa fragen würde, „Soll ich den Mann bedeuten?“ Und es bedürfte nur eines leiſen Nickens und er ſchöſſe den ſeinem Herrn unangenehmen Menſchen todt.

Graf Pizzamano hatte die Güte mir Muſſa zur Begleitung zu geben, um nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meere nach dem Kloſter St. Saba, nach Hebron und Bethlehem zu gehen. „Ich bin vollkommen beruhigt über Sie, wenn Sie Muſſa begleitet.“ Er rechtfertigte das in ihn geſetzte vielfach erprobte Vertrauen vollkommen. Etwas Beſſeres kann Graf Pizzamano einem Fremden nicht erweiſen, als wenn er ihm dieſen Mann zum Begleiter durch das Land giebt, das Niemand beſſer kennt als er.

Der Weg von Jeruſalem nach Jericho iſt von Pilgern tauſend und tauſendmal geſchildert worden. Wir ſetzten ihn, der ſich durch wüſte Berge zieht, am 3. Juni in einer Hitze durch, die das Queckſilber in meinem Thermometer auf 36 Grad ſteigerte. Nach ſieben Stunden erreichten wir eine Höhe, wo ein verlaſſener Chan ſtand, der uns für eine kurze Raſt Schatten giebt und wir ſehen in die Jordanoaſe hinab; zu unſerer Rechten dehnt ſich blaugrün, zwiſchen rötlich-gelben Felſen in ſeiner Länge unabſehbar das todte Meer aus und ein lang geſtreckter ſchwarzgrüner Streif, am Fuße des Gebirges bezeichnet den Lauf des Jordans, den wir noch nicht ſehen.

Wir reiten die Höhe hinab und erreichen nach einer Stunde die Eliſäusquelle, die Ain es Sultan. Ein Trunk friſchen Waſſers iſt dem Wanderer durch eine Wüſte die Befriedigung des höchſten Wunſches. Die Thiere wittern die Nähe der Quelle und gehen raſcher, die Araber beginnen ein Lied zu ſingen und es geht eine freudige Bewegung durch die Karawane. Als ich Muſſa fragte, was die Beduinen ſängen, ſagte er mir: „Dieſes Volk iſt verrückt und ſingt nur immer dieſelben Worte.“

Welche Worte?

„Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne!“

So poetisch bezeichneten die Bewohner der Wüste das Wasser.

Wir lagerten bald am Rande der schönen umgrünten Quelle. Jeder von uns ließ das kühle Wasser in seinen Becher fließen, während den Pferden und Mauleseln die Zäume abgenommen wurden und mitten in dem Bassin, das sich unter der Quelle füllt, schlürften auch sie stehend mit athmendem Behagen.

Wir waren nicht zufrieden, daß wir wieder aufbrechen und noch eine halbe Stunde nach Jericho, dem heutigen Richa reiten sollten.

„Die Moskitos," erwiederte Mussa, „würden Euch an dieser Stelle allen Schlaf rauben und Euch mörderlich stechen."

So ritten wir denn weiter durch die Jordanaue. Der Boden war eben, die Gräser verbrannt und zahlloses, einzeln stehendes dorniges Buschwerk und Bäumchen über ihr zerstreut. Die Araber nannten es Sidr; es ist auch unter dem Namen Dom bekannt und mit dem Rhamnus napoca identisch.

Um 4 Uhr nach Mittag waren wir in Jericho, wo uns unter riesigen Feigenbäumen unsere Zelte, blau und weiß entgegen schimmerten. Blau und weiß, die Nazionalfarben Juda's und des modernen Hellas!

In einiger Entfernung von unseren Zelten waren noch zwei andere aufgeschlagen, die jener beiden schweigsamen Amerikaner, welche wir auf der Fahrt von Konstantinopel nach Beyruth kennen gelernt haben und deren Einer ununterbrochen den Thomas a Kempis und der Andere „die Kunst Leder zu pressen" las. Sie sahen auf denselben Bücher, die ich wieder erkannte, gleichgültig auf, um gleich wieder ihr Lesen fortzusetzen. In einem anderen Zelte wohnten zwei englische Geistliche.

Unseren beiden Zelten nicht ferne spannte sich für uns ein drittes aus, in welchem ein jüdischer Koch unsere Küche verwaltete.

Wir blieben im Freien unter den Feigenbäumen, wo Mussa für uns Teppiche ausbreiten ließ. Bald versammelten sich die Männer von Jericho um uns her, um uns müßig zu begaffen. Auffallend war mir die dunklere Farbe der Bewohner und eine Mahnung

an Negerbildung in ihren Geſichtszügen. Vielleicht iſt eine früher ſtattgehabte Miſchung mit Ethiopiern daran und an der ſchlaffen Trägheit ſchuld, die den Bewohnern von Jericho nachgeſagt wird. Ebenſo ſoll ihre Unſittlichkeit daran erinnern, daß ſie in der Nähe der Städte Sodoma und Gomorha angeſiedelt ſind.

Die Beduinen, die uns begleiteten und alle, die ich ſchon früher geſehen hatte, machten den entſchiedenen Eindruck auf mich, daß ſie die wahren Stammgenoſſen der Juden ſind. Die gebogene Naſe, das ſpitze Kinn, überhaupt die Energieloſigkeit der unteren Kinnlade, die mehr kleine und magere Geſtalt, die Haſt und Bewegungen der Hände, mit denen ſie jede ihrer Reden begleiten, das kurze fragende Vorſichhinſtrecken derſelben, das einſeitige Achſelzucken machten mich oft glauben, daß ich mich mitten unter Juden befinde. Bis auf das eigenthümliche Schnalzen mit der Zunge, wenn ſie ſich wundern, der naſale Ton der Rede, das Vorwalten der Gurgeltöne in der arabiſchen Sprache, Alles vereinigt ſich, um noch jetzt zu beweiſen, daß Ismael ein Bruder Iſaaks geweſen iſt. Nur Eines war anders: der aufrechte energiſche Gang der Beduinen, ihnen hat noch kein Haß der Jahrhunderte, keine Liebe des ſie umgebenden Mohammedanismus den Nacken ſklavenhaft gebeugt; in ihnen geht noch das Barbarenthum der Freiheit aufrecht und, wie geiſtig verſunken dieſe Bevölkerungen der Wüſte ſind, ihre berechtigte Menſchheit iſt noch nicht auf Scheiterhaufen gelegt, in Folterkammern entſetzt, im Leben noch nicht gedemüthigt worden.

Der Nachkommen Iſaaks aber iſt das geiſtige Eigenthum, ungebrochen iſt das, was ewig lebt in ihm; ſo wie die Geſtalt des Wüſtenbruders, ſchlank und frank iſt!

Iſt hier nicht der Boden, auf dem eine Roſe ſprießt, die dürr und verholzt erſcheint, die aus einem ihr unwirtlich ſandigen Boden emporſchlägt? Thau und Regen erquickt ſie nicht, ihre Wiege wird von den Stürmen der Wüſte geſchwungen. Ich grüße dich Roſe von Jericho! die du wieder aufblühſt, wenn eine warme Hand der Liebe dich pflegt, wenn die Huld des Herrn dich be-

wässert. Du bis die Anastatika, wie dich die Wissenschaft nennt, die Blume der Auferstehung!

Ich mußte dein gedenken Volk Israels auf dem Boden, wo die Rosen von Jericho sprießen.

Als wir ausgeruht waren und die niedergehende Sonne ihre Gluten abgedämpft hatte, traten wir unsere Wanderung durch Jericho an.

Wir zählten zwölf elende Hütten, aus Lehm und Reisig, in denen zweihundert Menschen wohnen. Das ist die Palmenstadt, die paradiesische Landschaft, der Sitz der Götter, wie sie der alte Geschichtschreiber nennt. Von antiken Baudenkmalen ist außer einer zerstörten Wasserleitung, einem Stück Straße nichts mehr sichtbar. Hier in dem fast tropischen Klima, wo noch jetzt tropische Pflanzen gedeihen, trug die Palme Früchte, die sie in dem nur sechs Stunden fernen Jerusalem versagte. Hier war, durch zwei große Quellen und sorgfältig geleitetes Wasser eine Pracht der Gärten, die der Stadt den Namen der duftigen verschaffte.

Durch Feigenbaumpflanzungen gelangten wir an eine Thurmruine, die etwa 30 Fuß im quadratischen Umfange und 40 Fuß Höhe hat. Der Bau ist entschieden sarazenischen Ursprungs, wird aber als das Haus des Zachäus bezeichnet. Wir gingen durch einen kleinen Vorhof, eine steinerne Treppe empor, und gelangten auf die Terrasse, wo uns unter einem aus dürren Zweigen hergestellten, von vier Pfählen gehaltenen Dache der Aga der türkischen Besatzung freundlich empfing. Es wurden Teppiche für uns ausgebreitet, dann Tschibuk und Kaffee gereicht. Der Aga war von seinen Soldaten umgeben, Männer in albanesischer Tracht und selbst als türkischer Offizier in blauem Waffenrock und rotem Fez. Er fragte uns um den Frieden, über seine Bedingungen und ob der russische Wolf jetzt seinen Hunger verloren haben wird?

Von der Terrasse aus, die mit einer niedrigen, mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben ist, sahen wir dem regen

tigen Sonnenuntergange zu und kehrten wieder an unſere Zelte zurück.

Nicht fern von ihnen war eine bewegte lärmende Szene. Mehrere Männer hatten der Heerde eines feindlichen Beduinenſtammes einen Ochſen geraubt, den ſie im Triumpfe nach Jericho brachten.

Die Bevölkerung war voll Jubel und verſammelt, um ihren Antheil an der Beute zu nehmen. Die Männer ſchnitten dem Thiere mit langen Meſſern auf ein gegebenes Zeichen die Sehnen durch, ſo daß es ſtürzte, dann erſt ſchnitt Einer von ihnen dem Thiere den Hals durch. Das Abziehen des Felles, das Ausweiden und Zerhacken dauerte nicht fünfzehn Minuten und dann bekam jeder männliche Bewohner Jericho's ſein Antheil.

Während all dies geſchah, fing der Schech von Jericho, der von drei Beduinen umgeben war, durch Muſſa ein Geſpräch mit mir an.

„Hat man Dir nicht auch geſagt, daß es unſicher ſei, an den Jordan zu reiſen.“

Man rühmte mir die Tapferkeit der Männer vom Jordan.

„Wenn Du den Tribut zahlſt, ſo kannſt Du vollkommen ſicher reiſen.“

Wir haben ihn ſchon unſerm Führer gegeben.

„Aber uns Männern von Jericho noch nicht. Wir geleiten Dich morgen.“

Muſſa befriedigte ihn für uns Alle mit einem Napoleond'or. Als ich den meſſingenen Siegelring des Schechs, in welchen ſein Name eingeſchnitten war, gegen einen broncenen mit böhmiſchen Steinen beſetzten, den ich an den Finger geſteckt hatte, einzutauſchen ihn antragen ließ, war er ſogleich bereit dazu. Auffallend war mir, daß er an den Ring roch und ihn auch zum Daranriechen den Beduinen hinreichte.

Muſſa ſagte mir: „Dieſes Volk erkennt mit dem Geruche, was echtes Metall iſt.“

Einige verſchleierte, entſetzlich ſchmutzige Weiber, die noch

zwei ähnliche Ringe an meinen Fingern funkeln ſahen, ließen mich um dieſelben bitten. Ich verſprach ihnen, wie den Frauen in Baalbek, Kopfſchmuck und holte ſolchen aus meinem Reiſeſack. Ich wählte dieſen, weil ich die Frauen ſehen wollte, indem ich darauf beſtand, ihnen den Schmuck ſo in die Haare zu thun, wie ihn die Frauen in meiner Heimat tragen.

Ich beſtand auf meiner Forderung, da redete der Schech ihnen zu, ſich nur zu entſchleiern, denn der Effendi ſei edel und meine es ehrbar mit ihnen.

Warum waren dieſe Weiber von Jericho nicht ſtandhafter? Warum hingen ſie nicht treuer am Geſetze ihres Propheten? Zigeunerhaft braune Köpfe mit breiten Naſen, wie es ſchien, noch nie gekämmten Haaren, gafften mich mit großen ſchwarzen Augen an. Hals und Hände, die nichts von dem Balſam hatten, welcher [redacted] Stadt im Alterthume den Namen der wohlduftenden gegeben hat, waren rotbraun und ſchwielig. Ich gab ihnen raſch den verſprochenen Schmuck, den ſie ohne Dank annahmen und gingen.

Der Koch lud uns unter das Zelt zum Speiſen; er war ein Künſtler aus der Gemeinde der Sepharedim und wir ſeine dankbaren Bewunderer.

Ich lud den Schech von Jericho an unſern Tiſch, nicht ohne Abſicht, von ihm über den Balſambaum etwas zu erfahren und Roſen von Jericho zu erhalten. Von dem Baume, deſſen Balſam ſchon Alexander dem Großen täglich in einer vollen Muſchel gebracht wurde, mit dem Pompejus ſeinen Triumpfzug ſchmückte, wußte er nichts; er iſt wie die Palmenſtadt verſchwunden. Anders aber iſt es mit den Roſen von Jericho, die haben weder im Alterthume daſelbſt geblüht, noch ſind ſie jetzt um Jericho zu finden.

Kein Botaniker hat dieſes Wüſtengewächs, das wohl in Sandebenen des ſüdlichen Paläſtina's und Arabiens und am Fuß des Sinai heimiſch iſt, hier jemals gefunden. Es ſcheint, daß eine Stelle in Jeſus Sirach den Irrthum veranlaßt hat: „Ich bin aufgewachſen wie ein Palmbaum am Waſſer, und wie die Roſenſtöcke, die man zu Jericho erziehet.“ Die hundertblätterige

Roſe gedeiht noch im Boden von Jericho, wenn auch die Palme längſt aus ihm entwurzelt iſt.

Während wir zu Tiſche ſaßen, war es tiefe Nacht geworden. Vor unſeren Zelten lagen die Thiere, Waffen und Reitzeuge hingen in den Aeſten, die Beduinen ſaßen plaudernd neben ihren langen, in den Boden geſtoßenen Lanzen. Der Himmel hatte flackernde, größere und nähere Sterne, als wir ſie im Abendlande zu ſehen gewohnt ſind.

Plötzlich erſcholl von der Richtung der Hütten her ein wildes Singen, ein trillerndes Heulen, dazwiſchen ein Zuſammenſchlagen von Metallen. Als wir Muſſa erſchreckt fragten, was es ſei, theilte er uns mit, daß er Kämpfer und Tänzerinnen beſtellt habe, die uns ein ſchönes Schauſpiel aufführen würden.

Der barbariſche Geſang näherte ſich und wir ſahen endlich fünf Weiber in langen dunkelblauen Hemden mit geſchlitzten, bis an die Knöchel ſpitz zulaufenden Aermeln. Die Geſichter braun, wie die von Zigeunerinnen, die Augen geſchminkt, die Lippen, aus denen weißblanke Zähne funkeln, blau tättowirt, die Brüſte frei, das Haupt mit einem nach rückwärts fallenden Schleier bedeckt.

Die Männer, zehn an der Zahl, das Haupt mit einem Beduinentuche umhüllt, Arme und Beine nackt, der Leib in eine weite Hoſe und Jacke gehüllt, ſind faſt milderen Ausſehens als die Weiber. Sie haben ein Bündel Holz gebracht, auf dem Vorplatze unſerer Zelte hingelegt und angezündet. Das friſch gebrochene Holz dampft und raucht und beizt uns die Augen, die wir in einem Halbkreiſe uns auf Teppichen lagernd, das Seltſame, das ſich uns darſtellen ſoll, faſt nicht mehr erwarten, denn das, was wir ſehen, iſt ſchon fremd genug und wild und fantaſtiſch.

Vier von den Weibern faßten ſich an den Händen, einen Kreis um das Feuer bildend und ſich langſam bewegend. Uns näher und außerhalb dieſes Kreiſes fängt das fünfte der Weiber einen ſeltſamen Tanz an, nach dem Takte eines Geſanges, den ihre vier Genoſſinnen ſingen. Die Tänzerin hält ein ſchmales langes Tuch in der Hand, das ſie wie einen Reif bald nach vorn, bald nach

rückwärts über den Kopf schwingt; dann läßt sie dieses Tuch fallen und hebt und bewegt die Arme, daß die weiten langen Aermel wie dunkle Fittige die Gestalt umflattern. Sie bewegt sich nach vor- und rückwärts und dreht sich um sich selbst, was sie jedesmal mit jenen entsetzlichen Trillern begleitet, die durch ein rasches Bewegen der Zunge, während heftigen Schreiens hervorgebracht werden. Diese Triller werden von den vier um das Feuer kreisenden Hexen begleitet, bis sie wieder die monotone Singweise beginnen, welche den pantomimischen Tanz begleitet. Die Worte, die sie singen, sind nur zwei, sie wiederholen sich fort und fort: „Gute Ankunft!“ — „Gute Gesundheit!“

So tanzten, kreisten, sangen und johlten sie, mitten in dem Rauche der unablässig von den Männern geschürten Flammen, eine halbe Stunde lang. Die Kleider, was sie sonst zu thun pflegen, wenn sie just nicht auf einem offenen Platze tanzen, warfen sie nicht ab und nichts war in ihren Bewegungen so abscheulich, wie ich es später von den Almeen in Egypten zu sehen bekam.

Die Weiber sanken endlich zu Boden und es traten die Männer vor.

Sie stellten sich, ohne sich zu berühren, nahe an einander, jeder mit einem langen, blanken Messer, ihnen gegenüber, ebenso bewaffnet, ein einzelner Mann. Jene fingen, um ihn zu verhöhnen, einen fortgesetzten Ruf an: „Gheb! Gheb! Gheb!“ Er hielt Anfangs ruhig und schwang gleichgültig sein Messer. Die Männer drängten jetzt an einander, indem sie sich an die Schultern lehnten, den Rücken neigten und mit dem Rufe „Gheb!“ vordrangen, so daß der Verhöhnte nach rückwärts schreiten mußte. Plötzlich aber, seine Ruhe und sein Zurückweichen schienen nur Täuschung über seinen Mut zu sein, sprang er vor und schlug klirrend mit seinem Messer an die der Gegner, so daß Funken sprangen; es gab ein heftiges Klirren, wenn er bald mit dem Einen kämpfte, bald solche Bewegungen machte, daß er, wie mit einer Sichel, die Messer Aller umhieb. Der Kampf wurde immer leidenschaftlicher, die Weiber standen auf und hoben einen wilden Gesang an, der mit jenen wunderlichen, entsetzlichen Trillern

Klirren der Meſſer, das fortgeſetzte „Cheb! Cheb! Cheb!“ der Männer begleitete.

Es währte eine Stunde lang. Das Feuer war verloſchen, wir gaben den Kämpfern eine Flaſche Raki und den Weibern zwei Silberthaler und hörten ſie noch lange, indem ſie abzogen, durch die ſchwüle Nacht ſingen.

Zum Jordan.

Gegen mosaisches Gebot. — Zwölf Steine. — Wüste und Garten. — Bad. — Todtenhemde. — Die Beduinen.

Um halb fünf Uhr Morgens waren unsere Zelte abgebrochen, die Thiere gesattelt und wir bereit, an den Jordan zu reiten. Wir durchzogen größere und kleinere Tennen, wo Getreide aufgespeichert lag und von Ochsen ausgetreten wurde, deren Mäuler, entgegen dem mosaischen Gebote mit Leinwandlappen zugebunden waren.

Eine halbe Stunde hinter Jericho sind zerstörte Grundmauern sichtbar und liegen einzelne große behauene Steine umher, sie sind als die Ueberreste von Gilgal erkannt worden. Im 8. Jahrhunderte verehrten hier noch Pilger die an eine Kirche angelehnten zwölf Steine, welche Josua aus dem Jordan genommen hatte und von denen die Samaritaner glauben, daß sie unter ihrem Opferplatze auf dem Garizim vergraben liegen.

Wir reiten durch kahle Flächen, die mäßigen Anhöhen und Felsen schieben sich, häufig fast viereckig wie Unterbaue von Kastellen und Thürmen in die sandige Ebene vor. Zuweilen sprengt einer von unseren Beduinen diese Anhöhen empor, um auszublicken, ob kein Ueberfall zu fürchten sei. Wenn er ruhig auf dem Plateau eines solchen Hügels hält, erscheint er in der Ferne wie eine Reiterstatue.

Erſt dem Strome ſchon nahe, erblickt man ſeine grünen, faſt waldigen Ufer und wieder iſt ein ſchönes Pilgerziel, nach dem die Fantaſie oft im Leben ſehnſuchtsvoll ihre Schwingen dehnte, erreicht.

Dies alſo der heilige Strom, an den wir durch ein Ufer dringen, auf dem haushohes Schilf, Tamarisken, Pappeln und Weiden in friſcheſter Grüne wachſen und duftigen Schatten geben. Man irrt wie durch einen verwilderten Park, Zweige auseinander biegend, Gebüſch umgehend und der Pilger fühlt ſich von einem unſagbaren Wohlbehagen durchdrungen, wie er ſeit lange nicht empfunden und die Legenden und Geſchichten, die in Jahrtauſende zurückreichen, erhöhen ſeine Stimmung mit einem Gefühle, das aus Wehmut und Entzücken zuſammengeſetzt, ſein ganzes übriges Leben nachklingen wird.

Der Strom iſt nicht breit, kaum wie die Tiber in Rom, er rauſcht an der Stelle, wo wir baden werden, faſt reißend nach abwärts, ſeine Wellen ſind gelblich.

Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man das einſt gelobte Land durchwandert, ſeine nackten Felſen, ſeine einſamen Thäler von der Sonne bis zur Unfruchtbarkeit verſengt ſieht; wenn man dagegen die Schilderungen der Bibel und der Profeten lieſt, welche überſtrömen von Entzücken über all die grüne Pracht und geſegnete Ueppigkeit des Landes.

Das Land iſt entvölkert, das Barbarenthum herrſcht in ihm ſeit vielen, vielen Jahrhunderten; aber kaum war es trotz der günſtigſten Verhältniſſe jemals ſo, wie der Leſer der Bibel und der Profeten es ſich vorſtellt.

Das Klima, wenn faſt Alles wechſelte, iſt daſſelbe geblieben, die Formazion der Berge hat ſich nicht verwandelt. Eine Hauptbedingung des Wachsthums, die Quellen und die Leitung der Waſſer iſt freilich verſchwunden. Doch kann dieſes Land mit ſeiner, der tropiſchen ſich nähernden Glut, niemals den Anblick eines grünenden Gartens, einer friſchen Landſchaft gewährt haben.

Einem Volke aber, das lange in der Wüſte gelebt hat, dem Kundſchafter ſaftigkühle Trauben dahinbringen, das aus den troſt-

loſen Einſamkeiten plötzlich an einen friſch hinſtrömenden Fluß, deſſen Waſſer ſüß und wohlſchmeckend iſt, in die Oaſe von Jericho gelangt, ihm muß Alles weit üppiger und glanzvoller erſcheinen, als dem an einen ſolchen Anblick gewöhnten Menſchen.

Noch jetzt, wenn man die Dichter des Morgenlandes lieſt, kann man dieſelben poetiſchen Entzückungen vernehmen, die ſie ergreifen, wenn ſie von einer Quelle, von dem ſie umgebenden Grün, von dem Schatten der Bäume ſprechen.

Wie oft ſchilderten mir meine Führer die Freude, die wir empfinden werden, wenn wir die beſtimmte Stelle der Mittagsruh erreichen würden. „Dort wirſt Du im glücklichen Schatten eines Gartens ruhen!“ pflegten ſie zu ſagen und als wir hinkamen, waren es oft drei, vier Oelbäume, die aus nackten Felſen wuchſen.

Muſſa mahnte uns raſch ein Bad zu nehmen, denn das zu lange Weilen am Strome ſei immer bedenklich, weil die Ueberfälle häufig in dem Momente zu geſchehen pflegen, wo Kleider und Waffen am Ufer liegen und die Pilger, wehrlos nackt im Strome ſtehen.

In früheren Jahrhunderten warfen die Pilger, namentlich die aus Egypten kamen, Balſam und Gewürze in den Strom, ein Prieſter weihte ihn, ehe ſie ihn betraten und noch heute an Tage bewahren die griechiſchen Pilger das Hemd, in dem ſie ihn den auf um ſich in ihm begraben zu laſſen.

Tauchen nicht die alten heidniſchen Nixverehrungen an dieſem Strome auf?

Wer nie durch die Wüſte ritt, er ſpreche nicht von der Erquickung eines Bades, nie von dem Labſal eines friſchen Trunkes, nie von der Kühle eines Schattens.

Es war uns ein Schmerz, dem fortgeſetzten Drängen Muſſa's zu folgen; wir ſtiegen ans Ufer und fanden ein treffliches Frühſtück vorbereitet. Ich füllte noch einige Blechflaſchen mit Waſſer und ſchnitt in Erinnerung der zwölf Stämme Israels zwölf Weidenſtäbe ab, die ich mit Kerben aus Holz vom Berge verſehen ließ und an die Hermen brachte.

Es dürfte, ehe wir vom Jordan ſcheiden, hier die Stelle ſein, um über die Stämme der Beduinen, die an ſeinen Ufern wohnen, ein Wort zu ſagen: Die Bedawin, wie ſie ſich ſelbſt nennen, ſind Araber, fanatiſcher als die Moslem, wiewohl ſie kaum das Gebet kennen, nur die Beſchneidung und Faſten beobachten. Unter ihnen leben heilige Männer, Fakire, die allein etwas vom Koran wiſſen. Die Bejahung gilt nur dann unter ihnen, wenn ſie derſelben einen Fluch folgen laſſen. Sie halten ſich königlicher Abkunft und erkennen ſelbſt die Blutverwandtſchaft mit den in den Städten wohnenden Moslem nicht an. Auf den Bergen frei, wild und unabhängig wohnend, ziehen ſie zur Regenzeit in das wärmere Jordanthal; neun Stämme am öſtlichen, acht am weſtlichen Ufer; jene ſind die Söhne von Edom, dieſe von Moab. Seitdem einige Männer der öſtlichen Brüder ſich mit ihren Weibern vor der Verfolgung der ſyriſchen Regierung zu den weſtlichen flüchteten und von ihnen geplündert wurden, herrſcht Blutrache zwiſchn ihnen. Von den weſtlichen Beduinen baut ein Stamm den Acker und wird von den frei umherziehenden Brüdern verachtet. Wann wird die Kultur in dieſe Bevölker ngen dringen, aber auch ihrer Freiheit ein Ende machen?

Wir ſaßen wieder zu Pferde und mit dem Strome gehend, der durch einen immer flacher werdenden welligen Boden hinzieht, und der ein leichtes Gefälle hat, erreichten wir nach einer Stunde ſeinen zweiarmigen Ausfluß in das todte Meer. Das Ufer iſt ſchon eine bedeutende Strecke vor ſeiner Mündung völlig kahl.

Das todte Meer.

Fabeleien. — Versteinerte Bäume. — Sodomsäpfel. — Begegnung. — Moses' Grab. — St. Saba. — Ida Pfeifer. — Herzogin von Brabant.

Der zwanzig Stunden lange See, den die Araber Birket Lut, das Meer Lots nennen, lag blau wie der Himmel vor uns, eingegrenzt von rötlich gelben, nakten Felsen, die bis zu 3000 Fuß ansteigend in der ersten Frühlingszeit theilweise grün bekleidet sind und durch ihre kühnen Umrisse einen angenehmen Eindruck hervorrufen. Das Ende des See's ist auch durch das Fernrohr dem Auge nicht erreichbar, weil dasselbe von der Halbinsel Mezraah im Süden verdeckt ist. Die größte Breite beträgt 4—5 Stunden.

Es liegen am Ufer hin geschwärzte Kalksteine, darunter auch Feuersteine. Vulkanisches Gestein habe ich, wenigstens an der Stelle, wo wir uns befanden, nicht gefunden; da und dort aber ausgespülten Asfalt.

Wir nahmen ein Bad, doch wurde mir die Freude nicht zu theil, das Vergnügen des Schwimmens zu haben, ohne dessen kundig zu sein. Zwei meiner Begleiter, beide gute Schwimmer, nahmen mich in ihre Mitte; ich legte mich aufs Wasser, wurde aber nur durch sie gehalten. Wenn sie mich einen Moment frei ließen, sank ich unter die Oberfläche. Die beiden Herren versicherten mich, daß sie das Wasser mehr als das eines Teiches

oder Fluſſes trage; welche Erſcheinung leicht durch das größere ſpezifiſche Gewicht, als jenes des mittelländiſchen Meeres, erklärlich iſt; daher auch keine Fiſche in dem See fortkommen. Daß aber Vögel, hinfliegend über dem Waſſer, betäubt und todt in daſſelbe fallen iſt eine Fabel. Wir ſahen ſelbſt deren über den Spiegel hinfliegen. Das Waſſer befühlt ſich ölig, prickelt auf der Haut und hat einen bitteren brennenden Geſchmack.

Nebſt den zahlloſen, verſchieden farbigen, meiſt flach und nierenförmigen Steinen des Ufers fielen uns klafterlange, weiß glänzende Stellen auf, die wie gefrorene Waſſerlachen, oder Schneewehungen ausſahen. Es war zu Tage liegendes Salz.

Eine auffallende Erſcheinung waren uns ziemlich dicke umherliegende Baumſtämme, deren Aeſte mit einer Salzkruſte überzogen ſind, die faſt verſteinert und kaum loszulöſen iſt. Wenn auch nicht ſo alt, wie der verſteinerte Wald, den wir in der Libiſchen Wüſte geſehen haben, ſcheinen dieſe Stämme vielleicht in eine Zeit zurückzureichen, wo die jetzt kahlen Berge bewaldet waren.

Es dürfte hier der Platz ſein, um auch ein Wort von den Sodomsäpfeln zu ſagen, die von außen ſo ſchön und innen Aſche ſind.

Dieſe werden bis jetzt nur am Südende des Salzſee's auf 12—15 Fuß hohen Stämmen geſehen, ſie hängen wie kleine Apfelſinen rötlich gelb, zwei bis drei nebeneinander. Sie ſind weich, die Schale platzt leicht und ſie zeigen im Innern eine ſeidenartige Wolle, welche die Saamenkapſeln umſpinnt. Sie ſind ſaft- und fleiſchlos und mögen dadurch, daß ſie dem Wanderer weder Nahrung noch Erfriſchung geben zu der poetiſchen Fikzion, voll Aſche zu ſein, Anlaß gegeben haben. Die Araber nennen dieſe Frucht Oeſcher und ziehen aus der Rinde des Baumes einen milchartigen ſüßen Saft, den ſie Unfruchtbaren zu trinken geben.

Es iſt nicht ſicher geſtellt, daß dieſe Frucht die von Joſephus und Tacitus beſonders, als mit Aſche gefüllt, beſchrieben iſt, wirklich der Sodomsapfel ſei. Neuere wollen ſie in einer verkohlt ausſehenden Frucht einer Akazienart erkennen, die ſie als Logonychium Stephanarium bezeichnen.

Intereſſant in dieſer Beziehung iſt auch ein in der Umgebung von Jericho vorkommender Strauch Leimun Lut, die Limone Lut, die gelbliche, einen Zoll dicke Beeren trägt. Einſt waren ſie, erzählen die Araber, groß wie Limonen, als aber das Volk von Sodoma und Gomorrha ſündenhaft und verbrecheriſch wurde, hat der Herr den Baum zu einem Strauche mit kleinen bittern Beeren verflucht. Auch dieſe Frucht wurde für den Sodomsapfel gehalten, weil es häufig vorkommt, daß eine Blattweſpe ſich einbohrt, das Mark, während das Aeußere der Beere ſchön bleibt, aufzehrt, ſo daß ſie zerdrückt nur Staub enthält.

Wir brachen nach einer Stunde wieder auf und ritten kahle Berge hinan, ſandige Schluchten durch, in eine entſetzliche öde Wüſte, welche die Sonne in ein Glutmeer umwandelte. Wir verloren den See aus den Augen und kamen an eine große Ziſterne, die tief, grün brackiges Waſſer zeigte. Ein Beduine entkleidete ſich vollſtändig und ließ ſich an einem Stricke hinab, um uns in einem ledernen Schlauche Waſſer heraufzubringen. Der Mann ſtand unten bis an die Bruſt im Waſſer und ſchöpfte. Wir vermiſchten den warmen Brei mit Rhum, um nur den Ekel zu überwinden und die am Gaumen klebende Zunge zu befreien. Vergebens! Wir theilten eine einzige in unſerm Vorrate übrig gebliebene Pomeranze und tranken Rhum, um vor Glut und Ermattung nicht vom Pferde zu ſinken. Unerwartet kam uns Erfriſchung zu

Begegnung.

Bin im heißen Wüſtenſand
Einem Mann begegnet,
Der, zur Bruſt gelegt die Hand,
Grüßend mich geſegnet.

Die Prophetenabkunft ließ
Grün ſein Turban merken,
Und aus ſeinem Schlauche hieß
Er mich, friſch zu ſtärken.

Für ſo gaſtlich ſchöne Art
Reicht ich ihm vom Sattel,
Die ich für den Weg geſpart
Eine ſüße Dattel.

„Eh wir ſcheiden, ſprich zuvor
Welches Ziel iſt Deines?“
Und er ſprach: „Weis ich's, Du Thor!
Gott beſtimmt mir meines.“

Einer hin, der Andre her
Zogen wir jetzt weiter —
Und noch viel im Wüſtenmeer
Dacht ich an den Reiter.

Es iſt kein Vergnügen, im Oriente zu reiſen, vielmehr eine Arbeit und die erhabenen und unvergeßlichen Szenen werden mit Anſtrengung und Gefahr erkauft. Nicht die Menſchen bringen ſie, es wurde mir nur Freundliches, im äußerſten Falle nur Gleichgültigkeit erwieſen, aber das Klima, die ungewohnten Speiſen, das Anſtrengende des Reiſens zu Pferde und zu Kameele fordern eine andauernde Widerſtandskraft, etwas vom Organismus, was man eiſern nennt.

Wenn man oft tagelange Anſtrengung überwunden hat, die noch durch die Arbeit eines gerne beobachtenden Geiſtes erhöht werden, ſo wirken die Erſcheinungen, die Bilder und ewigen Monumente, zu denen und um derentwillen man pilgert, weit weniger, als ſie es müßten, wenn man ſie friſch und munter erreichen könnte.

Man ſinkt aus dem Sattel, in den Sand und meint oft nicht mehr weiter reiſen zu können.

Faſt gleichgültig ſah ich ſo, zur Linken unſeres Wüſtenzuges über einer Hochebene den Berg des Nebi Muſa, wo ein weiß blinkendes Minaret, neben einer Moſchee, die kaſtellartig gebaut iſt, das Grab des Profeten Moſes iſt, zu dem die Mohammedaner wallfahrten.

Keine Stelle iſt in der Bibel genauer bezeichnet, als der Sterbeort Moſes' und das Grab Rahels und doch zeigt die mo-

hammedaniſche Ueberlieferung einen anderen Platz und hält ihn mehr denn ein Jahrtauſend heilig.

Schön iſt die Legende der Rabbinen, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei; eben ſo ſchön die der Araber:

Als die Zeit kam, daß Moſes ſterben ſollte und er eines Tages mit Joſua ſich im Felde erging, kamen ſie an eine Stelle, wo ein Mann ein Grab grub. Der Profet, den die mosleminiſche Legende als neugierig ſchildert, fragte ſogleich:

„Für wen bereiteſt Du das Grab?“

Komm zu mir herab und ich will es Dir vertrauen.

Moſes ſtieg hinab und ſogleich wölbte ſich das Grab über ihm zuſammen. Es war der Todesengel, der den Profeten nicht grauenhaft nahen darf, der ihn in das Grab lockte und ihm unbewußt die Seele entführte.

Joſua kehrte in das Lager zurück und berichtete dem Volke, was geſchehen iſt. Dieſes glaubte ihm aber nicht und eilte wehklagend hinaus und öffnete das Grab. Da lag nur das Kleid des Profeten darin und dem Volke wurde klar, daß ſein Leib und ſein Geiſt unter ihnen geblieben ſei und ſie hörten zu weinen und zu klagen auf.

Wir langten nach Stunden am Kidronbette an, das [illegible] vertrocknet war und ſahen, wie eine mittelalterliche Veſte das Kloſter St. Saba vor uns. Von Bergen und tiefen Schluchten umſchloſſen, ragt es einſam empor und ſperrt ſich mit ſeinen 40 griechiſchen Mönchen für alle Welt ab. Muſſa klopfte als wir an das Kloſter angelangt waren an das ſchwere eiſerne Thor, in der Ecke über demſelben öffnete ſich ein eiſerner Flügel vor einem Fenſter, ein Korb wurde herabgelaſſen. In dieſen legte Muſſa ſeinen Empfehlungsbrief vom griechiſchen Patriarchen in Jeruſalem und nach längerem Harren wurde uns die Pforte aufgethan.

Es wäre ſchwer die innern Räume zu ſchildern, um der ſeltſamen Baue einen klaren Begriff zu geben. Ein [illegible] Baumwildnis wäre vielleicht der beſchreibendſte Ausdruck für das was die Fantaſie eines träumenden Baumeiſters hier geſchaffen

Wir fanden die gaſtfreundlichſte Aufnahme, vortreffliche Betten und Alles, mit Ausnahme von Fleiſch, was nötig war, um von unſerem Koch ein erquickendes Mahl bereiten laſſen zu können.

Vor Tiſche ſahen wir alle Räume des Kloſters, es war eine Reiſe, Treppen auf, Treppen ab, durch Hallen und Bogengänge, über Terraſſen und Zinnen, durch Kirchen, Zellen und Säle.

Wir ſahen dem Sonnenuntergange von der höchſten Terraſſe zu und im letzten Schimmer die Zinnen eines einige 100 Schritte fernen Thurmes leuchten. Die kleine eiſerne Pforte zu ihm kann nur auf einer hohen Leiter erreicht werden. In dieſem Thurme werden weibliche Pilger beherbergt; in ihm wohnten zwei bekannte Oeſterreicherinnen: vor 16 Jahren die Weltpilgerin Ida Pfeifer, vor 3 Jahren die Herzogin von Brabant.

Bethlehem.

Bibliſche Gruppen. — Tandelmarkt im Kloſter. — Talent zur Plaſtik. — Troſt der Frauen. — Teiche Salomo's. — Bethſur.

Wir brachen des Morgens um 4 Uhr auf und verließen das gaſtfreundliche Kloſter; nach einer halben Stunde ragten nur noch zwei Thürme aus der Kluft empor und ſchimmerte ein Stück des todten Meeres. Bald waren auch dieſes verſchwunden und aus der Wüſte heraustretend, gelangten wir zwiſchen bebaute Felder, aus denen ſteinerne Vogelſcheuchen hervorragten. Wir kamen an zwei kleinen Beduinenlagern vorüber; jedes hatte an zehn ſchwarze, zerriſſene Zelte, vor denen einige Pferde weideten. Männer und Frauen beachteten uns kaum, einige Kinder kamen bettelnd an unſern Weg heran, indem ſie uns laues Waſſer zum Trinken anboten. Sie liefen, mit kleinen Münzen beſchenkt, jubelnd zu den Zelten zurück. Der Eindruck eines ſolchen Beduinenlagers iſt für derſelbe, wie einer Zigeunerbande in den Puſzten Ungarns.

Da und dort in den Feldern waren Weiber beſchäftigt, die Aehren der Weizenernte einzuſammeln; begegneten uns einzelne Hirten mit kleinen Ziegen- oder Schafheerden. Zuweilen zieht Kameele, auf denen Frauen ſitzen, die ſich raſch verſchleiern, an uns vorüber. Es iſt begreiflich, daß die Fantaſie auf dieſer Szene die Urgeſtalten der Bibel noch ſich bewegen ſieht: die Heerdentreibenden Erzväter, Eleazar, der ſeinem Herrn die Braut zuführt, die Aehrenſammlerin Rut.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir Betlehem und zogen durch die kleine, schöne Stadt, bis zum Kloster, in welchem wir sehr freundliche Aufnahme fanden und mit einem trefflichen Frühstück bewirtet wurden. Auffallend waren mir im Speisesaale zwei Portraits, die einzigen im ganzen Kloster: Robert Dangian, (Anjou?) und seine Gemalin.

Nach dem Frühmahle wurden wir an alle, den Christen heiligsten Orte geführt; sie sind in jeder Reisebeschreibung geschildert, mir bleibt nur, bei dem unglaublichen Hasse der christlichen Sekten, welche sich hier wie in der Grabkirche in Jerusalem anfeinden und bekämpfen, zu bemerken, daß ich selbst mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und behandelt wurde; fast schien es mir mit noch größerer als meine Reisegefährten.

Unangenehm war es uns in den Vorhallen und Gängen der historisch heiligen Orte von Betlehemiten angefallen zu werden, die sich untereinander stoßend und wegdrängend, uns aus Perlmutter und Olivenholz gearbeitete Kränze, Bilder, Kreuze u. dgl. mit der impertinentesten Zudringlichkeit anboten. Ich meinte die widerlichen Szenen des ehemaligen jüdischen Tändelmarktes zu Prag wiederzusehen, nur daß diese an keinem Orte stattfanden, welcher der Andacht und Betrachtung gewidmet war.

Fast vor jedem Hause sahen wir Splitter von Perlmutter glänzen. Die meisten Betlehemiten leben von dem Verfertigen frommer Pilgerspenden. Nichts wäre wünschenswerther, als daß ein tüchtiger Zeichnenlehrer an der Klosterschule angestellt wäre, welcher die, wie es scheint natürliche Anlage der Betlehemiten zu plastischen Arbeiten, bedeutend fördern könnte. Es ist zum Staunen, was diese Autodidakten an schönem Schnitzwerk leisten.

Als wir durch das Städtchen, das in einer Olivenwaldung auf anmutiger Höhe liegt, ritten, fiel uns die Tracht der Frauen auf, alle trugen einen roten Rock, ein blaues Oberkleid, oder einen blauen Rock und ein rotes Oberkleid, während vom Kopfe ein weißer Schleier niederfiel. Die Betlehemiten sind wegen ihrer schöneren Gesichtsbildung und geistigeren Anlagen geachtet.

Wir sprachen schon in Nazaret davon, wo die Kirchenbildmaler ihre Studien machen sollten. Ein ächter Historiker kehrt immer wieder zu den Urtexten zurück; der Maler sollte die Originalgestalten aufsuchen und nach der Natur zeichnen, statt ein gedankenloser Nachahmer der Byzantiner, oder der alten Italiäner zu sein.

Durch schöne Oelbaumpflanzungen, eben gemähte Weizenfelder, in denen häufig Feigenbäume wachsen, zwischen durch mit grünem Strauchwerk und duftendem Lawendel bewachsenen Anhöhen, gelangten wir um 9 Uhr an ein verlassenes mittelalterliches Castell, Kasr el Burak, wo wir Halt machten. Ein tiefer, frischer Brunnen und noch eine versunkene Quelle, in der man die „gesiegelte" des hohen Liedes erkennen will, speist hier die drei großen viereckigen, in Terrassen abfallenden Teiche Salomo's. Aus diesen, die in den Felsen geschnitten und mit gewaltigen, gemeißelten Steinen eingemauert sind, führt noch heut zu Tage eine Leitung Wasser nach Jerusalem, das ich in der Moschee vor der Wohnung des Kadi in einem marmornen Bassin zu Tage treten sah. Tief in einer Schlucht, zur Seite der Wasserleitung liegt eine prächtig grüne Oase mitten zwischen unfruchtbaren Felsen; sie führt seit undenklichen Zeiten den Namen: Die Gärten Salomo's.

Wir badeten im obersten und kleinsten Teiche, ruhten dann im Schatten der Castellmauern während der Mittagshitze und zogen bei einem angenehm uns entgegenwehenden Windhauche, der gegen ein Uhr erwachte, weiter.

Wir kamen durch anmutige Thäler, zwischen schön geschwungenen Anhöhen, auf denen Krüppeleichen und Erdbeersträuche häufig wachsen, zu einem Brunnen, wo ein antiker steinerner Trog lag, an dem Weiber blaue Hemden wuschen, indem sie dieselben eintunkten und mit flachen Steinen klopften. Ueber diesen Brunnen eine Anhöhe empor ziehen sich Ueberreste eines einst befestigten Platzes, den uns die Weiber ed Dirweh nannten. Diesen Ruinen gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein Thurm, dessen kolossale Unterbaue uralt sind. Neueste Forschung hat in den umhergestreuten Trümmern die alte Veste Bethsur erkannt und fast außer allen Zweifel gestellt.

Es kamen zwei große Ziegenheerden, darunter schwarze, weiße und gesprenkelte Thiere, von vier Hirten getrieben, ein Greis mit zwei beladenen Kameelen. Die Weiber schöpften sogleich mit einem ledernen Schlauche Wasser, gaben den Männern zu trinken und füllten dann den Trog mit Wasser für die Thiere. Um das biblische Bild zu vollenden, holte ich aus meinem Reisesacke zwei Armringe und schenkte sie den beiden Frauen. Sie waren freudig überrascht und fragten Mussa: „Welches gesegnete Land hat den gnadenreichen Herrn geboren?“

Um 6 Uhr Abend erreichten wir Hebron.

Hebron.

Zelte und Grabsteine. — Aerztliches. — Huhn und Weihrauch. — Wein. — Glasfabrikation. — Nachtscene.

Kein Anblick wirkt lieblicher, als der von Hebron, wenn man durch die Wüste gewandert ist und sein gesegnetes Thal, seine sanft geschwungenen Höhen erreicht. Die Hügel sind mit Weinreben bepflanzt, aus denen noch, wie sie vom liebeseligen Dichter im Hohenliede geschildert werden, die Wächterhäuschen wie kleine Wartthürme emporragen. Feigen- und Olivenbäume grenzen die Weingärten ein und erheben sich in ihnen mit ihrem dunklen und silbergrauen Grün. Wir ziehen auf steinigtem Boden zwischen ihnen hin und erreichen in einem eingeengten Thale, das sich weiter hin mehr breitet, die Stadt, die sich in ihm selbst und einen Abhang herab steinern und kuppelhaft baut. Aus der Mitte ragt die schön gewölbte Kuppel der Moschee empor, unter ihr ruhen die Patriarchen.

Hinliegende Steinblöcke lassen annehmen, daß wir durch das einstige Thor reiten, um in die jetzt mauerlose Stadt zu gelangen. Wir ritten durch dieselbe und kamen auf einen sanft abhängenden Platz, wo uns unsere Zelte hell und gastlich entgegenglänzten. Rings umher waren Gräbermonumente. Eine seltsame Nachtherberge für Wanderer durch die Wüste! Und er fragt allenfalls: Warum noch weiter ziehen? Wärest du nicht o Herz bereit, gleich hier auszuruhen? Was willst du noch? Hast du nicht genug an den Träumen, die du deine Welt nanntest? Hast du

Es kamen zwei große Ziegenheerden, darunter schwarze, weiße und gesprenkelte Thiere, von vier Hirten getrieben, ein Greis mit zwei beladenen Kameelen. Die Weiber schöpften sogleich mit einem ledernen Schlauche Wasser, gaben den Männern zu trinken und füllten dann den Trog mit Wasser für die Thiere. Um das biblische Bild zu vollenden, holte ich aus meinem Reisesacke zwei Armringe und schenkte sie den beiden Frauen. Sie waren freudig überrascht und fragten Mussa: „Welches gesegnete Land hat den gnadenreichen Herrn geboren?“

Um 6 Uhr Abend erreichten wir Hebron.

Hebron.

Zelte und Grabsteine. — Aerztliches. — Huhn und Weihrauch. — Bet
— Glasfabrikation. — Nachtſzene.

Kein Anblick wirkt lieblicher, als der von Hebron, wen
man durch die Wüſte gewandert iſt und ſein geſegnetes Thal, ſein
ſanft geſchwungenen Höhen erreicht. Die Hügel ſind mit Wei
reben bepflanzt, aus denen noch, wie ſie vom liebeſeligen Di
im Hohenliede geſchildert werden, die Wächterhäuschen wie kl
Wartthürme emporragen. Feigen- und Olivenbäume grenzen
Weingärten ein und erheben ſich in ihnen mit ihrem dunklen
ſilbergrauen Grün. Wir zieben auf ſteinigtem Boden zwiſchen
hin und erreichen in einem eingeengten Thale, das ſich weiter
mehr breitet, die Stadt, die ſich in ihm ſelbſt und einen Abh
herab ſteinern und kuppelhaft baut. Aus der Mitte ragt die
gewölbte Kuppel der Moſchee empor, unter ihr ruhen die P
triarchen.

Hinliegende Steinblöcke laſſen annehmen, daß wir durch
einſtige Thor reiten, um in die jetzt mauerloſe Stadt zu
gen. Wir ritten durch dieſelbe und kamen auf einen ſanft
hängenden Platz, wo uns unſere Zelte bell und gaſtlich entg
glänzten. Rings umher waren Gräbermonumente. Eine ſelt
Nachtherberge für Wanderer durch die Wüſte! Und er fragt
falls: Warum noch weiter zieben? Wäreſt du nicht o Herz
reit, gleich hier auszuruben? Was willſt du noch? Haſt du
genug an den Träumen, die du deine Welt nanntest? Haſt

gehen. Mit den Quellen iſt es nicht beſſer; ich kenne ein, zwei Stunden von hier fernes Dorf, wo hundert Quellen, darunter mineraliſche, exiſtiren und es laſſen ſich die Spuren von einer noch größeren Anzahl gut erkennen. Man merkt überall, daß kein Gemeinweſen und keine Regierung exiſtirt. Ich kann z. B. nur unter heftiger Zudringlichkeit vom Gouverneur jedesmal meinen Sold, der nebſt freier Wohnung in 900 Piaſtern monatlich beſteht, erhalten. Der Sold iſt ſicher, aber ich muß ihn immer dringend verlangen. Er wurde mir jetzt gerade ſeit ſieben Monaten nicht ausgezahlt. Ich werde einfach die Ausweiſe und Tabellen, die ich der Regierung amtlich zu liefern habe, zurückbehalten. Der Gouverneur, der ſie an den Paſcha zu ſenden hat, wird mir dann mit allen Höflichkeitsbezeigungen meinen Sold bei Pfennig und Heller auszahlen. Es ſind hier ſehr primitive Zuſtände, die dem Europäer unglaublich ſcheinen und deren manche auch nur dem länger weilenden Arzte bekannt werden. Sollten Sie glauben, daß ein Tiſchler und ein Fleiſchhauer hier meine Collegen ſind? Jener heilt alle Bein- und Armbrüche, indem er die geſchickteſten Schienen hobelt und zuſchneidet und der Fleiſchhauer, der die beſten Begriffe von Anatomie haben muß, zählt die Luxazionen zu ſeinem ausſchließlichen Monopole. Ein Gärtner iſt Impfarzt; er ſtreift mit einer offenen Feige den urſprünglichen Stoff von dem Kuheuter, bringt dem Kinde mit einer Nadel mehrere Stiche bei und ſtreicht dann die Feige über die wunden Stellen."

Und bei welchen Krankheiten, oder Operazionen bedient man ſich denn Ihrer Kunſt?

„Ich werde meiſt von den Juden gerufen, die ſich, intelligent wie ſie ſind, kaum den arabiſchen Naturaliſten anvertrauen, die übrigens ihre Spezialität, der ſie ſich widmen, meiſt gründlich verſtehen."

Wir ſtatteten dem Doctor in ſeiner bequem eingerichteten Wohnung unſeren Beſuch ab und beſtiegen die Terraſſe des ſtattlichen Quarantainegebäudes; das einzelne hoch gewölbte Abtheilungen für Menſchen und Thiere enthält. Seit der Anſtellung

des Dr. Helbig, der früher in Bajezit stazionirt war, kam kein Pestfall vor.

Die Sonne war im Niedergehen und machte die nicht ferne, weit hinausgestreckte Wüste rötlich-golden funkeln. Wir kehrten zu unseren Zelten zurück und fanden ein, während unseres Spazierganges vorbereitetes, treffliches Mahl. Mehrere Juden hatten uns Mehl, Eier, Reis, lebendige Hühner und Wein gebracht und unserem Koche verkauft.

Der Wein ist ein Haupterwerbsmittel der Bewohner von Hebron, er gedeiht fast ohne Pflege und ebenso wenig geben sich die Hebroniten Mühe ihn zu bereiten. Die meisten Trauben werden nach Jerusalem verkauft und hier einer wenig razionellen Behandlung unterworfen. In neuerer Zeit wurde die europäische Bereitung versucht und ein Wein gewonnen, welcher dem edelsten Rheinwein gleichkommt. Ich brachte eine Flasche voll, hermetisch geschlossen nach Wien, er war aus Trauben gepreßt, die in der Nähe der uralten Patriarchenhöhle Machpelah gereift waren. Sie waren am 4. Juni, wo ich in Hebron war, schon über einen Schuh lang und die Beere, wie kleinste Taubeneier groß. Ob sie die Länge und Schwere erreichen, daß zwei Männer eine Traube auf einem Stabe tragen müssen, möchte ich bezweifeln. Kundschafter und Reisende pflegen gerne zu übertreiben. Ebenso bedarf es noch des historischen Beweises, daß Noa hier die erste Rebe pflanzte. Nicht alle Trauben werden zur Weinbereitung verwendet, viele getrocknet und noch mehr zu einem Syrup, dessen sich die Bewohner Palästina's statt des Zuckers bedienen, verkocht.

Während wir aßen kamen einige Männer zu uns, um gläserne Armringe aller Farben, Fingerringe und blaue Korallen zu verkaufen. Wie die Weinbereitung nur von Juden, wird die Glasfabrikazion nur von Mohammedanern betrieben. Die letztere soll durch venezianische Juden im zwölften Jahrhunderte hier eingeführt worden sein. Wir kauften das Dutzend Armringe für einen Kreuzer, für denselben Preis zwei Dutzend Fingerringe.

Es war schon finstere Nacht, das Zelt mit bunten Papierlaternen beleuchtet und vor demselben begannen von einer Hand-

trommel, einer Pfeife und einem Hackbrette die ſchon geſchilderten Melodien orientaliſcher Muſikanten.

Die Szene, auf der wir uns befanden und heiter tafelten, war eigenthümlich genug. Die Stadt, die um ſieben Jahre älter iſt als Zoan, der vermeintliche Geburtsort Moſes, gegenüber der uraltheiligen Doppelhöhle Machpelah, jenſeit der grünen Thäler die libiſche Wüſte, wir ſelbſt unter den Zelten, die auf mohammedaniſchem Friedhof ſtehen — wie ſeltſam, fantaſtiſch und fremd dies Alles! Nur über uns die bekannten Sterne der Heimat, aber größer, heller und flakkernder.

des Dr. Helbig, der früher in Bajezit ſtazionirt war, kam kein Peſtfall vor.

Die Sonne war im Niedergehen und machte die nicht ferne, weit hinausgeſtreckte Wüſte rötlich-golden funkeln. Wir kehrten zu unſeren Zelten zurück und fanden ein, während unſeres Spazierganges vorbereitetes, treffliches Mahl. Mehrere Juden hatten uns Mehl, Eier, Reis, lebendige Hühner und Wein gebracht und unſerem Koche verkauft.

Der Wein iſt ein Haupterwerbsmittel der Bewohner von Hebron, er gedeiht faſt ohne Pflege und ebenſo wenig geben ſich die Hebroniten Mühe ihn zu bereiten. Die meiſten Trauben werden nach Jeruſalem verkauft und hier einer wenig razionellen Behandlung unterworfen. In neuerer Zeit wurde die europäiſche Bereitung verſucht und ein Wein gewonnen, welcher dem edelſten Rheinwein gleichkommt. Ich brachte eine Flaſche voll, hermetiſch geſchloſſen nach Wien, er war aus Trauben gepreßt, die in der Nähe der uralten Patriarchenhöhle Machpelah gereift waren. Sie waren am 4. Juni, wo ich in Hebron war, ſchon über einen Schuh lang und die Beere, wie kleinſte Taubeneier groß. Ob ſie die Länge und Schwere erreichen, daß zwei Männer eine Traube auf einem Stabe tragen müſſen, möchte ich bezweifeln. Kundiger und Reiſende pflegen gerne zu übertreiben. Ebenſo bedarf es noch des hiſtoriſchen Beweiſes, daß Noa hier die erſte Rebe pflanzte. Nicht alle Trauben werden zur Weinbereitung verwendet, viele getrocknet und noch mehr zu einem Syrup, deſſen ſich die Bewohner Paläſtina's ſtatt des Zuckers bedienen, verkocht.

Während wir aßen kamen einige Männer zu uns, um Coralleferne Armringe aller Farben, Fingerringe und blaue Korallen zu verkaufen. Wie die Weinbereitung nur von Juden, wird die Glasfabrikazion nur von Mohammedanern betrieben. Die letztere ward durch venezianiſche Juden im zwölften Jahrhunderte hier eingeführt worden ſein. Wir kauften das Dutzend Armringe für einen Kreuzer, für denſelben Preis zwei Dutzend Fingerringe.

Es war ſchon finſtere Nacht, das Zelt mit bunten Papierlaternen beleuchtet und vor demſelben begannen von einer Hand

trommel, einer Pfeife und einem Hackbrette die ſchon geſchilderten Melodien orientaliſcher Muſikanten.

Die Szene, auf der wir uns befanden und heiter tafelten, war eigenthümlich genug. Die Stadt, die um ſieben Jahre älter iſt als Zoan, der vermeintliche Geburtsort Moſes, gegenüber der uraltheiligen Doppelhöhle Machpelah, jenſeit der grünen Thäler die libiſche Wüſte, wir ſelbſt unter den Zelten, die auf mohammedaniſchem Friedhof ſtehen — wie ſeltſam, fantaſtiſch und fremd dies Alles! Nur über uns die bekannten Sterne der Heimat, aber größer, heller und flakkernder.

Die Doppelhöhle Machpelah.

Antiker Teich. — Purim taka. — Der Zehnte. — Sarkofage der Patriarchen. — Fabeleien. — Prügel. — Abners Grab. — Synagogen. — Bibliothek. — Arabische Legenden. — Eiche und Zelt.

Ich hatte einen Mann der sepharedischen Gemeinde für den frühesten Morgen bestellt, um mit ihm die Stadt zu durchwandern und die Synagogen zu sehen. Er kam, als eben die Sonne über dem Haine von Mamre aufging.

Wir gingen an einem antik ausgemauerten Teiche, der in der Form dem Siloateiche und den Teichen Salomos' gleicht, vorbei, vielleicht demjenigen, an welchem König David die Meuchelmörder seines Gegenkönigs Isboset, des Sohnes Sauls, hängen ließ.

Wir gingen zuerst zur Moschee, die von einem kleinen Vorplatze aus, eine breite und tief sich emporstreckende Treppe sehen läßt. Vor dem Eingang des hohen Thores, das in einer Einfassung von roten und weißen Marmorlagen angelt, ist, da die Fronte der Moschee endet, ein Winkel mit kleinen Steinen ausgeschnitten. In halber Manneshöhe ist ein Loch durchgebrochen, das in die unterirdischen Räume der Moschee führt. In diesen abgegrenzten Winkel, der zehn Personen, nur hart an einander gedrückt, fassen kann, kommen an jedem Vorabende eines Festes die Juden, um zu beten. Auch ist es ihnen gestattet ein Drittheil der Stufen, die zur Moschee emporführen, wo ebenfalls ein Loch in das finstern Unterbaue der Moschee sehen läßt, zu ersteigen. Zu dieser Mündung kommen die Juden für einen schwer Kranken beten. Zu

einmal ein grauſamer Schech den Juden Geld und zwar, um ſie ſicherer zu verderben, in einer Münze verlangte, die in ganz Paläſtina nicht zu finden war, gingen ſie hierher, die Hülfe der Erzväter anzuflehen. Am folgenden Tage brachte ein Reiſender, der aus der Wüſte kam, einen Beutel voll jener Münzen, welche der Schech gefordert hatte.

Purim taka.

Vor vielen Jahren herrſchte ein geldgieriger Paſcha in Hebron. Unter Androhung, die vornehmſten Juden zu verbrennen, die übrigen als Sklaven zu verkaufen, verlangte er von ihnen 50,000 Piaſter. Sie waren ſehr arm und in Verzweiflung, ſich nicht retten zu können. Da beſchloſſen die Rabbinen ihre Not und ihre Gebete den Erzvätern vorzutragen und ſchrieben Alles auf ein Blatt Papier nieder. Gegen ein Bakſchieſch verſprach der Moſcheewächter, das Blatt an einem Faden in die Grabhöhle der Patriarchen niederzuſenken; denn auch die Mohammedaner wagen den heiligen Ort nicht zu betreten und beleuchten ihn durch einen Schlott, der aus der Moſchee in das Grabgewölbe unter ihr niederführt.

Der Paſcha fühlte ſich in dieſer Nacht geweckt, da ſtanden drei ehrwürdige Greiſe vor ihm und verlangten 50,000 Piaſter; ſie drohten, ihn zu tödten, wenn er das Geld ihnen nicht geben würde. Es lag ein ſo tiefer Ernſt in den Geſichtszügen der Greiſe, eine ſo erſchreckende Todtheit in ihren Augen, daß der Paſcha zitternd vom Lager aufſtand und einen Beutel, der die geforderte Summe in Gold- und Silbermünzen enthielt, aus ſeinem Geldſchranke holte und den Greiſen übergab.

Am frühen Morgen pochte es an dem Thore des weitläufigen Hauſes, in welchem alle Juden, wie noch heutzutage, beiſammenwohnen, und die Bewaffneten des Paſchas kamen von der Gemeinde die 50,000 Piaſter zu holen.

Es waren Alle betend in der Synagoge verſammelt, denn ſie wußten jetzt ihr Ende herannahend. Die Vorſteher ſchickten den Synagogendiener, um zu öffnen; da bemerkte er einen Geldbeutel im Fenſter der Vorhalle, wo die Juden ihre Hände waſchen,

ehe sie die Synagoge betreten. Er brachte ihn den Vorstehern und lief erst dann, um den Kawassen die Pforte zu öffnen.

Der Oberrabbi mit den Vorstehern machten sich sogleich auf, um dem Pascha die geforderten 50,000 Piaster zu überbringen, denn der Beutel enthielt in Gold und Silber genau die Summe, keinen Para weniger. Der Pascha erkannte sogleich den Beutel und das Geld und sprach ehrerbietig zu den Juden:

„Wahrlich, Ihr seid ein gottgeliebtes Volk! Er schützt und schirmt Euch. Dieses Geld wurde mir von den Erzvätern Abraham, Isak und Jakob abgefordert, um meine Seele zu retten vor einer schlechten That. Es schlummert und schläft nicht der Wächter Israels. Wenn Ihr so würdig seid, daß die seit Jahrtausenden schlafenden Väter um Euretwillen aufstehen; so will ich Euch hoch in Ehren halten. Nehmt das Geld als ein Geschenk von mir und wenn mir Not und Unglück drohen, werde ich um Euch schicken, daß Ihr für mich zu den Erzvätern betet."

Die sepharedischen Juden feiern noch heut zu Tage ein Purim taka, so genannt vom arabischen Worte „Taka", das Fenster bedeutet, weil in einem solchen das Geld gefunden wurde.

Der Zehnte.

Es war zur Zeit des Eliaser Archi in Hebron, seit Erschaffung der Welt 5360 Jahre. Die jüdische Bevölkerung bestand kaum aus einem Minjan und sie konnten keinen Gottesdienst abhalten, wenn nicht ein jüdischer Wanderer, oder Pilger zufällig nach Hebron kam. So war es auch einmal am Vorabende des Versöhnungstages, die Sonne schon dem Untergehen nahe und noch war kein Gast gekommen, der als Zehnter das Minjan gebildet hätte. Die Juden waren gar sehr betrübt darüber und sandten nach allen Seiten Leute aus, um zu sehen, ob kein Glaubensgenosse nahe sei?

Schon glänzten die Wipfel der Oelbäume und die Rebenhügel in rotem Abendlichte, als man plötzlich von ferne, unweit der Maahroth Hamachpelah, dem Grabe der Patriarchen, einen ehrwürdigen Greis herankommen sah. Ein weißer Talar umwallte,

wie ein Sterbekleid die hohe Geſtalt, ein weißer Bund umhüllte das Haupt und ein langer weißer Bart floß bis über die Bruſt herab. Die Freude war ſehr groß, als er durch ſeinen Gruß ſich als einen Juden zu erkennen gab. Alle eilten herbei, um ihn willkommen zu heißen; nur betrübte es ſie, daß ſie ihm, da es bereits Nacht geworden war, keine Speiſe mehr vorſetzen durften. Der ſchöne Greis tröſtete ſie und ſagte ihnen, daß er den Faſttag mit Hülfe des Herrn leicht zu ertragen hoffe.

Sie führten ihn hierauf in die Synagoge und der heilige Gottesdienſt begann, die ganze Nacht hindurch und den ganzen langen Tag darauf erſchollen die frommen Bußgeſänge. Die Gemeinde erwies ihrem lieben Gaſte, der durch volle 24 Stunden in der inbrünſtigſten Andacht, Allen als ein ehrwürdig ſchönes Beiſpiel daſtand, alle frommen Ehren, und da erſchien es ihnen, als ob es von ſeiner Stirne leuchtete; doch konnte das auch ein Widerglanz der Sonne ſein, denn in ſeltſamem Widerſpruche mit den Stralen auf der Stirne, waren die Augen des Greiſes glanzlos und faſt ſtarr.

Als der erſte Stern am Himmel ſichtbar und der Schofar geblaſen wurde, wollte Jeder der Gemeinde den Gaſt in ſeinem Hauſe bewirten. Es mußte durch das Loos entſchieden werden, welches dem Chazan, dem ſehr frommen, armen Vorbeter der Gemeinde zufiel. Freudig führte er den ehrwürdigen ſchönen Greis zu ſeinem kleinen Hauſe. Hier ſchritt er durch die niedere Pforte und einen ſchmalen dunklen Gang ſeinem Gaſte voran; aber der Greis folgte ihm nicht und war verſchwunden. Der arme Chazan meinte, der Gaſt ſei vielleicht irrig in das Nachbarhaus getreten, aber Niemand hatte ihn da geſehen.

Nach langem vergeblichen Suchen und Fragen ging er betrübt nach Hauſe und warf ſich, ohne nach dem langen Faſttage ſich mit Speiſe und Trank zu laben, auf ſein Lager. Im Traume aber erſchien ihm ſein lieber Gaſt und ſprach troſtreiche Worte zu ihm: „Lieber guter Mann! Sei nicht betrübt Deines Gaſtes wegen. Ich bin Abraham Abiſchem. Mir iſt Euer Kummer, daß Ihr am Verſöhnungstage kein Minjan habet, in meiner Grabes-Doppelhöhle

zum Herzen gegangen und ſo ſtand ich auf und erſchien Euch als die zehnte Perſon. Als aber der Gottesdienſt zu Ende war, ging ich wieder zurück, woher ich gekommen war."

Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, wie tief dem jüdiſchen Volke ſeine Geſchichte, ſeine heiligen Ueberlieferungen, ſeine Urgedanken und Lehren innewohnen, man könnte dieſe Legenden als die poetiſchen Blüten eines unausrodbaren frommen und gottgläubigen Bewußtſeins anführen. Noch in unſeren Tagen tauchen mit ſcharfem, unabgegriffenem Gepräge Geſtalten und Bilder, die vor vier Jahrtauſenden lebten, empor und tröſten und erheben die Epigonen unſterblicher Väter.

Die Moſchee iſt von einer etwa 200 Fuß langen, 150 Fuß breiten Mauer umgeben, an deren vier Enden Minarete angebracht ſind. Die Steine des Unterbaues zeigen, wie die der Tempel-Weſtwand Fugenränderung und ſind manche von einer Länge von 38 Fuß. Ich beſtieg die Oſtſeite dieſer Mauer und ſah in einen Hofraum, wo eine Kapelle vor dem Eingange der Moſchee ſteht, welche ebenfalls ein Längenviereck bildet.

Urſprünglich eine Kirche, deren Gründungszeit unbekannt iſt, war es im 6. Jahrhunderte den Juden geſtattet, ſich derſelben zu nähern und Weihrauchopfer darzubringen. Benjamin von Tudela erzählt, daß er die Grabſtätte betreten habe. In ſpäteren Jahrhunderten war dies, bis zum heutigen Tage, weder Juden noch Chriſten geſtattet.

Herr Dr. Fränkel, mein Gaſtfreund in Jeruſalem, erzählte mir, daß er bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt, im Jahre 1843, zu dem berüchtigten Schech von Hebron Abd el Rachman, der erkrankt darnieder lag, berufen worden ſei. Er weilte mehrere Tage in Hebron, bis der Schech geneſen war, der für ihn eine dankbare Vorliebe gewonnen hatte. Der Arzt erbat ſich die Gunſt die Grabhöhle zu betreten, die der Schech nur ſehr vorſichtig ge-

währte; indem er ihn ſelbſt eine ſchmale, dunkle Treppe hinab begleitete. Er ſah drei Sarkofage mit grünem Damaſt überhangen; als er dieſen weghob die Namen der Erzväter in hebräiſcher und arabiſcher Goldſchrift.

Es ſtimmt dieſe Schilderung theilweiſe mit der eines ſpaniſchen Renegaten überein, der noch drei andere Sarkofage, die der Patriarchenfrauen, geſehen hat. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Monumente nur Scheinſarkofage ſind und die eigentlichen unterirdiſch liegen, denn von dort her beſitzt man eine griechiſche Votivtafel aus den erſten Jahrhunderten nach chriſtlicher Zeitrechnung, welche am Grabe des Erzvaters eingefügt iſt. Auch will man Joſefs Grab geſehen haben, der doch ausdrücklich in Sichem begraben worden iſt. Mein Begleiter ſprach auch von Adams Grab hier, weil die Stadt, ehe ſie den Namen Hebron erhalten hatte, Kiriat arba hieß. Arba bedeutet im Hebräiſchen vier, was die Talmudiſten auf den Erzvater der Menſchheit und auf die Patriarchen deuteten; im Widerſpruche mit der Stelle in Joſua, welche ſagt: Kiriat Arba, die Stadt Arbas, der ein großer Menſch war unter den Enakim. Ebenſo erzählt man, daß Adam in der Nähe von Hebron aus der roten Erde eines Ackers gebildet worden ſei. Der Kirchenvater Hyeronimus ſchrieb ſeinem jüdiſchen Lehrer dieſe Legende nach, die ſeinen Vorgängern völlig unbekannt war. Chriſtliche Pilger wallfahrteten in ſpäteren Jahrhunderten, nicht ohne Gefahr, zu dieſem Acker, warfen ſich aufs Angeſicht und netzten ihn mit Thränen der Andacht, nahmen wohl auch Erde mit, welche ſie für heilkräftig hielten. Wie heutzutage noch manche Stellen, gar im Widerſpruche mit den heiligen Schriften, gezeigt werden, wo dies oder jenes ſich zugetragen haben ſoll; ſo ließ man im Mittelalter bei Hebron eine Höhle verehren, in welcher die Erzvätern ihre Lebenstage gelebt haben, man zeigte die Stelle, wo der erſte Brudermord geſchehen iſt und dergleichen. Es wurde eben auf die Fantaſie der Pilger ſpeculirt und ſo, wie auch noch heute ein angenehmes Einkommen geſichert.

Als ich mit meinem Begleiter wieder auf den kleinen Vorplatz getreten war, verlangte ein Türke, mit grünem Turban,

dem Zeichen der Prosetenabkunft, ein Bakschiesch, das ich ihm gerne gewährte. Er war aber nicht zufrieden und es entspann sich zwischen ihm und meinem Führer ein Wortwechsel, der damit endete, daß der Jude, Angesichts der Doppelhöhle Machpelah den Mohammedaner derb durchprügelte. Ich war über diese Kühnheit erstaunt und wohl auch erschrocken; sie lieferte aber zugleich den Beweis, wie sich die Zeiten geändert haben, wenn ein Jude vor der Moschee in Hebron, der fanatischen und wilden Stadt, es wagen durfte einen Mohammedaner zu züchtigen.

Als ich meinen Führer über seine Rohheit, die mich auch so leicht Verlegenheiten hätte aussetzen können, zur Rede stellte, erwiderte er, ganz ruhig geworden: „Wenn Die sehen, daß man Mut und Kraft hat, werden sie feig und schwach."

Wir gingen, um das Grab Abners, des Feldherrn Sauls zu sehen und traten durch eine enge Vorhalle in den kleinen Hofraum eines türkischen Hauses. Unter einem Baume saß da auf einer Strohdecke ein ehrwürdig aussehender Mohammedaner rauchend; er lud uns zu sich auf den Strohteppich und ließ uns Tschibuk und Kaffee reichen. Dann führte er uns an der schmalen Seite des Hofes, wo eine überkuppelte Kapelle steht, sechzehn steinerne Stufen hinab. Ein kleiner Raum nahm uns unten auf, der durch einen bunten Vorhang aus Baumwollenstoff, dem zwei seidene, grüne Spiegel aufgenäht waren, getheilt ist und weggeschoben, uns einen neun Schuh langen, weiß übertünchten Sarkofag sehen ließ. Hierher kommen die Juden an jedem Neumond beten.

Ich besuchte hierauf die beiden sepharedischen und die ein aschkenasische Synagoge. Alle drei sind sehr ärmlich, ebenso sahen die Männer aus, die mit dem weißen Gebetmantel angethan den Talmud studirten; was sie die ganze Nacht hindurch abwechselnd thun. Einer von ihnen, als ihm mein Führer sagte, daß ich ein Jude sei, ging an die Bundeslade und öffnete sie mir zu Ehren

Ich zog die Schaufäden aus meinem Gewande hervor, berührte mit ihnen die Thorarollen und küßte sie.

An der Wand der Synagoge hing ein geschriebenes hebräisches Gebet für Sir Moses und Lady Judit Montefiore.

In der Lehrschule waren die Kinder noch nicht versammelt, die Wände entlang standen an 2000 Bücher, viele Exemplare des Pentateuch, des Talmud, Gebetbücher und nur ein weltliches Buch, ein französisch-arabisches Wörterbuch, das mir als das Geschenk eines französischen Rabbis mit einigem Stolze gezeigt wurde.

Ueber die Gliederung der beiden Gemeinden in Hebron haben wir bei der Darstellung der Juden in Jerusalem berichtet. Der Bildungsgrad ist derselbe. Die Zahl der sepharedischen Juden ist nahe an 300, der aschkenasischen an 100; nur wenige unter ihnen sind Rajas; die größere Anzahl steht unter dem Schutze europäischer Consulate.

Ehe wir von der Nähe der Patriarchengruft scheiden, über der in der ältesten Zeit sich eine Synagoge, dann eine Kirche St. Abraham und jetzt eine Moschee erhebt und so von drei Weltreligionen Verehrung empfing; wollen wir zwei schöne Legenden mittheilen, welche die Araber von Abraham, den sie El Khalil nennen, den Freund Gottes, erzählen:

Gotteserkenntniß.

Nimrod trachtete nach dem Leben des Kindes Abraham, weil die Wahrsager verkündeten, er werde den Göttern gefährlich werden. Die Mutter verbarg ihn fünfzehn Jahre lang in einer Höhle. Als sie die Gefahr vorübergezogen glaubte, führte sie ihn zum ersten Male aus der Höhle.

„Es war eine wilde, stürmische Nacht. Der Engel der Winde rauschte mächtigen Fluges einher, ein einziger Stern blickte durch die zerrissenen Wolken. Abraham sah nichts, als die Finsterniß, hörte nichts als die Windsbraut; da meinte er das reine Licht,

birge Juda." In der Mischna tamid heißt es,
opfer in Jerusalem erst dann gebracht wurden,
Licht zu werden bis Hebron." Unmöglich ist e
tige, im Thale fast versteckte Hebron von Jerusal

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die genau
der Höhen, wo das Zelt Abrahams ist, zu m
führen werde.

Nicht fern auf einer Anhöhe besuchten wir
Moschee Neby Yumas, des Proseten Jonas.
kaum aus dem Boden hervorstehen, fassen den
nannte uns den Ort Hulhul, wahrscheinlich d
nannte Halhul.

Und es ſprach der Herr: „So erſtehen auch einſt die Menſchen aus den Gräbern und greifen nach ihrem weſentlichſten Unterſcheidungsmerkmal, dem Kopf.“

Muſſa, der Kawaß erwartete uns ſchon mit Ungeduld, er hatte die Maulthiere vorausgeſchickt und unſer Frühſtück, in nicht genug zu dankender Aufmerkſamkeit, unter der Eiche im Haine Mamre angeordnet, wo die Erzväter ihre Zelte hatten und wo Abraham von den drei Wanderern der Untergang Sodoma's und Gomorha's angekündigt worden war.

Joſefus Flavius nennt den Baum eine Terebinthe, die ſpäteren Schriftſteller eine Eiche, was diejenige, zum Geſchlechte Quercus ilex gehörend, wirklich iſt, in deren Schatten wir lagerten: die Araber kennen ſie unter dem Namen Sindian. Ich brachte Eicheln und einige Zweige dem gelehrten Reiſenden Dr. Kotſchi nach Wien mit, von dem wir zunächſt über die Eichen im Morgenlande eine Abhandlung erhalten werden.

Wir ritten durch Weingärten und gelangten nach einer halben Stunde auf einen mäßig ſich abſenkenden Wieſenplatz, in deſſen Mitte die Rieſeneiche ſteht. Ich maß den Umfang des Stammes auf 22 Fuß, er theilt ſich in einiger Höhe in drei dicke Stämme, von denen einer in ziemlicher Höhe ſich wieder in zwei theilt. Die Aeſte ſtrecken ſich bis 90 Fuß im Umkreiſe, ſie ſind dicht und waren dicht belaubt. In der Nähe befindet ſich ein Brunnen.

Die Botaniker bezweifeln mit Recht das hohe Alterthum dieſes Baumes, über welchen übrigens ſchon vom fünften Jahrhunderte her, Nachrichten vorhanden ſind.

Die Juden halten aber eine andere Stelle, nördlich von Hebron, für diejenige, wo das Zelt Abrahams geſtanden haben ſoll. An derſelben befinden ſich auch antike Mauerreſte. Dieſe bilden die niedere Umfangmauer, jedoch nur zweier Seiten eines großen viereckigen Raumes, ſie beſteht aus zwei koloſſalen Steinlagern. In dem weiligen Raume, der grün bewaſchen war, befindet ſich eine Ziſterne;

auf einem Steine saß eine mächtige Eule, die einzige, die ich im Morgenlande sah.

In neuerer Zeit tauchte, im Zusammenhange mit Bibel und Talmudstellen die Meinung auf, daß das Hebron der Schrift auf dieser Höhe, die eine Stunde von der jetzigen Stadt fern ist, gestanden haben mag. Josua bezeichnet die Stadt „auf dem Gebirge Juda." In der Mischna tamid heißt es, daß die Morgenopfer in Jerusalem erst dann gebracht wurden, „wenn es anfing Licht zu werden bis Hebron." Unmöglich ist es aber das heutige, im Thale fast versteckte Hebron von Jerusalem aus zu sehen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die genaue Durchforschung der Höhen, wo das Zelt Abrahams ist, zu mancher Entdeckung führen werde.

Nicht fern auf einer Anhöhe besuchten wir die Ruinen einer Moschee Neby Yumas, des Propheten Jonas. Mauerreste, die kaum aus dem Boden hervorstehen, fassen den Hügel ein. Mussa nannte uns den Ort Hulhul, wahrscheinlich das von Josua genannte Halhul.

geformte metallene Lampe, um ein ewiges Licht darin erhalten zu können.

Es ist Sitte, daß der jüdische Führer Oel und Lampen mitbringt und diese von den Pilgern zur Ehre der todten Patriarchenfrau anzünden läßt. Dann sprechen sie das schöne hebräische Gebet, welches dem Andenken der Todten gewidmet ist.

Welches Weib der Erde, das weder durch den Glanz des Wunderglaubens verklärt, noch durch ein großes geschichtliches Ereigniß verewigt ist, genießt nach vier Jahrtausenden eine gleiche Verehrung. Juden, Christen und Mohammedaner beugen gleich ehrfurchtsvoll ihr Haupt und ihr Knie, vor der Gestalt einer schönen, in der Blüte hingerafften Mutter, deren Dasein nur durch menschlich schöne Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern bezeichnet ist.

Es ist ein edler Zug des Menschenherzens, daß es gerne verklärt, was ihm schön und edel scheint. Geist und Fantasie müssen ihre Stralen leihen zu einem Heiligenschein, der die Gestalten umgiebt und der Mensch betet frommer an, was er selbst geschaffen hat.

Die Legende erzählt, daß es der Geist der Mutter war, der ihren Sohn Josef in Egypten rettete, als ihn Putifars Weib verführen wollte; ihr Geist lehrte ihn die Träume deuten, die Weisheit der Welt und der Herrschaft Kunde. Als Josef zum Sterben lag im Egyptenlande, wehte es ihn und die Seinen an wie Trost; es war von den Schwingen des Geistes seiner Mutter.

Als ihr Kind nun todt war, wandte sich die Liebe der Mutter dem ganzen Volke zu. Die biblische Ahnfrau, erscheint sie immer wieder, wenn Israel ein Unheil droht und wenn es traurig ist. Sie naht, wenn es von Gott nicht mehr beherrscht sein will und von dem Profeten verlangt, daß er das Königthum einführe. Den gesalbten Saul, da er an ihrem Grab vorüberzieht, blendet es wie ein Sonnenglanz in Wellen aus ihm empor und er beginnt mit den ihm begegnenden Sängern zu weissagen. Und als das Volk in die Verbannung zog und am Grabe vorüberkam, da hörte es eine klägliche Stimme und bitteres Wei-

ehrend in Frieden, während sie sich, kaum aufgestanden und nicht fern dem Grabe, mit Feuer und Schwert bekämpften. So mächtig ist der Zauber, den die Stätte ausübt, wo ein schönes, edles, frommes Menschenherz zu schlagen aufgehört hat!

Während die Juden und Christen hier beteten, trieb eine noch innigere Andacht die Mohammedaner von Betlehem an, sich hier begraben zu lassen und ein Schech Mohammed ließ, nachdem die Moschee verfallen war, ein kuppelartiges Gebäude über dem Grabe vor dreihundert Jahren aufführen, dessen Form wenigstens sich bis zu dem heutigen Tage erhalten zu haben scheint.

Merkwürdig ist es, daß die Mohammedaner, die mit fanatischer Eifersucht ihre Heiligthümer jedem Giaur zu betreten verbieten, dieses selbst mit einer Moschee geschmückt gewesene Grabmal seit wenigen Jahrzehnden den Juden gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Piastern überlassen.

Als ich über einen welligen, mit Oelbäumen bepflanzten Boden, von Betlehem kommend, bei dem Denkmale angelangt war, erwartete mich vor demselben ein sepharedischer Jude mit dem Schlüssel.

Wir traten durch einen breiten offenen Spitzbogen in einen kleinen Vorhof, den etwa neun Schuh hohe Mauern bilden. Uns gegenüber in einer Nische befindet sich ein steinerner Turban über einem mohammedanischen Grabe.

Dem Eintretenden zur Rechten ist eine kleine eiserne Thüre sichtbar, durch die wir in eine mit einer Kuppel überwölbte Halle gelangten. Unter ihr befindet sich auf einer Steinstufe ein aufgemauerter, weiß übertünchter Sarkofag, der wie ein Koffer mit gewölbtem Deckel aussieht. Auf demselben befinden sich die Namen zahlreicher Pilger. Man kann den Sarkofag umschreiten; vor demselben, der Eingangsthüre zugewendet, schließt ein viereckiger, ein und einen halben Schuh großer Marmorstein die Gruft selbst ab. Ich hob ihn empor und sah in ein finsteres Loch hinab, das nichts als einige Steine enthielt, als ich es mit einer Lampe erleuchtete.

Von dem Grabsteine lag ein kleines Eckstück abgebrochen, ich nahm es mit und verehrte später der Grabkuppel eine schö-

Abſchied vom Leſer.

In Jaffa wieder angelangt, kehrte ich bei Herrn Platner ein und hatte die Freude, Herrn Albert Cohn, der eben aus Egypten kommend, nach Jeruſalem ging, zu begrüßen.

Es waren tief ernſte Geſpräche, die wir über die Zuſtände der Juden in der heiligen Stadt und im ganzen Morgenlande führten.

„Wir ſtreuen“ ſprach der begeiſterte Mann, „Saatkörner in die Furchen der Gemüther und Geiſter unſerer im Morgenlande verdunkelten Glaubensgenoſſen. Es gehen auch auf den Feldern nicht alle auf. Gottes Sturm, Regen und Sonnenſchein müſſen wehen und leuchten, damit der Segen, die goldene Frucht gedeihe. Wir müſſen den Armen doppeltes Brot reichen, um ſie körperlich und geiſtig zu nähren. Iſt es nicht ein Land der Wunder, dieſes Paläſtina noch heutzutage? In demſelben Jahrzehent erwacht in drei, durch Meere getrennten, großen Reichen, in drei Menſchenherzen der gleiche Gedanke: den körperlichen Hunger der Glaubensgenoſſen in Jeruſalem zu ſtillen, den geiſtigen nach Lehre und Bildung zu wecken. Wie jene drei Engel zu dem Zelte Abrahams bei Hebron mit ſchöner Botſchaft kamen, ſo kommt aus England, Frankreich und Oeſterreich von drei edlen Menſchen der greiſen Jeruſchalaim ein geiſtiger Segen! Und eine Mutter hat es ſchwerlich im fernen Böhmen und im fernen Ungarn ihrem Knaben an der Wiege vorgeſungen, daß wir Beide uns hier treffen werden, um mit zu rathen und mitzuhelfen.“

Der österreichische Vizeconsul Herr Damiani kam mich zu begrüßen und mir Briefe aus Jerusalem vom Großrabbi und seinem geistlichen Tribunale, dann von den Vorstehern der Gemeinde Chassidim zu überbringen; wir theilen beide, nebst einigen noch nachträglich erhaltenen Daten, im Anhange mit.

Die Briefe aus Wien brachten tief schmerzliche Nachrichten, welche mit der, vor meiner Abreise mich vollkommen beruhigenden Ansicht der Aerzte im traurigen Widerspruche waren.

Ich hatte mir den Sinai als Ziel der Reise gedacht, und wollte zwei Tafeln seines Gesteines für den geweihten Tempel der jüdischen Gemeinde in Wien mitbringen, damit sie seine Giebel schmücken.

Das poetisch große Ziel verschwand und ich eilte über Egypten der Heimat zu.

Am 22. Juli wirbelte im Hafen vom französischen Dampfschiffe der Rauch auf. Meine aufmerksamen Gastfreunde hatten ein eigenthümlich schönes Frühmahl für mich vorbereitet, um mich zu mahnen, daß es das letzte auf der heiligen Erde des gelobten Landes sei: Milch und Honig in gläsernen Tassen, Brot von Weizen aus der Ebene von Saron, die erst gereiften Trauben und Feigen in Körbchen, die aus Palmenblättern geflochten waren, Citronen und Pomeranzen von dreifacher Größe als die europäischen, kostbarer Wein von Hebron und duftende Blumen aus den Gärten von Jaffa dufteten auf der Tafel.

Um 11 Uhr begab ich mich an Bord, um schmerzlich das Wort des römischen Dichters an mir selbst zu erfahren, daß „die schwarze Sorge" mit dem Schiffer zu Schiff geht und hinter dem Reiter sich setzt.

Wie vom Lande der Väter, so scheide ich auch vom Leser, der so freundlich war, mein Begleiter durch dasselbe zu sein.

Ich zog durch die See, durch die Wüste, ich bestieg die Piramiden und werde, wenn meine Erzählungen und Schilderungen aufmerksame Hörer finden, sie ihnen gerne mittheilen.

Auf Wiedersehen!

Anhang.

Der österreichische Vizeconsul Herr Damiani kam mich zu begrüßen und mir Briefe aus Jerusalem vom Großrabbi und seinem geistlichen Tribunale, dann von den Vorstehern der Gemeinde Chassidim zu überbringen; wir theilen beide, nebst einigen noch nachträglich erhaltenen Daten, im Anhange mit.

Die Briefe aus Wien brachten tief schmerzliche Nachrichten, welche mit der, vor meiner Abreise mich vollkommen beruhigenden Ansicht der Aerzte im traurigen Widerspruche waren.

Ich hatte mir den Sinai als Ziel der Reise gedacht, und wollte zwei Tafeln seines Gesteines für den geweihten Tempel der jüdischen Gemeinde in Wien mitbringen, damit sie seine Giebel schmücken.

Das poetisch große Ziel verschwand und ich eilte über Egypten der Heimat zu.

Am 22. Juli wirbelte im Hafen vom französischen Dampfschiffe der Rauch auf. Meine aufmerksamen Gastfreunde hatten ein eigenthümlich schönes Frühmahl für mich vorbereitet, um mich zu mahnen, daß es das letzte auf der heiligen Erde des gelobten Landes sei: Milch und Honig in gläsernen Tassen, Brot von Weizen aus der Ebene von Saron, die erst gereiften Trauben und Feigen in Körbchen, die aus Palmenblättern geflochten waren, Zitronen und Pomeranzen von dreifacher Größe als die europäischen, kostbarer Wein von Hebron und duftende Blumen aus den Gärten von Jaffa dufteten auf der Tafel.

Um 11 Uhr begab ich mich an Bord, um schmerzlich das Wort des römischen Dichters an mir selbst zu erfahren, daß „die schwarze Sorge" mit dem Schiffer zu Schiff geht und hinter den Reiter sich setzt.

Wie vom Lande der Väter, so scheide ich auch vom Leser, der so freundlich war, mein Begleiter durch dasselbe zu sein.

Ich zog durch die See, durch die Wüste, ich bestieg die Piramiden und werde, wenn meine Erzählungen und Schilderungen aufmerksame Hörer finden, sie ihnen gerne mittheilen.

Auf Wiedersehen!

Dank und Bitte

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Der Herr der Heerschaaren sei mit uns!

Eine Perle, ein Edelstein mit siebenfachem Stral ist der geehrte Herr Dr. Ludwig August Frankl, sein Licht leuchte in düsterer Nacht!

Unser Gebet dringe vor den ewigen Gott, der in Zion thront und der Jerusalem erkiesen, für Dein langes Leben und für Deinen glanzvollen Ruhm! Mögest Du die höchsten Höhen ersteigen in ehrenvoller Stellung, mit großem Reichthum und herrlicher Nachkommenschaft gesegnet sein!

Solches werde Dir zum Denkzeichen der zum Ruhme des verewigten Herrn Simon Edlen von Lämel gegründeten und im Auftrage der hochherzigen Frau Elise Edlen von Herz-Lämel, Tochter des gedachten Unsterblichen, von Dir ins Leben gerufenen Lehranstalt.

Nachdem die weisen Rabbinen und Gelehrten, unter Vorsitz des Großrabbi, sich versammelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alles im Namen und zum Ruhme des Herrn geschah, haben wir Alles genehmigt und bestätigt, wie es in den Statuten verzeichnet wurde. Wir, die Oberen und die Leiter der gedachten Anstalt, haben uns mit ganzer Willenskraft diesem gemeinnützigen Lehrhause gewidmet: die Lehrer in ihrer Lehrweise, die Kinder in ihrem Lernen, sowie in ihrer Verpflegung zu überwachen. Dieses ist von nun an unsere Pflicht, unsere Aufgabe, und Gott wird unser Streben unterstützen!

Wir haben eine Auswahl unter den sechs- bis siebenjährigen Kindern getroffen und brachten zwanzig Zöglinge in die Talmud-Thora-Anstalt. Aber es schmerzt uns sehr, daß blos diese zwanzig Kinder die Vortheile des Unterrichtes, der Verpflegung und freien Kleidung genießen sollen, während noch andere arme verwaiste Kinder,

zwanzig an der Zahl, die gedachten Wohlthaten nicht genießen können; auch der zweite Lehrer iſt gekränkt, daß er blos ſeines Lohnes theilhaftig werden kann und ſonſt keine Vortheile erhält. Dieſes ſchmerzt uns um ſo mehr, als es Haß und Neid zwiſchen den Erwachſenen, wie zwiſchen den Kindern rege macht, indem viele drückenden Mangel leiden müſſen. Es iſt daher billig und recht, dieſe neidiſchen und gehäſſigen Gefühle nach Kräften zu unterdrücken, damit ſie nicht überhandnehmend den Fortgang und das Gedeihen der Anſtalt ſtören möchten. Denn tauſend Todesarten gleichen der Boßheit des Neides nicht!

Darum bitten wir, die Leiter und Vorſteher der Lehranſtalt, Deine Herrlichkeit, daß Du mit der Dir eigenen Umſicht und Barmherzigkeit einen fürſprechenden Engel abgebeſt, das edle Herz unſerer Glaubensgenoſſin zum Mitleid zu bewegen, damit, ſowie die geiſtigen, auch die körperlichen Wohlthaten an Alle gleich vertheilt werden können.

Dir, geehrter Herr! liegt dieſe Pflicht ob, auch das Ende der gottgefälligen That mit Ruhm zu krönen und noch obendrein die Anſtalt für den Talmud-Unterricht zu erweitern, den zwei Lehrer leiten ſollen für je zehn Zuhörer, damit nicht die Thora von Iſrael vergeſſen werde! Gott der Herr wird die Frucht dieſer theuern Saat an der hochherzigen Frau von Herz-Lämel und allen ihren Angehörigen mit langem Leben und Segensfülle lohnen.

Das ſind die Worte der Bittſteller, die ſich unterzeichnen am 1 des Monats Tamus 5616 = 1856.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baſchi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbis von Jeruſalem, Inſpektor und Vorgeſetzter der Lehranſtalt.

Dr. **Simon Fränkel,**
Direktor des Monteſiore'ſchen Dispenſatory.

Mordachai Chajim Mejuchas,
Mitglied des Beſdins, Vorgeſetzter und Inſpektor der Lehranſtalt.

Dr. **Bernhard Neumann,**
Direktor und Arzt des Rothſchild'ſchen Hospitals.

Meier Rafael Panegl,
Mitglied des Beſdins, Vorſteher und Inſpektor der Lehranſtalt."

Dank und Bitte

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Der Herr der Heerschaaren sei mit uns!

Eine Perle, ein Edelstein mit siebenfachem Stral ist der geehrte Herr Dr. Ludwig August Frankl, sein Licht leuchte in düsterer Nacht!

Unser Gebet dringe vor den ewigen Gott, der in Zion thront und der Jerusalem erkiesen, für Dein langes Leben und für Deinen glanzvollen Ruhm! Mögest Du die höchsten Höhen ersteigen in ehrenvoller Stellung, mit großem Reichthum und herrlicher Nachkommenschaft gesegnet sein!

Solches werde Dir zum Denkzeichen der zum Ruhme des verewigten Herrn Simon Edlen von Lämel gegründeten und im Auftrage der hochherzigen Frau Elise Edlen von Herz-Lämel, Tochter des gedachten Unsterblichen, von Dir ins Leben gerufenen Lehranstalt.

Nachdem die weisen Rabbinen und Gelehrten, unter Vorsitz des Großrabbi, sich versammelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alles im Namen und zum Ruhme des Herrn geschah, haben wir Alles genehmigt und bestätigt, wie es in den Statuten verzeichnet wurde. Wir, die Oberen und die Leiter der gedachten Anstalt, haben uns mit ganzer Willenskraft diesem gemeinnützigen Lehrhause gewidmet: die Lehrer in ihrer Lehrweise, die Kinder in ihrem Lernen, sowie in ihrer Verpflegung zu überwachen. Dieses ist von nun an unsere Pflicht, unsere Aufgabe, und Gott wird unser Streben unterstützen!

Wir haben eine Auswahl unter den sechs- bis siebenjährigen Kindern getroffen und brachten zwanzig Zöglinge in die Talmud-Thora-Anstalt. Aber es schmerzt uns sehr, daß blos diese zwanzig Kinder die Vortheile des Unterrichtes, der Verpflegung und freien Kleidung genießen sollen, während noch andere arme verwaiste Kinder,

zwanzig an der Zahl, die gedachten Wohlthaten nicht genießen können; auch der zweite Lehrer ist gekränkt, daß er blos seines Lohnes theilhaftig werden kann und sonst keine Vortheile erhält. Dieses schmerzt uns um so mehr, als es Haß und Neid zwischen den Erwachsenen, wie zwischen den Kindern rege macht, indem viele drückenden Mangel leiden müssen. Es ist daher billig und recht, diese neidischen und gehässigen Gefühle nach Kräften zu unterdrücken, damit sie nicht überhandnehmend den Fortgang und das Gedeihen der Anstalt stören möchten. Denn tausend Todesarten gleichen der Bosheit des Neides nicht!

Darum bitten wir, die Leiter und Vorsteher der Lehranstalt, Deine Herrlichkeit, daß Du mit der Dir eigenen Umsicht und Barmherzigkeit einen fürsprechenden Engel abgebest, das edle Herz unserer Glaubensgenossin zum Mitleid zu bewegen, damit, sowie die geistigen, auch die körperlichen Wohlthaten an Alle gleich vertheilt werden können.

Dir, geehrter Herr! liegt diese Pflicht ob, auch das Ende der gottgefälligen That mit Ruhm zu krönen und noch obendrein die Anstalt für den Talmud-Unterricht zu erweitern, den zwei Lehrer leiten sollen für je zehn Zuhörer, damit nicht die Thora von Israel vergessen werde! Gott der Herr wird die Frucht dieser theuern Saat an der hochherzigen Frau von Herz-Lämel und allen ihren Angehörigen mit langem Leben und Segensfülle lohnen.

Das sind die Worte der Bittsteller, die sich unterzeichnen am 1. des Monats Tamus 5616 = 1856.

Chaim R. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbis von Jerusalem,
Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. Simon Fränkel,
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.

Mordachai Chajim Mejuchas,
Mitglied des Besdins, Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. Bernhard Neumann,
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitals.

Meier Rafael Panegl,
Mitglied des Besdins, Vorsteher und Inspektor
der Lehranstalt."

Bitte der Gemeinde Chaſſidim

an Herrn Ludwig Auguſt Frankl.

„Mit Hilfe des gebenedeiten Gottes am Donnerstag des Seder Pinchas am 14. des Monats Tamus 617 = 1856. Hier in der heiligen Stadt Jeruſalem; ſie werde bald aufgerichtet in unſeren Tagen, Amen!

Es erfreue ſich alles Guten, alles Glückes und aller Seligkeit der ausgezeichnete, hochgelehrte Mann, der ausgezeichnete, rühmlichſt bekannte Dichter, Herr Doctor Ludwig Auguſt Frankl, Gott ſei ſein Schutz und verleihe ihm langes Leben!

Alles Herrliche ſah Dein Auge, Herr! als Du durch Gottes Huld des Glückes theilhaftig geworden, den Berg Zion und Jeruſalem zu beſuchen. Du haſt Weisheit erworben, was mangelt Dir noch? Heil Dir, daß Du ſo glücklich wareſt, die heiligen Steine der Vorzeit zu küſſen und dem heiligen Staube zu huldigen!

Wir haben ein Anliegen an Dich, geehrter Herr!

Du haſt Dich durch den Augenſchein überzeugt, daß wir einen Bauplatz angekauft haben zum Bau einer Synagoge, mit der Ausſicht auf die Trümmer des zerſtörten heiligen Tempels. Auch iſt Dir der Wille des kaiſerlich öſterreichiſchen Conſuls, des Herrn Grafen Pizzamano, bekannt geworden, den Bau nach erwirkter amtlicher Bewilligung ſo ſchnell als möglich in Angriff zu nehmen. Darum, o Herr! richten wir an Dich die Bitte: unſere Stütze, unſer Sachwalter und Fürſprecher zu ſein bei den wohlthätigen Menſchenfreunden in Oeſterreich, Mähren und Böhmen. Wolle die dringende Nothwendigkeit dieſer gottgefälligen Handlung den Edlen Deines Vaterlandes eindringlich vortragen, damit ſie ſich zu dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke vereinen mögen, um uns Unterſtützungen angedeihen laſſen zu wollen.

Dein Name wird dann bis in die ſpäteſte Nachwelt zum Ruhme fortleben! Auf, Geſegneter Gottes! ergreife mit Kraft dieſe gemeinnützige Angelegenheit mit Freuden und mildem Herzen! Laſſe Dich von der Mühſeligkeit, die damit verbunden iſt, nicht abſchrecken, und Gottes Wille wird durch Deinen Eifer gelingen! So wird der Lohn der Tugend Dir anheimfallen zum ewigen Andenken!

Eingeſchloſſen erhältſt Du das offene Schreiben, unſer Bittgeſuch an alle Wohlthäter in Israel, um ihr Mitleid und Erbarmen rege zu machen, milde Spenden zum Bau des Andachtshauſes großmüthig

zu widmen, welche ſie Dir einhändigen möchten, damit die Gelder uns, um ſo ſicherer und ohne überflüſſige Ausgaben zukommen möchten.

Wir wiederholen unſere Bitte: Beſchleunige die Sache Gottes und der Frömmigkeit ſo ſchnell als möglich und ſtrenge alle Deine Kräfte an, um uns durch Deine Beredtſamkeit den Segen Gottes zu erwirken, damit Du einſt der Gnade theilhaftig werdeſt, den Wiederaufbau Jeruſalems und die Sammlung der Verſprengten und Verſtoßenen Israels mit eigenen Augen zu ſehen.

Dieſes ſind die Worte Deiner treuen Freunde!

Die Vorſteher
der Gemeinde Aſchkenaſim Chaſſidim in Jeruſalem:
**Riſſim Back, Salomo Nach, Sohn des ſel. Moſes,
Jacob Moſe Cohn.**"

Aufruf.

Ihr edlen Gläubigen und Treuen in Israel, Ihr Vornehmen, Geehrten und Wohlthäter, feſte Stützen unſeres Volkes in Oeſterreich, Mähren und Böhmen! Gott ſei mit Euch, verleihe Euch Segen und Glücksgüter in allem Thun und Laſſen in Ewigkeit!

Zion verkündet Euch den Frieden, Jeruſalem, die heilige Stadt, das Heil des Ewigen! Er laſſe uns in ſeiner Huld den Aufbau des Tempels erleben, daß die Prieſter in ihren Tempeldienſt wieder eintreten und Israel wieder ſeine vorige Stellung erlange, bald in unſeren Tagen, denn die verkündete Zeitfriſt iſt nahe! Zion werde erlöſt durch Gerechtigkeit und ihre Gefangenen durch Tugend! Nun kommen wir vor Euch, des Volkes Edle! unſern Kummer auszuſchütten, mit Zuverſicht vertrauend, daß unſere aufrichtigen, vom Herzen ſtrömenden Worte auch zum Herzen der Edlen dringen werden, uns ein Zeichen der Milde zu erweiſen, wegen der Liebe zu Zion und der Anhänglichkeit zu Jeruſalem! Wir wollen nicht viele Worte machen und erhabene Reden führen, ſondern mit bebender Lippe und gedrücktem Gemüte in Kürze unſer Anliegen vortragen. Es iſt bekannt, daß überall, wo eine israelitiſche Religionsgenoſſenſchaft lebt, unſere Brüder auch ein Haus der Andacht, eine Synagoge beſitzen, wo ſie ihr Herz vor dem Herrn ausſchütten können. Nur unſere Gemeinde, die „Aſchkenaſim" allein, die unter dem allgnädigen Schutze Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich hier in Jeruſalem, der heiligen Stadt, leben, ſind noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, hier ein Gotteshaus für

ihren Ritus zu beſitzen, ſondern müſſen ſich begnügen mit einem den Türken angehörigen Lokale, welches ſie zum Behufe der Verrichtung ihres Gebetes jährlich mieten, welcher Mietzins noch jährlich unverhältnißmäßig geſteigert wird. Auch ſind wir genöthigt, alle Jahre das Lokal unſerer Betſtube zu wechſeln, unvermögend, einen feſten, unwandelbaren Ort der Andacht zu beſtimmen. So müſſen wir leider herumirren in allen Ecken und Enden der Stadt, und das brennt in unſeren Herzen wie ein Dornenfeuer und kränkt unſer Gemüt. Gott möge ſich unſer erbarmen! Nun ſind es bereits dreizehn Jahre, daß wir durch große Anſtrengung einen Bauplatz zu einem Bethauſe an uns gekauft, einen herrlichen Bauplatz, dem Orte unſeres ehemaligen heiligen Tempels gegenüber. Auch haben wir die nötigen Bauſteine, trotz des großen Geldmangels, angeſchafft. Wir ſparten uns den Biſſen vom Munde ab, um nur die Baumaterialien zuſammenzubringen. Wiewohl überzeugt, daß die Baukoſten für unſere Kräfte unerſchwinglich ſind, ſo hegten wir das Vertrauen, daß hochherzige Menſchenfreunde uns ihre Unterſtützung angedeihen laſſen würden, um auch einen Antheil an dem Werke des Herrn zu haben! Leider aber, unſerer großen Sünden halber, gelang es uns bis jetzt noch nicht, unſer Vorhaben zu verwirklichen, da die Geſetze des Landes uns große Hinderniſſe in den Weg legten.

Da aber nunmehr durch des Allmächtigen Gnade wir einen Schutz und Schirm an dem edlen hochherzigen Grafen von Pizzamano gefunden, der den Willen der Regierung des ruhmgekrönten, mit allen Tugenden geſchmückten Monarchen, Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſef I., in Jeruſalem vertritt und als Conſul von Oeſterreich hier ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit nach allen Richtungen entfaltet; da dieſer edle Herr vor ungefähr fünf Monaten uns die Erlaubniß zum Bau eines eigenen Bethauſes von den Landesbehörden großmütig erwirkte, ſo betrachten wir dieſes als einen Wink vom Himmel. Möge der Allgütige den glanzvollen Ruhm ſeiner glorreichen Majeſtät bis an die Sterne erheben und die Räthe der Krone und Stützen ſeines Thrones mit ſeiner göttlichen Weisheit erleuchten. Leider aber iſt unſere Kraft gelähmt und unſere Geldmittel ſind erſchöpft. Die Theuerung, die Hungersnot hat uns gänzlich verarmt. Eigene Abgeordnete auszuſenden, um milde Gaben in fernen Landen zur Ausführung unſeres längſt gehegten Wunſches zu ſammeln, können wir aus verſchiedenen Urſachen nicht effectuiren, beſonders aus dem Grunde: weil die Reiſekoſten ſolcher Emiſſaire die Hälfte der einfließenden Gelder verſchlingen. Was uns beſonders betrübt, iſt die wiederholte Mahnung und Aneiferung, die von Seiten des Herrn Grafen von Pizzamano an uns oft ergeht: „den Bau endlich aufzuführen“, da jetzt die Bewilligung einmal er-

theilt wurde, welche im Verlauf der Zeiten Beschränkungen erleiden könnte, ohne dieser Mahnung Folge leisten zu können.

Nun hat es Gott gefügt, daß der verehrungswürdige, hochgelehrte Herr Doctor Ludwig August Frankl uns besuchte. An ihn wendeten wir uns mit der Bitte: daß er die Sache Gottes auf seine Schultern lade, die hochherzigen Wohlthäter in seinem Geburtslande zu bewegen, wohlthätige Spenden zum Bau der Gotteshallen uns zufließen zu lassen, da er mit eigenen Augen diese heiligen Stätten gesehen und mit eigenen Ohren die Ermahnungen des Consuls gehört hat. Darum wenden wir uns mit diesem Sendschreiben an alle Wohlthäter unseres Volkes, sie mit folgenden Worten des Psalmisten anflehend: Wer nur das Leben wünscht und glückliche Tage zu sehen liebt, der widme uns eine wohlthätige Gabe von seinem Gute nach Kräften und händige seine großmüthige Spende dem gedachten Herrn Doktor ein. Sämmtliche Beiträge werden zum Andenken in ein Denkbuch eingetragen werden, damit man an allen Sabbat- und Festtagen einen Segen für Euer Wohlergehen (Mi scheberach) anstimme nach dem Ablesen des Gesetzbuches. Nach Eurem Namen wird das Gotteshaus benannt werden, und des Ruhmes Glanz eines Bethauses auf dem heiligen Berge in Jerusalem wird auf sie, die Wohlthäter, zurückstrahlen. Gottes Segen wird der Lohn sein; für jeden gespendeten Pfennig werdet Ihr ein Maaß voller Goldstücke erhalten und des Glückes theilhaftig werden, einst den Abglanz des Ewigen in seinem neuen Tempel zu schauen.

Dies sind die Worte der Vorsteher und Leiter der Gemeinde der „Aschkenasim", die sich unterzeichnen am Donnerstag der Parasche Pinchas am 14. des Monats Tamus 616 = 1856.

Jehuda, Sohn des Rabbi **Dob David. Jesaia Gottlieb. Löb Oxer** aus Pidkanim. **Nissan Stein. Löb Meinhart. Salomo Noach**, Sohn des **Moses** sel. **Hirsch Gottlieb. Israel Borg. Nissan Bak. Jakob Moses Gottlieb** aus Sadegore. **Löb Stein. Isak Feuermann.**

Folgt die Legalisirung des k. k. österreichischen Consuls

Pizzamano.

Verzeichniß

der in Jeruſalem jetzt lebenden proteſtantiſch getauften Juden.

I. Aſchkenasim.

Namen des Familienhauptes.	Beſchäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe der Angehörigen.
Simon Roſenthal .	Gaſtwirth	Rußland	Jeruſalem	Frau, 6 Kinder
Bergheim	Kaufmann	Pr. Polen	„	Frau, 7 Kinder
Max Ungar . . .	Schneider	Ungarn	„	2 Kinder
Schor	„	Rußland	„	Frau, 2 Kinder
Moſes Orenſtein .	„	Rußland	„	1 Kind
Frau Hauſer . . .	Gaſtwirthin	Rußland	„	2 Kinder
Duckert	Dragoman	Rußland	„	Frau
Hefter	Miſſionär	Galizien	Ausland	Frau, Schweſter, 3 Kinder
Hananer	„	Bayern	Jeruſalem	4 Kinder
Meſchulem	Agronom	Rußland	„	6 Kinder
Dines	Photograph	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Hirſchon	Miſſionär	Rußland	„	Frau
Stern	„	Ungarn	„	
Abram Ger	Schneider	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Joſel Schuſter . .	Schuſter	Rußland	„	Frau, 5 Kinder
Modche Elkes . .		Rußland	„	2 Kinder
Modche Schye . .	Uhrmacher	Rußland	„	Frau, 5 Kinder, Schweſter
Simon Apotheker .	Apotheker	Rußland	„	
Hirſch Minsker . .		Rußland	„	
Spiro		Rußland	„	
Samuel Twerjer .	Apotheker	Tiberias	„	
Samuel Berdyczow	Drechsler	Rußland	„	
Gerſchon		Rußland	„	
Aron Klempner . .	Klempner	Galizien	„	
Joſeffon		Rußland	„	
Bloch		Rußland	„	
Samuel Hirſch . .	Tiſchler	Rußland	„	
Moſche Samuel . .	Diener	Rußland	„	
Moſes Blum . . .	Agronom	Rußland	„	
Im mech. Inſtitut				

II. Sepharedim.

Name des Familienhauptes.	Beschäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe Angehöri
Schuchami	Missionär	Türkei	Jerusalem	Frau, 4
Morpurgo	Schreiber	Italien	"	Frau
Jizchak Kamchi . .		Jerusalem	"	Frau, 1
Israel Chalvo . .	Hausirer	Jerusalem	"	Frau, 3
Simon Bagdadi .		Jerusalem	"	Frau, 3
4 Kinder des Samuel Janischerli		Jerusalem	"	
Nissim Coral . . .		Jerusalem	"	
Chaim Nachman .	Buchbinder	Jerusalem	"	
Masaud Mugrebi .		Marocco	"	Frau
Im mech. Institut			"	
Waisen in der Erziehungsanstalt .				

Giebt eine Summe von einhunderteinunddreißig Seelen.

Uebersicht der jüdischen Bevölkerung.

Palästina.

Jerusalem	5700
Safed	2100
Tiberia	1514
Hebron	400
Jaffa	400
Saida	150
St. Jean d'Acre . . .	120
Khaifa	100
Schafamer	60
Pikwin	50
Nablus	40
Rame	5
	10,639.

Syrien.

Damaskus	5000
Beirut	180
Deir el Kamar . . .	100
Ghasbeia	100
Tripolis	40
	5420.

Zu König Davids Grab.

Wie zu den vorliegenden Aktenstücken, gelangte ich erst nach meiner Abreise von Jerusalem durch die Güte des Herrn Grafen Pizzamano zu den Maßen und Inschriften des Grabes König Davids.

Nachdem beides bisher unbekannt, so werden Forscher und die, welche sonst an den heiligen Denkmälern Jerusalems Theil nehmen, sie hier willkommen heißen.

Der steinerne Sarkofag, der, an die Mauer anstoßend, sich in schiefer Fläche gegen dieselbe erhebt, mißt, die Holzbekleidung eingeschlossen, 5⅙ Wiener Elle, seine Höhe bis zum Endpunkte der schiefen Fläche 2⁹⁄₁₂, die Höhe der schiefen Ebene selbst 1⅙ und die Breite der Bodenfläche 1½. Die fünf reich mit Gold verbrämten Teppiche sind Geschenke der Sultane: Mustafa, Selim, Abdulhamid, Mahmud und Abdul Medschid.

Auf diesen Teppichen und den Wänden sind die folgenden Inschriften zu lesen:

بسم الله الرحمن الرحيم

Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen.

نصر من الله وفتح قريب

Der Sieg kommt von Gott und eine Eroberung steht nahe bevor.

انا فتحنا لك فتحا بينا

Wir haben dich siegen gemacht in einem bedeutenden Kampfe.

يا دوٗد انا جعلناك خليفة فى الارض بين الناس
بالحق ولا تتبع الهوى فيضلك عن سبيل الله

O David! ich habe dich zu meinem Statthalter gemacht auf Erden und richte nun nach dem Gesetze unter den Menschen, und folge nicht der Leidenschaft, die dich vom rechten Wege abweichen macht.

وما ارسلناك الا رحمة للعالمين وبشر المومنين يا محمد

Aus Mitleid nur für die Menschen haben wir dich geschickt, und bringe nun, o Mahommed! den Gläubigen die frohe Botschaft.

لقد جاكم رسول من انفسكم عزيز عليه ما عنتم حريص عليكم بالمومنين روف رحيم فان تولوا فقل حسبى الله لا اله الا هو عليه توكلت وهو رب العرش العظيم

Wir schicken dich ihnen als Profeten, der du ein Mensch wie sie bist, der du mir wert bist und über sie wachtest zur Zeit ihres Ungehorsams, mild und gnädig, und wenn sie dich nicht hören wollen, sprich: Auf Gott rechne ich, ihm vertraue ich, er ist der Herr des himmlischen Thrones.

سبحان الذى اسرى بعبده ليلا من المسجد الحرام الى المسجد الاقصى

Gott, der seinen Diener bei Nacht vom heiligen Tempel in Mekka bis zum Tempel Aksa in Jerusalem kommen machte.

وما توفيقى الا بالله العلى العظيم

Und ich habe keine Stütze als Gott, den Allerhöchsten.

رب يسر ولا تعسر رب تمم بالخير

O Gott gewähre Gelingen meinem Werke, laß es nicht mißlingen, o Gott laß es enden mit Glück.

رأس الحكمة مخافة الله

Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht.

من صنت نجا

Wer schweigt, der rettet sich.

العلم طوب من ذهب

Die Wissenschaft ist ein goldenes Gefäß.

وما ربك بظلام العبيد

Gott ist nicht ungerecht gegen seine Diener.

قل اللهم مالك الملك تؤتى الملك من تشا وتنزع الحكم ممن تشا

Sprich: o Gott, Herr der Herrſchaft, verleihe die Macht wem du willſt und nimm ſie von wem du willſt.

وترى الملايكة حافين من حول العرش يسبحون بحمد ربهم وقضى بينهم بالحق وقيل الحمد لله رب العالمين

Die Engel, die den himmliſchen Thron umgeben, ſingen und loben Gott. Du richte nach dem Recht zwiſchen den Menſchen und ſprich: Ich lobe Gott, den Herrn der Menſchen.

وما يلقاها الا الذين صبروا وما يلقاها الا ذو حظ عظيم

Nur die Geduldigen gelangen in das Paradies und die Gott am meiſten genehm ſind.

من عمل صالحا فلنفسه ومن اسا فعليها وما ربك بظلام العبيد

Wer Gutes thut, thut es zu ſeinem Frommen, und wer Böſes thut, ſchadet ſich ſelbſt. Gott übt nicht Gewalt gegen ſeine Diener.

فمن يعمل مثقال ذرة خيرا يره ومن يعمل مثقال ذرة شرا يره

Und wer ein Körnlein Gutes thut, findet Gott, und wer ein Körnlein Böſes übt, findet Böſes.

سبحان ربك رب العزة عما يصفون وسلام على المرسلين والحمد لله رب العالمين

Gott der Herr iſt der Herr der Höhe, der Herr der Gerechten! Friede ſeinen Geſandten! Lob ſei Gott, dem Herrn der Menſchen.

Abgethan!

Nach Wien zurückgekehrt, fand ich eine Denkschrift bezüglich der „Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt" von einem Herrn Ignaz Deutsch an den kaiserlich österreichischen Consul in Jerusalem gerichtet.

Diese Denkschrift war, wie eine Schlußnote bemerkt, an das hohe kaiserliche Ministerium des Aeußern von jenem Herrn schriftlich überreicht, aber mit dem bezeichnenden feinen Schicklichkeits- und Anstandsgefühl, ohne den Erfolg abzuwarten, sogleich durch den Druck veröffentlicht worden.

Jener Herr hätte mir keinen willkommeneren Dienst erweisen können.

Das hohe Ministerium sendete die Eingabe an den kaiserlichen Internunzius in Konstantinopel mit der Weisung, über diese Angelegenheit von dem kaiserlichen Consul in Jerusalem Bericht zu verlangen.

Ich sah dem Erfolge mit selbstbewußter Ruhe entgegen und wirklich fand meine in diesem Buche mitgetheilte Darstellung eine amtliche Bestätigung, die mich der Mühe enthob, jene leichtfertige Denkschrift zu widerlegen.

In der Denkschrift heißt es: „Sämmtliche Religions- und Gemeindevorsteher der österreichischen deutschen Juden in Palästina haben über die Absichten und Reformbestrebungen des Dr. Frankl in Jerusalem an ihre Glaubensgenossen in ganz Europa jammervolle Berichte eingesendet."

Es fiel auf, daß diese jammervollen Berichte nur von Absichten und Bestrebungen sprachen, ohne das Wesentliche zu erörtern, wie und auf welche Art die Absichten und Reformbestrebungen in der Wirklichkeit ausgeführt werden sollen, und ganz von einer speziellen Angabe der Einzelheiten der Reformen schweigen.

Es heißt ferner: „Wie alle Berichte aus Jerusalem übereinstimmen, hat Dr. Frankl auf alle diese Vorstellungen keine Rücksicht genommen und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbiner und Gemeindevertreter der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Erziehungsanstalt zu gründen, mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen."

Es wurde deutlich und klar hervorgehoben, wie weit die oben angeführten Berichte: „und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevorsteher der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Kinderbewahranstalt zu gründen" — von der Wahrheit abweichen.

Die Vertreter von Vierfünftel der Bevölkerung haben um Errichtung der Anstalt dringend gebeten, und die weitere Angabe: „mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen", — zeigte sich nur als ein Produkt der wie es schien überaus fruchtbaren Fantasie der Berichterstatter.

Die Denkschrift enthält ferner: „Die Folgen dieser gewaltsamen Reformbestrebungen sind nun auf eine betrübende Weise eingetreten. — Die Aufregung und Verzweiflung unter den österreichischen Juden ist über alle Maßen."

Auch dieser Bericht zeigte sich nicht als ganz der Wahrheit gemäß, denn außer den spanischen sind auch die deutschen Juden der Chassidim u. s. w., unter denen viele österreichische Unterthanen sind, über die Errichtung der Anstalt sehr erfreut, und sogar viele achtbare Mitglieder der Gemeinde Peruschim haben ausdrücklich erklärt: „daß nur die Furcht vor einem Geldschaden, den ihre Gemeindevorsteher, die als Opponenten in dieser Angelegenheit sich auszeichnen, bei der Vertheilung der Almosen „Chaluka" ihnen zufügen möchten, sie von dem Genusse dieser Wohlthätigkeitsanstalt abhält."

Zugleich wurde berichtet, daß in Jerusalem keine besondere österreichische Gemeinde existirt, sondern die österreichischen Unterthanen unter alle Gemeinden vertheilt sind, die Vertreter aller Gemeinden, sowohl spanischer als deutscher, mit gleichem Rechte als Vertreter der österreichischen Unterthanen sich ausgeben können.

Die Denkschrift theilt mit: „Bereits sind ehrliche, wahrhaft fromme Gläubige verhaftet worden u. s. w., weil sie, ihre alten religiösen Einrichtungen durch neue Institutionen gefährdet glaubend, ihren Schmerz auf eine auffallende Weise kundgaben."

Es wurde bemerkt, daß diese sogenannten ehrlichen, wahrhaft frommen Gläubigen den wiederholten Aufforderungen des kaiserlichen Consulats, keine Demonstrationen zu machen, Trotz geboten und den Dr. Frankl auf eine sehr wenig ehrliche, noch minder fromme Weise angegriffen haben, und das kaiserliche Consulat, um übeln Folgen vorzubeugen, sich zu der nicht angenehmen Pflicht veranlaßt sah, einige Individuen auf kurze Zeit zu verhaften.

Es wurde klar, daß zwei Zuschriften des kaiserl. königl. Consuls an den Herrn Rabbi Bordaki vom 10. und 15. Juni 1856 weder im

Original noch in richtiger Abschrift an jenen Herrn Ignaz Deutsch gelangt seien, denn sonst hätte er gewiß den in den angeführten Zuschriften gar nicht enthaltenen Satz: „Wurde derselbe (Herr Bordaki) aufgefordert, seine Gemeindeangehörigen zu bestimmen, sich den Wünschen und Absichten des Dr. Frankl in Allem zu fügen", angeführt.

Die Denkschrift führt an: „Sir Moses Montefiore u. s. w. niemals habe dieser Herr die Absicht gehabt, die Juden in Palästina wider ihre Absichten zu stimmen."

Es wurde bemerkt, daß auch dieser unermüdliche Veteran der Wohlthätigkeit für die Juden in Palästina, eine Unterrichtsanstalt für die israelitische Jugend weiblichen Geschlechts errichtet, persönlich eingeweiht und eröffnet habe und undankbarer Weise in der Synagoge der Peruschim „Churba" mit Exkommunikazion „Cherem" belegt und von einem Individuum öffentlich angegriffen und die Behörde veranlaßt wurde, den Angreifer zu verhaften.

In der Denkschrift heißt es: „Ganz verschieden ist es, wenn der größere Theil irgend einer Gemeinde, oder mindestens ein ansehnlicher Theil derselben das Bedürfniß in sich fühlt, ihrem Gottesdienst oder ihrem Lehr- und Erziehungswesen eine andere Gestaltung zu geben und zu diesem Ende neue Instituzionen gründet; da wäre der Grundsatz statthaft: wer über solche Anstalten anders denkt, der möge sich und seine Kinder von denselben fernhalten; wie weit entfernt aber ist ein solches Verlangen von der Judengemeinde in Palästina."

Es wurde dagegen bemerkt, daß nicht der größte oder angesehenste Theil einer Gemeinde, sondern die ganze spanische Großgemeinde und die zwei Gemeinden der deutschen Juden, wie gesagt ⅘ der jüdischen Bevölkerung um die Gründung dieser Anstalt gebeten haben, und nur die Vorsteher der kleinen Minorität ⅕ der Bevölkerung, die eine besondere Gemeinde bilden und deren ganzer Gemeinde es freisteht, von dieser Anstalt gar keinen Gebrauch zu machen, dagegen waren.

Die Denkschrift sagt: „Es ist eine offenkundige Thatsache, daß nur solche Juden dorthin gehen, die einen unverbrüchlich frommen Lebenswandel hinter sich haben, die bereits auf zeitliche Lebensgüter verzichten."

Es wurde die Bemerkung entgegengestellt, daß eine vieljährige Erfahrung in Jerusalem viele Fälle aufzuzählen hat, die nicht besonders geeignet sind, für den unverbrüchlichen Lebenswandel und das Verzichten auf alle Lebensgüter, besonders der aus Rußland, aus ver-

ſchiedenen Gründen heimlich ſich entfernenden Juden, als Beweiſe zu dienen.

Die Denkſchrift ſagt: „Möge berückſichtigt werden, daß dieſe Gemeinde bereits im zweiten Jahrhunderte unter dem allerhöchſten Schutze der öſterreichiſchen Kaiſer ſtehe.“

Man nahm ſich die Freiheit, dagegen zu bemerken, daß dieſe Gemeinde „Peruſchim“ und die deutſchen Juden überhaupt erſt ſeit dreißig Jahren in Jeruſalem anſäſſig ſind.

Die Denkſchrift ſagt: „Und ſo möge nur der Grundſatz, der in allen Gemeinden des öſterreichiſchen Kaiſerreiches eine allgemeine Geltung hat, auch für die öſterreichiſchen Juden in Paläſtina zu Recht beſtehen, daß alle Stiftungen und Inſtituzionen, die irgend Jemand für israelitiſche Unterthanen in der heiligen Stadt zu gründen beabſichtigt, nur mit der vollkommenen, freien Einwilligung der geſetzlich beſtehenden Religions- und Gemeindevorſteher dieſelben ins Leben treten können, dann möge auch Dr. Frankl eine Kinderbewahranſtalt in Jeruſalem gründen, nur möge das Bethaus und der Gottesdienſt ſowohl als der Unterricht der Jugend wie bisher ausſchließlich der Leitung und Ueberwachung der Religions- und Gemeindevertreter anvertraut bleiben.“

Es wurde zu beſonderer Beruhigung dagegen mitgetheilt, daß bei der Gründung der Simon Edlen von Lämel'ſchen Lehranſtalt ganz nach dem angeführten Grundſatze verfahren wurde, indem dieſelbe mit der vollkommen freien Einwilligung der geſetzlich beſtehenden Religions- und Gemeindevorſteher, des Oberrabi mit ſeinem Rabbinenkollegium, der ſpaniſchen und der Gemeindevorſteher der deutſchen Chaſſidim und der deutſch-holländiſchen Gemeinde ins Leben getreten iſt.

Der Gottesdienſt ſowohl als der Unterricht der Juden iſt ausſchließlich der Leitung und Ueberwachung der Religionsvertreter der angeſehenſten Mitglieder des Rabbinenkollegiums anvertraut.

Eine noch ſchlagendere Widerlegung der Denkſchrift fand durch folgenden amtlichen Akt ſtatt:

Die in der Denkſchrift des Ignaz Deutſch gemachten Angebungen veranlaßten den kaiſerlichen Conſul in Jeruſalem eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, um zur vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, ob in der Wirklichkeit keine von den angegebenen Reformen ſich eingeſchlichen haben.

Es wurden alle Rabbinen und Vorsteher der verschiedenen Gemeinden schriftlich aufgefordert, die folgenden vier Fragen zu beantworten:

1. Hat Herr Dr. L. A. Frankl in der von ihm am 27. Juni d. J. im Namen der Frau Elise Herz eröffneten Unterrichtsanstalt in Jerusalem religiöse Reformen eingeführt?

2. In was bestehen diese Reformen?

3. In wie weit sind dieselben gegen den religiösen Glauben und die Gebräuche der Juden?

4. Ist mit dieser Lehranstalt ein Bethaus vereinigt und ein europäisch moderner Gottesdienst eingeführt worden?

In den schriftlichen Antworten erklären:

Der Oberrabbi mit seinem Kollegium der spanischen Gemeinde,

die Rabbinen und die Vorsteher der deutschen Chassidim und endlich

die Rabbinen und der Vorsteher der deutsch-holländischen Gemeinde:

Daß bei der Errichtung dieser Anstalt nicht die mindesten religiösen Reformen eingeführt wurden, und daß die Knaben ihre Gebete nach dem alten Ritus verrichten und somit gar keine Spur von einem europäisch modernen Gottesdienst existire.

Die obengenannten Rabbinen, besonders die der spanischen Juden, fühlen sich verletzt, sprechen mit Erbitterung über ihre Gegner, die gegen die Wahrheit so grob verstoßen, Dinge erdachten, von denen sie betheuern, daß dieselben nicht im Entferntesten existiren.

Die Rabbinen und Vorsteher der Gemeinde Jerusalem und die Rabbinen und Vorsteher der Warschauer Gemeinde antworteten: Daß die ihnen bekannte religiöse Tendenz des Gründers, Herrn Dr. L. A. Frankl, ferner die in der Anstalt existirenden gemalten Bilder der biblischen und Naturgeschichte, sowie der Unterricht in fremden Sprachen nicht im mindesten anstößig sei.

Die Rabbinen und Vorsteher der Galizianer Gemeinde beschränkten sich in der Antwort nur auf die religiöse Tendenz des Dr. Frankl als Ursache der Nichtannahme der Anstalt. Von einem europäisch modernen Gottesdienst aber schwiegen die Vertreter der drei letzten Gemeinden gänzlich.

Die Rabbinen der drei ersten Gemeinden, nämlich der spanischen, der Chassidim und der deutsch-holländischen Gemeinde, befragt über die Einwendung der drei letzten Gemeinden, erwiderten, daß die persönlichen religiösen Ideen des Herrn Dr. Frankl, die ihnen übrigens von keiner schlechten Seite bekannt sind, kein Anstoß seien; daß die persönliche

Anſicht des Stifters oder des Vollziehers mit den Anordnungen des Stifters gar keine Gemeinſchaft mit der Stiftung ſelbſt habe, und nur die letzte ſei zu unterſuchen, ob ſie nichts gegen die Religion enthalte; als Beweis der Richtigkeit ihrer Meinung führen ſie an die ſo vielen in allen vier Welttheilen geſammelten Spenden, die von Perſonen mit verſchiedenen Anſichten und ſogar ganz fremder Religion kommen und doch von allen Israeliten der heiligen Stadt genoſſen werden. Die Bilder, glauben ſie, da ſie nur gemalt und nicht erhaben ſind, wären dem Geſetze nach erlaubt, und ſind zu unbedeutende, leicht zu entfernende Gegenſtände, die nicht verdienen, in Frage geſtellt zu werden. — Der Unterricht in fremden Sprachen, der gegenwärtig auf die arabiſche Landesſprache ſich beſchränkt, iſt ein dringendes Bedürfniß, welches nicht im mindeſten gegen die Religion anſtößig iſt.

Es ergab ſich als Schluß der ganzen Unterſuchung, daß die große Majorität der Juden große Sympathie für die Simon Edlen von Lämel'ſche Lehr- und Wohlthätigkeitsanſtalt beſitzt, während die kleine Minorität dagegen iſt und ihre Meinung jener aufzudringen ſucht.

Es wurde dem Ignaz Deutſch hiernach zur eigenen Entſcheidung überlaſſen, welche Erziehung für die jüdiſche Jugend zweckmäßiger ſei, ob diejenige der in Rede ſtehenden Anſtalt, oder die der neunundbreißig in der engliſchen Miſſionsſchule erzogenen jüdiſchen Kinder (ſiehe: Allg. Zeitung, Nr. 167, Jahrg. 1856).

Man erwartete von Herrn Ignaz Deutſch, daß er den ihm nun authentiſch bekannten Sachverhalt zur Ehre der Wahrheit und zur Aufklärung des durch ſeine Denkſchrift irregeleiteten Publikums ebenfalls durch den Druck mittheilen werde.

Herr Ignaz Deutſch that dies nicht.

Der ruhigen, unparteiiſchen und gerechten Beurtheilung mag es überlaſſen bleiben, eine Handlungsweiſe richtig zu bezeichnen, welche ſich beeilt, zugekommene Lügen und Verleumdungen durch den Druck zu verbreiten, die authentiſche Widerlegung derſelben aber, ungeachtet der directen Aufforderung zur Veröffentlichung, der Leſewelt vorenthält.

Wirkung in Jerusalem.

Welches Befremden und welche Entrüstung in Jerusalem über die Denkschrift jenes Herrn Ignaz Deutsch wach wurde, findet in den nachfolgenden beiden Briefen ihren Ausdruck.

Der Pascha von Jerusalem an Dr. L. A. Frankl.

„Hochstufiger, vielgradiger, ehrwürdiger, einsichtsvoller, die Treue ehrender Doctor Frankl!

Wie es das Bekannte Ihrer Freundschaft ist, hat die Unterthanin der erlauchten österreichischen Regierung Frau Elise Herz hier eine Anstalt errichten lassen, um die Volkskinder durch Beseitigung ihrer bisherigen thörichten Unwissenheit die Wohlthaten eines gründlichen Unterrichtes und einer wohlthuenden Erziehung genießen zu lassen.

Während Ihrer Anwesenheit (der Anwesenheit Ihrer freundschaftlichen Person) hierorts in Angelegenheiten der erwähnten Schule kam mir ein Gerücht zu Ohren, demzufolge damals unter den hiesigen Juden eine Ihrem edlen Streben entgegengesetzte und feindselige Stimmung geherrscht haben sollte. — Wie es allgemein bekannt ist, hatte ich mich zur Zeit der Eröffnung dieser Schule in Gesellschaft des Oberrabbi und mehrerer anderen Rabbinen dahin begeben, und damals, außer der vollkommensten Befriedigung und der übermäßigen Danksagung sämmtlicher Anwesenden ob der Realisirung dieses so edlen Werkes, nichts auf jenes Gerücht Bezügliches vernommen. Und selbst jetzt, wo das Volk seine Kinder freudig in jene Schule sendet, hat es (Gerücht) sich als völlig grund- und bodenlos und als böswillige Erfindung erwiesen.

Ich beeile mich, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen und hoffe, daß die zwischen uns bestehende Freundschaft stets wachsen und gedeihen werde.

Jerusalem den 29. Safer 1273.

Ismail Kiamil Pascha."

Der voranstehende Brief ist türkisch und dessen Uebersetzung durch die Güte des mir befreundeten kaiserlichen Obersten und Directors der k. k. orientalischen Akademie in Wien, Herrn Philipp von Körber, veranlaßt.

Die Rabbinen von Jeruſalem an Herrn Dr. L. A. Frankl.

„Mit der Hilfe des Herrn, der thronet zu Zion und der Jeruſalem errichtet!

Wir zitterten und bebten ob des Gerüchtes, das uns zu Ohren gekommen iſt: Läſterer ſind ausgegangen, die überall laut die Lüge verkünden, als hätte Doctor Frankl zur Zeit der Gründung der Simon Edlen von Lämel'ſchen Schule auch irgendwie Reformen nach neuer Art im Bethauſe einführen wollen.

Darum bekennen und bezeugen wir, daß, ſo oft wir auch mit Doctor Frankl über benannte Schule geſprochen haben, wir nie auch nur die leiſeſte Andeutung vernommen, die dahin gegangen wäre, die geringſte Reform in unſeren Glaubenslehren oder in unſerm Bethauſe zu befürworten. Jetzt, wo die Schule in voller Thätigkeit iſt, iſt ſie eben nach den Grundſätzen unſerer heiligen Religion in vollem Maße errichtet, ohne daß auch nur die unbedeutendſte Veränderung ſtattgefunden hätte.

Dieſes unſer Zeugniß iſt wahr wie der Ausſpruch Gottes. Geſchrieben und geſiegelt mit eigener Hand nach Recht und Gerechtigkeit in der heiligen Stadt Jeruſalem am 24. Tiſchri 5617. („Verſtummen ſollen die Lippen, die gegen den Gerechten die Unwahrheit ſprechen.")

Das Geſagte iſt klar und wahr.

Chajim Riſſim Abulafia,
Chacham Baſchi.
Chajim David Chazan,
Mordachai Mejuchas,
Rafael Meyer Panigel,
Mitglieder des Großrabbinenkollegiums in Jeruſalem."

„Der unterzeichnete Vorſteher der deutſchen Chaſſidim beſtätigt hiermit das Vorhergeſagte, daß Doctor Frankl weder durch Wort noch durch That irgend etwas Reformatoriſches begünſtigt hat.

Riſſim Back,
Vorſteher und Rabbi."

„Die Wahrheit ſoll geſagt und niedergeſchrieben werden, daß das Obige in Betreff des Doctor Frankl wahr iſt. Derſelbe hat nichts geſprochen, was reformatoriſch wäre, viel weniger, daß derſelbe in der Schule etwas eingeführt hätte, was gegen das Geſetz Moſes und der Juden wäre.

Joſef Schwarz,
Vorſteher und Rabbi."

„Auch ich fühle mich verpflichtet, die Wahrheit des Obengesagten zu bestätigen, daß nicht die kleinste Neuerung, weder im Glauben noch beim Gebete, von Seite des Doctor Frankl unternommen worden ist.

Nathan Coronel,
Rabbi."

Inhalt und Unterschriften bestätigend:

Der k. k. Consul
Pizzamano.

Die hebräischen Originale, wie überhaupt alle Documente, worauf in diesem Buche Bezug genommen wird, befinden sich in meinem Besitze; die Uebersetzung wurde theils vom Rabbi Herrn Horwitz, theils von Herrn Dr. M. Letteris besorgt.

Statuten der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem.

Diese von Frau Elise Herz, gebornen von Lämel, zum Andenken ihres seligen Herrn Vaters, Simon von Lämel, mit einem Kapitale von 50,000 fl. in 4½ prozentigen k. k. österreichischen Staatspapieren fundirte Anstalt steht unter dem Schutze der Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und ist der Oberaufsicht des kaiserlich österreichischen Consulates in Jerusalem empfohlen.

Kuratoren der Anstalt

sind die jeweiligen Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde in Wien.

Die Aufgabe der Anstalt

ist eine doppelte:

eine religiös geistige,
eine materielle,

und zwar der mittellosen israelitischen Jugend Unterricht zu ertheilen und den armen Kindern Kost und Kleidung zu verabreichen.

Die Zahl der Aufzunehmenden.

Aufgenommen werden 40 Kinder, 20 interne, welche Kost und Kleidung erhalten, 20 externe, die nur am Unterrichte theilnehmen.

Bedingungen der Aufnahme.

Bei der Aufnahme sind zu berücksichtigen:
Kinder österreichischer Unterthanen,

... oder mutterlose, } Waisen,
...erlose,
...tterlose
...ne Kinder überhaupt.
...icher Berechtigung entscheidet das Loos.

Unterrichtsgegenstände.

...inder erhalten Unterricht:
...n der Religion,
...n den Elementargegenständen, vorläufig in der hebräischen und arabischen Sprache, denen sich später die deutsche und italienische anschließen sollen,
...m Schreiben,
...m Rechnen,
...in Naturlehre, Geografie u. dergl.

Dauer des Unterichtes.

... Kinder, die in einem Alter von wenigstens 5 Jahren sein ...erweilen 3 Jahre in der Anstalt, nach welcher Zeit sie An...um machen.

Lehrer und Verwalter.

... fungiren zwei Lehrer an der Anstalt:
Ein Oberlehrer und
ein Unterlehrer.
...er erstere ist verpflichtet, den höhern Unterricht zu ertheilen, ...edern zu überwachen, die Ordnung der Anstalt zu erhalten, die ...mie zu leiten und durch seine Gattin, wenn er verheirathet ist, ...üche besorgen zu lassen. Der Unterlehrer fungirt als Gehilfe ...t dem Oberlehrer untergeordnet.

Dienerschaft.

Ein Pförtner bewacht das Haus, hat für die Reinlichkeit dessel...u sorgen und ist in der Küche angewiesen, rücksichtlich des Was...höpfens, der Feuerung u. s. w. mitzuhelfen.

Das leitende Comité

...eht aus 5 Personen und überwacht unmittelbar die Anstalt.

Ein vom Comité gewähltes Mitglied führt den Vorsitz und ... Kasse.

Ein Controleur unterfertigt die Quittung mit, gegen welche beim ...iserlichen Consulate die Monatquote erhoben und ebenso die Jahres...chnung revidirt wird.

Zwei Mitglieder überwachen den Unterricht, die Moral der Zöglinge u. ſ. w.

Das Comité hält jeden 15. und letzten des Monats eine Sitzung, bei welcher die Majorität der Stimmen entſcheidet.

Das Comité veranſtaltet mit Ende jeden Semeſters eine öffentliche Prüfung und verfaßt einen raiſonnirenden Bericht über die Leiſtungen und den Stand der Anſtalt mit jedem Jahresſchluſſe an die Kuratoren in Wien, dem zugleich die Jahresrechnung beigegeben wird, ſowohl über die kurenten, als außerordentlichen Ausgaben, die jedoch niemals die Zinſen des Stiftungskapitals überſteigen dürfen.

Das Comité haftet für die ihm übergebenen und in einem Verzeichniſſe namhaft gemachten Gegenſtände: Silbergeräthe, Geſchirr, Bücher, Bilder u. ſ. w. — Das Verzeichniß iſt vom Comité unterfertigt und beim kaiſerlichen Conſulate niedergelegt.

Wichtige Gegenſtände, als Lokalveränderung, Wahl des Oberlehrers, Veränderungen im Comité ſind beim kaiſerlichen Conſulate mitzutheilen.

Sollte dieſes jedoch anderer Anſicht und eine Vereinigung der Stimmen nicht möglich ſein, ſo iſt ein motivirendes Protokoll aufzunehmen und der Gegenſtand den Kuratoren in Wien zur Entſcheidung vorzulegen.

Auflöſung der Anſtalt.

Sollte die Anſtalt dem Sinne und dem Willen der Stifterin innerhalb dreier Verſuchsjahre nicht entſprechen, ſo ſteht es ihr zu, den Stiftungsbetrag dem in ihrem Stiftsbriefe näher bezeichneten Zwecke (Stiftungen für Studirende in Prag und in Wien) zuzuführen, etwa noch eine Verſuchszeit zu beſtimmen.

Die Genehmigung der vorliegenden prov. Statuten iſt ſowohl von der Stifterin als von den Kuratoren abhängig und der Entſcheidung der kaiſerlichen öſterreichiſchen Regierung vorzulegen und Sanktion zu erbitten.

Das leitende Comité

beſteht derzeit aus den Herren:

David Chazan,
Stellvertreter des Chacham Baſchi in Jeruſalem. Vorſitzer und Kaſſirer.

Dr. Fränkel Simon,
Direktor des Monteſioreſchen Dispenſatory.

Mejuchas Mordachai,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jeruſalem. Aufſicht des Unterrichts und der Moral.

Dr. Neumann Bernhard,
Direktor des Rothſchild'ſchen Hospitals. Controleur und Sanitäts-aufſicht.

Panegel Meyer,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jeruſalem. Aufſicht des Unterrichts und der Moral.

Lehrer- und Dienstpersonal.

Herr Perez Moschon, Oberlehrer und Verwalter.
„ Moreno Chajim, zweiter Lehrer.
Moschin Senior, Pförtner.

Eine Instrukzion

für die beiden Lehrer und den Pförtner wird von dem löbl. Comité gegeben; ebenso die Schulordnung, zu welcher hier nur bemerkt wird, daß ein Knabe, der 3 Tage von der Schule wegbleibt, d. h. 3 mal ohne eine genügende Entschuldigung vorzubringen, ausgeschlossen wird und die ihm gegebene Kleidung abzunehmen ist.

Für den Ausgeschlossenen findet sofort die Aufnahme eines andern Knaben statt.

Jerusalem, 4. Juli 1856.

Dr. L. A. Frankl.

Folgen die Unterschriften der Comitémitglieder.

Zum Schlusse.

Ehe ich diese Blätter schließe, drängt es mich, dem tiefgefühlten Danke Ausdruck zu geben, den ich vor Allem dem hohen k. k. österreichischen Ministerium des Aeußern, vielen hohen und bedeutendsten Persönlichkeiten schulde, die durch eindringliche Empfehlung mich unterstützt haben, die mir gewordene Aufgabe glücklich zu lösen, eine humanitäre und geistige Anstalt ins Leben zu rufen.

So möge denn eine Schule, die zum ewigen Andenken des edlen Mannes, dessen Namen sie führt, blühen und Früchte tragen, wie sie zugleich ein Monument für die großmütige, edle und fromme Stifterin ist.

Sie wird bestehen und gedeihen, geschützt von Oesterreich, dessen Beruf es ist, die Kultur nach Osten zu tragen.

Der kleine Widerstand, den die Gründung gefunden hat und welcher selbst nur künstlich hervorgerufen war, ist verschwunden, und laut Mittheilungen des kaiserlichen Generalconsuls, Herrn Grafen Pizzamano bewerben sich bereits ehemalige Widersacher um die Aufnahme ihrer Kinder. Der amtliche Bericht lautet nach nunmehr zweijährigem Bestande der Anstalt vollkommen befriedigend, und nur der eine Wunsch wird lebhaft ausgesprochen, daß das Stiftungskapital durch Wohlthäter, denen die Bildung und Erziehung ihrer Glaubensgenossen,

haben zwei dortige geehrte Gemeindemitglieder jeden
gewidmet und ein drittes Gemeindemitglied für die
Testamente großmüthig bestimmt.

Jeder an die Kuratoren der Anstalt, das ist an
israelitischen Kultusgemeinde in Wien gelangende
dem besten Danke angenommen und ordnungsmäßig
kapitale zugefügt.

Wien, im Mai 1859.

Fr